3 1761 06209493 3

Reinhold Lachs
1921

DAS WESEN DER PSYCHIATRISCHEN ERKENNTNIS

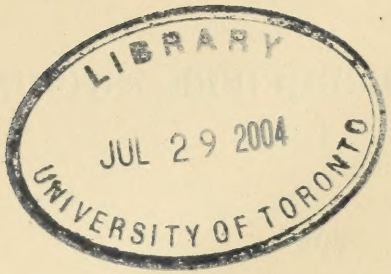
BEITRÄGE ZUR ALLGEMEINEN PSYCHIATRIE

I

VON

DR. ARTHUR KRONFELD

BERLIN
VERLAG VON JULIUS SPRINGER
1920



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright 1920 by Julius Springer in Berlin.

MEINEM LEHRER

HUGO LIEPMANN

GEH. MED.-RAT, ORD. HON.-PROFESSOR DER PSYCHIATRIE
AN DER UNIVERSITÄT BERLIN, DR. MED. ET PHIL.

IN HERZLICHER VEREHRUNG
UND DANKBARKEIT
GEWIDMET

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Vorbereitende Einführung in die allgemeinen erkenntniskritischen Grundlagen.

Metaphysikfreie Naturforschung? 13
Erkenntnistheorie oder Vernunftkritik? 21
Geleitworte zum zehnjährigen Bestehen der neuen Frieschen Schule (1913) 46
Windelbands Kritik am Phänomenalismus und die Aufgaben der Psychologie im Ganzen der Erkenntnis 66

Hauptteil.

Ein Rundblick über Gegenwartsströmungen der deutschen psychiatrischen und psychologischen Forschung.

1. Der Sieg der heterologischen Forschungstendenzen in der Psychiatrie 89
2. Das autologische Chaos in der gegenwärtigen Psychiatrie und der Ausweg 97
3. Die Problematik in den Fundamenten der gegenwärtigen Psychologie 102

Über die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Psychologie, insbesondere die Probleme der psychischen Kausalität.

1. Einführung in die psychiatrisch-praktische Notwendigkeit psychologischer Theorie 113
Die klinische Praxis der Psychiatrie ist psychologisch fundiert . . . 113
Ist die psychologische Diagnostik heuristisch oder theoretisch begründet? 114
Das Kriterium des Symptomatischen ist nicht zufällig 115
Es ist nur aus psychologischer Theorie zu entwickeln 116
Das Problem des Wissens von fremdem Psychischen 116
Psychologisches Gesetz und symptomatische Analyse 117
Praktische Grenzen der Tragweite theoretischer Psychologie . . . 118
Die Zersplitterung der psychologischen Theoretik ist kein Argument gegen deren Notwendigkeit 118
Philosophischer Ausgangspunkt der psychologischen Theorie . . . 120

Seite

2. Allgemeine Grundlegung der Wissenschaftstheorie des Psychischen. Beginn der Kategorienlehre für die Psychologie 121

Wissenschaftstheorie und Kritik der Erkenntnis von Psychischem . 121
Theorie und Phänomenologie. Arten der Theorie 123
Die Kategorienlehre als Inhalt der Wissenschaftstheorie 127
Die Anwendung der Kategorien in der Psychologie 128
Die Temporalität als kategoriales Schema 130
Hieraus ableitbare Kriterien des Psychischen 131
Das reine Selbstbewußtsein als kategoriales Schema 132
Ableitungen aus dem Moment der Qualität 133
Ableitungen aus dem Moment der Quantität 134

3. Das Problem der Substantialität des Seelischen 136

Sonderstellung der Relationskategorien 136
Die Kategorie der Substanz und der Begriff Seele 136
Tätigkeit als Wesensmerkmal des Seelischen 138
Spontaneität und Rezeptivität des Seelischen 139
Parallele Merkmale des Organismenbegriffs 140

4. Einführung in die Probleme der psychischen Kausalität. Der Begriff der psychischen Funktion 142

Präzisierung des Standpunktes zum Kausalproblem 142
Ursache und Kraft 144
Modifikation des Kraftbegriffes im Psychischen 144
Der Funktionsbegriff im Psychischen 145
Das Prinzip der Unterscheidung von psychischen Funktionen . . . 147
Erörterung von Einwänden 149
Gegen die Konzeption des Begriffes der Funktion 150
Gegen die Vielzahl psychischer Funktionen 150
Über die Annahme einer einzigen psychischen Kraft 152
Das Wundt-Herbartsche Argument: den Funktionsklassen entspricht keine konkrete Wirklichkeit 153
a) Die Unvermeidlichkeit von Abstraktion in der Wissenschaft . . 153
b) Verwechselung von Abstraktion und Induktion beim Wundt-Herbartschen Einwand 155
c) Das Kriterium der Realität von psychischen Klassen liegt in der leitenden Maxime ihrer Bildung 156
d) Die Möglichkeit einer natürlichen Systematik von Funktionen 157
Vorläufiges Ergebnis 159

5. Weiteres über die Probleme der psychischen Kausalität. Der seelische Zusammenhang und das Unbewußte . . . 160

Kausalität und seelischer Zusammenhang 160
Der Begriff des Reizes 161
Potentielle Bereitschaft und auslösende Bedingung 161
Die Kategorie der Wechselwirkung im Psychischen 162
Die weiteren theoretischen Probleme des seelischen Zusammenhanges 164
Bewußtsein und seelischer Zusammenhang bei Lipps 164

Seite

Der reale psychische Zusammenhang im Unbewußten bei Lipps . . 165
Kritik der Lippsschen Theorie 166
Der Begriff des Unbewußten 169
Erste Abgrenzungen des Begriffs 170
Das Problem der Reproduktion und ihrer theoretischen Möglichkeit 171
Widerlegung von Bedenken gegen die Zulässigkeit der Konzeption des Unbewußten 173
Über die Möglichkeit positiver Bestimmung des Unbewußten . . . 175
Nochmals Unbewußtes und psychische Realität 176
Freud 177
Ergebnis der Untersuchungen über das Unbewußte 177

6. Die Reize und die allgemeinen Bedingungen psychischer Dynamik 180

Der Reizbegriff und seine Merkmale 180
Reiz und Disposition 181
Arten der Reize 182
Die dynamische Verknüpfung des psychischen Geschehens 184
Die Rolle der Assoziation 187
Der psychische Ablauf 188

7. Die Erkenntnis der Individualität und ihre wissenschaftstheoretischen Grundlagen. Erster Teil 190

Übersicht über die Problemlage 190
Persönlichkeitsbegriff und Naturwissenschaft. Individuelle Kausalität? 191
Die Erkennbarkeit des Individuellen als Problem 192
Der Lösungsversuch der Geisteswissenschaft bei Rickert 194
Rickerts Analyse der naturwissenschaftlichen Erkenntnis 195
Rickerts Analyse der psychologischen Erkenntnis 202
Rickerts Analyse der historischen Erkenntnis. Seine Lösung der Erkenntnis des Individuellen 213

8. Die Erkenntnis der Individualität und ihre wissenschaftstheoretischen Grundlagen. Zweiter Teil 222

Individualität und Typus; die idealtypische Begriffsbildung . . . 222
Individuelle Kausalität und Gesetz 225
Individualität als kategoriale Erkenntnisform 227
Die Lösung des Individualitätsproblems 229

9. Bemerkungen zum Problem der Willensfreiheit und ihrer Vereinbarkeit mit der Naturbestimmtheit psychischen Geschehens 231

Psychologische und transzendentale Freiheit 231
Die Antinomie von Freiheit und Gesetz 232
Logische Zergliederung der Voraussetzungen der Antinomie 233
Schließt die Naturgesetzlichkeit des Geschehens dessen vollständige Bestimmtheit ein? 234
Die Auflösung der Antinomie 235

Seite

Prolegomena zur allgemeinen Psychiatrie als strenger Wissenschaft.

Die allgemeine Psychiatrie und die psychiatrische Gesamtforschung 237
Der theoretische Charakter der allgemeinen Psychiatrie 242
Argumente für den praktischen Nutzen theoretischer Untersuchungen in der allgemeinen Psychiatrie 245
Abwehr der Ausschließlichkeit somatologischer Einstellungen in der allgemeinen Psychiatrie 247
a) Vom Standpunkte der Psychologie aus 247
b) Vom Standpunkte der Klinik aus 249
Die allgemeine Psychiatrie als Logik und Wissenschafts-Lehre der Psychiatrie 255
Die praktischen Aufgaben der Psychiatrie und der Nachweis der immanenten Notwendigkeit ihres Wissenschaftscharakters 260
Über die Rede von der Psychiatrie als Kunst 261
Einführung in die Problematik des Wissenschaftsbegriffes 265
Zum Begriff des Wissens 267
Wissen und Wissenschaft 270
Der Wissenschaftsbegriff der Psychiatrie 273
Einige Schwierigkeiten der Anwendung des Wissenschaftsbegriffes auf die psychiatrische Materie 274
Probleme des Wissens vom Seelischen 277
Psychiatrie als Geisteswissenschaft — eine mögliche Fragestellung? 282
Allgemeiner Rahmen für die vorliegenden Untersuchungen 284
Anhang: Bemerkungen über immanente theoretische Kritik an konstruktiven Hypothesen in der Psychologie 289

Grundlinien der Phänomenologie und deskriptiven Theorie des Psychischen.

Zur Einführung 303
1. Erlebnis und seelische Funktionen (heuristische Entwicklung der phänomenologischen Grundbegriffe) 308
Vorbegriffliche Umschreibung der phänomenologischen Einstellungsweise 308
Die Konzeption des Erlebnisbegriffes bei Dilthey 315
Die Entwicklung des Erlebnisbegriffes bei Lipps 318
Einige Korrekturen am Erlebnisbegriff 325
Allgemeines über assoziative Strukturen 330
Psychische Erscheinungen, Funktionen und Akte 337
Akte und „Bewußtsein“ 341
Akte und „Ich“ 343
Akte und Nichtakte 343
Zur Systematik der Aktklassen 344
Akt und Gegenstand 345
Ichvorstellung und Intention 345

Seite

Qualität und Materie der Intentionen 346
Die Erlebbarkeit von Akten 349

2. Zum Problem des Wissens von Fremdpsychischem 350

3. Erlebnis und Erkenntnis (Entwicklung des Verhältnisses der Phänomenologie zur psychologischen Theorie) . . . 364

Zwei Grundprobleme im Begriff der Phänomenologie . . 364

a) Der Begriff der Tatsache im Psychischen 366

Die Einmaligkeit des Psychischen 366
Die zeitliche Kontinuität des Psychischen 365
Erlebnis als Geschehen und als Bewußtseinsform 368
Der Bewußtseinscharakter psychischer Tatsachen. Der „innere Sinn“ 369
Die Anschaulichkeit psychischer Tatsachen 374
Noch einmal der Erlebnisbegriff 375

b) Phänomenologie als psychologische Wissenschaft . . 378

Die Phänomenalität der Erlebnisse 378
Beschreibung und Abstraktion 381
Anwendung auf die Erkenntnis des fremden Ich 384
Abstraktion und induktive Theorie im Psychischen 386
Die Stellung der Phänomenologie in der Psychologie 394

4. Die phänomenologischen Aufgaben in der Psychiatrie nebst Bemerkungen über die Krankheits- und Symptombegriffe derselben 396

a) Die psychologisch-klinischen Fragestellungen und ihre phänomenologische Zuspitzung 396

b) Die pathologische Intentionalität 412

Zur Theorie und Logik psychopathologischer Typenbildung und ihres Verhältnisses zur Soziologie, insbesondere Kriminologie.

Vorbemerkung 421

1. Einige Bemerkungen über den Begriff des Krankhaften im Seelischen und die logische Struktur psychopathologischer Typenbildung 423

2. Paradigmatische Erörterung der theoretischen Probleme des sog. moralischen Schwachsinns 431

3. Das soziale Moment als Kriterium psychischer Typik . . . 454

Über den Begriff der Reaktivität 454
Über den Begriff der Milieuabhängigkeit 467

Jakob Friedrich Fries und die psychiatrische Forschung 473

Einleitung.

„Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist." Goethe.

„Auf die Möglichkeit einer Synthese kommt es an, dann wird jede Fülle spielend bewältigt. Ein entleerter, gewaltsam vereinfachter Begriff ist um nichts anziehender als ein analytisches Chaos, dem das einigende Band fehlt. Aber wir haben die Einheit in der Hand, und so kann uns die Komplexität des Inhaltes nicht schrecken. Karl Camillo Schneider.

Die im folgenden niedergelegten Gedanken sollten ursprünglich in der Homogeneität eines geschlossenen systematischen Werkes aufgehen. Seit langen Jahren wissen mich meine Freunde mit einer systematischen Darstellung beschäftigt, welche allgemeine Psychiatrie als Wissenschaft, im Sinne einer logisch, theoretisch und methodologisch durchgebildeten Disziplin an die Stelle der bisherigen bloßen heuristischen Materialanhäufungen mit ihrem klinisch-konventionellen Charakter setzen sollte. Der Krieg, welcher mich an die Front führte, unterbrach die Arbeit an diesem Werke für fast 5 Jahre. Und für den Zurückgekehrten ergäbe sich nun die kaum zu erfüllende Notwendigkeit, aufs neue von Grund auf anzufangen und wieder aufzubauen, was so lange verschüttet und brach gelegen war. Dennoch erschiene es mir als ein Verlust, wenn es dem Zufall dieses persönlichen Geschicks anheimgestellt bleiben soll, ob wenigstens die leitenden Ideen und Gesichtspunkte jener streng wissenschaftlichen allgemeinen Psychiatrie in die zeitgenössische Forschung zu gelangen vermögen oder nicht. Deshalb habe ich mich entschlossen, die Ganzheit jenes geplanten größeren Werkes aufzulösen, um seinen Grundgehalt wenigstens in vorläufiger Form zu retten. So ist das vorliegende Buch, wenn es auch sachlich in sich abgeschlossen ist, in seiner äußeren Form eine Sammlung von einzelnen Abhandlungen geworden, welche die durchgehende und einheitliche Struktur des gedanklichen Aufbaues, in den sie als einzelne Teile eingefügt sind, zwar erkennen lassen, aber nicht zur Schau tragen. Ich hoffe jedoch, daß auch diese vorläufige Form der Darstellung ihre Absicht voll erreicht.

Was alle die einzelnen Arbeiten dieses Buches innerlich verbindet, ist, abgesehen von ihrem Gegenstandsbereich, dem Problem der Erkenntnis in der Psychologie und Psychiatrie, das innere Zentrum, von welchem aus dieses Problem angefaßt und bearbeitet worden ist. Dieses innere Zentrum in seiner ganzen Bedeutsamkeit

für die psychiatrische Forschung zu beleuchten, ist der wesentliche Zweck dieses Buches.

Es leitete mich bei seiner Zusammenstellung der Gedanke, nicht so sehr materiale und faktische Einzeluntersuchungen zur Darstellung zu bringen, als vielmehr alle diejenigen methodologischen, logisch- und theoretisch-fundierenden und kritischen Gedankengänge und Entwicklungen mit präziser Begründung zu versehen, durch welche psychiatrisch-psychologisches Denken ermöglicht, gesichert und zum Range wirklicher Wissenschaft erhoben zu werden vermag. Es schwebte mir als Leitidee vor, die Logik der Psychiatrie und ihre Wissenschafts- und Erkenntnislehre, wenn auch noch nicht mit systematischer Geschlossenheit und Strenge, so doch implizit an der Hand ihrer grundlegenden Anwendungsweisen zu entwickeln.

Dies Buch erfordert also vom Verfasser wie vom Leser, sich intensiv innerhalb desjenigen Forschungsinstitutes für Psychiatrie und verwandte Gebiete zu betätigen, welches ein jeder von uns mit sich herumträgt: des denkenden Geistes. Dieser Geist wahrhaften psychologischen Denkens und Erfassens in seiner Tragweite und Bedeutung für die psychiatrische Gesamtforschung soll zu intensiverer, strengerer, schulmäßigerer und verantwortlicherer Arbeit hingeleitet werden, als unser Fachgebiet sie bisher kannte und zuließ, wo gerade die psychologischen und psychopathologischen Begriffsbildungen und Konzeptionen nur zu oft so beschaffen waren, daß sie einem Vertreter exakter Wissenschaften mit Recht den Eindruck befremdlicher Oberflächlichkeit, subjektiver Willkür, konventioneller Schematik, unpräzisen und verantwortungslosen Geredes machen mußten. Dieses Streben nach größtmöglicher Eindeutigkeit und Präzision in allen Ableitungen und Begründungen, Begriffen und Terminis belastet naturgemäß die Geduld des Lesers erheblich. Es ist aber nicht Selbstzweck, sondern seinerseits nur wieder ein Ausdruck jenes inneren Zentrums, jener verborgenen und doch deutlichen Einheit, welche auch sachlich die Materien dieses Buches umfängt. Diese Einheit ist — in ihrer erkenntniskritischen Zuspitzung — letzten Endes eine »philosophische«, eine weltanschauliche: die des kritischen Idealismus der Kantisch-Friesschen Lehre. Sie präjudiziert natürlich in absolut keiner Weise den Gehalt aller empirischen Forschung; das würde ihrem Wesen widersprechen; wohl aber ist sie eine Einheit der Prinzipien und der regulativen Maximen, der Methoden und kritischen Stellungnahmen denkender und forschender Empirie auch auf unserem Gebiete. Vor allem aber ist sie eine Norm der Gesinnung, mit welcher an die Erfassung psychologischer und psychiatrischer Probleme herangegangen werden sollte.

Wenn ich das Ziel und gleichsam die Idee dessen bezeichnen darf, was mir bei der Abfassung des vorliegenden Buches vorgeschwebt hat, und den Geist und die Gesinnung, aus der heraus diese Unter-

suchungen entstanden sind, so möchte ich mich dazu der Worte eines unserer unsterblichen Führer bedienen. Rudolph Hermann Lotze schrieb im ersten Buche seiner medizinischen Psychologie (Leipzig 1852) die folgenden Sätze: »Die Erkenntnis des Seelenlebens hat in größerem Maße als andere Wissenschaften, und in eigentümlicher Weise gelitten. In der Tat dürfen wir uns auf diesem Gebiete das innigste und eindringendste Verständnis fast mit demselben Recht zuschreiben, mit welchem wir die Unmöglichkeit beklagen, gerade diesen Besitz in wissenschaftlichen Formen festzuhalten. Von frühester Kindheit an führt uns die Umgebung unzählige Wahrnehmungen geistigen Lebens zu; aber mancherlei Wünsche des Gemüts und die Triebe der Selbsterhaltung zeitigen aus ihnen mit allzu großer Beschleunigung jenen Instinkt unmittelbarer Menschenkenntnis, der sogleich den nutzbaren Gewinn seiner Wahrnehmungen zu verfolgen eilt. Mit dem schnellen Anwuchs dieser praktischen Klugheit vermag die wissenschaftlichere Neigung des Verstandes, das Beobachtete auf seine ersten Quellen zurückzuführen, niemals gleichen Schritt zu halten. Und so erneuert sich zwar in dem Lebenslaufe jedes einzelnen die rasche Ausbildung einer mehr oder minder gehaltvollen Kenntnis des geistigen Lebens, und die Lücken individueller Erfahrung ergänzend, haben die Überlieferungen der Geschichte und die Werke der Kunst einen Reichtum psychologischer Anschauungen um uns aufgehäuft, deren umfassende Mannigfaltigkeit und eindringende Feinheit wenig zu begehren übrig läßt. Aber diese lebendige Menschenkenntnis ist dennoch weder Wissenschaft, noch geeignet eine solche aus sich zu entwickeln.

Zwar entspringen gewiß auch aus ihr für jedes nachdenkliche Gemüt allgemeine Gesichtspunkte und zusammenfassende Ansichten genug, aber sie unterscheiden sich völlig von dem, was eine Wissenschaft anstreben würde . . . Auf schwebenden Grundlagen ruht jene lebendige Menschenkenntnis; und so wenig wir hoffen dürfen, ihren praktischen Blick jemals durch wissenschaftliche Überlegungen zu ersetzen, so wenig vermag sie selbst die Aufgaben der Wissenschaft zu lösen oder ihrer Lösung auch nur in genügender Weise vorzuarbeiten. Jenes Innere der Seele, das der Pädagog nach bestimmten Zwecken auszubilden, dessen krankhafte Störungen der Arzt, dessen sittliche Verirrungen der Seelsorger zu heilen unternimmt, bleibt in seinem eigentlichen Wesen und in den ursprünglichen Gesetzen seines Wirkens ihnen allen unbekannt. Mit instinktiver Sicherheit bewegen sie sich in einem Kreise der zusammengesetztesten Ereignisse, die auf ihre unzähligen Bedingungen zurückzuführen die Wissenschaft, selbst im Besitze der festesten Prinzipien, verzweifeln müßte; manche Gewohnheiten ferner des Ineinandergreifens geistiger Tätigkeiten wissen sie den Beobachtungen geschickt genug zu entlehnen, aber die wesentlichste Frage lassen sie unberührt, die nach den elementaren Kräften, auf deren Wirksamkeit und

Verbindung die Möglichkeit aller dieser Gewohnheiten allein beruht. Neben dem feinsten Verständnis menschlicher Charaktere im Leben und neben der schärfsten Zeichnung derselben in den Werken der Kunst pflegt daher doch selbst ein gebildetes Zeitalter gewissen Grundvorstellungen über die Natur des geistigen Wesens zu folgen, über deren Roheit es selbst erschrickt, sobald eine empirische Psychologie ihm die Summe derselben in wissenschaftlicher Allgemeinheit vorhält und abgelöst von dem bestechenden Reichtum spezieller Anschauungen, die allein in der lebendigen Anwendung ihre gänzliche Unzulänglichkeit verdeckten.

Dasselbe geistige Dasein nun, welches jene lebendige Kenntnis so fein in seinen letzten Verzweigungen und so gar nicht in seinen Wurzeln versteht, hat freilich stets auch den geordneten Angriffen der wissenschaftlichen Untersuchungen offengestanden. Aber ein doppeltes Mißgeschick hat auch diese ernstlichen Bestrebungen der Erklärung immer verfolgt. Zuerst hat die überwältigende Wichtigkeit des Gegenstandes jedes Zeitalter gedrängt, mit oft unzulänglichen Erkenntnismitteln eine abschließende Ansicht über ihn zu suchen. Wie sehr nun auch zur Beurteilung vieler Seiten des geistigen Lebens die nötigen Grundlagen nur in dem Innern des Geistes selbst liegen und daher dem Scharfsinn menschlicher Erkenntnis stets zugänglich sein müßten, so wird doch seine vollständige Auffassung nie ohne jene klaren naturwissenschaftlichen Anschauungen möglich sein, die im Verlaufe unserer Bildung sich bekanntlich spät und allmählich entwickelt haben. Im Angesicht so vieler mißlungener Versuche, das geistige Leben zu erklären, dürfen wir deshalb die Hoffnung doch nicht aufgeben, wenigstens in bezug auf die enger begrenzte Frage, welche den Gegenstand unserer folgenden Betrachtungen bilden wird, glücklicher zu sein . . .

Es ist daher nicht sowohl die eigene Dunkelheit des Gegenstandes, die wir scheuen, als vielmehr jenes andere Mißgeschick, dem, wie wir erwähnten, die Versuche psychologischer Erklärung stets ausgesetzt gewesen sind. In jener lebendigen Menschenkenntnis sind wir mit den Erscheinungen des Seelenlebens äußerlich zu bekannt geworden, um noch gern zu glauben, die Wissenschaft wisse über sie mehr Aufklärung zu geben, als unsere unerzogenen Reflexionen bereits enthalten. Wie jeder andere Kreis von Erfahrungen, so ist auch der, den wir über psychische Erscheinungen uns gesammelt haben, durch die unablässige Tätigkeit halb unbewußter Überlegungen mit einer unfertigen Metaphysik allenthalben versetzt. Jene äußerliche Vertrautheit aber mit den Phänomenen des geistigen Lebens trägt die Schuld, daß wir gerade auf diesem Gebiete die Vorurteile jener unregelmäßigen Erklärungsversuche mit viel größerer Hartnäckigkeit, als sonstwo, den Behauptungen gegenüberstellen, welche eine be-

sonnene Spekulation geltend zu machen hat. Vieles erscheint daher der allgemeinen Meinung als eine klare und brauchbare Hypothese der Erklärung, was jede philosophische Theorie als eine völlig unmögliche Verkehrtheit zurückweisen muß; manches gilt umgekehrt jener fragmentarisch gebildeten Ansicht als unlösbares Rätsel, was die wissenschaftliche Auffassung als einfach und erledigt betrachten darf. So hat jener unangenehme Zustand der Dinge sich gebildet, daß zwar jeder zugibt, die Entscheidung physikalischer Fragen hänge von der genauen Kenntnis unbestreitbarer Grundsätze ab, daß dagegen der Bereich psychologischer Untersuchungen fast für ein vogelfreies Gebiet gehalten wird, in welchem bei dem Mangel aller festen Gesetze und der Unmöglichkeit sicherer Ergebnisse jeder den Einfällen folgen dürfe, die ihn am meisten anmuten. Zwar müssen wir zugeben, daß hier wie in allen Wissenschaften, einzelne unentscheidbare Fragen sich finden, deren Beantwortung für jetzt einem subjektiven Gefühl des Richtigen anheimgestellt bleiben muß; nicht minder aber können wir das Vorhandensein ebenso sicherer Grundsätze behaupten, als sie irgendeiner anderen Wissenschaft zu Gebote stehen. Der Genialität unserer Forscher mag das schöne Verdienst beschieden sein, diesen Grundsätzen durch individuellen Scharfsinn eine Reihe wichtiger Anwendungen abzugewinnen; in bezug auf die Grundsätze selbst dagegen müssen sie mit Aufgebung subjektiver Neigungen sich zu der aufrichtigen Stellung eines Lernenden verstehen.

Indem wir nun den Versuch wagen wollen, den Zusammenhang des geistigen Lebens in jenen Grundlagen zu schildern, die der Heilkunst von Wert sein können, müssen wir hoffen, daß eine ausdauernde Teilnahme unserer Leser die Ungunst der Stellung überwinden werde, in der sich alle solche Bestrebungen gegenwärtig befinden. Wir sehen uns einem Gegenstand gegenüber, dessen erste Frische längst durch unzählige vereinzelte und mißglückte Versuche seiner Erforschung für uns verloren ist; der Zugang zu dem ferner ‚was wir als feststehend und weiterer Entwicklung fähig behaupten möchten, steht uns nur nach dem langen Wege einer erschöpfenden Kritik jener Vorurteile offen, die sich verwirrend um diese Fragen angesammelt haben; endlich ist, was wir als das Wahre vertreten wollen, nicht eine jener extremen und kapriziösen Ansichten, die gegenwärtig am meisten Hoffnung haben, die erschlaffte Empfänglichkeit für die Behandlung dieser Gegenstände wieder aufzustacheln. Unsere Absicht ist es vielmehr, eine Auffassung des Seelenlebens zu entwickeln, die den Anforderungen naturwissenschaftlicher Anschauungen ebenso vollständig Genüge leistet, als sie andererseits unverkümmerten Raum läßt für die Anknüpfung jener geisteswissenschaftlichen Reflexionen, deren gleiches Recht an unseren

Gegenstand zu leugnen wir der Leidenschaftlichkeit unserer Zeit nicht zugestehen dürfen. Wir wollen versuchen, diese allgemeinen Grundlagen der psychologischen Untersuchungen hier zusammenzufassen, ohne Bildung und Sprache einer bestimmten philosophischen Schule vorauszusetzen, aber gleichzeitig auch ohne den Zusammenhang mit jenen Elementen der Bildung zu verlieren, die außer der Physiologie das menschliche Nachdenken bewegen, und deren Einfluß der Naturforscher sich weder im Leben noch in der Wissenschaft zu entziehen vermag, oder versuchen soll.«

Der Gesamtumfang des vorliegenden Werkes ist auf drei Bände berechnet. Der erste Band behandelt, in einer völlig in sich abgeschlossenen Weise, den Wissenschaftscharakter, die Geltungsgrundlagen und die Erkenntnismethoden der allgemeinen Psychiatrie, sofern sie Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit erheben. Er enthält also irgendwelche materiale psychiatrische Einzelarbeit noch nicht. Dies sei sogleich bemerkt, um Enttäuschungen vorzubeugen; es soll aber damit nicht gesagt sein, daß sein Inhalt für den psychiatrischen Denker und Forscher unwesentlich sei. Das Gegenteil ist meine feste Überzeugung. Der zweite Band wird die materiale Durcharbeitung der psychischen Reihe von Daten, der dritte die im weitesten Sinne psychophysischen und außerpsychischen Problemgebiete behandeln, die im Bereich der Psychiatrie bestehen.

Dem hier vorliegenden ersten Bande habe ich einen vorbereitenden Teil vorangeschickt, welcher eine Einführung des Lesers in die allgemeinen erkenntniskritischen Grundlagen gibt, auf denen sich das Fundament der eigentlichen theoretischen, phänomenologischen und methodologischen Gedankengänge erhebt, welche ich für den Wissenschaftscharakter der allgemeinen Psychiatrie als notwendige und hinreichende Bedingungen erachte. Dieser erste vorbereitende Teil ist es nun besonders, welcher unter der Ungunst meines persönlichen Geschickes in seiner äußeren Form zu leiden hatte. Geplant war, ihm eine systematisch geschlossene Form strenger Ableitungen zu geben. Diese Absicht zu verwirklichen, mußte ich aufgeben. An ihre Stelle habe ich einige synoptische, kritische und polemische Ausführungen zur philosophischen Erkenntnislehre setzen müssen; ein Teil derselben ist, freilich in wesentlich anderer Form, schon an anderen Stellen teilweise schon vor einem Jahrzehnt von mir veröffentlicht worden. Wenn ich es dennoch nicht aufgegeben habe, diesen vorbereitenden Teil allgemeiner erkenntniskritischer Erörterungen überhaupt in dies Werk aufzunehmen, so liegt hierfür ein doppelter Grund vor: Einmal nämlich soll durch ihn das Interesse für scharfe und präzise Fragestellungen gerade auf diesem allgemeinen Gebiet mehr geweckt werden, als dies beim praktisch-psychologischen und psychiatrischen Leser oftmals der Fall ist, der in der Erkenntnislehre sich entweder gerne durch einen Wust von historischer Gelehrsamkeit oder durch schwungvoll vorgetragene

geistreiche Gedanken gefangen nehmen läßt. Weder das eine noch das andere ist wesentlich: es kommt ganz einfach auf richtiges Denken an; dies und nichts anderes soll an den Ausführungen des vorbereitenden Teils dargetan werden. Der zweite Grund der Voranstellung dieses erkenntniskritischen Teiles ist, die allgemeinen Grundlagen zu schaffen, welche uns zur wissenschaftlichen Bearbeitung unserer eigentlichen psychiatrischen Probleme festen Halt und Standpunkt gewähren.

Was ich bei den Gedankengängen dieses Teiles meinem Freunde Leonard Nelson, als dessen Schüler ich mich fühle und freudig bekenne, zu verdanken habe, das wird aus jeder Zeile erkenntlich sein.

Weit wichtiger freilich als dieser vorbereitende Teil ist mir alles das, was in den folgenden eigentlichen Hauptabschnitten dieses Buches gesagt wird. In ihnen glaube ich das Neue zu geben, was in psychiatrischen Erörterungen bisher noch nicht, in psychologischen nur allzu selten zum Ausdruck und zur Formulierung gelangt ist. Zwischen den einzelnen Abschnitten besteht, wenngleich ein jeder von ihnen eine in sich geschlossene und verständliche Abhandlung darstellt, der innigste Zusammenhang. Ein jeder von ihnen führt die Beantwortung des Problemkreises: Wie ist allgemeine Psychiatrie als Wissenschaft möglich? — in bestimmter Richtung weiter; und so wird hoffentlich der Leser am Schluß dieses Buches ein einheitliches Gesamtbild dessen besitzen, was ich grundsätzlich und methodologisch in das psychiatrische Denken eingeführt und an seinen einzelnen Materien verwirklicht sehen möchte. Um dem Leser trotz der hier gewählten äußeren Form der Einzelabhandlungen dieses Verständnis für die systematische Einheitlichkeit der vorgetragenen Gedankengänge zu gewährleisten, bin ich von bestimmten Gesichtspunkten der Auswahl und Anordnung des Problemgebietes ausgegangen. Zuerst gebe ich eine kurze Synopsis des gegenwärtigen Standes der psychiatrischen und psychologischen Forschungstendenzen. Es handelt sich hierbei um eine rein ontologische Zusammenstellung, aber eine solche, die — ohne Rücksicht auf Einzelarbeiten — auf die generelle Problemlage selber eingestellt ist. Aus ihr ergeben sich bereits bestimmte Anhaltspunkte für die zu leistende Arbeit. Diese besteht nun in der systematischen Durchdenkung der zwei Hauptgebiete der Erkenntnisproblematik der Psychiatrie: der Wissenschaftstheorie des Psychischen und der Phänomenologie des Psychischen. Die beiden umfangreichen Studien, welche sich mit diesen beiden Problemkreisen auseinandersetzen, betrachte ich als die Kernstücke des vorliegenden Werkes. Zwischen sie stellte ich einen Entwurf, welcher einige Linien für das allein mögliche Programm einer Grundlegung der allgemeinen Psychiatrie zieht. Ein Anhang zu diesen Prolegomenen jeder allgemeinen Psychiatrie, die mit dem Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit wird auftreten können, beschäftigt sich mit dem Verhältnis immanenter Kritik und deren Bedingungen zu irgendwelchen konstruk-

tiven Hypothesen und sogenannten Arbeitsgesichtspunkten, wie sie gerade in unserer Wissenschaft an der Tagesordnung sind. Dem phänomenologischen und psychologisch-theoretischen Problemgebiet lasse ich am Schluß noch einige Erörterungen folgen über die besonderen phänomenologischen Aufgaben der Psychiatrie, die psychiatrischen Krankheitsbegriffe und die Logik und Theorie des Verhältnisses von Symptom und Krankheit in der Psychiatrie. Hierzu gehören auch Untersuchungen über das Verhältnis deskriptiver und normativer Typenbildungen in der Psychopathologie.

So bereitet dies Buch die Anwendungen seiner logischen, erkenntniskritischen und phänomenologischen Ergebnisse auf die Einzelmaterien unserer Disziplin vor, welche zu geben Aufgabe der späteren Bände sein wird.

Darf dieser Versuch einer Logik der Psychiatrie noch eine negative Charakteristik erfahren, so kann diese durch einen doppelten Gegensatz bezeichnet werden: erstens durch den Gegensatz zur dogmatischen Starre aller konstruktiven Theoreme, welche, oft unerkannt und mit scheinbarer Selbstverständlichkeit, und dann am gefährlichsten, unsere Disziplin durchsetzen; mögen diese Konstruktionen empiristischen, mögen sie geisteswissenschaftlichen Ursprungs sein, welch letzterer gerade neuerdings in den Arbeiten mancher Phänomenologen und Pathopsychologen wieder modern wird. Zweitens durch den Gegensatz zum analytischen Chaos der »reinen Phänomenologie« und ihrer Systemlosigkeit, ihrer Scheintiefe und Geschwollenheit. Welches der positive Ausweg aus dieser doppelten Gegensätzlichkeit ist, dies sagt ausführlich und eindeutig das Buch selber; nur so viel sei bemerkt, daß dieser Ausweg keineswegs der der gegenwärtigen klinischen Nosologie ist, deren konventionalistische Willkür, kritiklose Sammelei und dogmatische Schubfacheinteilung, jedes beherrschenden theoretischen Gesichtspunktes bar, noch immer Orgien feiert. Wir setzen die überragende Leistung eines Kraepelin nicht herab, wenn wir feststellen, daß die Hypertrophie klinischer Gesichtspunkte und Dogmatismen, die in seinem großen Lehrbuch von Auflage zu Auflage wuchs, eben dies Lehrbuch von Auflage zu Auflage verwässert und veräußerlicht hat. Sein Weg ist ganz gewiß nicht der unsrige: Er hat psychiatrische Forschung in die Gefahr konventionalistischer Relativitäten getrieben; er hat Psychiatrie als autochthone Wissenschaft mehr und mehr ausgeschaltet; zurzeit besteht eine Ära fast sklavischer Abhängigkeit der psychiatrischen Forschung von ihren heterologischen Hilfswissenschaften, von deren Sondermethoden, die auf dem Boden fremder Disziplinen wachsen, sie in tatloser, steriler Gebundenheit die Vermittlung eigenen Fortschreitens erwartet, ohne sie zu finden. Wir aber wollen uns wieder auf die autologischen Grundlagen psychiatrischen Denkens, psychiatrischen Erkennens und Wissens besinnen.

Wir werden uns bei der Entwicklung dessen, was wir zu sagen haben, auf Vorgänger, die wir zum Teil als unsere eigentlichen Lehrer

und Führer betrachten, stützen und berufen, soweit uns dies irgend möglich ist. Dennoch wird man die Eigenheit der Gedanken dieses Buches und ihre Neuheit darüber nicht verkennen wollen. Diese Berufung auf Eigenheit und Neuheit des Inhalts ist nun im allgemeinen nicht gerade ein günstiges Empfehlungszeichen für psychiatrische Werke. Und nun noch gar für eines, in welchem materiale Psychiatrie selber noch gar nicht zu Worte kommt, welches sich in den vom Einzelforscher so gefürchteten oder belächelten »Allgemeinheiten« bewegt! Ich gestehe offen, daß ich in dieser Haltung niemals etwas anderes habe sehen können als ein arrogantes Vorurteil der Befangenheit. Klares Bekenntnis zur Subjektivität eines Standpunktes ist ehrlicher als der Relativismus skeptischer Scheinobjektivität; Streben zum Allgemeinen, zu Gesetz und Begründung ist wahrhafter Wissenschaft als das leere systemlose Sammeln disjekter Fakten unter äußerlichen Zweckgesichtspunkten. Um ein nur scheinbares Paradox meines Freundes Nelson aufzunehmen: Je subjektiver und ihrer Subjektivität bewußter, je mehr in Synthese und System tendierend ein wissenschaftliches Werk sein wird, um so ehrlicher, unparteiischer und wissenschaftlicher wird es sein.

Die gesamte in Frage kommende Literatur zu berücksichtigen, war, so sehr wir uns dies angelegen sein ließen, nicht möglich. Es hätte dazu eine Arbeit vieler Jahrzehnte gehört. Auch im Interesse der oft recht schwierigen Darstellung selber erschien es nicht geboten, sie mit gelehrtem Beiwerk allzu stark zu belasten. Wir stehen, so schroff wir den sonstigen Standpunkt Rickerts in diesem Buche ablehnen, wenigstens darin auf seiner Seite, »daß wir heute im allgemeinen viel zu viel zitieren«, und machen uns seine Absicht zu eigen: »in bewußtem Gegensatz hierzu . . . einfach das darzustellen und zu begründen, was wir für richtig halten; und daher sind fremde Arbeiten nur dann ausdrücklich genannt, wenn uns dies im Interesse der Klarlegung eines Gedankenganges wünchenswert erschien«.

Ich schmücke dies Buch mit dem Namen Hugo Liepmanns, meines verehrten Lehrers, dem ich als hingebungsvollem Irrenarzt, als vorbildlichem Forscher und scharfsinnigem Denker mehr verdanke, als ich in wenigen Zeilen zu sagen vermag. Es ist mir eine Genugtuung, ihm dieses Buch in dem Augenblicke widmen zu dürfen, wo ich durch äußere Verhältnisse genötigt bin, von der persönlichen Mitarbeit innerhalb seines Wirkungskreises dankerfüllten Abschied zu nehmen.

Berlin, Juni 1919.

Vorbereitende Einführung

in die allgemeinen erkenntniskritischen Grundlagen.

Metaphysikfreie Naturforschung?

Es ist für den, der die tiefsten Grundlagen wissenschaftlichen Denkens der Lehre Immanuel Kants verdankt, kein erfreuliches Zeichen, daß gerade in dieser Zeit in den Köpfen der Naturforscher das Vorurteil wieder Platz greift und sich befestigt, die Wissenschaft Metaphysik sei so etwas wie ein mystischer Dogmatismus. Und doch wird dies anscheinend mehr und mehr die allgemeine Meinung; und derjenige gilt als freier, bahnbrechender Forscher, der sich in irgendeinem Wege bemüht, die »vorurteilslose« Forschung von der Metaphysik zu befreien.

In diesen Bahnen wirkte vor allem der berühmte Physiker und geistreiche Psycholog Ernst Mach. Er hat sich den Ruhm erworben, das metaphysische Denken aus der Naturwissenschaft von Grund aus eliminiert zu haben. Der Gehalt seiner — fast möchte man sagen: metaphysikfreien Metaphysik — die er in stolzer Bescheidenheit freilich nur als »Skizzen zur Psychologie der Forschung« wertet[1]) ist vielen zur Weltanschauung geworden und gewinnt einen stetig wachsenden Einfluß auf das philosophische Denken in der Naturwissenschaft. Da ist es, scheint uns, nicht ohne Belang, daß die berufene Forschung, die Fachwissenschaft Philosophie, die Methoden und Thesen einer also propagierten Lehre besonderer Prüfung unterzieht. Diesem Zwecke dient eine Arbeit des Göttinger Philosophen Leonard Nelson[2]). Die Ausführungen des Neubegründers der Friesschen Philosophie, von hoher Achtung vor der wissenschaftlichen Bedeutung des großen Gelehrten Mach getragen, zeigen zugleich mit unwidersprechlicher Sachlichkeit, wie unversehrt und siegreich der Kritizismus Kants dem versteckten Dogmatismus der Machschen Lehre gegenüber bestehen bleibt.

Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß Nelson den Gehalt des Empiriokritizismus von Beginn an nach den Kriterien der Kantschen Lehre beurteile. Das wäre immerhin eine Art jener Befangenheit in einem historisch vorliegenden System, gegen die Mach im Anfange seines Werkes mit Recht Einspruch erhebt. Vielmehr folgt der Kritiker dem Autor auf sein eigenes Forschungsgebiet; er beurteilt die Ergebnisse der empirisch-psychologischen Forschungen Machs nach den Tatsachen der Selbstbeobachtung und prüft, ob die Machsche Lehre mit der inneren Erfahrung — auf die sie doch

[1]) »Erkenntnis und Irrtum.« 2. Aufl. 1906.

[2]) »Ist metaphysikfreie Naturwissenschaft möglich?« Abhandlungen der Friesschen Schule II, 3.

ausschließlich sich aufzubauen vermeint — selber in Konflikt komme: oder ob sie in einwandfreier Methodik zu einwandfreien Resultaten führe.

Mach findet bekanntlich in den Empfindungen, den einfachsten psychischen Tatsachen, die »Elemente« unseres inneren Lebens, auf denen sich alle menschliche Erkenntnis aufbaut. Nun besagt der Satz: daß die Elemente psychischer Erlebnisse die Empfindungen seien — wofern er mehr sein will als eine bloße Namenerklärung —, nichts anderes als die anschauliche Grundlage aller Erkenntnis.

Schon dem wäre viel entgegenzuhalten. Indes, folgen wir Mach vorläufig weiter und stellen wir nur die Forderung: daß der Forscher nunmehr gemäß seiner Annahme die gesamte menschliche Erkenntnis auf diese intuitive Basis der »Elemente« zurückführe. Mach unterzieht sich dieser Aufgabe; er nimmt hierzu die Assoziation zu Hilfe. Die »Elemente«, sagt er, stehen in Beziehungen zueinander; hängen voneinander ab: und dementsprechend assoziieren sie sich, vergesellschaften sie sich zu Komplexen.

Damit ist aber nichts gewonnen. Daß tatsächlich die Inhalte der äußeren wie der inneren Erfahrung jeweils voneinander abhängen, ist ja unbestritten; das tiefere Problem aber bleibt zu lösen: Wie gelangen wir zur Erkenntnis dieser Zusammenhänge?

Daß diese Frage berechtigt ist, räumt Mach ein. Jedoch kann die Erkenntnis der Verbundenheit von Elementen ihrerseits keine anschauliche, keine »Empfindung« oder »Beobachtung« (im Sinne Machs) sein. Denn anschaulich, wie Mach es will, können wir doch nur in einer endlichen Reihe von Fällen die Folge eines Erfahrungselementes auf ein anderes beobachten; und nicht mehr. Wie aber erklärt sich die Möglichkeit der Erkenntnis von der Notwendigkeit der Verbundenheit, von der Bedingtheit des einen durch das andere? Diese Notwendigkeit des Verbundenseins zweier Phänomene ist doch von der zufälligen Tatsache, daß es beobachtet wird, ganz unabhängig. Mach bezeichnet sie als das »Ergebnis eines unwiderstehlichen Analogieschlusses«. Gewiß, das wissen wir ja. Woher aber der psychologische Grund dieser »Unwiderstehlichkeit«?

Kant hatte auf diese Frage die Antwort gefunden. Notwendigkeit und allgemeine Gültigkeit hatte er als die Kriterien der metaphysischen und mathematischen Urteile, der »apriorischen«, festgelegt. Mach weiß das wohl. Er wünscht aber den Begriff des Apriorischen, der ihm ein Stigma »metaphysischer Tendenz« ist, aus aller Erkenntniskritik auszuschalten. Dieser Wunsch entspringt einer merkwürdigen Verkennung der Sachlage. Mach glaubt nämlich, a priori bedeutet etwa »angeboren«, zeitlich aller Erfahrung vorausgehend. Diese Auffassung ist aber falsch; und man sollte meinen, Kant selber habe ihr in den ersten Sätzen seines Hauptwerkes vorgebeugt. Dennoch spukt sie von Beneke bis auf Mach immer wieder in dem Schrifttum der Philosophie. Nicht auf die zeitliche Genese geht das a priori — daß alle Erkenntnis mit der Er-

fahrung anfange, sind die Einführungsworte in die »Kritik der reinen Vernunft« —, sondern auf den Grund, die Quelle der Erkenntnis. Die liegt eben nicht in den zufälligen wahrgenommenen Tatsachen, sondern in unserer geistigen Organisation selber, in der reinen Vernunft, um mit Kant zu sprechen. In seiner dogmatischen Befangenheit gegenüber allem Metaphysischen sieht Mach diesen Irrtum nicht und versucht nun, die Relationskategorien, in specie die Kausalität, empirisch abzuleiten. Daß dieser Versuch unabwendbar scheitern muß, ist klar; das Beispiel Humes hätte es, wenn nichts anderes, dartun können.

So wenig Machs Faktoren: Beobachtung und Assoziation, allein die Notwendigkeit des kausalen Verhältnisses zu erklären vermögen, so wenig ist es angängig, aus ihnen beiden das Schlußverfahren der Naturwissenschaften, die Induktion, psychologisch herzuleiten. Unter der Induktion versteht man eine solche Schlußform: daß man eine für eine Reihe von Fällen beobachtete Regel für alle ähnlichen Fälle als gültig erwartet. Das soll nun die Assoziation fundieren. Diese Assoziation wird für den gegenwärtigen Empirismus tatsächlich mehr und mehr, was ihr der geistreiche Engländer Allen vor 30 Jahren voraussagte: »eine Art psychologischer Deus ex machina, der für jedes unvollkommen definierte Problem einsteht«. Durch irgendeine Vorstellung können andere, ehedem gehabte Vorstellungen mit teilweise gleichem Bestande in die Erinnerung zurückgerufen werden: Dieser Nexus ist Assoziation. Mit nichten aber enthält eine solche Verknüpfung bereits irgendeine Erwartung. Ein Beispiel: Tritt mein Freund, mich überraschend, in mein Zimmer, so assoziiere ich vielleicht vergangene Tage, an denen er mich bereits unverhofft besuchte. Keineswegs aber erwarte ich, wenn ich an meinen Freund denke (wohl gar mit denknotwendiger Sicherheit) — er müsse nun auch sogleich eintreten[1]).

Mach sieht im Verlaufe seiner Untersuchungen selber, daß mit der Assoziation allein die Erwartung ähnlicher Fälle nicht erklärbar ist. Zu ihrer Erklärung setzt er außer der Assoziation noch ein diese bestimmt beeinflussendes »biologisches Interesse« ein. Das drängt uns, bei allen auftauchenden Vorstellungskomplexen, an die sich früher gehabte assoziieren lassen, die uns »lebenswichtigen« Merkmale, die damals eintraten, aufs neue zu suchen. Lebenswichtig ist ein sehr weiter Begriff: alles Nützliche und Schädliche, alles intellektuell Belangvolle steht darunter. Dies mag zugegeben sein;

[1]) Prinzipiell formuliert: Assoziation ist die Wiederbelebung eines früheren Vorstellungskomplexes durch einen neuen. Nie aber enthält sie die Erwartung, daß die in jenem ersten Vorstellungskomplex verbundenen Elemente, sobald ein Teil von ihnen sich in der Vorstellung erneut, sich auch mit den übrigen damals wirksamen Elementen wieder verbinden werden. Nelson schafft hierfür die Antithese, daß die Assoziation eine Verbindung von Vorstellungselementen, die Erwartung ähnlicher Fälle die Vorstellung von einer Verbindung der Elemente enthält.

und es mag in der Tat richtig sein, daß wir bei allen Assoziationen nach jenen biologisch interessanten Elementen suchen. Aber wenn wir — irgendwie gespannt — suchen, ob sie vorhanden seien, so erwarten wir doch nicht, daß sie vorhanden seien. Daß wir gerade das aber erwarten, ist ein psychologisches Faktum. Das Interesse würde nur unsere Spannung auf die Entscheidung, nicht aber die Voraussicht des Ergebnisses erklären können. Dabei setzt das biologische Interesse, das uns auf die Entscheidung über das Auftreten bestimmter ähnlicher Fälle (nämlich nur der lebenswichtigen) gespannt macht, seinerseits schon wieder die Erwartung ähnlicher Fälle voraus! Denn wenn irgendwelche »Merkmale« uns nützlich oder schädlich waren, dann treibt uns das Interesse doch nur deshalb dazu, sie wiederum zu erwarten, weil wir erwarten, mit ihrem Wiedereintreten werde auch der damals eingetretene Nutzen oder Schaden (das Lebenswichtige eben) sich wiederholen. Man sieht den Zirkelschluß! Das Problem der Induktion bleibt bei Mach ein ungelöstes.

Er streitet dem induktiven Schlusse der Naturwissenschaften freilich — von seinem Standpunkt aus konsequent — jede logische Berechtigung ab: Dieser ist ihm lediglich die sattsam besprochene gewohnheitsmäßige Erwartung des Ähnlichen auf Grund eines biologischen Interesses. Aber er kann natürlich nicht daran denken, ihn als wertlos zu verwerfen; das würde den Tatsachen der gesamten Naturwissenschaft widersprechen. So setzt er der Induktion an Stelle ihrer logischen Berechtigung das Kriterium des Erfolges.

Dieses ist nun eigenartig. Gewiß können induktive Hypothesen im Erfahrungsgebiet insofern ihre Berechtigung erweisen, als ihnen selbst keine Erfahrung widersprechen darf und ihre theoretischen Folgen direkt empirisch geprüft werden können. Aber die Voraussetzung einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit des Geschehens überhaupt, die schließlich im Obersatz aller Induktion steht, ist aus der Erfahrung in keiner Weise abzuleiten. Der empirische Erfolg der Induktion soll, wie es scheint, nur die Berechtigung der Annahme beweisen, daß die beobachtete Regelmäßigkeit keine zufällige sei. Darin liegt aber doch weiter nichts als die Stabilierung irgendeiner Gesetzmäßigkeit im Geschehen, also eben der — ausschließlich logische — Regreß auf jenen Obersatz aller Induktion. Was aber hat das mit dem Kriterium der Richtigkeit eines induktiven Schlusses zu tun?

Der Grundfehler, der Mach immer wieder scheitern machte, wird des öfteren auch ihm mehr oder minder deutlich bewußt: nämlich die Einseitigkeit des Dogmas, daß alle Erkenntnis aus der Beobachtung stamme. Ganz klar scheint ihm dies einmal zu werden; er schreibt: »Um angeben zu können, daß ein Element von einem oder mehreren anderen abhängt, und wie diese Elemente voneinander abhängen, welche funktionale Abhängigkeit hier besteht, muß der Forscher aus Eigenem, außer der unmittelbaren Beobachtung

Gelegenem hinzufügen« (a. a. O. S. 316). Daß der Denker nicht merkt, wie er mit dieser tiefen und wahren Einsicht allem früher Gegebenen widerspricht! — Was ist nun dies »Eigene«, das wir alle um die Erkenntnis Ringenden in tiefem Bemühen zu ergründen suchen? Die Beobachtung nicht, wie er zugibt. Aber auch die Logik nicht. Sie ist leere Form und kommt nur als Mittel, nicht als Quelle der Erkenntnis in Frage, wie Mach mehrfach einräumt. Unbefriedigend ist Machs Antwort: einmal spricht er von »instinktiven Erfahrungen« (a. a. O. S. 272). Der Erkenntniswert gewisser »allgemeiner Prinzipien« beruht nach ihm darauf, »daß ihr Gegenteil sehr stark mit unseren gesamten instinktiven Erfahrungen kontrastiert«. Aber eine Erfahrung, die nicht auf Beobachtungen, auf psychischen Eindrücken beruht, ist keine Erfahrung: so bleibt Machs Terminus ein inhaltleeres Wort.

Wir wissen die Antwort seit Kant. Sie gibt die Vernunftkritik. Jene »allgemeinen Prinzipien« sind die von Mach totgesagten synthetischen Urteile a priori.

Aber Mach will nun einmal um jeden Preis den Apriorismus aus der Erkenntnis eliminiert wissen: und so hat er noch eine letzte Abwehr gegen diese Rückkehr ins Metaphysische, deren Notwendigkeit sich dem Nachdenkenden hier schier übermächtig aufdrängt: seinen Begriff der »Abstraktion«. Abstraktion füllt die Lücke in seiner Lehre aus: sie führt von Einzelurteilen zum Gesetz, zur Erkenntnis.

Sicherlich ist richtig, daß die Abstraktion von den zusammengesetzten, besonderen Einzelfällen des Urteils auf ein einfacheres Allgemeines, daß sie zuletzt auf die Prinzipien führt, unter denen wir alles Geschehen begreifen. Daß wir also die Abstraktion gebrauchen, um auf die Denkgrundsätze zu kommen, und daß wir anders nicht zu ihnen gelangen können, das hat kaum ein Erkenntniskritiker je bestritten. Diese Abstraktion, ein logischer Vorgang, ist demnach die Methode zur Auffindung der Gesetze aus Urteilen: in keinem Wege aber kann dieser Formalprozeß als die Quelle, der Ursprung der Erkenntnisinhalte dieser Gesetze angesehen werden. Und ebensowenig gewinnen die Erkenntnisinhalte durch Abstraktion den Charakter der Notwendigkeit. Allgemeinheit ist nicht Notwendigkeit, Gültigkeit für einen großen Umkreis von Tatsachen nicht notwendige Gültigkeit für jede unter den Begriff fallende Tatsache. — Mach zieht hier den zwiefachen — und beide Male falschen, von ihm selber hier und da als unzulänglich erkannten — Schluß: Was nicht aus der Erfahrung stammt, kommt von der Abstraktion her; und was nicht der Abstraktion entlehnt sein kann, ist Erfahrung. Stets, wenn er die Erfahrung als unzulängliche Erkenntnisquelle befunden hat, beruft er sich auf die Abstraktion; und wenn ihm umgekehrt ein Gesetz (wie z. B. das der Trägheit) nicht als in sich logisch notwendig erscheint (was es ja tatsächlich auch nicht ist), so führt er es auf empirischen Grund zurück. Das ist natürlich ein ganz unzulängliches Verfahren.

Indessen hat Mach einen Gedanken in die Erkenntniskritik getragen, der in dieser Zeit der soziologisch-genetischen Betrachtungsweise vielleicht bestechender und förderlicher sich ausnimmt als sonst wohl. Er hat das Entwicklungsprinzip, in etwas transformierter Gestalt, als Prinzip der Denkökonomie, in die Debatte geworfen. Dies regulative Prinzip der biologischen und sozialen Wissenschaften, das sich logisch auf Induktionen mit Wahrscheinlichkeit auferbaut, scheint auch eine Reihe von Philosophen geradezu fasziniert zu haben: ich nenne die Pragmatisten verschiedener Provenienz: James, Schiller, Mark Baldwin, Mauthner, diesen Dogmatiker des Skeptizismus, und selbst Simmels überschauenden Geist. Keiner aber hat es auf geistreichere und bestechendere Weise auf das Erkennen angewandt als Mach. Zum Teil ist seine Gedankenführung freilich auch da nicht neu. Ältere Logiker, ebenso tiefgründig als in den Kreisen der Fachleute heute vernachlässigt, nennen bereits unter den heuristischen Maximen der Systematisierung von Erkenntnissen als »oberste Formel« das »Gesetz der Sparsamkeit«, das nicht anderes besagt als Machs »Prinzip der Denkökonomie«: daß nämlich die Vollkommenheit der Naturerkenntnis dann erreicht ist, wenn es gelingt, alle Erscheinungen unter eine möglichst geringe Zahl von Gesetzen zu bringen. Indessen will Mach über diese unstreitig richtige Maxime wissenschaftlicher Systembildung hinaus. Nicht um die Form der Erfassung von Erfahrungserscheinungen unter Gesetzen handelt es sich, sondern der Gehalt der Gesetze selber ist ihm ein sich wandelnder. Vernunft ist ihm eine Form der Adaptation an das biologische Milieu; Denkvermögen, Denkformen ein Produkt des biologischen Vorteils. Was sich unter dem Druck der Prinzipien der Biogenese an ererbten und erworbenen geistigen Inhalten dem Organismus Mensch aufprägte, das wird dem Bewußtsein Werkzeug methodischer Forschung.

Das ist sehr kühn. Richtig, wahr wäre dann also nur noch das biologisch Förderliche! Nichts anderes besagen die Sätze wie ein solcher: »Eine Erkenntnis ist stets ein uns unmittelbar oder doch mittelbar biologisch förderliches psychisches Erlebnis. Bewährt sich hingegen das Urteil nicht, so bezeichnen wir es als Irrtum.« (Und viele andere Stellen seiner Werke[1]).) Gilt diese Betrachtung auch vom Prinzip der Denkökonomie — das dort wohl auch ein Naturgesetz ist —, so ist auch dieses Prinzip nicht im gewöhnlichen Sinne richtig oder wahr: sondern seine Annahme ist biologisch vorteilhaft. Und auch dieser Satz: es sei biologisch vorteilhaft, anzunehmen, daß das Wahre das biologisch Vorteilhafte sei — ist nicht wahr, sondern biologisch vorteilhaft anzunehmen. Und so fort. Der Wahrheitsbegriff Machs scheitert an der Unauflösbarkeit dieses unendlichen Regresses. Überdies ist klar, daß dann, wenn mit diesem Prinzip

[1]) Das Umgekehrte: daß alle Erkenntnis zugleich irgendwie einen biologischen Vorteil repräsentiere, ist am Ende richtig, aber für ihren Wahrheitsgehalt erst recht kein zulängliches Fundament.

die Denkersparnis als Kriterium der Richtigkeit in der Naturerkenntnis eingesetzt werden soll, es am »richtigsten« erscheint, alle Denkarbeit zu ersparen, womit denn die Möglichkeit aller Naturwissenschaft erlischt und das Prinzip sich selber aufhebt. Aufs entschiedenste sei betont, daß der Kritiker daran unschuldig ist, wenn diese Konsequenz wie eine Satire klingt.

Mach scheitert daran, daß er einen Nur-Empirismus proklamiert, der die Wirklichkeit apriorischer Erkenntnisquellen vorurteilsvoll und krampfhaft übersieht; der dabei zum Dogma erstarrt, das seiner eigenen Logik und den Tatsachen introspektiver Psychologie widerspricht; der in der Folge die Möglichkeit aller Naturwissenschaft, auf die er sich gründet, und mithin sich selbst vernichtet.

Immanuel Kant, dessen »philosophische Dekrete« Mach etwas geringschätzig behandelt, schrieb in der Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft die Worte: »Was Schlimmeres konnte aber diesen Bemühungen wohl nicht begegnen, als wenn jemand die unerwartete Entdeckung machte, daß es überall gar keine Erkenntnis a priori gebe noch geben könne. Allein es hat hiermit keine Not. Es wäre ebensoviel, als ob jemand durch Vernunft beweisen wollte, daß es keine Vernunft gäbe.«

Ernst Mach hat — trotz allem — diesen Versuch unternommen. Uns scheint aber — und Nelson hat es gezeigt —, er ist dabei nicht eben glücklich gewesen.

Uns bleibt eine Frage: Woher kommt diese »antimetaphysische Tendenz«, die gerade in den Werken unserer größten Forscher immer wieder eklatiert und sie ins Abwegige führt? Hier hat ein glänzender Geist sich ein System der Erkenntnis geschaffen, das, in gerader Linie fortgeführt, mit der größten Konsequenz sich selber wieder aufhebt. Und das nur deshalb, weil ein Gegensatzgefühl ihn gegen eine Metaphysik antrieb, deren einzige Inhalte ihm dogmatische Phantasmen, »Nebel der Mystik« erschienen.

Gewiß trägt Metaphysik so, wie sie historisch getrieben wurde, den Charakter ins Maßlose führender Spekulation. Aber Kant hat den unsagbar tiefen Gedanken einer Kritik der Vernunft in fast vollkommener Weise durchgedacht und damit jede Möglichkeit ungegründeter Dogmatik auf seiner Basis aufgehoben. Wenn seit Kant noch fast nichts weiter erreicht wurde, wenn Epigonen sein Werk mißverstanden und ihre Mißverständnisse als Fehler Kants ausgaben, wenn heute von Cohen bis Lipps, vom »Transzendentalismus« bis zum »Psychologismus«, jene spekulative Dogmatik herrscht wie ehedem — trägt Metaphysik ihrem Wesen nach die Schuld daran? Weiter aber: glaubt man mit solchen Systemen wie diesem, des metaphysikfreien Empirismus, jene »Nebel«, die aus verworrenen Geistern in der Metaphysik aufgestiegen sind, zu verscheuchen? Metaphysik ist die Wissenschaft von den in unserer geistigen Organisation — Kant sagt »reine Vernunft« — gegebenen, alle Erfahrung erst ermöglichenden, aller Gesetzgebung überhaupt zugrunde liegenden

Grundprinzipien der Erkenntnis. Entweder man stimmt dem zu, daß die Erfahrungsinhalte sich nach den notwendigen Gesetzen der Vernunft verbinden — dann treibt man Metaphysik — oder man leugnet das —, dann erkläre man alle Wissenschaft für amüsanten (oder nicht amüsanten) Phantasiesport. In der Tat: wer die Metaphysik ausschaltet, gerade der ist es, der das Wissen den »Nebeln« ausliefert, die er verdrängen wollte; gerade der setzt an Stelle notwendiger und allgemeingültiger Erkenntnis das chaotische Spiel biologisch bedingter Assoziationen, in dem alle Verbindungsweisen ihre nur nach Simplizität, Dauer und Lungenkraft der Propagierung differente Berechtigung besitzen — ein Verfahren übrigens, das natürlich auch Metaphysik, freilich unerkannte und falsche, zur Voraussetzung hat. Eben der aber wundere sich nicht, wenn Auswüchse, skeptizistische oder mystische Outriertheiten gerade durch jene offenen Türen mit eintreten, die er für die »von konventionellen Schranken des Denkens« befreite Forschung eingerannt hat.

Was ist nach alledem das Wesen der immer wieder geforderten, bei ihren Verwirklichungsversuchen immer wieder mißglückten metaphysikfreien Naturwissenschaft? — Im »Bacon« des Charles de Rémusat (1857) findet sich die Stelle: »L'empirisme sans philosophie rend le sceptre au dogmatisme sans philosophie; l'autorité se relève là où avait triomphé l'examen, et l'œuvre de la renaissance est détruite. — Tel est le terme fatal vers lequel marche cette école scientifique qui se croit l'extrême gauche de la science.«

Es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Nelsons, den Beweis hierfür in seiner systematischen Zergliederung der Machschen Erkenntnislehre wiederum erbracht zu haben. Kant sollte der Naturwissenschaft kein »Überwundener« sein, sondern ein Führer werden.

Erkenntnistheorie oder Vernunftkritik?

I.

Die folgenden Ausführungen knüpfen an das Werk meines Freundes und philosophischen Führers Leonard Nelson: »Über das sogenannte Erkenntnisproblem«, Göttingen 1908, an.

Nelson gibt in diesem umfassenden Werke den systematischen Ausbau dessen, was er — gewissermaßen programmatisch — in seiner Arbeit »Die kritische Methode«[1]) niedergelegt hatte. Sein neues Werk geht über das Grundsätzliche dieser ersten Arbeit nicht hinaus, es enthält aber eine ausführliche Ableitung der Fehlerquellen, die im neueren philosophischen Denken zur Verkennung der Richtigkeit dieser Methode und zu der infolgedessen in der zeitgenössischen Philosophie herrschenden Diskrepanz der Auffassungen, Standpunkte und Methoden geführt haben.

Die Wurzel des Streites, der seit Kant im geschichtlichen Ablauf sich immer erneuernd, noch heute ungeschlichtet zwischen Transzendentalismus und Psychologismus schwebt, erblickt Nelson in der Umbiegung der vernunftkritischen Problemstellung in die »erkenntnistheoretische«. Anstatt zu fragen: welche Kriterien haben wir dafür, ob ein Urteil eine richtige Erkenntnis sei oder nicht, — fragen beide Heerlager der um die Philosophie Bemühten, ob es überhaupt eine objektiv gültige Erkenntnis gebe oder nicht. Diese Problematisierung der Objektivität unserer Erkenntnis ist im wissenschaftlichen Wege nicht auflösbar. Worin sollte das Kriterium der Objektivität von Erkenntnissen gegeben sein? In einer Erkenntnis? Das gestattet formale Logik nicht: denn auch dieser Erkenntnis objektive Gültigkeit ist ja Problem. In irgendeiner Gegebenheit also, die nicht Erkenntnis ist? Aber auch diese Gegebenheit müßte man kennen, um sie als Kriterium anzuwenden. Sie kann zwar ex definitione nicht Inhalt, müßte aber Gegenstand der Erkenntnis werden, um als Kriterium zu dienen. Der Erkenntnis — damit ist bereits wieder das Problematische ihrer Gültigkeit in die Anwendung des Kriteriums hineingetragen. Denn um über die Gültigkeit unserer Erkenntnis des Kriteriums eine Entscheidung zu fällen, müßte man das Kriterium selbst schon wieder angewendet haben, und so fort.

---

[1]) Die kritische Methode und das Verhältnis der Psychologie zur Philosophie. Ein Kapitel aus der Methodenlehre. Abhandlungen der Friesschen Schule. Bd. I. 1904. (Auch als Sonderdruck erschienen.)

Wer nun aber aus der Unauflösbarkeit des erkenntnistheoretischen Problems auf den Mangel objektiver Gültigkeit in unserer Erkenntnis überhaupt schließen wollte, der würde voreilig einem Problem negative Entscheidung vindizieren, das er als unentscheidbar erkannt hat. Und wer andererseits aus dem Ausspruche dieses negativen Entscheids: ich weiß, daß ich nichts weiß — gemäß dem Satze vom Widerspruch die objektive Gültigkeit wenigstens dieser Erkenntnis postulierte, — oder aber wer diesen Satz als falsch hinstellte und somit auf ein Wissen schlösse, — der würde in beiden Fällen ebenfalls vorschnell schließen. Zweifellos findet hier ein Widerspruch statt, und zwar in der Behauptung des Wissens um das Nichtwissen. Daraus folgt nur die sichere Falschheit dieser Behauptung; nicht aber die Tatsache des Dennoch-Wissens. Denn das wäre ein synthetisches Urteil; und Logik läßt aus dem Satze vom Widerspruch nur die Ableitung analytischer Urteile zu. Hiermit ist die Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie prinzipiell nachgewiesen.

Dieser grundsätzliche Gegenbeweis gegen die Möglichkeit einer Erkenntnistheorie läßt sich am Beispiel aller heute verfochtenen Spielarten derselben zur Anwendung und Bewährung bringen.

Alle überhaupt möglichen Erkenntnistheoreme müssen ein Kriterium der objektiven Gültigkeit der Erkenntnis aufrichten, an dem sie die Erkenntnis prüfen. Dieses Kriterium kann entweder wiederum eine Erkenntnis sein — oder nicht.

Ist es eine Erkenntnis, so kann es hier einerseits durch Reflexion vor das Bewußtsein treten — diese Anschauung vertreten Natorp und Marcus. Andererseits kann es in unmittelbarer Bewußtheit, evident, gegeben sein — so Meinong.

Liegt das Kriterium außerhalb der Erkenntnis, ist es ein praktisches, normatives Kriterium — so kann wiederum einerseits dies Wertkriterium mittelbar im Nutzen der Erkenntnisinhalte liegen — diese Auffassung verfechten Mach und die Lehrer des »biologischen Vorteils«; andererseits aber kann ein unmittelbarer Wert es auszeichnen, es kann in einer kategorischen Forderung beruhen — Gegensätze wie Rickert und Lipps vereinen sich in der Annahme dieses Standpunktes.

Folgen wir diesen verschiedenen Möglichkeiten im einzelnen.

Natorp[1]) sieht, wie alle Erkenntnistheoretiker, in dem Verhältnis der Erkenntnis zum Gegenstande der Erkenntnis ein Problem. Zwar ist uns auch der Gegenstand der Erkenntnis nur in der Erkenntnis gegeben; aber Erkenntnis stellt doch den Gegenstand hin unabhängig von allen Relationen zum erkennenden Subjekt. Diese Unabhängigkeit der Position des Gegenstandes in der Erkenntnis von der Tatsache, daß er vorgestellt, erkannt wird — diese Unabhängigkeit soll bewirkt werden durch eine Abstraktion von der Subjektivität, von der Tatsache des Erkanntwerdens. Welche Gründe machen

[1]) Philosophische Monatshefte. Bd. XXIII. 1887.

diese Abstraktion nun notwendig, verbürgen die Geltung ihres Ergebnisses? Natorp antwortet: Subjektivität der Erkenntnis bedeutet das unmittelbare Verhältnis des Erkenntnisgegenstandes zum Ich. Diese Subjektivität läßt sich positiv bestimmen als das Erscheinen[1]). Im Gegensatze aber zu der Subjektivität des »Erscheinenden« gilt seine gesetzmäßige Auffassung als die gegenständlich wahre[2]). Somit ist die gesetzmäßige Herausstellung des Allgemeinen aus dem einzelnen Erscheinenden prinzipiell die Vergegenständlichung, Objektivierung unserer subjektiven Erkenntnisinhalte; und »die Beziehung der Erscheinung zum Gesetze muß die in aller Erkenntnis ursprüngliche Beziehung auf den Gegenstand erklären«[3]). Das Gesetz also wird zum erkenntnistheoretischen Kriterium.

An all diesem ist gewiß richtig, daß der Erkennende die Daten seiner äußeren und inneren Erfahrung dem Allgemeinen, dem Gesetze unterordnet. Daß er seine Wahrnehmungsinhalte nicht regellos aneinanderreiht, sondern in ihnen das Gesetz zu erfassen sucht. Daß er demnach eine Gesetzlichkeit in den Gegenständen seiner Empirie voraussetzt, die ihm das Kriterium dafür wird, Erscheinungen, die sich ihr nicht einfügen, der objektiven Realität zu entkleiden. Aber nur dafür! Nur als solch ein negatives, eliminatives Kriterium wird die antizipierte Gesetzlichkeit auf die Erscheinungen anwendbar: positive Ableitung des Individuellen aus dem vorausgesetzten Allgemeinen ermöglicht sie nicht. Positives Kriterium der Realität ist einzig die Anschauung. Sie gibt ihren jeweiligen Inhalten die subjektiv unmittelbare Assertion; und diese Assertion besteht zu Rechte, solange nicht der Wahrnehmungsinhalt einen Widerspruch zu den unabhängig gewonnenen Gesetzen aufweist, der seine Realität in Frage stellt.

Es ist bekannt, daß E. Marcus[4]) den Versuch gemacht hat, den Kant mißlungenen transzendentalen Beweis der Grundsätze — über den noch zu sprechen sein wird — exakt durchzuführen: eine großartige, aber, wie wir wissen, von Beginn ab aussichtslose Konzeption. Marcus beweist indirekt den Satz: die Realitäten stehen unter ausnahmslosen Regeln (nämlich den Analogien der Erfahrung Kants); er faßt diese Regeln als »Gesetz der Erhaltung des dynamischen Charakters«[5]) zusammen. Angenommen, dies Gesetz hätte keine Gültigkeit in der Natur, so würde keine Erfahrung (in Kants Sinne) möglich sein; das läßt sich a priori einsehen. In der Tat: setzt man die Definitionen von Marcus an Stelle seiner Worte, so ergibt sich der Satz: »Gesetzt die Realitäten ständen nicht unter ausnahmslosen Regeln« — so ließen sich keine allgemeinen Regeln über die Realitäten aufstellen[6]). Dieser Satz (als ein analytischer) ist allerdings a priori

[1]) a. a. O. S. 273.
[2]) a. a. O. S. 259.
[3]) a. a. O. S. 259.
[4]) Kants Revolutionsprinzip usw. Herford 1902.
[5]) a. a. O. S. 16.
[6]) Nelson, S. 469.

einzusehen! Marcus fährt nun fort: »Ergo läßt sich einsehen, daß es keine Natur gibt, die unsere apriorischen Sätze widerlegt. Folglich werden sie stets bestätigt, oder es wird überhaupt nichts erkannt. Diese Einsicht ist der Grund unserer Vorstellung von ihrer Notwendigkeit«[1]). Gewiß; sofern etwas erkannt wird! Diese Prämisse liegt implicite als unausgesprochener Untersatz des Syllogismus vor. Wird erkannt? D. h. ist es möglich, Aussagen von allgemeiner Gültigkeit zu machen? Ja: unter der Voraussetzung der Gültigkeit des »Gesetzes von der Erhaltung des dynamischen Charakters«. Als welches aber gerade begründet werden soll! Hier steckt die petitio principii der Marcusschen Argumentation.

Meinong[2]), der die Möglichkeit eines Erkennens, »das nicht . . . zunächst Urteilen wäre«[3]), nicht anerkennt, bemüht sich um das Kriterium der Wahrheit oder Falschheit von Urteilen. Wahrheit gewisser Urteile ist ihm verbürgt durch das psychologische Faktum der Evidenz ihres Inhaltes. Solch evidente Urteile können nicht falsch sein; es liegt in ihrer Natur, wahr zu sein, wobei als ihre Wahrheit die Tatsächlichkeit des in ihnen Prädizierten, des »Objektivs«, definiert wird. Auch hier liegt die durch die erkenntnistheoretische Problemstellung heraufbeschworene petitio principii klar zutage. Wie will ich erkennen, ob ein Objektiv Tatsache, ein Urteil also wahr ist, wenn mir das Objektiv doch eben nur im Urteil erreichbar ist! »Man müßte«, sagt Nelson[4]), »schon wissen, daß das Urteil wahr ist, um es mit seinem Objektiv vergleichen zu können.« Es gibt ja nun die evidenten Urteile bei Meinong: Evidente Urteile können nach ihm nicht falsch sein. Denn das Urteil: evidente Urteile können nicht falsch sein — ist ein evidentes Urteil. Aber angenommen, dieser merkwürdige letzte Satz gelte, so folgt daraus allein keineswegs, daß ein evidentes Urteil nicht falsch sein kann. Dazu gehört noch eine zweite Prämisse; und diese müßte lauten: ein evidentes Urteil kann nicht falsch sein. Und das ist gerade das zu beweisende. — Hierzu kommt das weniger Belangvolle, daß die willkürliche Stigmatisierung der Evidenz als des Kriteriums der Wahrheit eigenartige psychologische Folgerungen haben muß — und bei Meinong auch hat: z. B. die Evidenzlosigkeit der Träume und Halluzinationen; eine Auffassung, die den Tatsachen innerer Erfahrung nicht entspricht.

Nelson bespricht sodann das Prinzip aller biologistischen Erkenntnistheoretiker, die, fasziniert durch nicht ganz ausgereifte Entwicklungshypothesen, in der Vernunft nichts anderes sehen als eine Form der Anpassung an das biologische Milieu, in Gesetzen nichts als Konvention; die also das Kriterium der Wahrheit von Erkenntnis in dem (biologisch oder sonstwie) Fördernden erblicken.

---

[1]) a. a. O. S. 26.
[2]) Meinong, Über die Erfahrungsgrundlagen unseres Wissens. 1906.
[3]) a. a. O. S. 18.
[4]) S. 481.

Was hier die Pragmatisten Avenarius, Mach, Poincaré, James, Schiller mehr oder weniger versteckt und ausgearbeitet lehren, hat Simmel[1]) auf eine klare Formel gebracht; und wenn diese biologistische Abwegigkeit auch für das sonstige Wirken dieses reichen Geistes kaum charakteristisch ist, so tut Nelson doch ganz recht daran, gerade an Simmels sehr klarer und durchsichtiger Argumentation den prinzipiellen Fehler aufzuweisen.

Die Formulierung dieses Erkenntnistheorems hat zwei Spielarten. Einmal die: Das Wahre ist als solches das Nützliche. Sodann die: Das Kriterium des Wahren ist das Nützliche. Gilt der erste Satz als angenommen, so heißt dies: es ist nützlich, anzunehmen, das Wahre sei das Nützliche; und dies wiederum bedeutet, es ist nützlich, anzunehmen, es sei nützlich, anzunehmen, das Wahre sei das Nützliche. Und so fort. Es liegt ein Regressus in infinitum vor; und der Biologist oder Pragmatist steht vor der unmöglichen Aufgabe, ihn zu Ende zu führen, um einen Wahrheitsbegriff zu erhalten.

Ganz dasselbe gilt vom zweiten Satze: Ist das Kriterium der Wahrheit der Nutzen, so kann dieser Satz nur behauptet werden, sofern wir wissen, daß seine Annahme nützlich ist; und der Satz, daß es nützlich sei, anzunehmen, daß das Kriterium des Wahren der Nutzen sei, gilt ebenfalls nur unter dem Kriterium als wahr, daß es nützlich sei, anzunehmen, das Kriterium des Wahren sei der Nutzen. Auch hier ist der Regreß ein unendlicher; seine Auflösung unmöglich; folglich der Nutzen als das Kriterium des Wahren unmöglich[2]).

Aus diesem Einwande exakt logischer Prüfung lassen alle übrigen gegen die Biologisten vorgebrachten Einwürfe sich ableiten. Damit ist der Biologismus und Pragmatismus als Erkenntnistheorie widerlegt.

Besonders wichtig aber erscheint mir das, was Nelson gegen den glänzendsten Vertreter erkenntnistheoretischer Problematik, gegen Rickert zu sagen hat. Nach Rickert[3]) ist bekanntlich das Prinzip, das einer Verbindung von Vorstellungen im Urteil die Assertion, den Wahrheitsanspruch zuerteilt, die kategorische Nötigung, diese (und nur diese) Vorstellungsverbindung zu vollziehen. In der Forderung, das Urteil zu fällen, in diesem Urteilensollen ist das Kriterium der Gültigkeit, Wahrheit, des Erkenntniswertes gegeben. »Das ‚Seiende' oder die ‚Wirklichkeit' sind lediglich zusammenfassende Namen für das als so oder so seiend Beurteilte«[4]); und »Wahrheit ist nichts anderes als die Anerkennung des Sollens[5]«), solches sind grundlegende Thesen Rickerts. Wenn man daraufhin fragt, an welches als existierend zu denkendes Subjekt denn diese

[1]) Archiv für systematische Philosophie. Bd. I. S. 35.

[2]) Gegen Ernst Machs Lehre vom Gesetz der Denkökonomie vergleiche die vorhergehende Arbeit.

[3]) Der Gegenstand der Erkenntnis. 2. Aufl. 1904.

[4]) a. a. O. S. 120.

[5]) a. a. O. S. 118.

Forderung ergehe, zu urteilen, da doch die Existenz nach Rickert auch nur ein Urteilsprädikat sei, so antwortet er: »an das Bewußtsein überhaupt«; denn dieses sei ein »solches, das von keinem Standpunkt aus Objekt werden kann«[1]). Und auf die weitere Frage, wie er dann aber dies so definierte »Bewußtsein überhaupt« zum Objekt einer erkenntnistheoretischen Untersuchung machen könne, belehrt er uns, erstens werde ja nicht das Bewußtsein überhaupt, sondern nur sein Begriff hier Gegenstand einer Erkenntnis, und zweitens habe auch das »Bewußtsein überhaupt« selber keine Wesenheit, sondern sei eine begriffliche Abstraktion. Wir würden dann also vom Begriffe eines Begriffs reden, und könnten Aussagen über seine Sphäre und Merkmale usw. machen. Wenn aber Rickert sagt, dieses Bewußtsein sei ein urteilendes, kein bloß vorstellendes Bewußtsein, so sagt er etwas über das »Bewußtsein überhaupt« selber aus, und nicht über den Begriff vom »Bewußtsein überhaupt«; das aber widerspricht der von Rickert selbst gegebenen Erklärung, das »Bewußtsein überhaupt« könne niemals Objekt werden.

Was bedeutet denn dies: »Wahrheit ist nichts anderes als die Anerkennung des Sollens?« Wenn dieser Satz wahr sein soll, so muß er per definitionem besagen: es soll geurteilt werden, Wahrheit sei nichts anderes als die Anerkennung des Sollens. Und wenn dies »es soll geurteilt werden« Anspruch auf Gültigkeit besitzt, so beruht das nach Rickert darauf, daß geurteilt werden soll, es solle geurteilt werden, Wahrheit sei nichts anderes als die Anerkennung des Sollens. Und so fort in unendlichem Regreß. Denn nach Rikkerts eigener Lehre besteht die Wahrheit jedes Urteils darin, daß es gefordert ist; und in dieser Definition kommt der zu erklärende Begriff versteckt selbst wieder vor.

Man könnte nun — und Lipps[2]) hat das getan — annehmen, die Wahrheit eines Urteils finde in der Forderung, es zu fällen, nicht ihre Bedeutung, sondern nur ihr Kennzeichen. Aber auch diese gemäßigtere Fassung des Erkenntnistheorems vermeidet den Kardinalfehler nicht. Woher weiß Lipps, daß das Kriterium der Wahrheit eines Urteils in der Forderung besteht, es zu fällen? Weil die Forderung besteht, zu urteilen, das Kriterium der Wahrheit eines Urteils bestehe in der Forderung, es zu fällen. Und das Urteil, daß diese Forderung besteht, ist nur insofern Erkenntnis, als die Forderung besteht, zu urteilen, es bestehe die Forderung, zu urteilen, das Kriterium der Wahrheit eines Urteils bestehe in der Forderung, es zu fällen. Auch hier eine unvollendbare Reihe!

Gewiß ist Erkenntnis im Urteile nur dadurch möglich, daß wir die uns verliehene Willkür der Vorstellungsverbindung ausschalten wollen, daß wir erkennen wollen. Es ist klar, daß das Wissen um diese Abhängigkeit des Urteilens vom Willen eine psychologisch-

---

[1]) a. a. O. S. 45.
[2]) Psychologische Untersuchungen. Bd. I. Heft 1. 1905.

empirische Erkenntnis ist. Psychologische Empirie zeigt uns aber zugleich, daß es auch Erkenntnisse gibt, die nicht Urteile sind, z. B. die sinnlichen Wahrnehmungen, die also nicht willkürlich und keine mittelbare assertorische Verbindung von schon vorher gebildeten Vorstellungen sind. Sondern sie sind unmittelbare Vorstellungen mit ebenso unmittelbarer Assertion, die keineswegs von den Vorstellungen isoliert ist und erst zu ihnen hinzutritt. Wenn also mein Wahrheitswille mich nötigt, ein Urteil zu fällen und ihm die Assertion zu geben, so tut er das, weil dann in diesem Urteil gerade diejenige Vorstellungsverbindung vorliegt, die mir unmittelbar assertorisch war. In der Urteilserkenntnis wird demnach mittelbar meine unmittelbare Erkenntnis reflektiert. Daß ich ein Urteil fälle, dazu mag ein Wahrheitswille, ein Sollen mich bewegen; wie es ausfällt, wofern es wahr ist, das bedingt ausschließlich der Inhalt meiner unmittelbaren Erkenntnis, der seinerseits von meinem Willen unabhängig ist.

II.

Bedeutet nun aber, so fragt Nelson im zweiten Teile seines Werkes, die Ablehnung der erkenntnistheoretischen Fragestellung nicht »die Proklamierung des offenbaren Dogmatismus«[1]) So scheint es. Erkenntnistheorie fordert nach dem Satze des Grundes die Begründung aller Erkenntnis. Und wir sahen, daß diese Begründung auf einen unvollendbaren Regreß führt, in jeder Form immer wieder führen muß. — an dem die Erkenntnistheorie scheitert. Sollte nun also nichts übrig bleiben, als daß nach wie vor dogmatische Spekulation Erkenntnis zu erreichen sucht?

Beide Seiten der Alternative zwischen Erkenntnistheorie und Dogma haben die gemeinsame falsche Voraussetzung, Erkenntnis und Urteil seien identisch. Die Erkenntnistheorie nun wendet den Satz vom Grunde infolge dieser falschen Voraussetzung über die Urteile hinaus auf die Erkenntnis überhaupt an; und so bleibt zuletzt lediglich der vage Versuch der Begründung der Erkenntnis durch ihren Gegenstand übrig.

Aus dieser Alternative befreit uns eines: die Unterscheidung von Vernunft und Reflexion. Alle Reflexion, alles Urteilen wiederholt lediglich eine unmittelbare Erkenntnis; und in ihr liegt das Kriterium des Richtigen und Falschen an unseren Urteilen. Auf sie also muß von allen Urteilen zurückgegangen werden; selber aber ist sie nicht (etwa durch Beziehung auf ihren Gegenstand) begründbar oder hinsichtlich ihrer Geltung verdächtig; denn Begründung sowohl als Zweifel sind selber erst möglich auf ihrer Grundlage, unter der Voraussetzung ihrer Gültigkeit.

Haben wir das klar erkannt, so erwächst die Aufgabe, in dieser Weise die Metaphysik zu begründen; die synthetischen Urteile

[1]) S. 521.

a priori durch bloße Begriffe auf die Grundsätze zurückzuführen und deren Rechtsnachweis durch die Aufweisung ihres Ursprungs in der unmittelbaren Erkenntnis der reinen Vernunft zu erbringen. Dieses Problem, diese Kritik der reinen Vernunft, führte Kant der Lösung entgegen.

Welche Modalität hat nun diese kritische Begründung der Erkenntnis? Die ursprüngliche Dunkelheit, Außerbewußtheit unserer unmittelbaren Erkenntnis ist die Ursache dafür, daß es uns nicht gegeben ist, metaphysische Grundurteile durch direkte Vergleichung mit ihr auf ihren Rechtsanspruch zu prüfen, wie dies der Mathematiker durch Demonstration seiner Sätze in der reinen Anschauung vermag. Vielmehr muß die unmittelbare Vernunfterkenntnis erst zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht werden; und dies geschieht eben dadurch, daß wir ihr Vorhandensein, ihre Gegebenheit als Tatsache der inneren Erfahrung aufweisen.

Der inneren Erfahrung. Hier lag für die Kritiker J. F. Fries' und seiner Schule stets der schwerste Stein des Anstoßes. »Was a priori ist, kann nicht a posteriori erkannt werden«, so lautete schon Kuno Fischers Anathema[1]). Daran ist so viel richtig, daß der Grund von Erkenntnissen a priori nur wieder in Erkenntnissen a priori liegen kann. Das jedoch ist ebenso gewiß ein pures Dogma: daß die Methode der Zurückführung auf diesen apriorischen Grund — den sie also gar nicht enthält, sondern dessen Existenz sie nachweist — ihrerseits auch apriorisch sein müsse. Man kann das Willkürliche dieser Annahme gar nicht scharf genug hervorheben.

Für die Erkenntnistheorie liegen diese Dinge freilich anders. Sie muß den Grund aller Erkenntnis nicht aufweisen, sondern enthalten; er ist nicht ihr Gegenstand, sondern ihr Inhalt. Sie also ist von gleicher Modalität wie die Erkenntnis, deren Grund sie zum Inhalt hat. Setzt man an Stelle der Kritik also die Erkenntnistheorie ein, so muß diese Problemstellung zum Transzendentalismus führen. Umgekehrt schließt der Psychologismus aus der Tatsache, daß erkenntniskritische Begründung nur durch innere Erfahrung möglich ist, darauf, daß der Grund aller Erkenntnis in der inneren Erfahrung liege. Beide Schlüsse, der des Transzendentalismus und der des Psychologismus, sind falsch; und der Fehler steckt in der Fassung des Begriffes der Erkenntnistheorie.

Die Vernunftkritik bringt diese Antinomie beider Richtungen zur Auflösung: indem sie den Grund aller Erkenntnis als transzendent, die Begründung metaphysischer Urteile aber als ein psychologisch empirisches Verfahren statuiert.

Natürlich legen sich auch die Erkenntnistheoretiker die Frage vor, von welcher Modalität die Methode der Erkenntnisbegründung sei. Aber hier wird fast nie scharf zwischen Grund und Begründung geschieden; es vikariieren dafür verschwommene Termini, die an-

[1]) Die beiden kantischen Schulen in Jena. S. 18.

schaulichen Analogien entlehnt sind und denen sich beide Begriffe beiordnen lassen (»Wurzel«: Natorp; »Urboden«: Frege, »Heimatsort«: Husserl). Berechtigt ist der Einwand ganz gewiß, den Frege und besonders Husserl machen: daß der Grund der Logik nicht in der Psychologie liege; daß unmöglich »Sätze, welche sich auf die bloße Form beziehen, erschlossen werden sollen aus Sätzen eines ganz heterogenen Gehalts«[1]). Berechtigt: denn im »Erschließen« liegt die Hypostasierung dieses psychologischen Verfahrens als einer Beweisart; und im Beweise muß modalische Gleichheit von Prämissen und Konklusion gefordert werden. Aber eben um den Beweis der Grundsätze handelt es sich in der Kritik gar nicht, sondern um ihre Deduktion; und diese enthält, wie wir schon sahen, den Grund der Grundsätze nicht.

Bei Husserl ist übrigens die antipsychologistische Tendenz, die er in die Kritik hineinträgt, deshalb nicht ohne Eigenart, weil er eine deskriptive Phänomenologie des Erkenntnis- und Denkerlebens als Vorarbeit und Fundamentierung logischer Statuierungen selber erheischt. Es steht doch außer allem Zweifel, daß die Inhalte solcher phänomenologischer Vorarbeiten der inneren Erfahrung entnommen werden müssen, also guter Bestand der Psychologie sind. Die Notwendigkeit einer psychologischen Begründung der rationalen Erkenntnis scheint sich hier gerade dem, der Husserls Gedankengänge und seinen meisterhaften, für die Forschung richtunggebend gewordenen Einzeluntersuchungen folgt, überwältigend aufzudrängen. Indes Husserl scheint hier einen Sprung zu machen und, um das Gebiet phänomenologischer Deskription des empirischen Charakters zu entkleiden, eine »kategoriale Anschauung«[2]) einzusetzen. Offenbar unter der dogmatischen Voraussetzung, alle unmittelbare Erkenntnis sei Anschauung. Wozu bedürfte es dann aber überhaupt noch der Reflexion? An anderer Stelle sagt er überdies ausdrücklich, daß die innere Wahrnehmung eine sinnliche sei und daß ihre Modalität zu der ihrer möglichen Gegenstände in keinerlei Beziehung stünde.

Also ist der Antipsychologist Husserl auf dem gleichen Wege psychologischer Kritik wie wir. Und doch verwirft er die psychologische Theorembildung, aus der die Deduktionen der Grundsätze zu erfolgen haben. Mit Unrecht scheint uns.

Endlich werden von Nelson die erkenntniskritischen Ausführungen Lipps' ausführlich geprüft. Lipps[3]) kommt der Lösung des Problems der kritischen Methode ziemlich nahe, aber auf einem gewundenen Wege, der ihn plötzlich in einen falschen Psychologismus hineingleiten läßt. Er fordert eine »Grundwissenschaft«, die »aus

[1]) Husserl, Logische Untersuchungen. 1900. Bd. I. S. 166.

[2]) a. a. O. Bd. II. S. 616. Vgl. hierüber die späteren Abhandlungen dieses Buches.

[3]) Inhalt und Gegenstand, Psychologie und Logik. Vgl. zu Lipps' Lehre die späteren Arbeiten des Buches.

allem Erkennen das Apriorische herauslöst«[1]). Diese Wissenschaft hätte also das Apriorische, das, »was alle Erkenntnis erst zur Erkenntnis macht«, den Grund aller Erkenntnis zum Gegenstande. Lipps nennt diese Wissenschaft aber die »reine« oder »erste« oder »Grundwissenschaft« in der Annahme, daß sie den Grund aller Erkenntnis enthalte, zum Inhalte habe. Das ist falsch. Und da Lipps bei dieser Grundwissenschaft, ausgehend »vom individuellen Bewußtsein« (also von psychologischen Tatbeständen) »zum reinen Bewußtsein«, zu »metaphysischen Folgerungen« gelangt, tritt er in den psychologistischen Irrtum ein.

III.

Weitaus das Tiefste und Wertvollste gibt Nelson im dritten Teile seines Werkes, den er »die Geschichte der Erkenntnistheorie« überschreibt. Ungelöst ist ja heutigen Tages noch das historische Problem: Worin liegt der Grund dafür, daß Kants unsagbar tiefe Durchführung des vernunftkritischen Gedankens, der die Metaphysik von aller spekulativen Dogmatik zu befreien, sie zu konsolidierter Wissenschaft zu erheben berufen war, — daß Kants Werk erst eigentlich in die Arbeit seiner Weiterbildner jene klaffenden Divergenzen hineintrug, aus denen wir heute noch nicht hinauskommen können?

Die Antwort auf dieses Problem wird nur aus kritischer Betrachtung der Kantschen Lehre abzuleiten sein.

Kant lehrte den transzendentalen Idealismus; die Unmöglichkeit positiver Erkenntnis von Dingen an sich. Seine Begründung war einmal die Auflösung der Antinomien. Ihm selber dünkte sie die weniger belangreiche Begründung; wir freilich haben in ihr mit Nelson, der sie in extenso nachprüft, die eigentliche und echte Begründung des transzendentalen Idealismus zu würdigen. Daneben steht, stets von Kant auf das klarste herausgehoben, der formale Idealismus. Aller Erfahrungserkenntnis liegen Erkenntnisse a priori als ihre Form, d. h. als Bedingung ihrer Möglichkeit, zugrunde. Von den Dingen aber erkennen wir a priori nur, was wir selber in sie hineinlegen[2]). Daher können die Gegenstände aller Erfahrungserkenntnis keine Dinge an sich sein.

Es wird hier etwas über das Verhältnis der Erkenntnis zum Gegenstande ausgemacht. Nach Kant kann eine notwendige Übereinstimmung von Erkenntnis und Gegenstand nur unter einer von folgenden beiden möglichen Bedingungen stattfinden: »Entweder wenn der Gegenstand die Vorstellung, oder diese den Gegenstand allein möglich macht«[3]). Diese Theorie des Verhältnisses von Erkenntnis und Gegenstand hat wiederum Obersätze; nämlich erstens den,

---

[1]) a. a. O. S. 557.
[2]) Kr. d. r. V. Vorrede zur 2. Auflage.
[3]) Kr. d. r. V. § 14.

daß zwischen Erkenntnis und Gegenstand ein kausales Verhältnis vorliegt; und zweitens den, daß dieser Kausalnexus ein unmittelbarer ist — so daß etwa eine prästabilierte Harmonie von vornherein ausgeschaltet wäre. Wovon noch zu sprechen sein wird. Ferner sind Voraussetzungen über das Zeitverhältnis nötig, um für die verschiedenen Erkenntnisarten zu entscheiden, welche der genannten Bedingungen für sie vorliegt. Denn das Kriterium der Anwendbarkeit („Schema") der Kategorie der Kausalität ist das Zeitverhältnis. Aus dem allgemeinen Verhältnis der Sinnlichkeit zum Verstande[1]) nimmt Kant ab, das Wesen sinnlicher Erkenntnis liege in der Rezeptivität, im passiven Affiziertwerden von Gegenständen. Erkenntnis a posteriori sei demnach „seine Erkenntnis, so wie sie unmittelbar von der Gegenwart des Gegenstandes abhängen würde"[2]). Erkenntnis a priori dagegen gehe vor dem Gegenstande selbst vorher.

Diese Prämissen sind synthetische Urteile: keine logisch-analytische Notwendigkeit stützt sie. Sie sind apriorisch: denn sie sollen allgemein und mit Notwendigkeit gelten. Sie sind nicht anschaulich. **Also sind es echte metaphysische Urteile.**

Metaphysische Urteile müssen begründet werden. Allein nirgends hat Kant in der Tafel der Grundsätze des reinen Verstandes den Grund dieser vier Sätze gezeigt. Und es ist schlechterdings unmöglich, sie von hier abzuleiten. Sie sind unbegründbar; Dogmen. Weiter: sie enthalten Aussagen über das Verhältnis der Dinge an sich zu unserer Erkenntnis. Die Möglichkeit einer solchen Aussage aber widerspricht Kants eigenen Nachweisungen, widerspricht dem Grundgehalte des formalen Idealismus selbst. Denn schon die Aussage: die Dinge an sich sind a priori unerkennbar — schon die Zulassung dieser Aussage widerspricht ihrem Inhalte: sind die Dinge an sich a priori unerkennbar, so ist auch kein Wissen um diese Unerkennbarkeit möglich. Die Behauptung dieses Wissens bildet zu seinem Inhalt einen Widerspruch. Jede einzelne der vier Prämissen des formalen Idealismus steht in Widerspruch mit dem formalen Idealismus selbst. Damit entfällt der formale Idealismus.

Kant kam zu seiner Disjunktion, daß entweder die Erkenntnis den Gegenstand oder dieser die Erkenntnis möglich mache, auf Grund folgender Überlegung. Er legte sich die Frage vor, wie die notwendige Übereinstimmung der Erfahrung mit den Begriffen ihrer Gegenstände möglich sei[3]). Und antwortete: Entweder ermöglicht die Erfahrung diese Begriffe; oder umgekehrt, diese Begriffe ermöglichen die Erfahrung. Letzteres ist aber der Fall bei den Kategorien; denn diese, Begriffe a priori, enthalten ja den Grund der Möglichkeit aller Erfahrung überhaupt.

Diese Feststellung ist ganz richtig; und eine der denkerischen Großtaten Kants. Aber sie besagt lediglich etwas über das Ver-

[1]) Kr. d. r. V. Transzendentale Logik. Einleitung I.
[2]) Prolegomena. § 8.
[3]) Kr. d. r. V. 2. Ausgabe. § 27.

hältnis der apriorischen Erkenntnis zur Erfahrung, und absolut nichts über das Verhältnis der apriorischen Erkenntnis zu ihrem Gegenstande. Kant hat das tatsächlich verwechselt, und zwar an mehreren Stellen[1]), wie Nelson sehr klar erläutert.

Nun hat überdies Kant selbst erkannt, daß seine vielbesprochene Disjunktion der möglichen Beziehungen zwischen Erkenntnis und Gegenstand unvollständig war; daß noch ein dritter Weg offen bleibt: die Hypostasierung einer prästabilierten Harmonie; so etwa, als wenn unsere subjektive geistige Anlage derart organisiert wäre, »daß ihr Gebrauch mit den Gesetzen der Natur, an welchen die Erfahrung fortläuft, genau stimmte« (»Präformationssystem der reinen Vernunft«). Trendelenburgs Einwurf, Kant habe in seiner Disjunktion die Möglichkeit dieser Annahme übersehen, stimmt also nicht; wie schon Kuno Fischer ihm nachwies.

Kant lehnt allerdings das Präformationssystem ab. Einerseits aus dem teleologischen Gesichtspunkt, daß eine solche »Voraussetzung vorbestimmter Anlagen zu künftigen Urteilen« es bei allen unseren Urteilen im Vagen lasse, »was der Geist der Wahrheit oder der Vater der Lügen uns eingeflößt habe«; daß also bei ihr ein Kriterium des Wahren und Falschen an unserem Urteilen fehle. Das ist richtig; indes ist die Präformation an sich noch nicht widerlegt. — Ferner führt Kant gegen das Präformationssystem an, daß mit der Annahme desselben den Kategorien die Notwendigkeit ihrer Geltung abhanden kommen würde; wenn z. B. die Kategorien der Relation nur auf eine »uns eingepflanzte« subjektive Notwendigkeit, gewisse empirische Daten in bestimmten Verhältnissen verbunden zu denken, zurückgeführt würden. »Ich würde nicht sagen können: die Wirkung ist mit der Ursache im Objekte (d. i. notwendig) verbunden, sondern ich bin nur so eingerichtet, daß ich diese Vorstellung nicht anders als so verknüpft denken kann.« Das stimmt aber nicht. Wenn ich »so eingerichtet« bin, denken zu müssen: *A* ist *B*, so denke ich eben: *A* ist *B*: und nicht: ich sei nur so eingerichtet, denken zu müssen, *A* sei *B*. Überdies setzt ja die Präformation voraus, daß tatsächlich unser Denken mit den Abläufen der Natur in prästabilierter Übereinstimmung steht. Kants Argument entfällt demnach. Außerdem aber enthält das Wissen um die Art, wie ich eingerichtet bin, ebenfalls Anspruch auf objektive Gültigkeit. Kant müßte folgerecht sagen: Ich bin nur so eingerichtet, denken zu müssen, ich sei nur so eingerichtet, denken zu müssen usw. — und der bekannte unendliche Regreß tauchte wieder auf.

Zugegeben sei das: die subjektive Notwendigkeit, ein Sachverhältnis zu denken, erlaubt noch nicht den Schluß auf die objektive Notwendigkeit dieses Sachverhältnisses. Beim Präformationssystem lägen die Dinge dann so: den kategorischen Grundformen würde die analytische, logische Notwendigkeit in der Tat fehlen. Ihre objektive

[1]) z. B. Proleg. § 36.

Gültigkeit wäre logisch zufällig. Metaphysische Notwendigkeit aber brauchte ihnen durchaus nicht zu fehlen. Diese würde allerdings nicht im Beweiswege (id est logisch), sondern unmittelbar aufgewiesen werden müssen.

Das prinzipiell Entscheidende in der Beurteilung der Präformationslehre liegt in folgender Erörterung: Eine jede Erkenntnistheorie muß, um möglich zu sein, auf der Voraussetzung fußen, daß unserer Erkenntnis (wenigstens zum Teile) transzendentale Wahrheit innewohnt. Auch der formale Idealismus. Mit welchem Rechte spricht denn Kant den formalen Bedingungen der Erfahrung transzendentale Realität ab? Er muß für die erkenntnistheoretischen Obersätze dieses Urteils transzendentale Wahrheit beanspruchen. Wofern wir also die transzendentale Wahrheit eines erkenntnistheoretischen Urteils als Präformationssystem bezeichnen, hat dieser Ausspruch Kants das Präformationssystem zur Grundlage. Die Bestreitung des Präformationssystems schließt also einen Widerspruch ein.

Sorgfältig von dieser Fassung des Präformationssystems zu unterscheiden ist freilich der Versuch, die Präformation auf einer theologischen Basis aufzurichten. Hier hat Kant in der prachtvollen Briefstelle (an Marcus Herz) wider Crusius und den Deus ex machina ganz recht. Denn woher sollten wir von dem Geiste, der uns die Regeln unseres Urteilens einpflanzte, Erkenntnis erlangen, wenn nicht vermöge der Regeln unseres Urteilens? Deren Wahrheitsansprüche doch gerade erst durch die Annahme der uns vom Geiste verliehenen Erkenntnismöglichkeit begründet werden sollen! Hier liegt ein Zirkelschluß vor.

Also: wenn Kant auch mit Recht diese zweite Form der Präformation »das Ungereimteste, was man nur wählen kann« nennt — so hat er die erste Form der Präformation damit durchaus noch nicht abgetan; im Gegenteil: der Erkenntnistheoretiker wird sie implicite immer voraussetzen müssen.

Wir hatten als Voraussetzungen des formalen Idealismus gefunden: das Verhältnis der Erkenntnis zum Gegenstande ist ein kausales, und zwar ein unmittelbar kausales. Was aber causa im einzelnen Falle ist — ob Erkenntnis, ob Gegenstand —, wird durch das Zeitverhältnis dessen bestimmt, was von beiden dem anderen »vorhergeht«. Bei der Erkenntnis a priori geht die Erkenntnis dem Gegenstand vorher. Was bedeutet dies nun? Einmal ist unter »Gegenstand« ganz offenbar der Wahrnehmungsgehalt, das empirische Material verstanden. Dann hat der Satz den Sinn: Erkenntnisse a priori sind unabhängig von der Erfahrung. Gegenstand einer Erkenntnis kann aber in weiterem Sinne jedes Vorgestellte, jedes Subjekt, von dem etwas prädiziert wird, heißen. Für aprioriische Erkenntnis wäre der Gegenstand danach unter Umständen ein Allgemeines, eine bloße Form, ein Gesetz. In diesem Falle aber wäre Kants Satz vom Zeitverhältnis falsch; auch jede Erkenntnis a priori hätte ihren Gegenstand unmittelbar bei sich.

Versteht man unter Gegenstand empirische Gegebenheit, so hat Kants große Frage: wie es möglich sei, Gegenstände a priori zu erkennen — mit Recht die Lösung erfahren: weil jeder Gegenstand (der Erfahrung) seiner Form nach durch die a priori erkannten Gesetze erst möglich wird. Was wir a priori erkennen, ist also die Form der Erfahrungsgegenstände. Diese Form aber ist ihrerseits Gegenstand der apriorischen Erkenntnis — Gegenstand in seiner zweiten Wortbedeutung!

Diese beiden Bedeutungen sondert aber Kant nicht scharf voneinander ab; so kommt er zu seiner Erkenntnistheorie. Er fragt (bei der Aufweisung der reinen Anschauung als Grund der Möglichkeit der Mathematik): »Wie ist es möglich, etwas a priori anzuschauen? Anschauung ist eine Vorstellung, so wie sie unmittelbar von der Gegenwart des Gegenstandes abhängen würde. Allein wie kann Anschauung des Gegenstandes vor dem Gegenstande selbst vorhergehen?« Die Verwechslung ist hier ganz durchsichtig. Dem »Gegenstande«, sofern er empirische Gegebenheit bedeutet, geht die reine Anschauung tatsächlich vorher. Bezeichnet man indes mit »Gegenstand« einer Erkenntnis das in ihr Erkannte, so hat auch die rein anschauliche Erkenntnis ihren Gegenstand unmittelbar bei sich; und die Hindernisse sind aus dem Wege; — die Prämisse vom Zeitverhältnis zwischen Erkenntnis und Gegenstand fällt freilich damit.

Wir kommen zum Schluß: Der formale Idealismus ist hinfällig, verfehlt, und als Begründung des transzendentalen nicht zu gebrauchen. — — —

Ein zweites wichtiges Abirren der Kantschen Arbeit, das für die Erkenntnistheorie folgenschwer ward, ist sein transzendentaler Beweis der Grundsätze. Die prinzipielle Unmöglichkeit des transzendentalen Beweises überhaupt wurde bereits im ersten Teile dargetan. Wie führt nun Kant dies Unmögliche durch?

Schicken wir zum Verständnis voraus: Kant faßt nur zu häufig noch in aristotelischer Tradition die Trennung der Logik — als der apriorischen Erkenntnis in analytischen Urteilen — und der Empirie — als der aposteriorischen Erkenntnis in synthetischen Urteilen — als eine richtige und vollständige Disjunktion auf. Wenngleich er die synthetischen Urteile a priori als erster herausgestellt und einem Teile von ihnen, den mathematischen, den Grund aufgezeigt hat, so hat er das gleiche bei den synthetischen Urteilen a priori durch bloße Begriffe noch keineswegs mit Klarheit erreicht. Die Möglichkeit dieser synthetischen Urteile a priori soll begründet werden; das ist sein Problem. Nun hat der Begriff der »Möglichkeit« einen doppelten Sinn. Einmal den objektiven der Gültigkeit. Dann den subjektiven des psychologischen Ursprungs (wovon außerdem noch das genetische Problem der »physiologischen Ableitung« Kants sorgfältig zu unterscheiden ist). Zunächst handelt es sich für Kant um die erste Bedeutung; die objektive Möglichkeit. Auf Grund der

soeben vorausgeschickten Annahme der überkommenen Disjunktion ist das Kriterium der Gültigkeit synthetischer Urteile entweder Empirie oder Logik. Wäre es Empirie, dann könnte es keine synthetischen Urteile a priori von objektiver Gültigkeit geben. Bleibt also die Logik. Der berühmte Beweis wird folgendermaßen geführt: Innerhalb der Erfahrungserkenntnis ist uns eine Scheidung zwischen Wahrheit und Schein möglich. Die Kriterien für diese Scheidung liefern uns die synthetischen Urteile a priori als Prinzipien der Möglichkeit der Erfahrung. Durch diese Prinzipien allein kann der Begriff der wissenschaftlichen Wahrheit definiert werden. »Erkenntnis a priori hat nur dadurch Wahrheit, daß sie nichts weiter enthält, als was zur synthetischen Einheit der Erfahrung überhaupt notwendig ist«[1]. »Die Möglichkeit der Erfahrung ist also das, was allen unseren Erkenntnissen a priori objektive Realität gibt«[2].

Was wir schon prinzipiell festgestellt haben, wenden wir als Kriterium der Stichhaltigkeit an diesen Beweis. Die apriorischen Grundsätze sind möglich auf Grund der Wirklichkeit der Erfahrung; die Erfahrung aber ist ja selbst nur möglich unter Voraussetzung der Objektivität der apriorischen Grundsätze! Ein Zirkel.

Wie wir diesen »Beweis« auch fassen mögen, nie erreichen wir mehr als den rein analytischen Satz, daß gewisse Prinzipien auf einem Gebiete gelten, das durch diese Prinzipien gerade definiert wird.

Wenn die metaphysischen Grundsätze den Grund der Möglichkeit der Erfahrung enthalten, so kann nicht die Möglichkeit der Erfahrung den Grund der metaphysischen Grundsätze enthalten. Das ist klar. Einen Grund aber müssen diese synthetischen Grundsätze doch haben; und ihn zu finden ist auch Kants Bemühen[3]. Nelson hatte, im zweiten Teile seines Buches, diesen Grund schon aufgedeckt: es war die nichtanschauliche unmittelbare Erkenntnis der reinen Vernunft. Kant war es nicht gelungen, sie zu finden; denn ihm galt die dogmatische Disjunktion der Erkenntnis in Anschauung und Urteil; und so mußte er, da er die metaphysische Erkenntnis als nichtanschaulich erkannt hatte, sie auf Reflexion zu gründen suchen. So kam er zum transzendentalen Beweise.

An dessen Stelle rückt nunmehr, als eigentliches Problem der Vernunftkritik, die Deduktion der Grundsätze aus dieser unmittelbaren Erkenntnis im subjektiv psychologischen Wege. Auch Kant kannte wohl die Aufgabe einer »subjektiven Deduktion«[4]; aber er erteilte ihr nur eine präparatorische Nebenfunktion. Er nahm vielmehr an, die Kritik habe die Aufgabe, die metaphysischen Grundsätze zu beweisen; sie enthalte also deren Grund — was bei der Deduktion tatsächlich nicht der Fall ist — und sei also hinsichtlich ihrer Modalität gleichartig den durch sie begründeten metaphysischen

[1] Kr. d. r. V. (Reclam.) S. 155.
[2] Ebenda. S. 222.
[3] Ebenda. S. 238 und pass.
[4] Kr. d. r. V. S. 113f.

Sätzen. Er zog Kritik und Metaphysik zusammen unter den Oberbegriff der transzendentalen Logik; jener Wissenschaft, die erstens die apriorischen Vernunfterkenntnisse synthetischer Art enthält (Metaphysik) und zweitens ihren Ursprung bestimmt (Kritik)[2]). Es wird demnach die Kritik an die Spitze des Systems der Vernunfterkenntnis gestellt; und daraus resultieren nun zwei Möglichkeiten: Einerseits nämlich wissen wir prinzipiell und können jederzeit faktisch aufweisen, daß die Sätze der Kritik auf innerer Erfahrung fußen; also erkennen wir in Kants Fassung der transzendentalen Logik den drohenden Fehler psychologischer Ableitung des Systems der Vernunfterkenntnis aus empirischen Obersätzen.

Andererseits aber sind die Sätze des Systems der metaphysischen Erkenntnis, wie Kant definitiv feststellte, synthetische Urteile a priori aus Begriffen; wenn also die transzendentale Logik Kants die logische, syllogistische Ableitung der Sätze des Systems aus denen der Kritik zum Inhalt hat, so müssen die Obersätze dieser logischen Ableitung, also die Inhalte der Kritik, ebenfalls synthetische Urteile a priori durch Begriffe sein. So verführt die falsche Identifizierung der Modalitäten von Kritik und System klar zum »transzendentalistischen Vorurteil« (das oben genauer erörtert wurde). Implicite liegt in Kants Fassung des Begriffes der transzendentalen Logik bereits die Möglichkeit dieser beiden Fundamentalfehler aller späteren Erkenntnistheorie beschlossen; die kritische Errungenschaft stürzt, und das Dogma erneut sich. —

Aus Nelsons »axiomatisierender« Zergliederung der Voraussetzungen, die dem Denkwerke Kants unterlagen, geht hervor, daß hinter ihnen allen zuletzt immer der Fehler steht: daß Kant Reflexion und unmittelbare Erkenntnis nicht scharf gesondert hat. Was um so bemerkenswerter ist, als Kants größte Entdeckung, die der synthetischen Urteile a priori aus bloßen Begriffen, zusammen mit dem mathematischen Analogon ihn eigentlich geradezu auf diese Unterscheidung hätte führen müssen. Denn steht einmal die Tatsache des Vorkommens synthetischer Urteile a priori aus bloßen Begriffen fest, so muß die Frage nach ihrem Grunde gestellt — und bei der Antwort Anschauung und Reflexion in gleicher Weise als dieser Grund abgelehnt werden. Und damit hält man dann die Lösung in Händen.

Der Schluß erfolgt mit Deutlichkeit aus drei Prämissen: Erstens — wir besitzen metaphysische Urteile. Zweitens: Reflexionserkenntnis ist mitelbar. Oder, was dasselbe ist: Reflexion enthält nicht den Grund synthetischer Urteile; ein logisches Kriterium materialer Wahrheit ist unmöglich[1]). Drittens: Das Bewußtsein um die metaphysische Erkenntnis ist nur durch Reflexion möglich (wir besitzen keine intellektuelle Anschauung). — Hieraus folgt die Exi-

---

[1]) Ebenda. S. 80.

[2]) Kant lehrt dies ganz genau so. Vgl. Kr. d. r. V. S. 81f. Logik, Einl. VII.

stenz der unmittelbaren nichtanschaulichen Erkenntnis der reinen Vernunft als Grund der metaphysischen Erkenntnis.

Kant nun beging die Unkorrektheit, an der zweiten Prämisse, wenn er selbst sie auch lehrt, nicht gleichmäßig festzuhalten. Neben ihr taucht unausgesprochen immer wieder das traditionelle Dogma auf: alle Erkenntnis ist entweder Anschauung oder Reflexion. Hält man diese dogmatische Prämisse aufrecht, so muß man eine der drei faktischen streichen. Entweder die erste, dann folgt der Empirismus. Oder die zweite: dann folgt der logische Dogmatismus. Oder die dritte: dann folgt die intellektuelle Anschauung, der Intuitivismus und der Mystizismus. — Oder aber man streicht das Dogma: dann bleibt die Annahme der unmittelbaren Erkenntnis der reinen Vernunft übrig (Kritizismus).

IV.

Diese vier prinzipiell möglichen Schlüsse — und die auf jedem von ihnen jeweils sich aufbauenden Philosopheme — sind nun in der Tat auch im historischen Ablauf von den Fortbildnern Kants verfochten und systematisch durchgeführt worden. Der Empirismus feierte durch Beneke, der logische Dogmatismus durch Hegel, der Mystizismus durch Schelling seine Auferstehung; Jacob Friedrich Fries aber brachte den eigentlichen Kritizismus, wie ihn Kant angebahnt hatte zur Vollendung. Es ist, wo nicht das größte Verdienst, so doch die scharfsinnigste Leistung Nelsons, die grundsätzliche Notwendigkeit jenes geschichtlichen Werdens hier aus Kants Werk selber abgeleitet zu haben.

Hierüber ist noch einiges zu sagen. Nelson zergliedert zunächst das Werk des Denkers, der, heute hinter größeren Nachfolgern zurückstehend, doch als der eigentliche Schöpfer des methodischen Werkes wie des materialen Fundamentes zu betrachten ist, auf dem Beneke und Fichte, Schelling und Hegel erst ihre dogmatischen Gebäude errichten konnten: Karl Leonhard Reinhold.

Reinhold sieht in dem analytischen Regreß das methodische Prinzip der Kantschen Kritik. Aber die Zergliederung geht ihm nicht weit genug. Denn das Prinzip der Möglichkeit der Erfahrung, aus dem die regressiv gewonnenen metaphysischen Grundsätze bewiesen werden, bedarf selbst einer weiteren Reduktion auf Obersätze. Als höchstes, letztes Fundament muß ein Prinzip gefunden werden, das sowohl die metaphysischen Grundsätze als auch diesen Satz der Möglichkeit der Erfahrung zu Folgesätzen hat; mehr noch: das auch der praktischen Metaphysik zugrunde liegt, auch den Obersatz aller Logik darstellt.

Die Wissenschaft von diesem Prinzip, die »Elementarphilosophie«, hat auszugehen vom Begriffe der bloßen Vorstellung, den wir aus dem Bewußtsein schöpfen. Das Faktum des Bewußtseins muß das Fundament der Elementarphilosophie letzthin seinerseits begründen.

Und zwar wissen wir durch bloße Reflexion über dieses Faktum: »daß die Vorstellung im Bewußtsein durch das Subjekt von Objekt und Subjekt unterschieden und auf beide bezogen wird«[1]) (»Satz des Bewußtseins«).

Nun ist aber nicht abzusehen, wie sich Reinholds Forderung eines obersten Grundsatzes für Logik und Metaphysik erfüllen lassen sollte. Dieser Grundsatz müßte entweder analytisch oder synthetisch sein. Allein aus analytischen Grundsätzen folgen nie synthetische Schlußsätze, und aus synthetischen Sätzen nie analytische! Die Einzahl dieses Grundsatzes zwingt ferner zur Erinnerung daran, daß zu jedem Syllogismus zwei Prämissen gehören, daß sich also aus einem Grundsatz allein gar nichts entwickeln läßt. Sodann kann es überhaupt keine höheren Sätze geben, aus denen die metaphysischen Grundsätze beweisbar würden. Denn da die zu beweisenden Grundsätze synthetisch sind, müßte es wenigstens eine Prämisse auch sein. Diese könnte aber nicht empirisch sein — denn die Konklusion ist ja metaphysisch —; metaphysisch aber könnte sie auch nicht sein — denn unter den metaphysischen Sätzen sind ja die Grundsätze, die bewiesen werden sollen, die allgemeinsten. Der ganze Fundamentierungsversuch ist also falsch.

Reinhold kam zu ihm offenbar dadurch, daß er den analytischen Regreß Kants als die einzige Methode der Kritik wertete. Er übersah dabei, daß durch diese Methode zwar die metaphysischen Grundsätze tatsächlich herausgestellt werden, nie aber über den Grund ihrer Gewißheit etwas ausgemacht wird. Gerade das letztere ist aber das eigentliche Problem der Kritik. Und diese Aufweisung des Grundes kann im Wege logisch analytischen Regresses nicht geschehen. Sie wird, wie Nelson im zweiten Teile seines Buches nachwies, im Wege innerer Erfahrung vollzogen. Reinhold selbst will ja etwas ähnliches, wenn er die Elementarphilosophie als Wissenschaft von den Merkmalen bloßer Vorstellungen statuiert; aber er übersieht die Tatsache, daß die Modalität solcher Wissenschaft eine empirische ist. Indem er aus den Inhalten dieser Wissenschaft die metaphysischen Grundsätze im Beweisverfahren abzuleiten sucht, vollzieht er also, ohne es zu merken, die Introduktion des empiristischen Psychologismus in das System der Metaphysik (an dessen Spitze ja seine ungewollt empirische Elementarphilosophie steht). — Daß Reinhold die Grundsätze aus irgendeinem anderen Prinzip zu beweisen versucht, und aus diesem Beweisverfahren Vernunftkritik macht — das zeigt, daß bei ihm im letzten Grunde das Kantsche Vorurteil: Erkenntnis sei entweder Anschauung oder Reflexion — weiterbestehen blieb und sogar zum eigentlich treibenden Moment seiner Spekulation geworden ist. Das Resultat, das er erzielt — indem er von irgendwelchen dogmatischen Prinzipien seiner Elementarphilo-

[1]) »Über das Fundament des philosophischen Wissens«. 1791. S. 78. Desgleichen »Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens«. S. 258 und pass.

sophie die Inhalte der Metaphysik episyllogistisch ableitet —, ist die Wiederaufrichtung des logischen Dogmatismus auf den Trümmern verlassener Vernunftkritik.

Die Übernahme von Reinholds Fehler in ein Denksystem kann diesem zwei mögliche Tendenzen geben. Entweder man nimmt an: die Elementarphilosophie ist als der Grund der metaphysischen Erkenntnis von gleicher Modalität wie diese, also apriorisch — daraus folgt das erkenntnistheoretische System, wie es Fichte in der Wissenschaftslehre ausbaut. Oder man bleibt bei den Tatsachen und sagt: Wissenschaft vom Vorstellungsvermögen ist empirisch; und das aus ihr Bewiesene muß mit ihr modalisch gleichartig sein — dann systematisiert sich Reinholds Fehler im psychologischen Genetismus Benekes. Also: als tiefster Ursprungsort der noch heute sich befehdenden beiden Erkenntnistheoreme, des Transzendentalismus und des Psychologismus, liegt in der Historie der nachkantischen Philosophie hier, bei Reinhold, der Denkfehler vor: daß eine Wissenschaft möglich sei, die das konstitutive Fundament der Philosophie zum Inhalte hat. In dieser mit sorgsamer Schärfe herausgearbeiteten Tatsache sehe ich den Schlüssel zur Geschichte der nachkantischen Erkenntnislehre; sie erschließt zum ersten Male definitives Verständnis des historischen Entstehens der erkenntnistheoretischen Diskrepanzen bei den Nachfahren Kants.

Von den zwei möglichen Ausbauten des Reinholdschen Fehlers ist der eine der, daß die Aprioriität der Elementarphilosophie behauptet wird. Hier systematisiert sich das »transzendentale Vorurteil«, wie es Fries treffend nennt; man sieht die Bahn, die Fichte beschritt. Fichte übernimmt Reinholds Forderung eines obersten Grundsatzes der gesamten Philosophie, setzt aber den Regreßversuch Reinholds noch über dessen Prinzip des Bewußtseins fort. Über dem Begriffe der Vorstellung noch stehe der der »Tathandlung«. Auf diese aber dürfen die Kategorien noch nicht angewendet werden; sie sind ja ein erst Abzuleitendes; es handelt sich also um ein Tun ohne Tuendes; jegliche Beziehung auf das Subjekt hat auszuscheiden. Dieses Tun ist das »Ich«. Im Ich aber fallen Subjekt und Objekt zusammen; sie sind »gleich ursprünglich in der Ichheit verbunden«[1]). Aus dem Satze: »Ich = Ich« geht »die ganze Philosophie hervor«, aus ihm vermag die Wissenschaftslehre »allen möglichen Wissenschaften nicht die Form allein, sondern auch den Gehalt zu geben«[2]).

Hier also die Forderung echten dogmatischen Logizismus, aus einer analytischen Vergleichungsformel das gesamte Wissen abzuleiten! Dazu kommt, daß Fichte als einziges Begründungsverfahren den Beweis hinstellt[3]) und die für den Logizisten ja unvermeidliche Folgerung zieht, willkürlicher Reflexion die letzte

[1]) Werke. Bd. II. S. 442.
[2]) Werke. Bd. I. S. 66.
[3]) Ebenda. Bd. I. S. 508. Bd. II. S. 253ff.

Entscheidung über die Grundsätze des Sytems zu überlassen. Indes fühlt er die Undurchführbarkeit seines Weges; ja er erkennt gar Reflexion als ein an sich leeres Formalvermögen[1]). So stößt er doch auf ein »unmittelbares Bewußtsein«, eine »Selbstbeobachtung«, mit der er die ersten Ausgänge seines Systems begründet, mit der er »wahrnimmt«, daß neben freien Vorstellungen auch solche, die vom Gefühl der Notwendigkeit begleitet werden, in uns auftreten. (Nach dem Grunde des Systems dieser Vorstellungen fragt er ja.) Und immer, wenn Reflexion nicht ausreicht, greift er zu dem, »was sich nur innerlich anschauen läßt«, zum »unmittelbaren Bewußtsein« zurück. Ist das nicht aber krasser Psychologismus? Fichte beugt dem vor: dies »unmittelbare Bewußtsein« ist kein empirisches. Das heißt: bei Fichte hat die philosophische Erkenntnis ihr konstitutives Prinzip in der Selbsterkenntnis; philosophische Erkenntnis ist intellektuell (rational), Selbsterkenntnis ist unmittelbar anschaulich. Fichte lehrt also die intellektuelle Anschauung.

Indes zeigt psychologische Selbstbeobachtung denn doch, daß so etwas wie unmittelbare Selbsterkenntnis der inneren Erfahrung angehört; und daß andererseits das Bewußtsein um die philosophische Erkenntnis ein mittelbar reflexionelles ist. Fichtes Lehre widerspricht den Tatsachen.

Fichte identifiziert sein genanntes Problem bekanntlich mit dem des Verhältnisses von Erkenntnis und Gegenstand: »Wie hängen unsere Vorstellungen mit ihren Objekten zusammen?« Und löst es absolut idealistisch: »Das Bewußtsein des Gegenstandes ist nur ein nicht dafür erkanntes Bewußtsein meiner Erzeugung einer Vorstellung vom Gegenstande«[2]). In seiner Begründung dieser Lösung ist fast jeder Satz falsch, schief und zweideutig. Uns kommt es hier zunächst auf eine Kritik im einzelnen weniger an, hier genüge folgende allgemeine Erwägung. Angenommen, Fichtes Lösung und das darauf Erbaute stehe fest, so gilt also: Das »reine Ich« erzeugt das »Sein«. Dies »reine Ich« ist kein persönliches, ist nicht mein Ich; das wäre ja Psychologismus. Ist dem aber so, wie entsteht dann der Gedanke meines persönlichen Ichs? Offenbar nur ebenso wie der aller äußeren Realität. Daraus folgt, daß der »Zusammenhang dieses Außer-uns mit uns selbst nur ein Zusammenhang in unseren Gedanken ist«[3]). Also haben wir innerhalb des vom »reinen Ich« erzeugten »Seins« gewisse »denkende Wesen« von nichtdenkenden (»Dingen«) zu unterscheiden. Dieser Unterschied von individuellem Subjekt und Ding ist also nur ein Erzeugnis des »reinen Ich«. Aber damit ist ja das Problem gar nicht gelöst! Es steckt ja vielmehr hier: wie hängen die Vorstellungen des durch das »reine Ich« erzeugten denkenden Wesens mit den außer ihm befindlichen »Dingen« — deren sonstige Provenienz ja gar nicht interessiert —

[1]) Ebenda. Bd. II. S. 254.
[2]) Ebenda. Bd. II. S. 221.
[3]) Werke. Bd. II. S. 238ff.

zusammen! Fichtes »Lösung« gibt uns das zu lösende Problem verdeckt, doch absolut ungelöst, aufs neue auf!

Soweit Fichte. Sein Philosophem in alle Tiefen (und Untiefen) nachzudenken, ist hier nicht der Ort, wo nur die Tendenz nachgezeichnet werden sollte, in der er von Kant aus weiterging. Nelson hat das mühevolle Geschäft gründlich besorgt. Diese gründliche Prüfung Fichtes durch Nelson ist eine hocherfreuliche Reaktion auf den Geist einer Zeit, in der es möglich wurde, in einem flachen, rhethorisch schwülstigen, unabgeklärten Denkwerke wie dem Fichtes einen tiefen, teuren Besitz zu erblicken. Diejenigen, die zum Preise Fichtes ihre Stimme am lautesten erhoben haben, sind nun am Worte; es ist nicht nur außerordentlich interessant, sondern zugleich auch ein elementares Gebot wissenschaftlicher Moral, sich mit Nelsons exakten sachlichen Argumentationen auseinanderzusetzen: sie strikt zu widerlegen — oder einem entlarvten Idol zu entsagen[1]).

Bei Fichte fand sich — das zeigte sich bereits — noch keine feste Bestimmung darüber, ob die (transzendentale) Kritik (oder Wissenschaftslehre oder dergleichen) die Quelle ihrer Erkenntnis in der Anschauung oder der Reflexion habe. Seine Nachfahren entschieden sich; Hegel wählte die logizistische, Schelling die intellektuell-anschauliche Seite der Alternative. Damit ist ihr jeweiliges System im Grundstock festgelegt. Begnügen wir uns damit, diese Wurzeln aufzuweisen.

Der psychologistische Fortbildner Kants (oder Reinholds) ist Beneke. Er erkennt deutlicher als Kant die Leerheit der Reflexion[2]). Ferner ist er sich über die sinnlich-empirische Natur der Anschauung klar. Aber er hat noch das aristotelische Vorurteil der Disjunktion der Erkenntnis in Anschauung und Reflexion; und so folgert er, daß alle Wissenschaft »zuletzt aus der Erfahrung schöpfen« müsse; und daß »eine Philosophie a priori, in der Form von Begriffen wie in der Form von Anschauungen, ein leeres Phantom sei«[3]).

Jene dogmatische Disjunktion führt ihn also zum empiristischen Psychologismus. Wie steht nun Beneke zum Werke Kants? Er fußt auf dem Fehler Reinholds; er verwechselt den Inhalt der Kritik — die er mit Recht als empirisch anerkennt — mit ihrem Gegenstande, dem Grunde der metaphysischen Grundurteile. Wenn man mit Kant die Modalität der letzteren als apriorisch annähme, wäre es widerspruchsvoll, sie durch empirische Kritik zu begründen; da aber die Kritik zweifellos empirisch ist, so darf man die metaphysischen Grundsätze eben nicht als apriorische annehmen. Sondern

[1]) Auf diesen 1909 an maßgebender Stelle veröffentlichten Aufruf ist natürlich aus dem Lager der Fichteaner jede Antwort ausgeblieben. Statt dessen hat die nationale Begeisterung Fichte im Weltkrieg förmlich zum praeceptor Germaniae ausgeschmückt.

[2]) Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit. 1832. S. 12, 18, 38, 62. Lehrbuch der Logik als Kunstlehre des Denkens. 1832. S. XIV.

[3]) Logik. S. 66.

ebenfalls als empirische. Sein Grundirrtum ist also der, daß er annimmt, die kritische Begründung der philosophischen Erkenntnis müsse den Grund dieser Erkenntnis enthalten. Aber auch der Empirist meint »die wahre kantische Lehre« zu lehren »nicht seinem Buchstaben nach, sondern seinem Geiste nach« . . .

V.

Haben wir Nelson so die Aufweisung des Grundes der Divergenz aller erkenntnistheoretischen Weiterbildner Kants in einer falschen, ihnen allen gemeinsamen — von Kant mit seinen wahrhaft großen Entdeckungen oft unbewußt vermengten, von Reinhold zuerst deutlich hingestellten — Voraussetzung zu verdanken, so schulden wir ihm gleichen Dank für seine klare und vollendete Auflösung der erkenntnistheoretischen Verwirrnis, die jene falsche Voraussetzung hervorrief. Alle seine früheren Arbeiten waren schon dieser, von ihm als richtig erkannten, eigentlichen Lösung des vernunftkritischen Problems gewidmet; und so sind es auch die letzten Kapitel dieses Werkes. Was Kant angebahnt hatte, J. F. Fries hat es, abgeklärt und zielsicher, beendet. Ihm verdanken wir den reifen, geläuterten Kritizismus, in dem das erkenntnistheoretische Dogma prinzipiell überwunden ist.

Schon in seiner ersten Schrift[1]) hat Fries die Frage des Zusammenhanges von Kritik und System der metaphysischen Grundsätze beantwortet. Er erwägt die prinzipiell denkbaren Lösungen der Frage nach dem Grunde der metaphysischen Grundurteile. Aus irgendeinem rationalen Wissenschaftssystem sind sie nicht progressiv ableitbar: sie selber sind ja die allgemeinen rationalen Erkenntnisse. Induktiv sind sie ebenfalls nicht beweisbar: denn bei rationalen Urteilen liegt der Gültigkeit des Besonderen — aus dem sie erschlossen werden müßten — immer schon die des Allgemeinen zugrunde.

Bleibt die Unmöglichkeit eines Beweises! Und die Forderung, die Grundsätze als unbeweisbar an der Hand der Regel aufzuweisen. Wie eine solche Aufweisung vollziehbar sei, hat Kants regressives Verfahren, die Abstraktion vom Einzelnen zum Allgemeinen, gezeigt. Aber der Regreß gewährleistet nicht die Gültigkeit des Rechtsanspruches der gefundenen Grundsätze; denn er zeigt ihren Grund nicht auf. Eine objektive Begründung dieser Grundsätze ist jedoch — das sahen wir vorher prinzipiell — nicht möglich.

Es gibt nur zwei Auswege: entweder auf jede Begründung des Rechtsanspruches zu verzichten; oder aber die Spekulation subjektiv zu wenden; und die Grundsätze hinsichtlich ihres subjektiven Ursprunges in der Vernunft psychologisch aufzuweisen. Es handelt sich also darum, eine psychologische Theorie über die Beschaffenheit der erkennenden Vernunft zu schaffen und aus ihr die metaphysischen

[1]) Über das Verhältnis der empirischen Psychologie zur Metaphysik. 1798.

Grundsätze zu deduzieren (Deduktion im Sinne der oben gemachten Ausführungen). Eine solche Theorie fußt auf den Erkenntnissen der inneren Erfahrung. Dieser Gedankengang ward schon im zweiten Teil entwickelt. Er erklärt auch das Verhältnis der Philosophie zur Psychologie: Gegenstand der Kritik ist der Grund der metaphysischen Grundsätze, die den Inhalt der Metaphysik bilden. Inhalt der Kritik sind psychologische Sätze von assertorischer Modalität.

Der Transzendentalismus ist so beseitigt; denn es ward bewiesen, daß ein Beweis der allgemeinsten metaphysischen Sätze aus anderen rationalen Sätzen unmöglich ist. Und der Psychologismus ist beseitigt; denn es ward bewiesen, daß ein induktiver Beweis metaphysischer Grundsätze unmöglich ist.

Und Fries beugt sogleich dem Haupteinwande vor, der seit seinem Wirken mit stetig steigender Verständnislosigkeit immer wieder erhoben worden ist: daß sich die kritische Deduktion in einem Zirkel bewege. Gewiß muß man, um eine Theorie der Vernunft zu formen, die Gesetze der Logik und überdies die »metaphysischen Gesetze einer möglichen Erfahrung überhaupt« voraussetzen — obwohl es scheint, »als sollten sie erst bewiesen werden«. Sie sollen aber gar nicht bewiesen werden! Sollten sie das, so läge tatsächlich ein Zirkel vor. Was aber hier geschieht, ist dies, daß die Erkenntnis a priori als eine Qualität unserer geistigen Organisation, »als zu den Zuständen meines Gemütes gehörig«, nicht aber hinsichtlich ihrer objektiven Gültigkeit, psychologischen Obersätzen unterstellt wird. Die Deduktion ist kein Beweis der Grundsätze und soll auch keiner sein; darauf kommt hier alles an; das scheidet sie von allem Psychologismus.

Es fragt sich nun noch, ob diese psychologische Kritik — ihre Möglichkeit zugegeben — für die Begründung der Metaphysik notwendig sei. Man könnte ja, wenn sich auch zur kritischen Theorie der Vernunft metaphysische Voraussetzungen nicht umgehen lassen, einfach deren System frei von aller empirischen Beimischung unmittelbar aufstellen. Das möchte so sein, wenn es nicht ungeheuer schwierig wäre, diese metaphysischen Prinzipien in abstracto rein und systematisiert herauszustellen. Weit leichter und naturgemäßer ist es, mit ihnen in concreto, an gewöhnlicher Erfahrung angewandt, zu arbeiten; weit leichter — und weit besser vor Fehlern bewahrend. In diesem Gebrauche haben wir den, wie Fries es bezeichnet, »einzigen Standpunkt der Evidenz für spekulative Dinge«.

Man hat dagegen einwenden wollen, daß solche kritiklose Berufung auf die Erfahrung dem common sense der Reid, Beattie usw. die oberste Richterschaft in philosophischen Dingen übertrage. Man täuscht sich. Der common sense und seine empirischen Urteile enthalten keineswegs den Grund der Gültigkeit philosophischer Sätze. Allerdings, wo dieser Grund gelegen sei — um diese Frage beantworten zu können, müssen wir unsere Erkenntnis ihrer Beschaffenheit nach zunächst einmal betrachten; und dies ist eine Tätigkeit innerer Erfahrung. Mag sein, daß diese Anknüpfung ans Empirische

unser Wollen nicht gegen Irrtum feit: — das dürfte wohl in keinem Wissensgebiete anders sein. Sicherlich am wenigsten im kritiklos phantastischen Kartenhausbau dogmatischer Dialektik.

Im zweiten Teile wurde das hypothetische Urteil bewiesen: wenn es synthetische Urteile a priori aus Begriffen gibt, so muß deren Grund in einer nichtanschaulichen unmittelbaren Erkenntnis liegen. In diesem Teile wird nunmehr der direkte Existenzbeweis dieser unmittelbaren Erkenntnis nichtanschaulicher Art erbracht, und zwar psychologisch-empirisch erbracht. Die Psychologie lehrt, als Mittel der Erkenntnis sei uns Sinn, Assoziation und Reflexion gegeben. Die Reflexion nun läßt sich auf willkürliche Assoziation unter Leitung der Aufmerksamkeit zurückführen. Sind diese Mittel, Sinn und Assoziation, zulänglich, um synthetische Urteile a priori aus bloßen Begriffen zu ermöglichen? Es läßt sich beweisen, daß sie das nicht sind. Daraus folgt dann notwendig die Existenz einer nichtanschaulichen unreflektierten, also unmittelbaren Erkenntnis als Grund der synthetischen apriorischen Urteile aus Begriffen. Der Beweis soll aus empirischen Daten erbracht werden. Nun ist die Apodiktizität von Urteilen kein empirisch feststellbares Faktum; sondern nur der Anspruch gewisser Urteile auf Apodiktizität. Wir stellen also empirisch fest, daß wir im Besitze gewisser Urteile sind, die einen Anspruch auf Apodiktizität enthalten. Wie ist dieser Anspruch psychologisch möglich? Die Frage ist in dieser Form (für den Satz der Kausalität) zum ersten Male von Hume gestellt worden. Hume führt diesen Anspruch auf das psychologische Gesetz der Erwartung ähnlicher Fälle zurück; glaubt ihn also als eine durch Assoziation entstandene psychologische Gewohnheit erklären zu können. Das ist aber falsch. Wenn ich eine Vorstellung habe, so können durch sie andere, auf sie irgendwie bezogene Vorstellungen reproduktiv in Erinnerung gebracht werden: dieser Nexus ist Assoziation. Assoziation ist die Reproduktion eines früheren Vorstellungskomplexes durch einen neuen. Nie aber enthält sie bereits irgendeine Erwartung. Denn die Möglichkeit einer Erwartung enthält bereits die Vorstellung einer objektiven Verknüpfung; Assoziation aber ist nur eine subjektive Verbindung von Vorstellungen. Also ist die »Erwartung ähnlicher Fälle« durch Assoziation nicht zu fundieren. Nun ist die Vorstellung einer objektiven Verbindung aber ein unbezweifelbares psychologisches Faktum. Dies Faktum wäre nicht möglich, wenn unsere Erkenntnismittel nur in Sinn und Assoziation bestünden. Es muß also einen besonderen Grund dafür geben; und dieser Grund ist die unmittelbare nichtanschauliche Erkenntnis. So ergibt sich, im Wege steter Empirie, ein »von allem Verdacht spekulativer Täuschung befreites Kriterium« (Fries), das die Existenz einer nichtanschaulichen unmittelbaren Erkenntnis beweist.

Es sei wiederholt: Über die objektive Gültigkeit metaphysischer Urteile macht die psychologische Kritik gar nichts aus. Objektive Gültigkeit wird für die unmittelbare Erkenntnis der reinen Vernunft,

aus der jene Urteile kritisch deduziert werden, schon vorausgesetzt. Denn aller Zweifel nachträglicher Reflexion an der objektiven Geltung der unmittelbaren Erkenntnis setzte diese zu seiner eigenen Möglichkeit schon voraus! Freilich steht für das Recht dieser Voraussetzung die Kritik nicht ein. Die Berufung auf das faktische »Selbstvertrauen der Vernunft« ist vielmehr ihr oberster Grundsatz.

Was also die Kritik eigentlich leistet, ist das: sie deduziert durch den Existenzbeweis der unmittelbaren Erkenntnis der reinen Vernunft die Möglichkeit einer Metaphysik. Gerade aber das suchte Kant mit seiner Frage: Wie synthetische Urteile a priori aus bloßen Begriffen möglich seien. Sie also löst das Problem streng wissenschaftlich und eindeutig.

Diese große Entdeckung von Fries, wie sie die Fehler der kantischen und nachkantischen Erkenntnistheorien klar heraushebt, ermöglicht zugleich in ihrem systematischen Ausbau die Anbringung der Korrekturen an Kants kritischem Werke. Sie beseitigt den formalen Idealismus, sie gibt eine richtige Begründung des transzendentalen Idealismus, sie ermöglicht eine spekulative Begründung der Ideenlehre. Dem sei hier nicht gefolgt: es hieße das Lebenswerk des großen Denkers in einige Zeilen pressen.

Vielleicht aber regen diese Ausführungen die zeitgenössischen Forscher dazu an, dies Lebenswerk, ein Denkmal deutschen Geistes, wieder der Vergessenheit zu entreißen und zu studieren. Den Gewinn davon wird unsere Forschung haben, auf welches Gebiet sie sich auch erstrecken möge.

Geleitworte zum zehnjährigen Bestehen der neuen Friesschen Schule (1913).

I.

Eingedenk der Bedeutung dessen, was uns als Aufgabe gesetzt und Ziel unserer Arbeit ist, und erfüllt vom Gefühl unserer Verantwortung: so legen wir Anhänger der philosophischen Lehre von Jacob Friedrich Fries im zehnten Jahre unserer Arbeitsgemeinschaft Rechenschaft ab über deren Ziel, Sinn und Form. Und erneut rufen wir uns an diesem Zeitpunkt ins Bewußtsein, welche Stellung wir innerhalb der geistigen Kräfte und Richtungen des gegenwärtigen Zeitalters unserer Schule beimessen.

Der Schule — wir bilden in der Tat und mit Wissen und Willen die Gemeinschaft einer Schule. Wir wissen uns in direkter innerer Kontinuität mit jenem ersten Schülerkreise, den der Schöpfer und Gestalter unserer philosophischen Überzeugungen um sich einte, noch als ihm das öffentliche Lehramt der Philosophie von der ängstlichen Brutalität eines um seinen eigenen Fortbestand allzu besorgten politischen Quietismus entzogen worden war: des Kreises von Schülern, als dessen Vertreter Männer wie Schleiden, Schlömilch, Apelt, de Wette, Schmid und Mirbt noch der heutigen Nachwelt sichtbar sind. Wie diese Männer mit der Bezeichnung als Schule neben der sachlichen Gefolgschaft noch eine Beziehung persönlicher Pietät vor dem großen Denker zum Ausdruck brachten, der einsam, von den damals regierenden geistigen und politischen Mächten gehässig in einen fast resonanzlosen Hintergrund gedrängt, stillwirkend und innerlich unangefochten an dem Lehrgebäude schuf, dem wir anhängen: so ist es auch, seit den Tagen unseres Zusammenschlusses, unser ausdrückliches Streben, uns als seine Schüler zu fühlen und seine Schüler zu sein. Seine Schüler zu sein: in der eigenen Erarbeitung dessen, was er geschaffen hat, und in dessen Fortbildung und Festigung besteht die einzige, aber alles umgreifende Pflicht, die einem jeden von uns gesetzt ist. Als seine Schüler uns zu fühlen: das Bewußtsein des Wertes dessen, was wir, in gleichgerichteter Arbeit, von ihm empfangen haben, das Wissen um die Stärke und Sicherheit des Besitzes und um die Größe der Aufgabe, dieses beides schließt uns zu einem Ganzen zusammen und stellt uns, eine Geistesgemeinschaft, verehrend und voll Dankes vor das Bild seiner geistigen Persönlichkeit, deren Leben und Wollen uns Vorbild ist, wie seine Lehre der Quell unserer Sicherheiten.

Wir brauchten diese Haltung — vor ihm und zueinander — nicht zu rechtfertigen. Hämische Glossen, wie sie jemand von außen her wider die »Schule« aufbrachte, lassen uns gleichgültig. Und in dem verflossenen Jahrzehnt, da wir, unter der hingebenden und opfervollen Führerschaft Nelsons, die Lehre Fries' in uns aufnehmen und zur Weiterwirkung bringen durften, da die innere Arbeit an uns und die Niederlegung der rein wissenschaftlichen Früchte derselben unsere einzige Wirkungsform war, da wir keine Zeit und keinen Wunsch hatten, Meinungen einer zufälligen Gegenwart zu beachten —, hat uns jeder Versuch, unser Seinsrecht als Arbeitsgemeinschaft vor der Öffentlichkeit darzutun, absolut ferngelegen. Nunmehr aber ist vielleicht die Zeit gekommen, in künftiger Arbeit das, was wir erworben haben und heute besitzen, auch anderen zu übermitteln, denen die Vielfältigkeit der zufällig gerade herrschenden Philosopheme und die Ansichten, die ihre Vertreter an den Hochschulen über Fries' Lehre verbreiten oder — verschweigen, den Zutritt zum Werke Fries' bisher versperrten. **Es soll in Zukunft nicht mehr dem Zufall überlassen sein, ob ein denkender Mensch dies Werk kennen lernt oder nicht!**

Mit dieser Zwecksetzung rechtfertigen wir die Form unseres Bestehens.

Diese Form hat, schon rein äußerlich betrachtet, gerade in den Arbeitsweisen gegenwärtiger philosophischer Richtungen einige bemerkenswerte Analogien. Fast alle diese treiben, unausgesprochen und oft nur halb der Tragweite und des Zieles bewußt, in den letzten Jahren auf eine Form von Organisation hin, welche die neue Friessche Schule sich von Anfang an mit Bewußtsein vorgesetzt hat, noch zu einer Zeit, als im philosophischen Denken allein das Individuum und die Originalität bewertet wurde: auf die organisierte Gemeinschaftsarbeit, auf die Schulbildung — welchen Namen man ihr auch geben mag.

So war der Marburger Transzendentalismus, der sich neukantisch nennt, seit den Tagen der älteren Friesschule vielleicht das erste in sich abgeschlossene Philosophem, dessen Lehre sich um das Werk und das Wirken einer Persönlichkeit konsolidierte. Die Einsicht in Irrtümer jenes Philosophems wird uns nicht abhalten, die ethisch-werbende Kraft jenes Verhältnisses von Lehrer und Schule, wie es in Marburg geherrscht hat, zu würdigen. Wir glauben freilich, gerade von der Persönlichkeit des philosophischen Lehrers sollte zu fordern sein, daß sie hinausrage über die Gegenwart, in der seine Schüler stehen, daß sie über ihr sei und nicht in ihr, sich noch wandelnd, unabgeschlossen, irrend. Um das Bild des Vollendeten, des Verklärten muß die Organisation sich kristallisieren können, wie durch einen notwendigen Naturprozeß historischen Geschehens, mit innerer Notwendigkeit und organisch erwachsend. Das war Aristoteles dem philosophischen Geiste des Mittelalters; das ist Karl Marx der sozialistischen Bewegung der Gegenwart.

Wir werden nicht untersuchen, wie weit der Kreis der Marburger Forscher diesen Postulaten der wahrhaften, idealen Schule sich annäherte. Lange Jahre hindurch war er jedenfalls der einzige, dessen aktuelles Wirken dem der Schule wenigstens äußerlich glich. Dann trat vor einigen Jahren eine andere Strömung individualer Kultur hervor, mit dem Anspruch, ein Weltbild zu bieten und ein sittliches Gebot zu diktieren, deren Vertreter sich ebenfalls als ein Kreis von Schülern um eine schöpferische Persönlichkeit scharten als um ihr Zentrum: der Kreis um Stefan George. Aber was den Kreis der Anhänger dieses großen Dichters auf immer aus dem Bereiche wahrhaft philosophischen Geistes ausschließt, das ist die Heteronomie der Prinzipien des Weltbegreifens und der sittlichen Gesinnung, die ihn durchherrscht. Stefan George ist nicht der Lehrer, er ist der Meister. Er hat nicht Schüler, sondern Jünger. Sie erarbeiten nicht, als autonome Persönlichkeiten und mit innerer Freiheit, was er als Gebot und sittliche Norm entäußert, sie nehmen es hin und halten es für verbindlich, weil er es entäußert hat. Nicht die autonome Vernunft des Einzelnen ist der Rechtsgrund der Prinzipien, sondern der Glaube an einen Menschen. Gewiß ist es sinnlos und ungerecht, in Georges schöpferisch gestaltetem Weltbild das eines Ästheten zu sehen: dies aber ist schlimmster Ästhetizismus, daß der Glaube der »Jünger« an diesen empirischen Menschen sich eine religiöse Geberde leiht, um sich wirksam zu machen, um die eigene dogmatische Haltlosigkeit mit einer gewaltsamen Mystik zu umkleiden. Diese Haltung widerstreitet echter Religiosität ebenso wie dem Geiste wahrer Philosophie und dem Wesen schulmäßiger Gemeinschaft. Aber auch hier bleibt zum Mindesten äußerlich die schulähnliche Gemeinschaft ein bemerkenswerter Hinweis.

Und gerade in der jüngsten Zeit ergreift diese Tendenz zu einer wenigstens äußerlichen Organisation selbst solche philosophischen Richtungen, die ihr dem Wesen nach ganz ungemäß sind. So ist gewiß die gegenwärtige »Kulturphilosophie« aller Schattierungen in ihren Arbeitsweisen heute noch genau so individual zerfallen, wie es ihre Inhalte und Ansprüche seit Beginn ihrer Ausbreitung waren. Noch haftet ihr das Merkmal an, innere Verwandtschaften, die sich zwischen einzelnen ihrer Träger zeigen, eher zu lockern und durch Trennmauern dem Blicke zu verbergen, als zum Fundamente gemeinsamer Weiterarbeit zu machen. Jeder dieser Forscher legt Wert darauf, daß seine Eigenart weithin sichtbar sei. Und selbst diese dissoluteste aller philosophischen Strömungen hat sich nunmehr eine Art gemeinsames Bette gegraben: im »Logos«, dem Orte, wo ihre Autoren an die Öffentlichkeit treten.

Ebenso handelten andere philosophische Gemeinschaften der Gegenwart. Von den lärmenden monistischen Organisationen wollen wir schweigen. Aber z. B. gründete sich unlängst der deutsche Positivismus eine Stätte organisierten Zusammenwirkens. Die Gesellschaft für positivistische Philosophie entstand; hier sollen unsere

bedeutenden Naturforscher und Mathematiker, deren exakte Einzelforschung das Wertvollste und vielleicht allein Dauernde ist, was das wissenschaftliche Deutschland unserer Tage hervorbringt, für ihr uneingestandenes metaphysisches Bedürfnis das Surrogat einer Befriedigung erhalten, das sie nicht mit ihrer allzu vorsichtigen Selbstbeschränkung hinsichtlich der tiefsten menschlichen Probleme in Konflikt bringt.

Und auch die jüngste aufgekommene Richtung philosophischer Arbeit, die phänomenologische, steht im Begriff sich zu organisieren. Freilich weist ihr Führer fast noch entschiedener als jene der anderen sich herausschälenden Gegenwartstendenzen gemeinsamer philosophischer Arbeit den Gedanken der Schule ab: Es sei nicht ein Schulsystem, das hier Gleichgerichtete verbinde und »das gar bei allen künftigen Mitarbeitern vorausgesetzt werden soll; was sie vereint, ist vielmehr die gemeinsame philosophische Überzeugung« . . . Und nun wird als Inhalt der gemeinsamen philosophischen Überzeugung ein so fundamentaler methodischer und systematischer Leitgedanke angegeben, daß man erstaunt die Zurückhaltung bedenkt, die hier nicht zur voll ausklingenden Konsequenz organisierten gemeinsamen Wirkens sich zu entschließen in der Lage ist.

Es ist in der Tat eine falsche Vorsicht, die in diesen Beispielen das Ergriffensein von einem Gedanken meistert, der, nach der Meinung seiner Erzeuger, an Reichtum und Tragkraft über den einzelnen Menschen hinauszureichen bestimmt ist. Oder es besteht dieses Ergriffensein gar nicht: und was spräche mehr wider den Gedanken?

II.

Doch, daß wir eine Schule sind und sein wollen, ist nicht etwa die Gebärde einer unklaren Begeisterung; so wenig wie es bloße Nachahmung der zur äußeren Organisation hintreibenden Tendenz ist, die wir an Beispielen in der philosophischen Gegenwart auffanden. Was wir am Beispiel einiger gegenwärtiger Philosopheme äußerlich als Tatsache ihrer Bearbeitungsweise feststellten, was wir selbst ferner zu verwirklichen bestrebt sind, hat sein sicheres Fundament innerer Gründe. Nelson hat uns, in den Werdezeiten unserer Organisation, oft genug diese Gründe ihrer Bildung, die Gründe der Zweckmäßigkeit jedes schulmäßigen wissenschaftlichen Philosophierens, an die Hand gegeben.

Wir wollen Philosophie als strenge Wissenschaft. Das Wahrheitsprinzip aller theoretischen Wissenschaft, das Wertprinzip unseres Lebens, die Norm unseres Verhaltens sollen einsichtig und von allgemeiner Geltung sein: dieser Anspruch liegt in ihrem Begriff. Allgemeingültige Einsichten zu begründen ist Aufgabe der Wissenschaft. Nur diejenige Antwort auf die philosophischen Grundfragen, die spekulativen wie die praktischen, erkennen wir an, welche diesem Anspruch auf systematische Wahrheit genügt. Das kann nur eine

einzige sein; und es muß eine sein! Sie zu erreichen, erfordert eine ungeheure Vorarbeit. Die Kriterien dieser Wahrheit sind zu entwickeln; die Vernunft ist zu prüfen, wieweit sie diesem tiefsten aller Probleme genugzutun vermag. Diese Vorarbeit umfaßt die gesamte Erkenntnislehre; sie vollzieht sich in den Kritiken der Vernunft.

Die Forderung der Einheit und der systematischen Wahrheit philosophischer Wissenschaft führt uns zur Ablehnung jeder Möglichkeit, Philosophie etwa durch das Studium ihrer Geschichte zu lernen. Der Historiker der Philosophie kann sein Material, die Behauptungen der aufeinander abfolgenden Philosopheme, gar nicht auf die einzig wesentliche, für unser geistiges Leben bedeutungsvolle Frage hin prüfen: ob sie wahr oder falsch sind. Denn dazu müßte er jene Kriterien von wahr und falsch bereits besitzen, die das Studium der Geschichte ihm erst erschließen soll. Durch faktische Feststellungen historischer Art kommt man der philosophischen Wahrheit um keinen Schritt näher. Im Gegenteil: jene vielfach befolgte Methode, Philosophie aus ihrer Geschichte heraus zu verstehen, ergibt, wie Nelson uns oft gezeigt hat, nur zu sicher ein unwürdiges Bild von der Philosophie, in dem man keinerlei Fortschritt der Erkenntnis entdeckt, sondern nur eine Abfolge von Systemen, deren jedes dem vorangehenden widerstreitet. Dieser Aspekt ist die psychologische Quelle der Abneigung aller exakten Einzelforscher wider die Philosophie und der Grund der gänzlichen Ohnmacht und Einflußlosigkeit derselben gegenüber dem praktischen und politischen Geisteslebens der Gegenwart. Was ist, fragen die hier stehenden Laien, deren philosophische Interessierung ein unabsehbarer Gewinn für die Hebung des geistigen Gesamtniveaus wäre, von einer Abfolge widersprechender Terminologien an eindeutiger Bereicherung für Rechtssetzung und Staatsleitung, für Naturerkenntnis, Kunstverstehen, religiöse Überzeugung und Seelenbildung denn zu erwarten? Und sie gleichen damit dem Kallikles Platons (Gorgias, Kap. 40), der sich »gegenüber den Philosophierenden genau in derselben Lage befindet wie gegenüber solchen, die stammeln und spielen«. Tatsächlich ist nun ganz gewiß die Geschichte des philosophischen Denkens gar nicht so unbefriedigend; es gibt in ihr wie in der Geschichte aller Wissenschaften einen Fortschritt der Einsicht; nur kann man diesen natürlich nicht bemerken, wenn man nicht schon einen Maßstab für die Beurteilung philosophischer Leistungen besitzt.

Diesen Maßstab erreicht und verbürgt allein die kritische Selbstbesinnung der autonomen Vernunft. Philosophieren: das ist Selbstdenken. Es steht in geradem Gegensatz zum Erlernen des von anderen Gedachten auf deren historische Autorität hin.

Aber freilich, diese Forderung des Selbstdenkens wird oft, und gerade von den Historikern der Philosophie zuerst, verwechselt mit der falschen Forderung einer Originalität. Verwechselt wird die Selbständigkeit des Denkens mit der Eigenart des Gedachten. Wo-

fern aber Philosophie nicht anders bestehen soll denn als Wissenschaft, kommt es nicht darauf an, daß wir anderes denken als andere, sondern darauf allein: daß, was wir denken, wahr ist. Würde diese Forderung von allen, die Philosophie treiben, erfüllt sein, so könnte es gar nicht anders sein, als daß notwendig alle inhaltlich Gleiches dächten. Dies ist das Endziel; dies allein das zu Erstrebende. Originalität ist, als Forschungsmethode, das gerade Gegenteil von Wissenschaftlichkeit. Die Forderung des Selbstdenkens schließt nur aus, daß wir der Autorität überkommener Meinung uns hingeben; nicht: daß wir Belehrung annehmen.

Und die Belehrung von Generation zu Generation enthält allein erst die Bürgschaft wissenschaftlichen Fortschritts, in der Philosophie wie in allen übrigen Wissenschaften. Der einzelne, welcher vermeint, ohne alle Rücksicht auf die Geistesarbeit der vor ihm gewesenen Generationen zum Ziel seiner Problemlösungen gelangen zu können, ermangelt der Selbstkritik.

Man übertrage für einen Augenblick diesen Gesichtspunkt auf die Arbeit des einzelnen etwa in irgendeiner exakten Naturwissenschaft: das Bild, welches diese Wissenschaft böte, wäre grotesk! Und — es sei wiederholt — exakte, strenge Wissenschaft im Sinne dieser vorbildlich durchgearbeiteten Disziplinen —: so oder gar nicht soll Philosophie sein!

Belehrung also, die das Denken des Belehrten nicht autoritär bindet, sondern didaktisch leitet und fördert, schulmäßige Belehrung in einer Kontinuität wissenschaftlichen Arbeitens mit gewesenen und zugleich strebenden Forschern: dies ist Gewähr und Bürgschaft echter Wissenschaftlichkeit in allen Wissenschaften, und damit auch in der Philosophie. Hier liegt der innere Grund der Notwendigkeit für die Bildung einer Schule; und weil sie die so allein verbürgte wissenschaftliche Sicherung und systematische Rundung ihres philosophischen Wollens irgendwie unausgesprochen fühlen, darum treiben zurzeit alle philosophischen Strömungen mehr oder minder geradlinig auf die Schulbildung zu.

Freilich, ohne sie mit Bewußtsein zu erstreben. Im Gegenteil: man wird sich berechtigt fühlen, den einfachen Gedankengang, der uns zur Schule gemacht hat, für trivial zu erklären und mit Einwänden zu ersticken.

Nun, den Vorwurf der Trivialität nehmen wir gerne auf uns. Wer alle Originalitätssucht als unwürdig und unwissenschaftlich ablehnt, dem wird ihr Gegenteil nur eine Konsequenz seines Willens zur Wissenschaftlichkeit bedeuten. So wenig Originalität uns ein Kriterium des Wertes einer Meinung ist, so wenig ist ihr Gegenteil, Trivialität, uns ein Kriterium ihres Unwertes. Sachlichen Einwänden aber sind wir zugänglich.

Der Haupteinwand wider jede Schule in der Philosophie, jener Einwand, der wohl auch bei allen gegenwärtigen Philosophemen bewirkt, daß ihre Träger trotz der Tendenz zur Schule ängstlich vor

dem Anschein der Schule zurückschrecken, entspringt aus dem verbreiteten Widerwillen vor jeder Art von Parteinahme. Man befürchtet von ihr eine Beschränkung des Gesichtskreises, Einseitigkeit, Dogmatismus. Vernünftig sei es und würdig, über den Parteien zu stehen, tolerant zu sein.

Diese Maxime der Toleranz endet geradeswegs beim Indifferentismus, der Überzeugungslosigkeit. Nur ein innerlich unwahrer Ästhetizismus, dem jedes sittliche Gebot fremd ist, kann hierin etwas wie Würde finden! Aber auch die Vernunft kommt, auf einem solchen Standpunkte, nicht zu ihrem Recht. Der Vernünftige ist nicht der, welcher auf jede eigene Meinung verzichtet und jede fremde toleriert: sondern der, welcher sich die richtige, das ist eben die vernünftig begründete Meinung bildet. Die Wahrheit selbst ist Partei, ist einseitig und intolerant: es gibt über einen Gegenstand stets nur eine einzige Wahrheit! Sie kann nicht wie ein Mosaik aus den verschiedenen widerstreitenden Meinungen der einzelnen Philosopheme zusammengesetzt werden. Durch ihren bloßen Begriff schließt sie alle die unendlich vielen möglichen Vorstellungsweisen, die von ihr abweichen, als Irrtum aus. Wer sie alle nebeneinander gelten lassen will, der verzichtet auf die Wahrheit.

Es kann daher nur eine Schule Recht haben. Und es wird eine Recht behalten!

Ein Philosoph also, der behauptet, keiner Schule anzugehören, täuscht sich — oder andere. Er kann seinen Partei- und Schulstandpunkt wohl verschweigen: aber er kann nicht über ihn hinweg, kann ihn nicht entbehren. Und dies Verschweigen bedeutet nicht eine größere Objektivität, sondern innere Unklarheit — oder Unehrlichkeit. Unehrlichkeit liegt in einem Anspruch auf Objektivität, die tatsächlich nicht besteht. Wie die historische, so ist auch diese relativistische Scheinobjektivität etwas, das dem wahren Wesen des Philosophen im Tiefsten widerspricht. Der wahre Philosoph soll sich seiner subjektiven Parteistellung sehr bewußt sein; er soll sie stets ,wenn er lehrt, mitbezeichnen und Rechenschaft über sie ablegen. Je streitbarer, intoleranter, parteiischer er alsdann an andere Philosopheme, an die Historie der Philosophie herantritt, um so ehrlicher, unbefangener, glaubwürdiger, um so wahrer und gerechter wird sein Urteil sein. Wenn man es, weil er irrte, verwirft — die Achtung vor seiner Geschlossenheit und seinem moralischen Verantwortungswillen wird man ihm nicht versagen dürfen. Philosophie aber wird wieder jenes Mark und Rückgrat erhalten, welches die sicherste Stütze für einen wirklichen Fortschritt der Arbeit ist.

Nelson hat uns ferner gezeigt, wie dies Schulmäßige der Arbeitsweise in den anderen Wissenschaften längst durchgedrungen ist. Damit ist ein Einwand vorweggenommen, den man wider diese Wertung der schulmäßigen Arbeitsform vielleicht geltend machen könnte: das Beispiel anderer Disziplinen. Man hat etwa auf die Mathematik

hingewiesen und behauptet, hier fehle das Schulmäßige ganz. Das ist ein Irrtum. Das Fehlen des Schulmäßigen ist nur ein scheinbares; und dieser Anschein beweist lediglich, um wieviel weiter fortgeschritten der Erkenntnisstand in allen anderen Disziplinen ist als in der Philosophie. In Wahrheit herrscht gerade in der Mathematik das Schulmäßige der Arbeit unbeschränkt: aber hier ist es eine einzige große Schule, die sich siegreich durchgerungen und die vielen widerstreitenden Schulen außer Kraft gesetzt hat; die eine Schule, weil ihre Lehrmeinung die richtige ist. Nicht schulmäßige Arbeit fehlt in der Mathematik: es fehlt lediglich der Streit der Schulen. Die Zugehörigkeit aller heutigen Mathematiker zu dieser einen Schule, deren Lehrer Gauß war, ist gewissermaßen etwas Selbstverständliches; sie braucht nicht durch besondere Benennung betont zu werden — und nur darum wird sie übersehen.

Nur der Streit der Schulen ist vielleicht ein Mangel; er ist das Anzeichen des Gärens und Werdens, aus dem wahrer Fortschritt erst noch herauswachsen soll. Das Schulmäßige aber ist vielmehr der einzige Charakter der Wissenschaftlichkeit. Wo aber in einer Wissenschaft jener Mangel noch besteht, da ist er nur durch den Sieg einer Schule über die anderen zu beenden; nicht etwa durch Verzicht auf das Schulmäßige überhaupt. Das Unerquickliche, das jedem Streit anhaftet, darf und wird den wahrhaft Lebenskräftigen nicht beirren und zu derartigen Konsequenzen führen. Denn was würde, durch das Aufgeben des Schulmäßigen, erreicht? Nur eine Vervielfältigung der Lehrmeinungen. Es würde soviel Parteien wie Philosophierende geben. Und also entweder eine unübersehbare Vervielfältigung des Streites und der Kampfplätze — oder der innerlich unwahre, scheinobjektive, tolerante, gewaltsame Quietismus der Lebensschwäche, der, wofern Philosophieren ein Suchen nach Wahrheit ist, das Ende alles Philosophierens bedeuten würde.

So ersteht die Notwendigkeit, eine Schule gemeinsamer philosophischer Arbeit zu bilden, und durch das Schulmäßige der gemeinsamen Arbeit Garantien dafür zu gewinnen, daß die Philosophie in wissenschaftlichen Bahnen vorwärts schreitet. Diejenige Schule, welche diese Garantie in vollstem Umfang gewährleistet, wird den Fortschritt in philosophischen Dingen an sich heften. Und sie wird eines Tages, fern von allen Wertungen zufälliger Zeitumstände, den Sieg über die anderen Meinungen davon tragen, den, wenigstens in den übrigen Wissenschaften, die Wahrheit noch stets über den Irrtum errungen hat. Dann wird es auch in der Philosophie, ähnlich wie schon jetzt in der Mathematik, nur eine Schule geben. Auch dann, freilich, wird nur die erste Vorarbeit an der Lösung der letzten Probleme geleistet sein; denn unendlich groß ist die Aufgabe. Aber der Weg zu diesen Lösungen wird gebahnt und betreten sein.

Dies sind die Gründe, aus denen vor zehn Jahren Nelson und seine engsten philosophischen Freunde mit klarem Wissen und Willen zur neuen Friesschen Schule zusammentraten. Wie aus ihr, infolge

der allmählich sich verbreiternden Basis und unter einigem Wechsel der Organisationsformen, das sich herausbildete, was heute die Jacob Friedrich Fries-Gesellschaft darstellt — davon wird, ebenso wie von unseren Prinzipien und Forderungen an den einzelnen Zugehörigen, noch an anderer Stelle die Rede sein.

III.

Wir aber stellen uns heute erneut die entscheidende Frage: welches sind denn nun eigentlich die Prinzipien, deren Bewahrung und Förderung unsere Organisation sich zum Ziel setzt? Ist die Bezeichnung derselben durch die Namen Kant und Fries nicht so unbestimmt, daß sie uns nur sehr unwesentlich von anderen philosophischen Bestrebungen der Gegenwart unterscheidet? Zwei Möglichkeiten scheinen zu bestehen. Entweder das dogmatische Hinnehmen und Aufnehmen aller Forschungen und Lehren dieser Meister — ist die Gesellschaft dann nicht zur Rolle einer dogmatischen Sekte verurteilt, deren Errichtung mit Wissenschaft, mit kritischer Selbstbesinnung nichts zu tun hat? Oder Kritik auch am Werke der Meister — mit welchem Rechte legt sich dann aber die Gesellschaft auf die Namen dieser Meister fest, mit welchem Recht beansprucht und erfüllt sie ihre wissenschaftliche Sonderstellung?

Wir meinen: wer die »Abhandlungen der Friesschen Schule«[1]) bisher ohne Vorurteil gelesen hat, dem beantworten sich diese Fragen leicht. Weder die eine noch die andere Seite der oben aufgestellten Alternative trifft zu. Kurz und begründungslos setzen wir hierher, was wir als höchste Voraussetzungen unserer Gemeinschaftsarbeit betrachten. Gelänge es irgendeiner wissenschaftlichen Nachprüfung, diese Fundamente zu erschüttern, so hätte unsere Organisation ihr Seinsrecht eingebüßt — so wäre unsere Arbeit ein philosophischer Irrweg gewesen, wie es viele gab. Wir halten die Möglichkeit einer so gearteten wissenschaftlichen Gegenargumentation für ausgeschlossen; wir haben Gründe für diese Meinung; ebenso wie wir in der Lage sind, unsere Fundamente selbst positiv wissenschaftlich zu sichern.

Diese Fundamente sind:

das theoretische Weltbild des transzendentalen Idealismus,

die ethische Gesinnung des moralischen Rigorismus,

das methodische Prinzip des Selbstvertrauens der Vernunft in die Wahrheit ihrer Erkenntnisse, das sich wissenschaftlich anwendet in der Methode des autonomen Selbstdenkens, der kritischen Methode.

In diesen drei tiefsten Errungenschaften kristallisiert sich uns in der Tat das Erbe Kants und Fries'; und zwar mit einer Spezifität, die es von allen anderen sich kantisch nennenden Philosophemen

[1]) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 4 Bände.

sondert und abhebt. Inwiefern das so ist, inwiefern es gerade der speziell Friessche Anteil an diesen Grundforderungen alles Philosophierens ist, nämlich das, was wir unter kritischer Methode verstehen, was die Sonderstellung unseres Philosophierens bedingt: das ist in unseren Veröffentlichungen oft und ausführlich genug auseinandergesetzt worden. Hier liegt die Tendenz der Friesschen Schule zu sprachlicher und logischer Präzision, ihre Tendenz zu axiomatischer Arbeitsweise begründet; hier liegen die Wurzeln ihrer Bestrebung, die kritische Lösung metaphysischer Probleme auf dem neutralen Boden der Psychologie zu erreichen, ohne in irgendeinen Psychologismus zu verfallen. Und ebenso liegt der Kern der Sonderstellung Friesscher Ethik in diesen Grundlagen, der Autonomie der Vernunft, dem rigoristischen Prinzip und der kritisch-psychologischen Methode der Ausbildung bereits fest und bestimmt beschlossen. Das alles kann hier nicht seine besondere und einzelne Begründung erfahren; auch bedarf es dessen nicht; dem Ausbau und der Begründung dieser Positionen ist ja die ganze Arbeit der Friesschen Schule mit ihren Veröffentlichungen, ist die ganze wissenschaftliche Leistung unserer Gesellschaft gewidmet. Hier findet der Interessierte und der Gegner die Mittel der Überzeugung, die wir besitzen; und es ist uns hierbei sachlich nicht wesentlich, ob wir für diese Methode und Gründe von unseren philosophischen Lehrern übernehmen konnten, oder ob an deren Stelle brauchbarere, kritisch haltbarere und einwandfreiere Methoden selber ausgebildet werden mußten. Den Prinzipien der Meister sich hinzugeben, den Geist ihrer Philosophie lebendig zu erhalten: das steht nicht im Widerspruch damit, an Begründungsweisen, an Einzelheiten des Ausbaues Neues zu schaffen und Kritik zu üben. Dieses letztere Verhalten allein vermag vielmehr den Vorwurf des Dogmatismus von der Schule abzuwenden, ihrer Arbeit den Charakter wahrhafter Wissenschaftlichkeit zu sichern.

IV.

Wollen wir den Versuch wagen, die Besonderheit unserer philosophischen Stellung im Rahmen der geistigen Gesamtkultur des Zeitalters, in welchem sie entstand und zu ihrer jetzigen Form sich ausbildete, historisch zu umreißen[1]), so dürfen wir — im Bewußtsein der Lückenhaftigkeit einer derart skizzenhaften Retrospektive gerade im gegenwärtigen Moment — mit unserem Führer Nelson, der uns zuerst eine solche Überschau entwickelt hat, etwa folgendes feststellen.

Der neueren Philosophie ist ihre Aufgabe gestellt worden durch die Entstehung der modernen Naturforschung. Diese moderne

[1]) Anm. bei der Korrektur: Vgl. hierzu neuere Veröffentlichungen aus der Neuen Fries-Schule, vor allem Mühlestein, Die europäische Reformation. Leipzig 1919.

Naturforschung hatte die alten Autoritäten aller Gebiete der menschlichen Kultur untergraben und zerstört, und so entstand das große Problem für die Philosophie, was nun an Stelle dieser alten Autoritäten treten sollte. Neue Normen waren statt der zerstörten aufzurichten. Dies war die Aufgabe, die sich das Zeitalter der Aufklärung bewußt gestellt hatte. Es galt, sich nicht mehr irgendwelchen neuen Autoritäten zu beugen, sondern nur »der eigenen Vernunft zu vertrauen«. Den historischen Höhepunkt im Vollzug der Lösung dieser Aufgabe stellt das Gebäude der kantischen Philosophie dar. Aber diese Vernunft, die Normen für alle Kultur geben sollte, wußte man nicht von der Reflexion zu unterscheiden. Man verwechselte die Vernunft mit dem leeren Verstand, mit dem bloßen Reflexionsvermögen. Es entstand so der vergebliche Versuch, die Normen in Wissenschaft, Religion, Ethik und Ästhetik auf bloße Reflexion zu gründen. Diesem Fehler war die Leibniz-Wolffsche Theorie extrem verfallen, diesem Fehler verfiel auch — will man sie nach ihrer tiefsten Tendenz beurteilen — Kants Kritik der Vernunft. Kants Kritik der Vernunft ist der großartigste Versuch, die metaphysischen Prinzipien auf bloße Reflexion zu gründen; sie ist die größte Anstrengung, die in der Menschheitsgeschichte gemacht worden ist, ihr Problem allein aus den Mitteln des Verstandes zu lösen. Und es war ein tragisches Verhängnis im geschichtlichen Werdegang der damaligen Philosophie, daß in diesem Irrtum Kants der Angelpunkt seines Philosophems allein erblickt wurde; die neuen und fruchtbaren Keime, die neben ihm in Kants Philosophie sich entwickelten, wurden nicht beachtet.

Es war historisch notwendig, daß ein Zeitpunkt kommen mußte, dem die Form, in der Kant versucht hatte, das Grundproblem der modernen Philosophie zu lösen, nicht genügen konnte, dem die Erkenntnis aufging, daß die kantische Kritik an der Leerheit der Reflexion ebenso scheitern müßte, wie die Philosophie seiner rationalistischen Vorgänger; dem es aufgehen mußte, daß Kant das Humesche Problem im letzten Grunde ungelöst hatte stehen lassen und damit den metaphysischen Skeptizismus unwiderlegt gelassen hatte. Diese Einsicht rief eine allgemeine Reaktion hervor. Es war ganz klar geworden, daß die logische Reflexion als Quelle der metaphysischen Erkenntnis unzulänglich bleiben muß und daß die Reflexionsphilosophie, wie man dieses Unternehmen nannte, durchaus auf falschem Wege war. Die Konsequenz war eine allgemeine Verzweiflung an der menschlichen Vernunft. Diese Konsequenz mußte sich noch besonders aufdrängen durch den Ausgang der französischen Revolution, die es unternommen hatte, die Ideale der Aufklärung in die Praxis des Lebens umzusetzen und eine Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft nach den Forderungen der Vernunft zu bewirken. Das Fehlschlagen dieser Hoffnungen schien ein deutlicher Beweis für die Ohnmacht der menschlichen Vernunft zu sein. Es setzte damals die große Bewegung ein, die man als Romantik bezeichnete.

Es trat in ihr eine Rückkehr von den Idealen der Aufklärung zu den gestürzten Autoritäten ein, es bemächtigte sich der Gebildeten eine allgemeine Verachtung und ein allgemeiner Haß gegen die Reflexion als die Quelle aller Übel — man denke an den Wortführer Jacobi und die gerade historische Linie, die sich von ihm zu Schellings Philosophie der Offenbarung hinzieht. Die Tendenz wurde groß, aus der Wirklichkeit, die man mit der Vernunft nicht meistern zu können glaubte, hineinzuschreiten in das Reich des Irrationalen, das man in sich vorzufinden vermeinte. Jener Hang zum Mystizismus trat auf, der nichts ist als die Nachgeburt der Abwendung von verstandesmäßiger Kritik, des Versuches, das freie Denken abzusetzen. Mehr und mehr sah man den Grund der Werte in dunklen geheimnisvollen und mystischen Zonen, fern von dem begrifflich Klaren und wissenschaftlich Haltbaren. Und auch jener weitere Schritt wurde getan, den wir noch überall in der Historie auf dem Weg ins Irrationale vorgezeichnet finden: der Schritt zum Historizismus, zur autoritären Heteronomie des Gewordenen. Das Staunen und die Pietät vor der verstandesmäßigen Unbegreiflichkeit des positiven, komplexen, historisch Entstandenen führte dazu, hier den eigentlichen Grund aller Normen zu suchen. Damit taucht jene reaktionäre, hoffnungs- und fortschrittsfeindliche Tendenz auf, die sich noch stets an jede Form der Mystik geknüpft hat.

Daß diese Wendung im Gang der Kultur den Menschen in vieler Hinsicht bereichert hat, wird niemand leugnen. Damals war es, daß wahrhaft die deutsche Seele eine zentrale und herzliche Beziehung zur Kunst gewann; damals ging das Verständnis für Religion und Geschichte dem Menschen neu auf; und durch dies alles formten sich vertiefte Gebilde der Ahnung göttlichen Geistes. Und trotz alledem: dies ist eine Epoche innerlicher Unwahrhaftigkeit; und deshalb kann kein Zweifel sein, daß die Schattenseiten in dieser ganzen geistigen Bewegung, von der sich die Gebildeten forttragen ließen, ihr Licht verfinstern. Es wäre darauf angekommen, nach dem Gesetzmäßigen, Allgemeingültigen zu suchen: man haschte nach dem Eigenartigen, Individuellen, Originalen. Ein Kultus der genialen Persönlichkeit setzte ein, der sich nicht selten überschlug; und auch die Kunst, erst leuchtende Folie und sodann befruchtete Blüte der hier entbundenen Kräfte, wurde im historischen Verlauf der Ereignisse mehr und mehr von einer Richtung beherrscht, die nur den Mystizismus begünstigte und eine Entfremdung zwischen Kunst und Leben schuf, die auf die Dauer Wert und Wirken der Kunst untergraben mußte.

Wir finden die gleiche Tendenz auf allen Gebieten geistigen Lebens. An Stelle der vorher erstrebten natürlichen Religion trat die Schätzung des positiven Kirchentums. In der Politik kam man zurück von den Ideen der Menschenrechte und des Weltbürgertums zur Schätzung der nationalen Eigenart, der Würde der einzelnen Nationen im Gegensatz zu den anderen. Und in der Rechtslehre triumphierte wiederum

die historische Rechtsschule über das Naturrecht und sprach der Zeit den Beruf der Gesetzgebung ab mit Gründen, die, wären sie triftig, für jedes Zeitalter gelten würden. Hatte der Mangel des Aufklärungszeitalters in seiner bloßen Intellektualität gelegen, in seinen Rationalismen, in seiner Überschätzung des Vermögens von Wissenschaft und Verstand, so trat jetzt ein diesem Mangel gerade entgegengesetzter anderer auf. Ein Irrationalismus brach herein in verschiedenen Spiegelungen, sei es in der des Ästhetizismus, sei es der des Historismus. Die Frage nach der Wahrheit verschwand aus dem Geiste derer, die sich um ein im Subjekt allein verwurzeltes, intuitives Innewerden des Absoluten bemühten; die Frage nach der Berechtigung der bestehenden Zustände wich der Untersuchung ihrer geschichtlichen Entstehung.

So war es damals auch in der Philosophie. Man legte allen Wert auf die persönliche, originale Formel, keinen auf die wissenschaftliche Wahrheit. Die Philosophie zog sich von Wirklichkeit und Leben zurück; — sie ward zur bloßen dialektischen Abwandlung der Begriffe, ohne allen Ernst und festen Hintergrund. Oder aber sie zog sich auf die bloße Erforschung der Geschichte der Philosophie zurück.

Man darf sich nicht darüber täuschen, welche bedeutenden praktischen Folgen diese Änderung der Denkweise gerade auch in der Philosophie gehabt hat. Es sei insbesondere auf einen Umstand hingewiesen, nämlich auf den Einfluß, den die Philosophie dieser Epoche auf eine der wichtigsten Formen, in denen sich philosophisches Denken in die Praxis des Lebens umsetzt, ausgeübt hat: auf die Politik. Es genügt, den Namen Stahl zu nennen, dessen legitimistische Rechts- und Staatslehre religionsphilosophisch auf die spätere Ausbildungsform der Schellingschen Philosophie gestützt wird. Der Ausgangspunkt der Betrachtungen Stahls liegt in einer Polemik gegen den politischen Liberalismus der Aufklärung. Diese Kritik des politischen Liberalismus der Aufklärung besteht bei Stahl nun darin, daß er immer wieder auf die Leerheit der Reflexion hinweist, auf die Ohnmacht des Verstandes, aus sich eine Gesetzgebung für das gesellschaftliche Leben der Menschen zu erzeugen. Und in dieser Kritik behält Stahl recht. Es ist ein wirklicher Fehler der Aufklärung, daß sie aus der Leere der Reflexion einen Gehalt an bestimmten Gesetzen erzwingen will. Der falsche Schluß aber, den Stahl aus dieser Kritik des Liberalismus zieht, ist die Lehre von der Ohnmacht der menschlichen Vernunft, die Lehre, daß wenn wir nicht dem Anarchismus, der völligen Gesetzeslosigkeit verfallen wollen, wir zur Autorität zurückkehren müssen. Die Konsequenz ist die legitimistische Staatslehre, das monarchische Prinzip, und die Lehre vom christlichen Staat, jener göttlichen Institution, deren Zweck in dem Seelenheil der Menschen liegt.

Mit gleicher historischer Notwendigkeit aber zeitigte das romantische Denken noch andere, unter sich heterogene, politische Systeme, deren jedes seinen eigenen Tod in seiner theoretischen Konstruktion

selbst enthält. So verschieden etwa die Hegelsche Staatsauffassung von der Stahlschen ist, so hat sie doch mit ihr das Gemeinsame des Gegensatzes gegen den Individualismus der Aufklärungsphilosophie. Nach Hegel ist nicht das Individuum, sondern der Staat selbst Zweck, er ist nicht nur eine göttliche Institution wie bei Stahl, sondern in ihm verwirklicht sich die Gottheit selber, und das Individuum sinkt zu dem Range eines bloßen Mittels für den Staatszweck herab. Die Lehre von der Omnipotenz des Staates ist hieraus lediglich eine Folge. Auch diese Lehre führt auf eine Heteronomie, auf die Unterwerfung des Individuums unter die äußere Norm des objektiven Geistes, die in Gestalt des Staates an es herantritt. Die lähmenden quietistischen Folgen dieser Lehre haben bittere historische Früchte gezeitigt.

Aber die Hegelsche Lehre war auch des entgegengesetzten Extrems ihrer praktischen Anwendung aufs Leben fähig. Der Marxismus ist nichts als eine ihrer Entwicklungsformen. Und dabei ist er nach seinen philosophischen Fundamenten im Grunde nichts als ein Teilsymptom des Materialismus. Und dieser Materialismus, mit seiner verflachenden und kulturlosen Tendenz, steckt auch schon im innersten Kern des Hegelianismus mit innerer Notwendigkeit mit drin. In ihm erlebt das Hegelsche Philosophem das Schicksal des dialektischen Umschlagens in sein Gegenteil. Was bedurfte es dazu weiter, als die Hegelsche Begriffswelt, die für ihn mit der Welt des Geistes eines war, lediglich als eine Welt bloßer Begriffe anzuerkennen, um ihr die Realität abzusprechen und damit dem puren Materialismus zu verfallen! Es ist bekannt, wie Feuerbach, Strauß und Marx diesen Schritt taten. In der Tat, wenn man den Hegelschen Realismus der Begriffe fallen läßt, so bleibt nichts übrig als das Dasein der Materie; und man braucht nicht einmal auf den Anspruch eines absoluten Wissens zu verzichten, man kann an der Identität von Denken und Sein festhalten, um auf den Satz zu kommen, daß nur die Materie Existenz hat, und das Denken zu einer bloßen Erscheinungsweise der Materie zu machen. Es zeigt sich so, daß die höchste Blüte des romantischen Philosophierens, daß das Hegelsche System, im Grunde durchaus irreligiös, rein naturalistisch ist und seinen entgegengesetzten Anschein nur durch Wortspiele vortäuscht. Nach Hegel ist Gott nur der allgemeine Begriff des Seins und er realisiert sich nur im Bewußtsein der Menschen. Der konsequente Schluß hieraus ist, daß Gott nur in der Vorstellung der Menschen existiert, daß er der Gegenstand einer puren Illusion ist. Und so steht es auch, in der praktischen Philosophie, mit dem angeblichen Widerspruch des Marxismus mit der Hegelschen Lehre. Der revolutionäre Charakter der marxistischen und der Quietismus der Hegelschen und Stahlschen Staatsdoktrin scheinen nichts Gemeinsames zu besitzen. Um so interessanter ist es, zu sehen, welche gemeinsamen kulturellen Züge die marxistische Lehre gerade mit diesen ihren Antipoden verbindet. Das Gemeinsame jener an und

für sich so entgegengesetzten politischen Auffassungen liegt in der Kritik des von der Aufklärung überkommenen politischen Liberalismus. Dem reflexionsphilosophischen Aufklärungsliberalismus, der in seiner Konsequenz als Anarchismus erkannt wird, wird eine Auffassung entgegengesetzt, die das Selbstbestimmungsrecht des Individuums einem inhaltlich bestimmten Staatszweck unterordnet. Alle diese Staatslehren kommen so zu einem heteronomen politischen Prinzip. Der Unterschied ist nur der, daß bei Stahl der Staat wesentlich zum religiösen Vormund der Bürger gemacht wird, bei Marx zum wirtschaftlichen. So zeigt sich hier, daß die beiden ganz feindlichen Parteien, die konservativ-klerikale und die sozialistische, die sich heute die politische Herrschaft streitig machen, in ihrer theoretischen Begründung und damit zugleich ihrer historischen Entstehung einen gemeinsamen Ausgangspunkt besitzen: nämlich in der Reaktion gegen den aus der Aufklärungsphilosophie stammenden, irrig fundierten individualistischen Liberalismus.

Und wiederum waren es die Naturwissenschaften, welche zum zweitenmal in den Gang der neueren Philosophie eingriffen und diese ganze romantische Bewegung hinwegfegten. Die Naturwissenschaften, wenigstens in ihren theoretischen Teilen, waren der einzige Zweig der allgemeinen Kultur geblieben, der durch die romantische Spekulationsweise nicht in Mitleidenschaft gezogen worden war. Ihre Sicherung lag in der festen Ausbildung ihrer Methode. Und von dem Ausbau dieses methodisch gesicherten Besitzstandes ging die Gegenbewegung aus. Aber diese Gegenbewegung verfiel, sobald sie sich philosophisch generalisierte, in dieselbe Einseitigkeit, wie die schon vorher unter dem Einfluß der Naturwissenschaften in der Philosophie entstandene Strömung; sie verfiel in den Empirismus, den Monismus und die verschiedenen anderen Spielarten des Naturalismus. Abermals handelte es sich um die Tendenz, unabhängig von allen Autoritäten zu werden. Dies Ziel hoffte man mit Hilfe der Naturwissenschaften zu erreichen. Mit ihrer Hilfe hoffte man alle Fragen lösen zu können, von deren Entscheidung die Regelung des gesellschaftlichen Lebens der Menschen untereinander abhängt. Von ihr erhoffte man praktische Normen. In diesem historischen Momente sollte besonders die neue evolutionistische Biologie die Erzeugerin der neuen Philosophie werden. Aber auch dieser Naturalismus mußte sich bald überleben. Er trug den Keim der Selbstzerstörung von vornherein in sich. Dieser Keim der Selbstzerstörung lag in der kritiklosen empiristischen Grundauffassung von der Methode der Naturwissenschaften. Die Konsequenz dieses Empirismus ist allmählich der Skeptizismus; und dieser Skeptizismus mußte sich schließlich gegen die eigenen Ergebnisse der Naturforschung selber, die ihn zum Siege geführt hatte, richten. Er mußte zur Bestreitung der Möglichkeit von Naturerkenntnis überhaupt und auf der anderen Seite damit zugleich zur Bestreitung der Möglichkeit einer Erkenntnis objektiver Normen in der Ethik führen.

Die skeptizistischen Konsequenzen treffen daher nicht nur die verfehlten Versuche einer philosophischen Ausbeutung der Naturwissenschaften, sondern sie mußten die eigene Autorität der Naturwissenschaften selbst untergraben. Und dann mußte diese an sich selbst verzweifelnde Wissenschaft auch alsbald aufhören, der allgemeinen, reaktionär romantischen Bewegung feindlich zu bleiben. Indem sie auf ihre ursprünglichen Ansprüche verzichtete, zur Erkenntnis objektiv gültiger Gesetze zu gelangen, hörte sie auf, diesem verfeinerten Aberglauben gefährlich zu sein. Denn eine Naturwissenschaft, die nicht objektive Gesetze der Natur erkennen will, sondern sich darauf beschränkt, Konventionen zu treffen, hinsichtlich der Art, wie es für uns zweckmäßig ist, über die Natur zu denken, die also überhaupt darauf verzichtet, über die Natur zu urteilen, eine solche Naturwissenschaft wird notwendig mit jedem beliebigen Aberglauben in Eintracht leben können. So zeigt sich, daß letzten Grundes auch diesem im Namen der Aufklärung und der Geistesfreiheit auftretenden Empirismus eine reaktionäre Tendenz anhaftet. In der Gegenwart sehen wir sie bereits breit entwickelt. Die fortgeschrittenen gegenwärtigen Empiristen leugnen, daß die Naturwissenschaft Gesetze erkennen kann, die objektiv in der Natur gelten; sie behaupten, daß das Gesetz der Naturwissenschaft sich, soweit es über die bloße und mitteilbare Beobachtung und das Experiment hinausgeht, lediglich auf Definitionen beschränkt, d. h. auf willkürliche terminologische Festsetzungen. Wenn wir also nach den Wahrheiten fragen, die in der Natur gelten, so schweigt die Wissenschaft. Die Antwort auf solche Fragen gibt uns nicht die Wissenschaft, sondern nur die Kirche, die alte oder eine neue! Diese Auffassung findet sich allerdings so unumwunden nur bei wenigen ausgesprochen. Aber die Ursache liegt nicht etwa in einem sonderbaren und zufälligen Einfall dieser wenigen, sondern in einem groben Mangel an Konsequenz bei den anderen. Die einzig bündige Konsequenz aus dem in der Wissenschaft heute allgemein angenommenen Empirismus ist die Ohnmacht der Wissenschaft in bezug auf die Erkenntnis der Wahrheit. Diese Konsequenz ist für jeden logisch Denkenden so einleuchtend, daß sie sich mehr und mehr durchsetzen muß; und das um so mehr, als andere Mächte an dieser Entwickelung ein starkes Interesse haben. Es findet hier eine Kapitulation der Wissenschaft vor den äußeren Autoritäten statt und es treten wieder heteronome Prinzipien das Erbe der sich selbst verachtenden Wissenschaft an. So entsteht eine große rückschrittliche Bewegung durch die die mehrhundertjährige Befreiungsarbeit der Wissenschaft wieder rückgängig gemacht wird.

Diese Entwickelung ist teils Grund, teils erst recht auch Folge der Nichtbeachtung und des Nichtverstehens der kritischen Philosophie, wie sie von Fries ausgebildet worden ist. Die gegenwärtige Philosophie hat sich auf diese Weise selbst ihr Urteil gesprochen, sie hat auf ihren großen Beruf verzichtet, der ihr in der Geschichte der

Menschheit zukommt, auf ihren Beruf als Beschützerin der Geistesfreiheit und als Hüterin der Autonomie der Vernunft.

Ein Ausweg ist hier nur möglich durch eine Rückkehr zur kritischen Philosophie. Nur möglich dadurch, daß man den Grundfehler, der dieser historischen Entwickelung zugrunde liegt, aufdeckt und beseitigt. Dieser Fehler ist letzten Endes kein anderer als die Nichtunterscheidung der Vernunft von der leeren Reflexion. Die Aufklärung des Unterschiedes von Reflexion und Vernunft ist der Ausgangspunkt der großen Reform der Philosophie, die Fries begründet hat. Es kommt nunmehr darauf an, dieser Friesschen Entdeckung allgemeines Verständnis und allgemeine Anerkennung zu verschaffen, um den wirklichen Mangel der Aufklärungsphilosophie zu beseitigen und damit auch zugleich die Wurzel der durch ihn erzeugten reaktionären Bewegung, unter deren wachsendem Einfluß wir heute noch stehen, zu zerstören. Es ist der gemeinsame Fehler der Aufklärungsphilosophie und der ihr entgegengesetzten romantischen Philosophie, die Vernunft mit der leeren Reflexion verwechselt zu haben. Ebenso verkehrt wie es war, aus der bloßen Reflexion, dem bloßen Vermögen der Aufklärung, den Gehalt, den nur die Vernunft geben kann, erzwingen zu wollen, so war es auf der anderen Seite verkehrt, durch die richtige Einsicht in die Unmöglichkeit dieses Beginnens, die leere Reflexion zur Quelle aller Wahrheit und Gesetzgebung machen zu wollen, zu einer Verzweiflung an der Vernunft selbst sich hinreißen zu lassen. Durch die Trennung von Vernunft und Reflexion werden diese beiden entgegengesetzten Fehler zugleich aufgehoben. Durch sie allein gelingt es einerseits, die skeptische und anarchistische Konsequenz der bloßen Reflexionsphilosophie zu vermeiden, und andererseits die romantische Konsequenz, die mit der Verwerfung der Reflexion verbundene Rückkehr zur äußeren Autorität auszuschließen. Die Reflexion ist allerdings für sich leer, aber wir können doch nicht ohne sie zur Wahrheit gelangen. Sie ist vielmehr das notwendige Mittel, um die in uns liegende dunkle Erkenntnis der Vernunft zur Klarheit des Bewußtseins zu erheben. Wir können uns über die Schranke der Reflexion nicht dadurch hinwegsetzen, daß wir die Reflexion von uns werfen; damit verzichten wir überhaupt auf das Bewußtsein der Wahrheit. Wir können es nur dadurch, daß wir die Reflexion zu Ende führen bis zu dem Bewußtsein um den Gehalt der unmittelbaren Erkenntnis zu unserer Vernunft.

So soll uns die Friessche Philosophie wieder dazu verhelfen, gegenüber allen falschen Lehren von der Ohnmacht der menschlichen Vernunft eine Lehre vom Selbstvertrauen der Vernunft in ihre Rechte einzusetzen. Sie soll uns dazu verhelfen, aus dieser Lehre die praktischen Konsequenzen für das Leben zu finden und festzusetzen!

V.

Wenden wir den Blick aber von diesem historischen Bilde zum gegenwärtigen Stande der geistigen Kultur, so erkennen wir, daß ihre Herkunft und ihre Entwickelung ihren Charakter bestimmt haben. Noch stehen im geistigen Zentrum des gegenwärtigen Lebens die fortwirkenden Kräfte der naturwissenschaftlichen Arbeit der letzten Menschenalter. Feindselig aber bestehen auf der anderen Seite neuromantische Gegenströmungen.

Niemand wird den außerordentlichen, rasch errungenen Fortschritt der Naturerkenntnis in den letzten Jahrzehnten leugnen und verkleinern wollen. Aber die allgemeine begeisterte Aufnahme ihrer Erfolge, vom ganzen Volke gespürt an einer ungeahnten Erleichterung technisch sozialer Bedürfnisbefriedigung, führte zur Übersteigerung der an sie gestellten Anforderungen und Hoffnungen, ein abgerundetes Weltbild geben zu können, was ihr dem innersten Wesen und dem wahren Anspruch nach versagt ist. Zugleich stellte sich eine Überschätzung der praktischen Werte ein, welche durch sie zweifellos errungen worden sind. Sie schien zum Quell aller Werte überhaupt zu werden, und diese Auffassung verrät eine Selbstgenügsamkeit, eine selbstüberhebende Selbstbeschränkung, die notwendig alle Bewegung über die Nützlichkeitswerte hinaus zu den zeitlosen, an sich gültigen Werten zum Stillstand und zum Zurückfluten bringen und in einer Art von geistiger Barbarei endigen muß. Diese beiden furchtbaren Fehler in der Einschränkung des Wertes der Naturwissenschaft für die Erkenntnis und für das Leben hängen miteinander zusammen.

An der theoretischen Überspannung des naturwissenschaftlichen Erkennens und seiner Wendung ins Weltanschauliche sind die Naturforscher großenteils selber schuld. Nur eine Minderzahl sind jene Theoretiker, die resignieren. Und wenn sie resignieren, so geschieht dies so radikal, daß sie hoffnungslosester Skepsis und reaktionären Dogmatismen verfallen. Die Mehrzahl der Naturforscher aber, von dem Erfolge ihrer Einzeldisziplin getrieben, legt ihren naiven und hoffärtigen Empirismus auch an alle Probleme des reinen Denkens.

Die mechanistische Naturauffassung schlägt über in eine Mechanisierung des Weltganzen. Materialistische Auffassung verödet alle Erkenntnis, alle Lebensgebiete. In der Seelenlehre täuscht die experimentelle Verflachung eine erkünstelte Vertrautheit mit jenem Geheimnisvollen und Tiefen unserer geistigen Organisation vor, die uns verliehen ist, um Welt und Wert in ihrem Wesen zu begreifen. Eine mehr oder weniger verschämte Nützlichkeitslehre leitet die Bildung der obersten Normen unserer sittlichen Haltung aus irgendwelchen sozialen Instinkten oder aus Kindheitserfahrungen her; und mit dieser Genesis glaubt sie ihre Geltung zu rechtfertigen. Am Ganzen sozialer Bildungen sieht sie als wesentliches nicht mehr die Persönlichkeit, ihr Wirken, ihre Motive und ihren Wert, sondern

dynamische und ökonomische Bildungsfunktionen, die, aus toter Masse quellend, starr und leblos und jenseits alles menschlichen Wollens sich verweben. Es ist schon viel, wenn einer von diesen, durch alle Entwickelungsmoral und Soziologie hindurch, das wahre ethische Problem überhaupt bemerkt, überhaupt anerkennt: es ist schon viel, wenn ihn dieses Sehen zu derjenigen Haltung treibt, die der Empirist vor der apriorischen Norm, die er nicht ausmerzen kann, allein einzunehmen fähig ist: zur ethischen Skepsis. Entgötterung, Entsittlichung, Entpersönlichung: dies Endziel empiristischer Geistesrichtung ist längst erreicht und wirkt in der Masse weiter.

Aber auch das Gegengift der anderen Seite unseres Geisteslebens ist, an sich betrachtet, ein Gift. Transzendentalismen, die an Schelling und Hegel anknüpfen, ein Historizismus, der im tiefsten Grunde skeptisch und schrankenlos-subjektiver Individualismus ist, ein Ethos, das im Individuum wurzelt und der objektiven Begründung ermangelt, die es auch nach dem Stande der Methode jenes Philosophierens niemals erfahren kann; dazu eine Geberde von Religiosität, Verachtung der ehrlichen und sachlich begrenzten Arbeit der Naturwissenschaft und eine im tiefsten Grunde reaktionäre Tendenz, deren Wurzeln wir vorhin aufzeigten: in dieses Extrem entflieht man dem anderen. Die individuelle Zerfahrenheit und Zuchtlosigkeit der gegenwärtigen Kunst, die sich, statt ihre Kräfte harmonisch zu ordnen, in schrankenlosen Subjektivitäten entlädt, ist ihre hybride Blüte. Und zwischen beiden Extremen, zwischen der Entgeistigung der Welt und der Verachtung des Gesetzes, pendelt der Geist der Moderne hin und her, direktionslos, neuigkeitslüstern, unverantwortlich, unschöpferisch, anarchisch zum Verfall hin.

Wir aber in unserer Arbeitsgemeinschaft wollen wieder aufrichten helfen die Achtung vor echter Naturwissenschaft; aber ihren Anspruch an Erklärungswert begrenzen. Das Ethos wollen wir hochrichten; aber auch begründen. Wir wollen Gott nicht hineinziehen in das historische, das psychologische, das naturwissenschaftliche Erfassen und Bestimmen der Gegenstände unserer Umwelt, aber ihn bekennen. Metaphysik wollen wir, aber als strenge Wissenschaft.

Und wir sind unserer Sache sicher. Mag, im gegenwärtigen Momente noch, die offizielle Philosophie an den deutschen Hochschulen sich der Lehre Fries' mehr oder weniger verschließen: es kann die sichere Fortwirkung ihrer Wahrheit nicht berühren. Im Gegenteil: wir glauben konstatieren zu müssen, wie die gänzliche praktische Ohnmacht und Einflußlosigkeit dieser offiziellen Philosophie auf das soziale und kulturelle Gesamtniveau unserer Zeit gerade daraus entspringt, daß sie aller der Elemente mangelt, die das Wesen unserer Philosophie ausmachen. In stetem Ringen mit dem ethischen Problem, dem sie methodisch nicht gewachsen, auf dessen wissenschaft-

liche Lösung sie nicht vorbereitet ist, bleibt die offizielle Philosophie eine Unterhaltung von Fachleuten, die ohne äußere Resonanz im Ganzen des geistigen Deutschland verhallt. Wir aber, die wir gern, und in gleicher Weise ohne Stolz und ohne Bescheidenheit, außerhalb dieser Konventikel stehen, dürfen mit Freude in unseren Reihen vorwiegend Persönlichkeiten aus der Praxis des Lebens sehen. Pädagogen, Politiker und Theologen, die ihrer Betätigung letzte Normen und wissenschaftliche Sicherung von der philosophischen Arbeit der Schule erhoffen und erhalten; Männer der Einzelforschung aus allen Zweigen der Naturwissenschaft, der Historie und der soziologischen Disziplinen, die ihre Arbeit am wissenschaftlichen Weltbild unseres Philosophems gesichert verankern und aus dieser Verknüpfung den Wert und die wissenschaftliche Bedeutung ihrer Einzelarbeit zu erkennen und zu begrenzen vermögen.

Wir wissen, wie klein unser Kreis noch ist, wie begrenzt unsere Arbeit, wie wenig weittragend unsere äußere Wirkung. Aber im Keime wenigstens, das dürfen wir bereits heute aussprechen, schlingt sich um das Zentrum der kritischen Philosophie von Kant und Fries in unserer Arbeitsgemeinschaft, nicht nur die universitas scientiarum, sondern auch die Gesamtheit praktisch geistiger Berufe. Hier, das glauben und hoffen wir, liegt die Wurzel unserer Kraft, hier die Verheißung unserer Zukunft.

Windelbands Kritik des Phänomenalismus und die Aufgabe der Psychologie im Ganzen der Erkenntnis.

Es ist neuerdings üblich geworden, auf die Psychologie und ihren wissenschaftlichen Anspruch zu schelten und so zu tun, als mische sie sich unbefugt in wichtige menschliche Angelegenheiten ein, deren Bearbeitung ihr nicht zufalle, und deren Lösung ihr versagt sei. Man wirft ihr vor, sie verflache durch ihr ungeziemendes Eindrängen die ethischen und religiösen Grundfragen, indem sie die Norm des Sittlichen und den Gehalt des Glaubens auflöse und verflüchtige, als seien das zufällige menschliche Vorstellungsweisen, mit ebenso zufälligen anderen Inhalten und Abläufen verknüpft und aus ihnen herleitbar, und zu einer höheren Betrachtung dieser Dinge vermöge sie sich nicht aufzuschwingen. Und man behauptet, eine gleiche psychologische Verständnislosigkeit vor dem Anblick der Fundamente allen Wissens und jener dunklen Gründe zu finden, aus denen künstlerisches Schaffen und Erfassen kommt. Darum nennt man den Psychologen flach und ehrfurchtlos, einen, dem die Tiefen fehlen, aus denen die großen transzendierenden Kräfte des Geistes aufsteigen; darum sei er selber zur Sterilität verurteilt und ersetze — ein trivialer Pedant — seine Unfähigkeit zur Zeugung wahrer Werte durch eine empirische Verflachung und Mechanisierung der seelischen Kräfte; aus seinem Ohnmachtsgefühl und der eigenen Armut heraus parasitiere er in der reicheren Seele der anderen; und besonders nimmt man ihm seine Apparate übel. Und es ist seltsam, daß ungefähr dieselben, die das sagen, dennoch von den psychologischen Fragestellungen sich nicht losmachen können und in nur methodisch oder heuristisch andere Bahnen gleiten, mögen diese nun an den Namen Freud anknüpfen oder an okkultistische Hoffnungen oder an spiritistische Glaubensartikel.

Es geht bei diesen Verwerfungsgründen psychologischer Betrachtungsweise, scheint mir, die Rede und der Begriff von vielem durcheinander, das man wohl trennen sollte.

Niemand wird verkennen, daß ein Psychologismus in die Arbeit des Geistes und in die Welt der Werte und Geltungen eingedrungen war, der sich mit allem fertig dünkte, wenn er es hinsichtlich seiner seelischen Gegebenheit erkannt und zergliedert — schlimmer: wenn er es in eine psychophysiologische Schablone gebracht und von ihr aus »erklärt« hatte. Das spezifisch Heutige dieses Psychologismus ist seine biologische Note; im Prinzip ist er ein Teilphänomen jenes

altüberkommenen Empirismus, der seit den Tagen der Engländer mit einer Art historischen Zwanges und gleichsam traditionell mit rationaleren Philosophemen wechselt. So folgte Leibniz auf Locke, und nach Hume kam Kant; nach dem Erblassen Hegels erschienen Beneke und Mill; dieser aber und Spencer bilden das methodologische Arsenal einer Naturwissenschaft, deren Siegesgefühl vor keinem Problem mehr zurückschreckt. Ihre letzten philosophischen Vorfechter leben jetzt, und der biologische oder, wie er sich gerne nennt, pragmatische Psychologismus ist ihr Produkt. Die Reaktion auf ihn, von der wir eingangs sprachen, ist das erste Symptom des neuen Richtungswechsels: die Transzendentalismen kommen wieder auf.

Ich will prinzipiell behaupten, was sich schon aus der Wertung dieses historischen Geschehens ergibt: daß es keinen Gewinn darstellt, wenn der psychologistische Fehler von dem transzendentalistischen abgelöst wird. Wozu wird ein transzendentalistisches Erkenntnistheorem konstruiert? Es sollen letzte, allgemeinste Sätze hinsichtlich ihrer Geltung begründet werden. Gewiß darf man diese Geltung nicht dadurch beweisen, daß man sie psychologistisch auf Weisen inneren Erfahrens zurückbezieht, aus denen sie stammen sollen; sie gelten ja vor aller Erfahrung und unabhängig von ihr. Aber man darf ebensowenig den Versuch machen, diese letzten Erkenntnisgründe aus Voraussetzungen zu erschließen, deren Geltungswert der ihrigen gleicht: denn diese Voraussetzungen müßten, um den versuchten Schluß zu gestatten, noch allgemeiner sein, als jene letzten Erkenntnisgründe, die erst aus ihnen folgen sollen. Diese sind aber als die allgemeinsten definiert. Und woher käme denn der Geltungsgrund jener »Voraussetzungen«? Für ihn erneuerte sich doch das Problem der Geltung, das man gerade lösen wollte. In der Tat werden alle diese Transzendentalismen an irgendeinem Punkte dogmatisch. Sie »setzen« dann bedingungslos irgendwelche »letzten«, endgültig letzten Prinzipien oder sie geben vor, sie intuitiv zu erfassen; und dann ist der Rechtsanspruch dieser Intuition das Dogma. Wäre ein Transzendentalismus wirklich ein Fortschritt unserer fundamentalen Erkenntnis, so wäre der stete Rückschlag ins Psychologistische gar nicht zu begreifen. Ihm bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich.

Aber damit ist der Psychologismus nicht etwa gerechtfertigt. Aus der zufälligen Wirklichkeit seelischer Befunde läßt sich gewiß die Geltung der höchsten Prinzipien nicht beweisen! Deren Geltung ist ja die wesentliche Voraussetzung auch für die bloße Möglichkeit jener Befunde. Die psychologistische Wendung ist wirklich ein Relativieren der ewigen und wesenhaften Fundamente des Geistes; sie ist ebenso flach wie sinnlos; denn mit dieser Relativierung erreicht sie nur, daß auch alle unsere Erkenntnis ihren absoluten Wahrheitswert einbüßt; und ist das so, dann wird man auch den Wert ihrer »Wahrheiten« einzuschätzen wissen.

In der Tat ist die relativistische Zeit des Geistes eine Zeit der Normlosigkeit. Auf allen Gebieten hat sich das gezeigt, denn der

Kunst wie dem des Erkennens und des Glaubens. Und da am Bewußtsein der Norm das Schöpfertum verankert ist, so ist die psychologistische, relativistische Epoche eine solche unschöpferischer Leere und Ärmlichkeit.

Und es mag sein, daß die Psychologie da manchmal als willkommene Ausflucht gedient hat, um diese Unfähigkeit zur Gestaltung der Totalität vom eigenen Geiste aus mit dem Schilde einer objektiven Notwendigkeit, einer gegenständlich bedingten Resignation zu decken. Aber die Ehrfurchtslosigkeit und das selbstzweckhafte und somit zwecklose Zerspellen der Realitäten schützt sich nur mit dem psychologistischen Vorwand, zu dem es die Psychologie mißbraucht; es wäre auch ohne sie da und würde sich anders entladen, wäre ihm ihre Methode verschlossen. Wie die Menschen sind und wie ihre Charaktere und Neigungen, dies ist ganz gleich; es ficht die Wissenschaft nicht an, er rührt nicht an ihre Methoden und ihren Bestand, die ihrem eigenen objektiven Gesetze gehorchen. Die Wissenschaft von der Natur und ihre notwendigen Weisen des Auflösens und Zergliederns sind als solche weder ehrfurchtslos noch ehrfürchtig; sie stehen in der erhabenen Sphäre einer Sachlichkeit, die eine Bewertung nach den Motiven menschlicher Zufälligkeiten nicht duldet. Und die Psychologie, die Wissenschaft von der Natur der Seele, soll nicht ungerecht das Opfer eines ethischen Unwillens werden, welcher wider den Selbstgefälligen frommt, der weltanschaulichen Mißbrauch mit ihr treibt.

Sie hat aber auch in der Fundierung der metaphysischen Prinzipien, der ethischen Normen, der höchsten religiösen Geltung, ihre Stelle. Und mit dieser Behauptung, die, wie wir zeigen werden, nur scheinbar im Widerspruch zu dem bisher Gesagten steht, knüpfen sich diese Ausführungen an die jüngst erschienene Abhandlung W. Windelbands: »Über Sinn und Wert des Phänomenalismus«[1]). Der bedeutende Geschichtsschreiber der Philosophie nimmt es hier auf sich, gegenwärtige Tendenzen der geistigen Bewegung, noch bevor sie zu Reife und Frucht gelangt sind, wie fertige historische Ganzheiten zu werten. Eine solche Behandlung der flüssigsten aller schwebenden Fragen kommt, bei aller Weite der Perspektive, doch immer auf Prognosenstellung und Warnung oder Zustimmung hinaus. Darin liegt ihr Wert, aber auch ihr Stachel für den Leser, der sich noch in unbefreitem Mitarbeiten an dem Problematischen weiß, auf das Windelband bereits wie auf Fertiges und Abgeschlossenes zurückblickt. Prognosen sind Dekrete, und Dekrete in Grundfragen der Philosophie fordern zur Auflehnung heraus. Dadurch wirken sie Gutes: denn indem sie Lösungsmöglichkeiten ausschalten, müssen sie sie zuerst aufstellen; so wächst, an der Hand Windelbandscher

---

[1]) Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wissensch., philos.-histor. Klasse, 9. Abhandl. 1912. Wir verstehen hier und in dieser ganzen Abhandlung ausdrücklich unter Phänomenalismus nicht die sich selbst so nennenden Spielarten des »positivistischen« Empirismus eines Mach usw., — sondern das Gleiche, was Windelband meint: die Naturtheorie des kritischen Idealismus.

Gedankenführung, die Einsicht und Übersicht des Widerstreitenden. Dieses Moment ist es, neben der Bedeutung des Denkers und Lehrers Windelband, in erster Linie, das uns zu ausführlicher Würdigung seiner Abhandlung veranlaßt. Hierzu aber kommt ein weiteres: Windelband ist einer von jenen transzendentalistischen Verächtern der Psychologie; und auch Windelbands neue Arbeit weist der Psychologie eine Stellung im und zum Erkenntnisganzen zu, die von den Psychologen nicht unwidersprochen hingenommen werden darf. Die Zuweisung dieser Stellung ist aber durch tiefgreifende allgemeinphilosophische Anschauungen fundiert, und ist typisch für eine starke Strömung gegenwärtiger »Kulturphilosophie«, deren Exponent hier Windelband ist. Wir sollten diesen Streit einmal ehrlich ausfechten! Für die Argumentation der gekennzeichneten Richtung ist nun Windelbands jüngste Abhandlung ein vorbildliches Beispiel. Sie verwirft den Phänomenalismus als Philosophem; sie billigt seine Betrachtungsweise zwar der mathematischen Naturtheorie als Maxime zu, erklärt aber das Gegenstandsgebiet naturwissenschaftlicher Erkenntnisart als überhaupt von nur sekundärem Belang, dem gegenüber »das Verständnis der Welt der Werte, als der höheren Realität, durch die Kulturwissenschaft, d. h. durch die historischen Disziplinen«, gewährleistet werde. Anthropologische Arbeitsweisen werden daher nicht ohne Heftigkeit als untauglich zu philosophischer Grundlegung verworfen; auf die »große Bewegung der Identitätsphilosophie«, auf Schellings »Transzendentalen Idealismus« als die vorgezeichnete Richtlinie einer wahrhaft fortschreitenden philosophischen Entwicklung wird bekenntnishaft hingewiesen. Auf die Begründung, die solche Gedanken tragen soll, muß gerade der Naturwissenschaftler, der Phänomenologe und Psychologe, eingehen, um sein Wirken vor sich selber zu rechtfertigen.

Windelband hält es für bedeutsam an der Philosophie dieser Zeit, daß sie die Einschränkung philosophischer Arbeit auf Erkenntnistheorie aufzugeben und zur Behandlung der »eigentlichen« sachlichen Probleme vorwärts zu dringen scheint. »Denn eine sich von allen inhaltlichen Problemen ausschließende Erkenntnistheorie, die keine tieferen Wurzeln hat, ist immer in Gefahr, auf die Dauer entweder zu einer schematischen Methodologie oder gar nur zu einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen zu verdorren: ihr natürliches Ende ist der Relativismus, der sich heute Pragmatismus nennt.« Dekrete! aber sie sollen uns zunächst noch nicht aufhalten. — Das Überwiegen erkenntnistheoretischer Probleme, immerhin entschuldigt als eine »geschichtlich notwendige Zwischenstufe«, fand seinen Ursprung in einer einseitigen Restriktion der Philosophie auf Kants Phänomenologie, auf seine Zertrümmerung der alten Metaphysik, »seine Lehre von der wissenschaftlichen Unerkennbarkeit des Dings-an-sich«. Das Kardinalproblem der Erkenntnistheorie, das Verhältnis von Bewußtsein und Sein, Wissen und Wirklichkeit, Erkenntnis und Gegenstand wird vom Phäno-

menalismus nach einer der möglichen Richtungen beantwortet. Jene Frage, sagt Windelband, »erlaubt viele Antworten: das Verhältnis muß durch irgendeine Kategorie gedacht werden, und es lassen sich mehr als eine mit guten Gründen darauf anwenden . . .« Ist das richtig? Jenes Verhältnis läßt sich auch rein semiotisch, im Sinne einer Zuordnung ohne irgendwelche kategoriale Bestimmung, denken, als ein »Entsprechen« von Erscheinung und Gegenstand, ein Zeichensein oder ein »Hindeuten« des Scheins aufs Sein (Herbart). Man kann diese Zuordnung sogar als modalisch notwendig setzen, wenn man auf dem Standpunkt steht, daß lediglich die Art, die Bestimmtheit der Notwendigkeit, nicht aber die Notwendigkeit selber in einem Verhältnis kategorial gedacht werden muß. Freilich ist dieser Standpunkt kein unanfechtbarer, und teilt man ihn, so bleibt doch die Setzung der Notwendigkeit in diesem Falle ein erkenntnistheoretisches Dogma. Doch ist das semiotische Erkenntnistheorem auch ohne diese Dogma möglich[1]). Aber sehen wir von alledem ab, gestehen wir selbst zu: das Verhältnis von Gegenstand und Erkenntnis müsse »durch irgendeine Kategorie gedacht werden«, so gilt diese Forderung doch nur, wofern es überhaupt »gedacht«, erkannt zu werden vermag. Windelbands Formulierung setzt eine objektive Erkennbarkeit dieses Verhältnisses bereits voraus. Ist die Frage nach dieser Erkennbarkeit nicht aber eben das Problem der Erkenntnistheorie? Und löst nicht der Phänomenalismus dieses Problem gerade, indem er es als unlösbar erkennt? Bestreitet er nicht gerade die Erkennbarkeit, die objektive Bestimmbarkeit der Beziehung zwischen Erkenntnis und Gegenstand? und daher auch jede der möglichen kategorialen Bestimmungen dieser Erkennbarkeit? Denn es fehlt ihm an jedem objektiven Kriterium, durch das er »Sein und Bewußtsein«, »Objektives und Reales« auf ihre Übereinstimmung und Beziehung vergleichen könnte.

Wenn Windelband also bereits in seinen Voraussetzungen und Ausgangspunkten die Forderung erhebt, diese Beziehung irgendwie kategorial zu denken, so wird dem Prinzip des Phänomenalismus von vornherein der Boden entzogen; Windelband kann dann den aufs Phänomenale beschränkten Arbeitsweisen in ihrer Tragweite niemals gerecht werden, und es ist schließlich kein Wunder, wenn er »psychologisches Verdorren« dort sieht, wo uns der Boden echter, dogmenfreier Wissenschaft bescheidene Früchte trägt.

Wir also setzen kategoriale Verknüpfungen nur da, wo sie hingehören: als Prinzipien möglicher Erfahrung, zwischen den Erscheinungen selber. Und wir würden in dem Ansetzen einer kategorialen Beziehung zwischen Erkenntnis und Gegenstand erstens einen erkenntnistheoretischen Fehler, zweitens aber keinen Akt des Phänomenalismus, sondern einen Akt der Zerstörung allen Phäno-

---

[1]) Über den einzig möglichen Einwand gegen alle Semiotik s. sp.

menalismus erblicken. Darum begrüßen wir um so erfreuter den in Windelbands ganzer Abhandlung erbrachten historischen Nachweis, daß auch das Ansetzen einer solchen kategorialen Beziehung bisher noch niemals doletär für den Phänomenalismus geworden ist. Windelband prüft nämlich in der Folge die einzelnen Kategorien auf ihre Tauglichkeit durch, für diese Beziehung einzustehen. Tauglich wäre diejenige, deren Ansatz den Gegenstand von der Erkenntnis aus bestimmt, mithin den Phänomenalismus überwindet. Windelband findet nun, daß keine einzige Kategorie in diesem Gebrauche es in Wahrheit ermöglicht, von der Erscheinung aus das Sein wirklich zu ergreifen, mit Inhalt und Bestimmung zu versehen; daß also trotz ihrem Ansatz ein unausrottbarer Phänomenalismus bleibt, hinter dem das Objektive völlig »unbestimmbar und unaussagbar« verschwindet. Windelband findet das, naturgemäß, am historischen Beispiel; es ließe sich auch systematisch ableiten . . . Windelband wird hier zur starken Stütze des Phänomenalismus. Aber er wird es wider eigenes Wissen. Denn seltsamerweise läuft seine Nachprüfung unter der Fiktion, daß es immer irgendein phänomenalistisches Philosophem in der Geschichte gewesen sei, welches jeweils eine der möglichen kategorialen Beziehungen zwischen Sein und Erscheinung aufnahm: und mit dem Mißglücken der Anwendbarkeit der betreffenden Kategorie behauptet er dann — nicht etwa das Verfehlte derartiger erkenntnistheoretischer Methoden, sondern die Unbrauchbarkeit der fraglichen Spielart des Phänomenalismus! Als ob das Kriterium der Unbrauchbarkeit eines Philosophems darin läge, daß es sich nicht widerspricht . . . Jene historischen Systeme, deren Stellung und Unhaltbarkeiten niemand anschaulicher als Windelband uns darzulegen wußte, mögen in einzelnen Zügen und Fragestellungen an solche phänomenalistischer Art erinnern: dennoch gehören sie ganz prinzipiell nicht zum Phänomenalismus, den ihre Versuche kategorischer Verknüpfung von Schein und Sein gerade zerstören, und ihre Unhaltbarkeit beweist gar nichts gegen diesen!

Dennoch ist es von größtem Interesse, Windelband zu den einzelnen Versuchen kategorialer Verknüpfung von Erkenntnis und Gegenstand zu folgen, obwohl — oder weil — seine Ausführungen dem Phänomenalismus die Waffen, die ihn schlagen sollten, zur Verteidigung in die Hände spielen.

Schon wenn der naive Intellekt der Beziehung zwischen Sein und Bewußtsein durch die Kategorie der Gleichheit bestimmt, Wahrheit also durch die Gleichheit von Erscheinung und Sein verbürgt ist, so muß, wie Windelband zeigt, der Phänomenalismus darin eine Wurzel finden, daß es »Bewußtseiendes gibt, dem kein Sein entspricht«; daß also »die Momente, denen wir auch ein Sein zuschreiben zu dürfen glauben, von anderen Bestimmungen zu scheiden sind, die zwar ebenfalls allgemein und notwendig vorgestellt werden, aber auf den Wert der Abbildlichkeit dem Seienden gegenüber keinen Anspruch haben«. Mit dem letzteren ist der Erscheinungsbegriff

umschrieben; und diesen Phänomenalismus, der lehrt, »daß die sinnlichen Bestandteile der menschlichen Weltvorstellung nur als Erscheinungen angesprochen werden, dagegen die rationalen Momente als übereinstimmend mit dem Wesen der Wirklichkeit gelten dürfen«, bezeichnet Windelband als partiellen. Ihn läßt er auch in gewissem Maße zu, als Voraussetzung der Naturforschung, der quantitativen Gesetzesbestimmung durch mathematisch-konstruktive Theorie. Ihr gelten die Qualitäten als phänomenal, als wahres Sein die Quantitäten, die räumliche Ordnung. Doch schon schränkt Windelband das Recht dieser partiellen Phänomenalität ein; »woher das Recht dieser Scheidung?« Qualität und Quantität seien doch untrennbar in dem einen und gleichen Erleben verbunden: »weshalb sollen die einen Phänomene, die anderen Realitäten sein?« Sobald das Interesse der mathematischen Naturtheorie erlischt, versagt nach Windelband auch die Berechtigung dieser Trennung: sobald die Natur ohne diesen Zweck angeschaut wird, fordert das »Recht dieses unmittelbaren Erlebnisses« auch die objektive Realität der Qualitäten. — Seltsam, daß in einem Erkenntnisverfahren falsch sein kann, was im anderen richtig war! Oder ist das »unmittelbare Erlebnis« kein Erkennen? was kümmert uns aber dann sein Anspruch an die Realität der Qualitäten? »Interesse der Naturtheorie — Recht des unmittelbaren Erlebnisses«: so entscheidet, mit einer leichten Geste, jene »Kulturphilosophie«, die auf unsere sachlich-begrenzte Arbeit wie auf ein »Verdorren« herabsieht, über Probleme von so gewaltiger Tragweite, wie es der Erkenntnisanspruch der gesamten Naturwissenschaft ist. Spürt sie auch die Last ihrer Verantwortung? — Aber zweifellos geistreich wird aufgewiesen, wie in dieser Forderung des unmittelbaren Erlebens an die Objektivität der Qualitäten der philosophische Nerv der Goetheschen Farbenlehre liegt und der Grund, aus dem ihr so heterogene Systemschöpfer wie Hegel und Schopenhauer zustimmten.

Die Wertscheidung zwischen Qualität und Quantität in ihrem Verhältnis zum Sein darf also nach Windelband, jenseits der naturtheoretischen Schranke, fallen. Aber es gibt zwei Wege sie aufzuheben: man kann das objektive Sein der Qualitäten, man kann die Phänomenalität der raumzeitlichen Ordnung aussprechen. Dies letztere tat Kant. Gewiß ist seine Begründungsmethode der Phänomenalität von Raum und Zeit eine ganz andere als die der Subjektivität von Sinnesqualitäten: sie ist, wie Windelband sagt, der »Preis« der Anwendbarkeit mathematischer Theorie auf die empirischen Inhalte; wir halten diese Fundierung von Newtons Werk für eine seiner größten Leistungen. Aber wir gestehen Windelband zu: wir kommen damit nicht über das Prinzip der Möglichkeit von Naturerkenntnis hinaus und genügen dem Interessengebiet »unmittelbaren Erlebnisses« nicht.

Freilich wird durch Kant, was zum Phänomen wird, inhalt-

lich viel weiter gefaßt als vordem: das gesamte gegenständliche und geschehende Außen und Innen. Und außer den mathematischen Bestimmungsstücken möglicher Erfahrung werden von ihm noch weitere Formprinzipien der Phänomene ihrer Absolutheit entkleidet: die kategorialen Grundformen, insofern auch sie erst in ihrer Anwendung auf Erfahrung zu Erkenntnisprinzipien werden. Mit diesem Schritt Kants war, wie Windelband sagt, »alle Metaphysik überhaupt« (Kant hat gesagt: alle dogmatische Metaphysik) »preisgegeben«.

Windelband faßt, wie er die mathematische Synthesis als Erkenntnisgrund aus den naturtheoretischen Postulaten von Demokrit und Descartes historisch ableitet, so auch, in nicht neuer und nicht ganz richtiger Analogie, die dynamisch-kategoriale Synthesis Kants als ein geschichtliches Derivat der Stellung auf, die Platon den Ideen, den »logischen« Beziehungen, als dem wahren Wesen der Phänomene eingeräumt hatte. Den phänomenalistischen Zug aller dieser Systeme betonend, sieht er daher in Kants Werk eine Verschmelzung der mathematischen »demokritisch-cartesianischen« mit der »platonisch«-»logischen« Forderung »partieller« Phänomenalismen an das wahre Sein, an Objektivität und Absolutheit. Man darf das, trotzdem Kants Dissertation Zeugnis ablegen muß, für eine jener reizvollen Konstruktionen halten, an denen der Historiker Windelband Überfluß hat. Schließlich sind Platons Ideen ja inhaltlich, formal, in ihrer gegenseitigen Rangabstufung und in ihrem Bezug auf die Phänomene, also ziemlich in jeder Hinsicht, etwas anderes als die kategorialen Grundformen möglicher Erfahrung; von ihnen so unterschieden, wie eben Seinsbestimmungen von Erkenntnisbestimmungen sein können. Und demjenigen, der nur wissen will, ob Kants Lehre von den Kategorien und ihrer Anwendbarkeit richtig ist oder falsch, erscheint die Feststellung äußerlicher Ähnlichkeiten mit anderen historisch vorgekommenen Ansichten, die Kants Lehre weder zu fundieren noch psychologisch zu motivieren geeignet sind, im Grunde als unerheblich . . . Jedenfalls: nach Windelband begründet diese »Verschmelzung«, die Kant zwischen jenen beiden »Postulaten« vollzieht, indem sie jede Metaphysik zerstört, den absoluten Phänomenalismus. Denn die kategoriale Beziehung bestehe nicht in einer Verknüpfung bestimmter Erkenntnisse (Windelband: »Erkenntnisinhalte«) —, sondern in »einem Verhältnis zwischen der Gesamtheit der bestimmten Inhalte und etwas völlig Unbestimmtem«. »Und von diesem Unbestimmten sollte man nichts wissen, als daß es, da es zu dem Bestimmten in jene kategoriale Beziehung gebracht und also von ihm unterschieden wurde, notwendigerweise etwas anderes sein müsse, als alles in der Erscheinung Gegebene.«

Wir müssen widersprechen: Kants Kategorien verknüpfen tatsächlich nur Erscheinungen; nirgendwo in der Kategorienlehre »Wesen«, »Ding an sich« und Erscheinung. Die Phänomenalität

der durch die Kategorien verknüpften Erscheinungen wird auch nirgends bei Kant aus der Geltung kategorialer Verknüpfungen hergeleitet, wie das Windelband in dem eben wiedergegebenen Zitat behauptet. Diese ganze Interpretation Windelbands ist, mit allen ihren Konsequenzen, hinfällig. Allerdings findet sich bei Kant der Ansatz zu einer kategorialen Verknüpfung von Gegenstand und Erkenntnis im Sinne einer doppelseitigen kausalen Abhängigkeit: im »Übergang zur transzendentalen Deduktion«, § 14, steht: »Es sind nur zwei Fälle möglich, unter denen synthetische Vorstellung und ihre Gegenstände zusammentreffen, sich aufeinander notwendigerweise beziehen und gleichsam einander begegnen können. Entweder wenn der Gegenstand die Vorstellung, oder diese den Gegenstand allein möglich macht. Ist das erstere, so ist diese Beziehung nur empirisch, und die Vorstellung ist niemals a priori möglich« . . . usw. Aber diese erkenntnistheoretische Stelle hat mit der Grundlegung der Kategorienlehre und der Feststellung der empirischen Anwendung der Kategorien gar nichts zu tun; sie kann gut fortfallen, ohne an System und Gebrauch der Kategorien nach Kant irgend etwas zu ändern. Sie allerdings setzt, dogmatisch, eine Beziehung zwischen Erkenntnis und Gegenstand; und im Kampfe wider solche Meinung würden wir Windelbands Vorantritt dankbar anerkennen. Fries hat diesen Kampf schon vor 100 Jahren aufgenommen. Und mit dem Worte, das hier auch Windelband — nicht wider diesen Satz, sondern gegen das, was er Kants Kategorienlehre unterlegt — findet, spricht Windelband nur die eigenste Meinung des Phänomenalismus aus: »Mit dieser Umbiegung des Satzes aber verliert die Kategorie ihre Brauchbarkeit für die Erkenntnis . . . wird behauptet, das Wesen sei prinzipiell nicht bestimmbar, so ist die Kategorie im eigensten Sinne des Wortes gegenstandslos geworden.« Nichts anderes haben wir von Anfang an behauptet! Und gerne werden wir uns Windelbands Führerschaft anvertrauen, der diese Unbrauchbarkeit noch »an zwei anderen Kategorien verfolgen« will; wiederum freilich in der Absicht, damit den Phänomenalismus zu belasten, der sich wirklich unschuldig weiß. Diese kategorialen Setzungen zwischen Erkenntnis und Gegenstand sind das Verhältnis von Substanz und Inhärenz und die Kausalverknüpfung.

Die Unzulänglichkeit des ersteren Verhältnisses will Windelband am Spinozismus erweisen. Sobald die Attribute, aus denen nach ihm die Substanz »besteht«, »noch in dem Sinne von ihr unterschieden werden wie im empirischen Denken das Ding von seinen Eigenschaften, so wird die Substanz zur leeren Form der Substantialität und Gott so völlig unbestimmt und unaussagbar wie von jeher in der negativen Theologie der Mystik«. Wird hier Spinoza nicht zu klein gesehen? Prinzipiell ist dort die Unendlichkeit möglicher Attribute von der Substanz prädikabel, und durch sie ist eben Gott »bestimmt« und »aussagbar«. Daß nur zwei davon allerdings dem menschlichen Erkenntnisvermögen zugänglich sind, ist

eine anthropologisch einsichtige Begrenzung. Und diese findet insofern ihren Ausgleich, als sich aus dem Verhältnis der Modi zu den Attributen die ganze Vielheit gesetzmäßiger Prädikationen ergibt, deren System die unvollendbare Aufgabe des Wissenschaftsganzen ist. Die Analogisierung dieses in sich ruhenden naturalistischen Pantheismus mit irgendeiner Mystik können wir, im Zeitalter Wilhelm Wundts, auf sich beruhen lassen. Richtig ist, daß der Spinozismus die phänomenale Geltung von Natur involviert. Daß dies eine »stete Gefahr« bedeute, ist ein Windelbandsches Dekret.

Wertvoller und ferner als alle jene anfechtbaren Historizismen erscheint uns ein hier angefügter Exkurs Windelbands über die Stellung der empirischen Einzeldisziplinen zum Phänomenalitätsproblem: Auch diese Stellung nämlich entwickelt sich in Abhängigkeit vom Substanz-Inhärenz-Verhältnis. Windelband zeigt, daß jede einzelwissenschaftliche Ablaufsbestimmung zu einer Trennung akzidenteller, phänomenaler Bestimmungen vom dinghaften Kern des durcharbeiteten Gegenstandsgebietes gelangen muß, und daß diese Aussonderung des »Dinges«, das Eigenschaften »hat«, in der Architektonik der Wissenschaft sich stetig weiter und weiter vollzieht, daß der Gegenstand immer »absoluter« und leerer, die Phänomene immer bereicherter werden. Zuletzt gelangt so die Empirie, soweit sie analysiert, zu der bloßen Postulierung einer unerfahrbaren Substanz als Gegenstandsgrund. So endete ja z. B. Locke. »Auch dieser Begriff«, sagt Windelband mit Recht, »bedeutet dann mit seiner Inhaltslosigkeit nichts als die hypostasierte Begriffsform der Inhärenz«. Also auch von der Empirie aus ein gebieterisches Zuschreiten auf den Phänomenalismus.

Mit der Ansetzung des substantialen Verhältnisses zwischen Bewußtsein und Sein ist die Anerkennung einer notwendigen Zuordnung beider gegeben. Denkt man, sagt Windelband, diese als real, so »spielt das Verhältnis von Wesen und Erscheinung in die Kategorie der Kausalität hinüber. Die Erscheinung ist so, weil das Wesen so ist; das Wesen wird der Grund und bald auch die Ursache der Erscheinung genannt.« Die Kausalkategorie werde also vorwiegend angesetzt »in der Richtung einer Abhängigkeit der Erscheinung vom Wesen«. Windelband sieht, etwas mißtrauisch, diese kausale Verknüpfung hinter allem naturwissenschaftlichen Phänomenalismus auftauchen, greift zum Beweise auf Protagoras und dessen Lehre von der Wirkung der Körper auf das Bewußtsein durch Erzeugung verschiedener Empfindungen zurück und meint: »Im Prinzip lehrt man bei aller Feinheit der Detailausführung, welche die Forschung inzwischen gebracht hat, doch heute noch genau dasselbe«. Der moderne Nominalismus und Helmholtz' physiologische Optik, »die weit davon entfernt ist, kantisch gedacht zu sein«, sollen hierfür zeugen.

Besser hätte Windelband diese Berufung unterlassen. Denn sie beweist nur, daß er hier zwei immerhin grundverschiedene Probleme

fälschlich identifiziert hat: das psychophysische Verhältnis (zwischen physischem Reiz und zugeordneter psychischer Reaktion) und das erkenntnistheoretische Verhältnis (zwischen transzendentem Gegenstand und Erscheinung). Protagoras mag sie noch nicht gesondert haben; aber trotz »aller Feinheit der Detailausführung« hat die neuere Forschung das »im Prinzip« Verschiedene dieser beiden Fragestellungen nicht übersehen. Und daß Helmholtz' »physiologische Optik« weit davon entfernt ist, kantisch gedacht zu sein«[1]), gereicht sowohl Helmholtz als Kant zum Ruhm, deren jeder sein spezielles Problem klar abzugrenzen wußte.

Um nun zur erkenntnistheoretischen Seite dieses Windelbandschen Problemgemischs zurückzukehren, so wäre hiermit die moderne semiotische Auffassung der Sachlage, die Kant mit dem Moment inauguriert hat, wo er die Phänomene und Noumene einander »entsprechen« ließ, zu den Versuchen kausaler Verknüpfung von Gegenstand und Erkenntnis geworfen. Das ist nicht berechtigt: die Semiotik, von Herbart bis Husserl, stabiliert keineswegs ein erkenntnistheoretisches Kausalverhältnis, wie ihr Windelband hier unterlegt. Sie bezeichnet vielmehr ihre erkenntnistheoretische Stellung ziemlich genau. Windelbands Einwand ist also keiner. Der einzige Einwand, der wider die Semiotik, ja wider allen nicht absoluten Phänomenalismus gemacht werden kann, ist Windelband völlig entgangen. Es ist der logische des »introjizierten Wiederspruchs«, den Nelson aufgestellt hat. Der behaupteten Unerkennbarkeit einer Zuordnung von Erkenntnis und Gegenstand widerspricht die Behauptung des Bestehens einer Zuordnung; und die Unerkennbarkeit einer Zuordnung schließt die Behauptung dieser Unerkennbarkeit aus. Und dieser Einwand ist nur ein Spezialfall des fundamentalen Gegenargumentes, mit dem sich Nelson wider die Möglichkeit jeder Erkenntnistheorie gewandt hat.

Aber Windelband ist von solchen Bedenken weit entfernt. Ihm genügt der Einwand, den wir als irrig erwiesen: daß hinter aller erkenntnistheoretischen Semiotik eine erkenntnistheoretische Kausaltheorie stehen müsse. Mit einer solchen jedoch, darin stimmen wir ihm gerne bei, kann der Gegenstand von der Erkenntnis aus auch nicht weiter »bestimmt« werden; sie verfehlt also ihren Zweck. Windelband folgert hieraus, »wie unhaltbar der Versuch des ab-

---

[1]) Windelband hat natürlich absolut recht mit diesem Satze, wenngleich aus anderen Gründen, als er anführt. Die Behauptung, Helmholtz' physiologische Optik sei »kantisch«, kann nur jemand aufstellen, der entweder Helmholtz oder Kant nicht kennt. Helmholtz ist vielmehr, in der Optik wie überall, der große empiristische Gegenschöpfer Kants. Vielleicht hat aber Windelband gar nicht auf Helmholtz, sondern auf Johannes Müller exemplifizieren wollen und verschentlich die Namen verwechselt. Müller selber und viele Beurteiler hielten in der Tat sein Werk für »kantisch gedacht«. Diese Meinung ist irrig, aber auf sie paßt Windelbands Darstellung, soweit sie auf Helmholtz gemünzt sein soll; denn Müller trennte seine erkenntnistheoretische nicht von seiner psychophysischen Zuordnung.

soluten Phänomenalismus ist, die Gesamtheit des im Bewußtsein Bestimmten zur Erscheinung eines prinzipiell unbestimmbaren Wesens zu machen.« Wir glauben nicht recht zu hören. Das Charakteristikum des »absoluten« Phänomenalismus (nicht des in irgendeiner Art »partiellen«, auch nicht des semiotischen, der noch erkenntnistheoretische Bestandteile einschließt) schien uns ja bereits am Beginn unserer Darlegungen zu sein, daß er einen solchen Versuch nicht macht, sondern a limine ablehnt. Und das Scheitern dieses Versuches, wie es auch Windelband aufwies, beweist gerade, daß der »absolute« Phänomenalismus (für uns der Phänomenalismus) recht hatte, wenn er ihn nicht macht. Mehr noch: Es ist ein erneutes Beweisstück für die Unentrinnbarkeit der Geltung dieses Phänomenalismus selbst. Unhaltbar ist hier also nicht der »absolute« Phänomenalismus, sondern Windelbands Folgerung.

Windelband indes vermeint, den absoluten Phänomenalismus widerlegt zu haben; und er geht im positiven Teil seiner Abhandlung dazu über, ihn zu überwinden und künftiges Philosophieren auf die rechte Bahn zu weisen. Noch einmal faßt er zusammen, daß das unerkennbare Ding an sich »nicht das geringste zur Erklärung der Erscheinungen beitragen« kann — was es ja schließlich auch ex definitione nicht soll — und daß es daher in der phänomenalistischen Erkenntnislehre »nur ein rudimentäres, funktionslos gewordenes Organ bildet« — was wir dahin verstärken möchten, daß das Ding an sich überhaupt weder Organ noch Funktion und nicht einmal Gegenstand in einer phänomenalistischen Erkenntnislehre sein kann. Und noch einmal vollzieht Windelband den Schluß: »daher ist der absolute Phänomenalismus eine erkenntnistheoretisch unhaltbare Position«. Unhaltbar ist, wie wir hier ständig nachgewiesen haben, jede erkenntnistheoretische Position; aber der absolute Phänomenalismus ist ja gerade kein Erkenntnistheorem, er ist eine erkenntnistheoretische Resignation! Er greift das Problem aller Erkenntnistheorie: die Frage nach der objektiv-gegenständlichen Gültigkeitsgrundlage von Erkenntnissen — gar nicht an; er hält sie für unlösbar; er bleibt daher ganz bei der Subjektivität des Phänomenalen stehen und sucht die Gründe der Geltung von Erkenntnissen als subjektive Notwendigkeiten epideiktisch-»anthropologisch« (wie sein großer Vorkämpfer Fries es nannte) auf.

Aber Windelband verschließt sich vor dem allem. Er macht den »absoluten« Phänomenalismus zu einem Schreckbild; und so hat er alsbald die Pflicht, Kants Kritizismus »mit aller Entschiedenheit« von dem Verdacht zu befreien, solch ein absoluter Phänomenalismus zu sein. Er setzt diesen dabei mit Hamiltons Agnostizismus gleich und hierdurch verwischt er wiederum die Grenzen beider Begriffe. Ein Agnostizismus ist Kants Lehre natürlich nicht; und dennoch ist sie — schaltet man die erkenntnistheoretischen Stellen der transzendentalen Logik aus — absolut phänomenalistisch. Dieser Phänomenalismus Kants schließt die Möglichkeit allgemeingültiger

und notwendiger Erkenntnis nicht aus — wie das der Agnostizismus tut — sondern auf! Kants Lehre bedarf keiner Rettung vor sich selber.

Selbst Windelband kann nicht umhin, die phänomenalistische Position von Kants theoretischer Philosophie zuzugestehen; und so muß denn jene »Rettung« von der Seite der praktischen Lehre Kants erfolgen. Der Gedankengang wäre etwa: diese praktische Lehre ist nicht phänomenalistisch, sondern auf Erkenntnis der Dinge an sich gerichtet. Und sie hat den Primat. Also war Kant kein Phänomenalist. Folgen wir den Ausführungen Windelbands im einzelnen. Die Einsichten der praktischen Vernunft gelten für Kant »nicht bloß als Ahnungen des Gefühls«, »wie sie von den Biedermeierphilosophen, den Jacobi, Fries oder Hamilton gedeutet wurden«, noch weniger natürlich als pragmatische Fiktionen im Sinne neuer Konventionalismen, »sondern durchweg als rationale Denknotwendigkeiten des Vernunftslebens in seiner einheitlichen Totalität«. »Und das ist das Entscheidende« . . . »es darf nie vergessen werden« . . . »man soll diese Auffassung nicht ignorieren« . . . »man darf sie nicht vergessen« . . . Ist die Gefahr so groß? Oder dürfen wir Windelband versichern, nicht einmal ein Anfänger im kantischen Denken werde ignorieren oder vergessen, daß Kants kategorischer Imperativ mit apodiktischer Gewißheit gilt, und daß den Einsichten der praktischen Vernunft Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit zukommen. Auch der »Biedermeierphilosoph« Fries hat das nicht vergessen; wohl aber hat der Historiker Windelband vergessen, was dieser Biedermeierphilosoph nicht vergessen hat und unter »Ahndung« verstanden wissen will. Der Biedermeierphilosoph — welch humorvolle Charakteristik eines der größten deutschen Geister! — also Fries trennt nämlich die Notwendigkeit und Apodiktizität der Geltung praktischer Normen von der Art, wie ihr Inhalt ins Bewußtsein gelangt. Dies letztere, erkenntnispsychologische Problem führt ihn zu der Lösung, daß ein Teil jener Normen, z. B. die ästhetischen, gar nicht diskursiv und bestimmt, sondern als Inhalte einer eigenartig strukturierten Gefühlsfunktion bewußt werden, die er, ohne sie phänomenologisch zu erörtern, Ahndung nennt. Würde sich Windelband mit seiner Autorität dieser recht exakten Trennung anschließen, so würde sich manches neuere Mißgebilde kulturphilosophischen »Denkens«, wie es sich zum Beispiel im »Logos« findet, erledigen; als ein mißglückter Versuch, für begrifflich Unfaßbares wenigstens Worte zu finden. Man kann natürlich auf das ahndend Erfühlte wie auf die Ahndung selber auch reflektieren; doch ist dann die Gefahr »psychologischen Verdorrens« nicht ferne. Alles in allem: Der Einwand der Gefühlsphilosophie wider Fries ist sachlich irrig; und die daher geleitete Bezeichnung »Biedermeierphilosoph« paßt wirklich nur auf den Fries, der das Geschöpf, nicht auf den, der das Opfer dieses historischen Irrtums ist.

Einig aber sind alle Kantianer mit Windelband in der Auf-

fassung der Modalität aller praktischen Normen, die so selbstverständlich ist, daß ihre starke Betonung durch Windelband merkwürdig anmutet.

Was nun schließt er daraus?

Kants Phänomenalismus sei doch nur ein »partieller«. Er komme auf eine Zweiweltentheorie hinaus, in der das Sinnliche, die »Welt als Erscheinung«, auf die »sekundäre Wirklichkeit« angewiesen sei. Neben dieser »erscheinenden Wirklichkeit« stehe die »wahre Wirklichkeit«, das Übersinnliche, das Wesen, der Gegenstand der in praktischen Normen gesetzten »Weltvorstellung«. In der theoretischen Philosophie nun ist das Übersinnliche das Unerfahrbare. Und doch muß es, da es im Bewußtsein ist, »erlebt, im inneren Sinne erfahren« werden. Es gibt also eine Möglichkeit direkter Erkenntnis von Dingen an sich; und sie liegt in dem »Verständnis der Welt der Werte«. Wie die Naturwissenschaft die Sinnenwelt, so ergreift die Kulturwissenschaft, d. h. »die historischen Disziplinen«, diese »höhere Realität«. Hier steht Hegel.

In dieser Darstellung Windelbands liegt, scheint uns, eine unzulässige Vereinfachung der vernunftkritischen Problemlage. Man kann sie sich durch folgende argumentatio ad hominem verdeutlichen. Ist die Wirklichkeit der Sinnenwelt eine zwar sekundäre, »aber darum nicht minder wirkliche Wirklichkeit« als die »wahre Wirklichkeit« des Wesens der Dinge, — und ist ferner die Sinnenwelt die zugeordnete Erscheinung des Wesens der Dinge —, so folgt, daß die Erkenntnis der einen (»wirklichen«) wie der anderen (»wahren«) »Wirklichkeit«, die beide auf den gleichen Gegenstand, das »Wesen«, zurückgehen, inhaltlich identisch sein muß. Denn beides sind ja wahre Erkenntnisse über den gleichen Gegenstand. Daraus folgt die Überflüssigkeit einer der beiden Erkenntnisarten, und zwar natürlich derjenigen, die den Umweg über die »sekundäre Wirklichkeit« nimmt: aber Naturwissenschaft. Das könnte den jungen Mystagogen der Kulturphilosophie so passen . . . Es leuchtet aber ein, daß Erkenntnis von Naturgesetzen nicht identisch ist und sein kann mit der Aufstellung praktischer Normen. Mithin muß in den beiden Prämissen ein Fehler stecken. Man muß also entweder annehmen, die »wirkliche Wirklichkeit« sei nicht »wahr«, oder »wahre Wirklichkeit« sei nicht »wirklich«. Etwas Ähnliches trafen wir in der Tat bei Windelband bereits an, als er an Goethes Farbenlehre demonstrierte, daß das Wahrheitskriterium einer Erkenntnis mit dem Interesse der Verfahrensweise und Erlebensart wechseln darf. Uns erscheint das sinnwidrig. Wir erblicken den Fehler jener beiden Voraussetzungen in der ihnen gemeinsam zugrunde liegenden Behauptung, theoretische und praktische Prinzipien seien Arten der gleichen »Weltvorstellung«. Wir können — was, wie wir glauben, auch im Sinne Kants ist — Windelband nicht zugeben, daß die Dinge an sich in der theoretischen Philosophie identisch sind mit den Prinzipien der praktischen Philo-

sophie. Kants praktische Philosophie ist überhaupt keine Art von »Weltvorstellung« im Sinne einer auf einen Gegenstand gerichteten, erkennenden Rezeptivität; ihr Inhalt ist die Erkenntnis von Art, Form, Inhalt und Verbindlichkeit der Normen unseres Handelns. Und wenn Kant weiterhin zu Postulaten im »Übersinnlichen« gelangt, so hat die hierauf gerichtete Dialektik mit der eigentlichen Normenbildung und der Untersuchung ihres Verbindlichkeitsgrundes nur eine höchst indirekte Beziehung; sie könnte ganz fehlen: am Begriff der Norm, an der Geltung der Norm, am Grund ihrer Verbindlichkeit änderte sich nichts. Nun ist die praktische Dialektik bei Kant freilich da; auch sind ihre Postulate (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit) gerade diejenigen Prinzipien, von denen Kant sehr explizit nachgewiesen hatte, daß ihre theoretisch bestimmte Erkenntnis nicht möglich ist; sie sind also zweifellos »Dinge an sich«.

Aber sie sind nicht die Dinge an sich. Vor allem nicht diejenigen, denen das bestimmte Einzelne an der Erscheinungswelt und der gesetzmäßig unendlich vielfach bestimmte Zusammenhang des Einzelnen jeweils entspricht. Auch über diese können wir gar nichts weiter aussagen, als daß sie gefordert sind, weil die Erscheinung und der Zusammenhang, in dem sie steht, erkannt wird. Diese Unendlichkeit hinter der phänomenalen ist die »wahre« Welt der Dinge an sich[1]) in einem ganz anderen Sinne als die drei aus dem Prinzip des höchsten Gutes usw. bei Kant nicht erkenntnismäßig, sondern normativ hergeleiteten praktischen Postulate. Die erstere ist der Stempel des Phänomenalismus; die letzteren können angenommen oder abgelehnt werden, ohne an der phänomenalistischen Struktur der Erkenntnis etwas zu ändern.

Denn Windelbands Einwand, daß auch sie im Bewußtsein erlebt werden, ohne doch zur Erscheinung zu werden, besagt nur etwas wider den Erkenntnischarakter dieses Erlebens. Ich habe das Bewußtsein der Existenz dieser Dinge an sich genau so, wie ich das Bewußtsein der Existenz jener anderen Dinge an sich haben kann. Der Grund dieses Bewußtseins ist beide Male ein verschiedener; in einem Falle ein praktischer, im anderen ein theoretischer. Das Bewußtsein der Existenz aber ist die einzige Art von Erkenntnis, die ich von diesen »Dingen an sich« ex definitione haben kann. Was ich sonst noch vom Wesen der Dinge »im Bewußtsein erlebe«, ist, sofern es irgendeine Art von Bestimmtheit gewinnt, gemäß der Struktur Kantschen Gedankenbaus — dialektischer Schein. Will man über die Meinung Kants wirklich und ernstlich hinauskommen, so sollte man sich durch Windelbands Verdikte nicht abschrecken lassen, die neue Begründung der Ideenlehre bei Fries und seine Untersuchung der Art, wie wir das Wesen der Dinge

[1]) Cohens wesentlich andere Auffassung und Verwertung des »Ding-an-sich«-Begriffs, so sehr diese Leistung eines reichen Geistes Bewunderung verdient, wird hier nicht diskutiert: weil sie uns trotz seiner Behauptungen nicht in Wort und Sinn von Kants Werk enthalten zu sein scheint.

unmittelbar im Bewußtsein erleben, recht gründlich kennen zu lernen.

Kurz: es gibt nicht eine bestimmte, direkte, unmittelbar im Bewußtsein erlebte Erkenntnis der wahren, übersinnlichen Wirklichkeit neben der »wirklichen Wirklichkeit« der Sinnenwelt. (Ästhetisches und religiöses Erlebnis hat zwar diese Merkmale, aber keinen Erkenntnischarakter.) Kants theoretischer Phänomenalismus wird nicht dadurch »partiell«, daß er praktische Postulate aufstellt.

Aus allem Bisherigen, das Einzelarbeit war, in deren Resultaten man sich Windelband oder unseren Einwänden ausschließen mag — tritt Windelbands Gedankenführung plötzlich heraus und überschaut ihre Problemlage von höchster Warte. Zwei Anerkenntnisse nimmt sie voraus: die Anerkenntnis eines Dualismus, in dem wesenhaftes Übersinnliches, und erscheinendes Sinnliches einander gegenüber treten. Und als Zweites, als Anstoß zu aller idealistisch-philosophischer Arbeit: die Anerkenntnis einer Beziehung zwischen diesen beiden Polen der Totalität. Jeder Phänomenalismus, sagt Windelband, hat ein »doppeltes Gesicht«. Auf der einen Seite sind Wesen und Erscheinung etwas voneinander Geschiedenes. Auf der anderen Seite ist es das Wesen, das in den Erscheinungen sich selber manifestiert. Ein Antagonismus zweier Tendenzen ist daher in der idealistischen Erkenntnistheorie zu bemerken: die eine betont die Verschiedenheit von Phänomen und Wesen, die andere (die »positive«, sagt Windelband) die Einheit in beidem, den »Grundgedanken« der »Verwirklichung des Übersinnlichen in der Sinnenwelt«. Kant mag im Theoretischen noch Dualist, i. e. Phänomenalist, gewesen sein: die Nachkantianer seit Maimon und Fichte gingen zur »positiven«, unifizierenden Tendenz über; und zwar, wie der Historiker bemerkt, »durch die Aufnahme des Leibnizschen Prinzips der Kontinuität«. »Und das kam zum vollen Austrag in Schellings »transzendentalem Idealismus«, in welchem mit ausgiebiger Benutzung und durchgängiger Verarbeitung der Leibnizschen Begriffe die Reste des Kantischen Phänomenalismus von der idealistischen Metaphysik abgestreift wurden«.

Ist dies die historische Linie, in der Windelband den Aufstieg zur Wahrheit sieht, so bleibt ihre Rechtfertigung noch zu erweisen. Windelband bleibt sie keineswegs schuldig. Sie setzt in dem Momente ein, wo Kants Wertscheidung von theoretischer und praktischer Philosophie als Unzulänglichkeit, als Halbheit erkannt wird. Wodurch kommt diese Spaltung in Kants Philosophie hinein? Dadurch, meint Windelband, »daß nach Kant das theoretische Wissen auf spezifisch menschlichen Vorstellungsweisen, das praktische Bewußtsein dagegen auf Vernunftnotwendigkeiten beruhe, die für alle vernünftigen Wesen in gleicher Weise gelten«. Diese Position Kants ist »nicht haltbar«. Und hier muß die Parteinahme einsetzen. »Entweder muß auch unser praktisches Werten als ein in den Bedingungen des menschlichen Wesens begründetes und des-

halb darauf beschränktes Verhalten betrachtet werden, — oder es müssen auch in unserem theoretischen Leben Momente anerkannt werden, die eine über diese Bedingungen des menschlichen Wesens hinausgehende Wahrheit besitzen.« Und Windelband fährt fort: »Damit sind die beiden Wege bezeichnet, auf denen die weitere Entwicklung über Kants Dualismus hinausgehen kann. Erweitert sich die anthropologische Auffassung von dem theoretischen Gebiet aus über die Gesamtheit der Weltanschauung, so geht dieser Anthropologismus unaufhaltsam in Relativismus und Pragmatismus aus. Und andererseits: erobert das universelle Prinzip von Kants praktischer Philosophie auch das Reich der theoretischen Vernunft, indem auch deren Prinzipien als über den Menschen hinaus für das Wesen der Wirklichkeit selbst gültig angesehen werden, so eröffnet sich der Weg zu einer Metaphysik des Geistes.«

Hier also der Kreuzweg. Und obwohl die Wahl der einen von den beiden Richtungen uns durch Windelbands Perspektive verlockend gemacht wird, schwanken wir dennoch und fragen: welches Argument unseres Führers appelliert denn nun nicht an unser Hoffen und Wünschen, sondern an unser überlegendes Besinnen? Welches ist denn nun die objektive Rechtfertigung des Wegs zur Identitätsphilosophie?

Folgendes finden wir: Das Schreckgespenst des Relativismus und Pragmatismus, das schon am Eingang der Abhandlung dem Psychologen entgegendrohte. Davon nachher. Ferner die Behauptung, daß auch Kant selbst dem letzteren Wege mehr zugeneigt hätte als dem ersteren. Also ein historisches Argument von — wie nach unseren früheren Einwendungen klar sein wird — sehr bestreitbarer Richtigkeit. Ferner finden wir den Satz: »Die Begriffe, mit denen der Phänomenalismus arbeitet, reichen niemals weiter als bis zu einer lediglich problematischen Stellungnahme hinsichtlich der metaphysischen Grundfrage der Erkenntnistheorie« — einen Ausspruch, den wir völlig unterschreiben, ohne indes einzusehen, inwiefern er einen Einwand darstellt. — Ferner eine prinzipiell nicht wichtige Hinweisung darauf, daß die Phänomenalität von Raum und Zeit noch einige unentschiedene Probleme einschließe. — Ferner den Satz: »An Stelle der quantitativen Grenzen menschlichen Wissens und Begreifens . . . möchte der absolute Phänomenalismus die qualitative Behauptung setzen, die Erscheinung, die wir denken und erkennen, sei etwas ganz anderes als die Realität, auf die wir sie beziehen. Aber die Ungleichheit ist gerade so wenig beweisbar wie die Gleichheit«. Ganz gewiß! aber der Phänomenalismus denkt gar nicht daran, sich durch derartige positive Behauptungen über die Beziehung zwischen Realität und Erscheinung selbst das Grab zu schaufeln! Wer diese Beziehung für ein objektiv unauflösbares Problem hält, wird seinen Standpunkt doch nicht durch eine so naive Lösung negieren! Windelbands Einwand ist ganz ausgezeichnet, — aber gegen wen er sich richtet — das wollen wir nachher doch noch

feststellen! — Endlich zum Schluß das Bekenntnis: »Das Verhältnis von Bewußtsein und Sein muß durch andere Kategorien gedacht werden« als Gleichheit und Ungleichheit, . . . »die von da ausgehende Entwicklung wird prinzipiell schwerlich andere Bahnen einschlagen können, als sie durch die große Bewegung der Identitätsphilosophie in der Richtung vorgezeichnet sind, daß für das kategorische Grundverhältnis zwischen Sein und Bewußtsein statt der Gleichheit die Identität eingesetzt wird«. Also eine Prognose ohne weitere Begründung.

Das ist Windelbands objektives Rechtfertigungsmaterial seiner Position. Es ist wenig — so wenig, daß wir uns erneut fragen: damit soll die Beiseiteschiebung der Naturtheorie, insbesondere der Psychologie (oder mit dem Wort der Älteren: Anthropologie) für die Beantwortung von Erkenntnisgrundfragen fundiert werden dürfen?

Andererseits: vergessen wir nicht, daß, auf dem Boden der Windelbandschen Alternative, die Zurückweisung seiner Argumente noch gar nichts positives ausmacht über die Richtung des einzuschlagenden Weges. Auch wenn alle seine Rechtfertigungen hinfällig sein sollten, kann sein Weg richtig sein. Vielleicht ist aber auch die Alternative selber schon falsch gestellt, und beide Wege sind Irrwege!

Dieses wichtigste Problem zu untersuchen — ein Problem, an dem der Erkenntnisanspruch unserer Einzeldisziplinen, an dem die Möglichkeit wahrer Erkenntnis selber und ihrer Kriterien verankert ist —, kehren wir zu Windelbands fundamentalen beiden Voraussetzungen zurück.

Da wird zunächst wohl klar, daß Windelbands eigener Satz: »die Gleichheit (von Wesen und Erscheinung) ist gerade so wenig beweisbar wie die Ungleichheit« — jede seiner beiden Prämissen zu einem Dogma stempelt. Ist die Gleichheit nicht beweisbar, so ist auch die Identität nicht beweisbar; also behaupte man sie auch nicht! Und wenn Windelband sehr treffend sagt, die Begriffe des Phänomenalismus reichten nur bis zu einer problematischen Stellungnahme zu dieser erkenntnistheoretischen Grundfrage: so scheint uns, es gibt überhaupt keine bessere Rechtfertigung dieser problematischen Stellungnahme, als hier Windelband selber gegeben hat. Gleichheit und Nicht-Gleichheit ist eine vollständige Disjunktion; tertium non datur. Keines von Beiden ist »beweisbar«. Konsequenz: »problematische Stellungnahme«. Die Inkonsequenz liegt offenbar bei Demjenigen, der die Voraussetzungen der Unbeweisbarkeit macht und die Konsequenz daraus wie einen Vorwurf ausspricht. Warum aber keine Aussage über das erkenntnistheoretische Problem gemacht werden kann, das wurde bereits oben erörtert. Kants Phänomenalismus war also wohl bedacht, und die Identitätslehre seiner »Überwinder« überwindet tatsächlich die Kritik durch das Dogma, sie raubt uns die große Errungenschaft Kants, aber mit unzulänglicher Kraft.

Erwas ganz anderes als dieses erkenntnistheoretische Problem enthält aber Windelbands Frage, ob nicht Kants »Wertscheidung« von theoretischer und praktischer Vernunft eine »Halbheit« sei. Diese Frage ist sehr diskutabel — wenn wir nur zunächst wüßten, was mit »Wertscheidung« gemeint sei. Offenbar umschreibt Windelband, was er meint, wenn er davon spricht, daß das theoretische Wissen auf spezifisch menschlichen Vorstellungsweisen, das praktische Bewußtsein aber auf Vernunftnotwendigkeiten »beruht«. Was bedeutet dieses »beruhen«? Offenbar den Grund der Gültigkeit des theoretischen Wissens und des praktischen Bewußtseins. Windelband will also »spezifisch-menschliche Vorstellungsweisen« als Grund der theoretischen Erkenntnisse und Vernunftnotwendigkeiten« als Grund des praktischen Verhaltens bezeichnen, will sagen, daß diese beiden Gründe etwas voneinander toto genere Verschiedenes sind, und will weiter sagen, dies sei Kants Meinung. Es bleibt doch merkwürdig, daß Kant sein theoretisches Hauptwerk nicht als »Kritik der spezifisch menschlichen Vorstellungsweisen«, sondern als »Kritik der reinen Vernunft« bezeichnet hat. Auch schließt doch das eine Glied dieser Disjunktion logisch wenigstens das andere keineswegs aus. Vielleicht gehören die spezifisch menschlichen Vorstellungsweisen irgendwie zu den Notwendigkeiten der Vernunft hinzu oder umgekehrt. Windelband hat also ganz gewiß recht; hier steckt ein Problem, das Parteinahme erfordert; an ihm ist wieder einmal das Grundproblem des Erkennens überhaupt irgendwie verankert: freilich, wie wir sehen werden, diesmal nicht mit seiner objektiv gegenständlichen, sondern mit seiner subjektiven Seite. Wenn Windelband hier einen Gegensatz aufstellt zwischen psychischer Funktion einerseits und Vernunftnotwendigkeit andererseits, so kann und soll es nur den Sinn haben, daß die letztere insofern über alle psychischen Funktionen hinausragt, als ihre Inhalte nicht bloß subjektiv notwendigen, sondern objektiven Geltungscharakter haben, und als dieser Geltungsanspruch für die menschlichen »Vorstellungsweisen« natürlich nicht einsteht.

Hierzu ist nun folgendes zu bemerken: wie kann ich entscheiden, ob das so ist? Welche Mittel habe ich, um den objektiven Geltungscharakter der Vernunft zu begründen; welche, um ihn zu bestreiten?

Verifizieren kann ich ihn nicht. Denn dazu müßte ich das transzendente Objekt selber neben die Vernunft halten können, um ihre Adäquatheit an ihm als Kriterium zu prüfen. Das aber kann ich nicht; denn der Gegenstand ist mir nur in der Erkenntnis gegeben — und um deren Grundlage, die Vernunft, handelt es sich ja.

Bezweifeln kann ich den objektiven Geltungscharakter der Vernunft ebensowenig. Denn die Möglichkeit des Zweifels setzt bereits die Geltung der Vernunft voraus. Und ferner: Das einzige Kriterium der Berechtigung des Zweifels ist wiederum der transzendente Gegenstand.

Also anscheinend auch hier eine »problematische Stellungnahme«. Wo steckt denn aber der Grund der Gültigkeit von Erkenntnissen, wo das Kriterium ihrer Wahrheit?

Sehen wir uns das andere Glied der Windelbandschen Disjunktion an. Sie lautete: entweder Psychologismus — oder transzendentalistische Identitätsmetaphysik. Über die letztere wurde gesagt, was kritisch zu sagen war. Bleibt nun nur der andere Weg als Ausweg?

Windelband hat bereits gezeigt, wohin er führt. Ruht wirklich der Grund der Geltung von Erkenntnissen in Details unserer empirischen seelischen Organisation, so ist die Gefahr des Relativismus und Konventionalismus sehr nahe, so fällt Gesetz und Norm, wahr und falsch in sich zusammen.

Andererseits ist kein Zweifel, daß unsere Erkenntnisse wirklich zu »spezifisch menschlichen Vorstellungsweisen« gehören — es ist überaus wertvoll, daß Windelband auch in Kants Kritik der reinen Vernunft diesen Gedanken findet und ihre Leistung somit als eine psychologische betrachtet.

Der Ausweg liegt, wie mir scheint, in folgendem. Die Vernunft und ihre Notwendigkeiten sind auch in Kants Kritik der reinen Vernunft der letzte Grund aller »spezifisch menschlichen Vorstellungsweisen«, sofern sie auf Erkenntnis, auf Wahrheit Anspruch erheben. Ihre Derivation aus der Vernunft — aus der transzendentalen Apperzeption — wie sie die Kritik aufweist, verleiht allererst den Inhalten dieser »Vorstellungsweisen« Geltung, Notwendigkeit, Wahrheit.

Diese Vernunft aber, so wenig ich mit meinen Erkenntnismitteln ihre Transzendenz ins Objektive zu erweisen vermag, kann ich ebensowenig ihrer Absolutheit entkleiden. Ich kann sie nicht anzweifeln — darauf wurde schon hingewiesen. Ich kann nicht — wie Nelson einmal an Kants bekanntem Beispiel ausführte, sagen, »ich sei nur so eingerichtet denken zu müssen« A gilt. Denn auch der Gültigkeitsgrund dieses Urteils — ich sei nur so eingerichtet — läge dann darin, daß ich nur so eingereichtet bin denken zu müssen, ich sei nur so eingerichtet denken zu müssen . . . usw. Und von diesem Urteil gilt das Gleiche, und so ergäbe ein unendlicher Regreß die Unmöglichkeit einer derartigen Aussage. Bin ich nur so eingerichtet denken zu müssen, A gilt, so sage ich eben: A gilt, ein anderes ist unmöglich.

Das Selbstvertrauen der Vernunft in ihre eigene Wahrheit ist also die Voraussetzung allen Erkennens, sowohl faktisch als auch seiner Möglichkeit nach. Und nun mag ich in der Tat anthropologisch untersuchen, inwiefern meine Vorstellungsweisen in ihr wurzeln, inwiefern sie deren Inhalt und Form durchdringt — die Gefahr des Psychologismus ist vermieden. Denn Erkenntnis gilt dann, weil Vernunft ist, nicht als »spezifisch menschliche Vorstellungsweise« und auch nicht als ihr Gegenteil — sondern schlechthin weil sie ist als letzte und oberste Vor-

aussetzung aller Erkenntnismöglichkeit überhaupt, als solche weder bezweifelbar noch begreiflich.

Damit sind beide Seiten der Windelbandschen Alternative abgewehrt: der Transzendentalismus, insofern wir mit unseren kritischen Aussagen niemals den Boden dessen verlassen, was unserer Erkenntnis wirklich zugänglich ist; und der Psychologismus, insofern der Grund und die Wahrheit von Erkenntnissen nicht in den spezifisch menschlichen Vorstellungsweisen, die uns Vernunftnotwendigkeiten ins Bewußtsein bringen, gesucht werden, und ebensowenig in den psychologischen Untersuchungen, welche diese Vorstellungsweisen an der Vernunft verankern oder von ihr ablösen. Der Psychologie aber fällt hier die wichtigste aller Positionen zu, welche die kritische Philosophie zu vergeben hat: das Verfahren der kritischen Begründung von Erkenntnissen, die Vernunftkritik selber. Sie ist nicht mehr das Aschenbrödel des Transzendentalismus, sie wird nicht von den historischen Disziplinen ausgeschaltet, sondern sie bildet ihre wichtigste Grundlegung. Meinong hat unlängst erst[1]) für die Werttheorien einen schönen Beweis ihrer Fähigkeiten dazu erbracht. Sie steht, was mehr ist als dieses Einzelne, als Wächter am Eingang zur Wahrheit selber.

Es war Jakob Friedrich Fries, der diese Form der Erkenntniskritik geschaffen und ausgebaut hat, die einen befreienden Ausweg bedeutet aus der Enge zwischen der Scylla des transzendentalistischen und der Charybdis des psychologistischen Vorurteils. Sein Werk ist in den letzten Jahren durch seine Schüler wieder aufgelebt, aber noch vor wenigen Jahren hat Windelband den Sieg Hegels über Fries proklamiert.

Auch wir glauben, daß der Kampf um die philosophischen Wahrheitskriterien sich zu einen Ringen zwischen diesen beiden Lehren zuspitzen wird: zwischen ihnen wird die endgültige Entscheidung fallen müssen. Aber wir sehen Fries noch nicht geschlagen. Auch durch dieses neue Werkchen Windelbands nicht. Und darin liegt die Rechtfertigung, oder doch die Entschuldigung dafür, daß wir Windelbands Arbeit nicht einfach referierten, sondern auch kritisierten. Denn vor dem wichtigsten Problem des erkennenden Menschen ist jede Scheinobjektivität eine innere Unwahrhaftigkeit.

---

[1]) Logos III, 1.

Hauptteil.

Ein Rundblick über Gegenwartsströmungen der deutschen psychiatrischen und psychologischen Forschung.[1])

1. Der Sieg der heterologischen Forschungstendenzen in der Psychiatrie.

In der deutschen Psychiatrie hat das Lebenswerk Kraepelins eine bis an ihre wissenschaftlichen Wurzeln reichende Umformung bewirkt. Bis zu seinem Auftreten in der Forschung kann man zwei große Perioden derselben voneinander abgrenzen. Ihre älteste war die der spekulativen psychologischen Theorie. Diese sah im Wesen der Krankheiten psychisch kranker Menschen einen toto genere anderen Prozeß als in dem körperlicher Krankheit. Sie übertrug den Krankheitsbegriff von der letzten Kategorie nur in metaphorischem Sinne auf die psychischen und psychotischen Abwegigkeiten. Eine völlige Unvergleichbarkeit schien ihr hier zu herrschen. Indem sie die genetischen Fundamente seelischer Erkrankung restlos ebenfalls ins Seelische verlegte, welches sie durch die transzendentalistische Identitätsphilosophie noch als substantialisiert zu denken gewohnt war, mußte die spekulative Theorie aus Unzulänglichkeiten dieses Seelenwesens die einzelnen seelischen Krankheitstypen konstruktiv herleiten und aufbauen. Solche Unzulänglichkeiten konnten moralischer Art sein, Schuld oder Sünde (Reil, Heinroth); sie konnten im »Widerspruch zum Naturzweck« (Hoffbauer) geboren werden; sie konnten aus »gewucherten Leidenschaften« (Esquirol, Dissertation) sich bilden. Die Einzelheiten waren absurd, die an sie geknüpfte vermeintliche Willensheilpädagogik eine üble Mischung von Biedermeiermoralismus, Pedanterie und Brutalität. Mit genialem Wollen befreite Griesinger die Forschung aus dieser spekulativen Sackgasse durch die klare Erkenntnis, daß der an psychischen Merkmalen zu bildende Krankheitsbegriff grundsätzlich nur ein symptomatologischer sein könne, dem als ideale Forderung ein pathogenetischer gegenüber zu treten habe. Damit war die zweite

[1]) Zusammenfassende Bearbeitung zweier Abhandlungen, welche — für einen Leserkreis von Naturforschern berechnet — in der »Scientia« erschienen. Sie wurden hier aufgenommen um einiger Gesichtspunkte willen, welche mir prinzipiell wichtig sind. Die während des Krieges erschienenen Arbeiten wurden nicht mehr berücksichtigt.

Epoche psychiatrischer Forschung eingeleitet. Schon Griesinger erkannte die somatische Basis dieses zu fordernden pathogenetischen Krankheitsbegriffes und führte daher die Psychiatrie aus der Reihe philosophischer Scheinwissenschaften zu ihrer natürlichen Mutter, der Medizin, zurück. War aber für ihn die Identifizierung der psychologisch beobachtbaren psychotischen Typen mit den pathogenetischen Fundamenten in einer Krankheitseinheit noch eine ideale Forderung, welche höchstens zufällig einmal sich realisieren mochte, aber weder durch das Wesen somatologischer Forschung, noch durch das symptomatologischer Psychologie grundsätzlich gewährleistet werden konnte, so verloren seine Schüler und die auf ihn folgende Forschergeneration die weise Selbstbeschränkung des Meisters nur zu bald. Der Aufstieg der ganzen somatischen Medizin riß sie mit fort; vorschnell und kritiklos wurden deren Gesichtspunkte auch zu uneingeschränkten Kriterien psychiatrischer Forschung. Pathogenetische Basis seelischer Veränderungen war nach dem Erkenntnisstande jener Zeit ausschließlich die Pathologie des Zentralnervensystems, und mußte es sein. Und psychiatrische Forschung der zweiten Epoche bestand nunmehr ausschließlich darin, die beobachtbaren psychischen Veränderungstypen den Formeln der — äußerst rudimentär entwickelten — Hirnpathologie in Hypothesen, Konjekturen, Konstruktionen und Konventionen anzupassen. Hierzu mußten psychophysiologische, hirndynamische und eine Zeitlang auch »molekularmechanische« Theorien gebildet werden, welche sich in gleicher Weise auf Hirntätigkeit und seelisches Geschehen bezogen, und welche im Grunde in bezug auf Beides nichts waren als leere Phrasen. Das Psychische wurde in dieser ganzen Forschungsrichtung zum bloßen Epiphänomen. Die großen und bleibenden Verdienste, welche die Führer dieser Richtung: ein Exner, Meynert, Westphal, Schüle, und vor allem Wernicke, sich um die Forschung erworben haben, und die noch in den Arbeiten der jetzigen Forschergeneration befruchtend fortwirken, betreffen durchweg nicht die eigentliche Psychiatrie im strengen Sinn, sondern ein Grenzgebiet psychischer Sekundärfunktionen rezeptiver und expressiver Art, deren epiphänomenales Wesen man zugeben könnte, ohne damit das Wesen des Seelischen selber zu berühren. Vor allem aber betreffen sie die von allem psychologischen Beiwerk befreite Gehirnforschung, als neue deskriptive somatologische Wissenschaft. Klinisches Forschen bewegte sich im Kreise der hirnpathologisch vorgegebenen Dogmatik; und wo es sich von ihr befreite, wie in dem Werke Ziehens, kam es nicht über symptomatologische Klassifikation hinaus. Es war Kraepelin, welcher, anknüpfend an Vorgänger wie Kahlbaum, Hecker und wenige andere, die Forschung in ihre dritte Periode die hinüberleitete, welche wir als die klinische charakterisieren können. Will man aus seinem gewaltigen Lebenswerke diejenige Forschungsmaxime heraussondern, welche uns hier als weiterleitender Gesichtspunkt fruchtbar ist, so kann man

sagen: er hat neben den symptomatologischen und den pathogenetischen Krankheitsbegriff den nosologischen in der Forschung durchgesetzt. Er hat Platz geschaffen für die psychologisch-klinische Beschreibung, welche in wahrhaft vorurteilsloser Weise an einem einzigen unmittelbaren Zweck orientiert war, und dieser Zweck ist praktischer und prognostischer Art. Keine theoretische Stellungnahme verdunkelt ihn und schränkt ihn ein. So sind durch ihn neue Krankheitseinheiten nosologischer und klinischer Art geschaffen worden, nicht aus den Abstraktionen spekulativer Psychologie heraus und ebensowenig aus Lokalisationshypothesen der Hirnpathologie; sondern aus vorurteilsloser systematischer Beobachtung heraus, welche sich nicht bloß an einzelne Zustandsbilder klammerte, sondern über das ganze Leben der Kranken erstreckte, und die Verlaufstypen der Krankheit selber zum Ausgangspunkt nahm. Für diese Beobachtung stellten alle Materien eine gleiche Bedeutsamkeit dar, alle waren gleicher Beachtung würdig, von der Struktur der Erinnerungsfälschungen bis zur Altersstatistik, vom Muskeltonus bis zur Rindenveränderung, vom Stammbaum bis zum Strafregisterauszug. Die Ordnungsgesichtspunkte für die ungeheure Materialienfülle, welche sich auf diese Weise ergab, waren vorwiegend äußerliche. Wenn sich auch zeitweise bei Kraepelin das Bestreben regt, z. B. bei der Erfassung und Einteilung der symptomatischen Psychosen toxischer Art, aus psychischen Verschiedenheiten Gesichtspunkte ihrer gegenseitigen Abgrenzung zu gewinnen, so hielt er sich doch im allgemeinen völlig und bewußt im Bereiche reiner Heuristik, ohne das Bestreben, in einer psychologischen oder anders gearteten Synthese zu gründen. Als eine Ganzheit, eine Krankheitseinheit galt ihm alles, was auf Grund seiner Beobachtungen Analogien aufwies in den Symptomen, der Verlaufsform, der Ätiologie und dem zerebralen Bilde. Das grundsätzliche und methodologische Problem der Tragweite und des Geltungsbereiches dieser »Analogien« besonders im psychischen Geschehen beachtete er nicht. Er zog sie beliebig weit, und sein Gesichtspunkt blieb der gleiche, auch wenn in dem reichen Gesamtbilde individueller Krankheitserscheinungen bei psychischen Langsschnitten und Querschnitten solche Analogien in gewissen Symptomgruppen bestanden, in anderen fehlten. Was uns heute eine der wichtigsten Fragen zu sein scheint: der Grund der Existenz derartiger »Analogien« — bildete für ihn größtenteils überhaupt kein der Forschung zugängliches Problem. Seine Krankheitseinheiten betrachtete er selber nicht als endgültig feststehende Realitäten; sie waren nichts anderes, als Ordnungsgesichtspunkte der klinischen Praxis, und mit weiser Vorsicht war er selber der erste, sie gegebenenfalles bei fortschreitender Erfahrung zu modifizieren. So ist das Kriterium der Theorienfreiheit zum Signum seiner Arbeitsweise geworden.

Unsere Forschung ist inzwischen zweifellos in mancher Hinsicht nicht mehr reines Epigonentum Kraepelinscher Gedanken, sondern über ihn hinausgelangt. Aber die ablehnende Haltung im Hinblick

auf alles Theoretische ist geblieben. Die neue Aufgabe, welche die Forschung über ihn hinausführte, war zunächst die einer noch vorsichtigeren Selbstbescheidung, als sie Kraepelin selber bereits geübt hatte, und blieb im wesentlichen kritischer Art. Sie bestand darin, unabhängig von den momentanen Bedürfnissen klinischer Praxis alle die neuen Materialien hinsichtlich der Einteilungen und Ordnungen, welche Kraepelinsche Erfahrung in ihnen vollzogen hatte, auf ihre Bewährung zu prüfen. Wenn sich damit auch die Forschung äußerlich zunächst innerhalb der Grenzen des durch ihn Geschaffenen weiterzubewegen scheint, so schlummert dahinter doch bereits ein Umschlag seiner Maximen in ihr Gegenteil. Beispielsweise darf sich für sie die Zusammenordnung der Phänomene am lebenden Kranken und an der Leiche nicht mehr nach Gesichtspunkten vollziehen, welche den zufälligen und äußerlichen Gesichtspunkten der Klinik entsprechen. Jede der beiden Beobachtungsreihen hat vielmehr, unabhängig voneinander, ihrem eigenen Gesetz zu folgen. Das innere Band, welches notwendig sowohl die einzelnen psychotischen Symptome und Zustandsbilder als auch die einzelnen Verlaufsformen als auch endlich die histopathologischen Typen zu einer Einheit verbindet, muß gleichwohl für jede einzelne dieser drei Sondersphären besonders entdeckt werden. Der Einheitsgesichtspunkt punkt ihres Verbundenseins tritt zurück hinter der methodischen Sonderart ihrer einzelnen Durchforschung. So ist die gegenwärtige Epoche der Psychiatrie zu einer solchen methodologischer Besinnung geworden, welche jedes Sondergebiet unabhängig von allen anderen zu durchforschen unternimmt mit Hilfe von Methoden, die einem jeden in besonderer Weise angepaßt sind. Ihr letztes Ziel ist, alle diese Sondergebiete im systematischen Rahmen wissenschaftlicher Synthese zusammenzufassen. Anstatt also den nosologisch-klinischen Charakter der Forschung festzuhalten, geht die Synthese letzten Endes auf ein pathogenetisches Ziel — ganz im Sinne von Griesingers vorausschauendem Genie, aber in der Hoffnung, dasjenige, was ihm nur eine ideale Forderung bedeuten konnte, durch methodische Arbeit fallweise zu realisieren.

Freilich hat die Aufteilung der Psychiatrie in Sonderzweige der Forschung dazu geführt, daß ihre methodische Trennung diese Synthese noch nicht einmal von ferne erkennen, geschweige denn in die Erscheinung treten läßt. Die Methoden verfeinern und spezialisieren sich immer mehr und werden daher von immer engerer und begrenzterer gegenständlicher Anwendung. Daher sind auch die Fortschritte, die in den einzelnen Forschungszweigen gemacht werden, keineswegs überall auch nur annähernd die gleichen. Die beträchtlichsten hat zweifellos die Histopathologie der Großhirnrinde mit sich gebracht. Unter der Führung von Nissl, Alzheimer und ihren Schülern ist dieses Gebiet, das noch vor wenigen Jahren fast unzugänglich schien, so durchforscht worden, daß wir, für eine große Reihe von Psychosen, Untersuchungen besitzen, welche die klinisch-

diagnostischen Bedürfnisse der Kraepelinschen Ära an Genauigkeit und Vertiefung weit überteffen. Es sei hier nur erinnert an Spielmeyers Untersuchungen über den fleckweisen Markscheidenausfall bei Paralyse, dem ein klinisches Aquivalent bis jetzt nicht entspricht, an die Untersuchungen zur tuberösen Sklerose, an Alzheimers nach ihm genannte Krankheit, die dann klinisch erst sekundär auf Grund seiner histopathologischen Befunde abgrenzbar wurde, an Straußlers Studien zur juvenilen Paralyse und ihrer Beziehungen zu Entwicklungshemmungen, an die Gliastudien verschiedener Forscher, insbesondere Helds und Alzheimers, an die Abgrenzung der familiären amaurotischen Idiotie, welche der Arbeit verschiedener Forscher unabhängig voneinander zu verdanken ist, an das Studium fötaler Bildungshemmungen, dem Ranke wertvolle Arbeiten widmete, und an die neuesten Arbeiten Jahnels und Hauptmanns über das Verhalten der Spirochäten bei der Paralyse und ihre Beziehungen zum rindenpathologischen Prozeß, welche sich würdig den besten Forschungen des Auslandes anreihen. Auch die feinere anatomische Einzelforschung im Rindengebiet, welche an die Arbeiten von Bielschowsky, Economo, Vogt u. a. m. anknüpft, hat Fortschritte gezeitigt, welche indes die grundlegenden Probleme der Fibrillenstruktur, des nervösen Graus, des Zellenbaus und der Neuronenlehre nicht wesentlich über die älteren Arbeiten Bethes hinauszufördern vermochten. Hingegen ist ein bemerkenswerter Fortschritt den unermüdlichen Forschungen Brodmanns gelungen, welcher die Lokalisationslehre durch seine großen Arbeiten den psychophysiologischen Dogmen zu entrücken vermocht hat, die die Lehren von Flechsig, Munk usw. in den Vordergrund gestellt hatten. Seine vergleichend-anatomischen Studien am Zellbild der Rinde haben es ermöglicht, morphologisch identische Strukturtypen verschiedener Rindenregionen landkartenartig nebeneinander zu stellen. Neuerdings hat Nissl wenigstens für das Kaninchengehirn auf neuen experimentell-anatomischen Wegen, unter Benutzung der Guddenschen Degenerationsmethode, zwischen diesen deskriptiven Abgrenzungen Brodmanns und den entsprechenden Gegenden der großen Stammganglien, insbesondere dem Thalamus und seinen Kernen, bestimmte gesetzmäßige Beziehungen festgestellt. Es gelang ihm festzustellen, welche Rindenschichten und Rindenregionen mit diesen Kernen und so auch mit der Peripherie des Nervensystems in einer anatomisch-demonstrierbaren Beziehung stehen. So kann man im allgemeinen sagen, daß neue, vollkommenere Methoden und kritischere Fragestellungen hier zu neuen Resultaten geführt haben und damit ein Gebiet verselbständigt haben, welches zur Durchforschung bis dahin auf konstruktive Lokalisationstheorien an der Hand des groben und unzuverlässigen Markfaserbildes und physiologischer Experimente mit vieldeutiger Interpretation angewiesen war.

Damit ist nicht gesagt, daß jede Lokalisationstheorie an sich schon von uns als verwerflich betrachtet wurde. In dem Maße viel-

mehr, wie die Lokalisation selbst seelischer Funktionen in umschriebenen Hirnregionen ohne Behelf konstruktiver Dogmen, durch reine Erfahrung und eine Analyse, die notwendig psychologischer Art sein muß, sich vollziehen ließ, hat auch die Hirnpathologie Fortschritte zu verzeichnen. Die Forschungen Liepmanns sind bekannt, in denen er die großen Entdeckungen Wernickes fortsetzend, ohne aber in dessen konstruktive Dogmen zu verfallen, die Theorie der Aphasie einer kritischen Durcharbeitung unterzogen hat, und oft im Gegensatz zu den großen französischen Forschern auf diesem Gebiet, aber mit sicherer Hand auf eine psychologische Analyse der Materie zusteuert. Auch glückte es ihm zuerst, die Störungen des spontanen Handelns und der Bewegungsintentionen einer vertieften psychologischen Analyse und hirnpathologischen Lokalisation und Darstellung zu unterziehen: seine Lehre von der Apraxie ist heute völlig anerkannt. Auch hier waren es neue Methoden, die der Forschung zu neuen Ergebnissen verholfen haben. Und wenn bei seinem Versuche, diese Forschungsmethoden auch auf alle jene Bewegungsstörungen zu übertragen, die man sonst noch bei Geistesstörungen findet, Kleist sich nicht völlig den Konstruktionen Wernickes hat entziehen können, so beweist dies nur die Kühnheit dieser Methoden, welche auf lokalisatorischem Gebiet so erfolggekrönt waren.

Von methodisch geringerer Sicherheit und daher auch weniger schlüssig sind die Forschungen über die Elemente einfacher Bewegungen und Muskelzustände, vor allem hinsichtlich der verschiedenen Starresymptome bei Geisteskrankheiten, welche zuerst Rieger, sodann Sommer und neuerdings Isserlin mit Hilfe neuer, experimenteller Verfahren angestellt haben. Auch ihnen ist die Theorienfeindschaft gemeinsam. Auch die anderen körperlichen Begleitsymptome geistiger Störungen wurden einer methodischen Forschung unterzogen, die auf neuen und exakteren Verfahrensweisen beruht. So haben unter anderen Bach und Bumke die Pupillensymptome systematisch bearbeitet. Gregor und andere Forscher haben das sogenannte psychogalvanische Reflexphänomen zur Bestimmung affektiver Schwankungen verwandt; und ein weites Tätigkeitsfeld eröffnet sich den Methoden, welche Sommer und seine Schüler, besonders Pfahl, vor allem aber Ernst Weber in einem ausgezeichnetem Werke hierüber ausgearbeitet haben.

Die Verfeinerung der Methoden, welche uns bisher das Kennzeichen gegenwärtigen Geistes in der psychiatrischen Forschung war, erstreckt sich auch auf die pathogenetische Arbeit und verbürgt hier ein Weiterkommen. Freilich sind die chemischen Untersuchungen über den Stoffwechsel der Geistesstörungen ziemlich resultatlos verlaufen, trotz gewissenhafter Forschungen von Kauffmann, Knauer, Grafe u. a.; und dasselbe gilt auch von der Chemie des Gehirns (Allers u. a. m.). Hingegen hat die physikalische Unter-

suchung des Gehirns zu neuen Ergebnissen geführt. Reichardt konnte zeigen, daß der Quotient, der die Beziehung zwischen Hirngewicht und Schädelkapazität ausdrückt, einen Index liefert, der — im Normalzustande konstant — bei akuten oder subakuten Verläufen bestimmte Veränderungen aufzuweisen vermag. Freilich sind die Akten über die »Hirnschwellung« noch nicht geschlossen.

Hierher gehören auch die serologischen und biologisch-chemischen Forschungen, welche eine besondere reiche Ernte von Ergebnissen geliefert haben. Ohne schon eine eindeutige Bewertung zu ermöglichen, haben sie doch zu wichtigen Schlüssen über die Ätiologie und Pathogenese einer Anzahl Krankheiten Anlaß gegeben. Die Cerebrospinalflüssigkeit wurde hinsichtlich ihres Gehaltes an Zellen und Eiweiß, hinsichtlich der durch Ammoniumsulfat fällbaren Substanzen (Nonne), hinsichtlich ihrer Fähigkeit, kolloide Lösungen auszufällen (Lange, Emanuel) und hinsichtlich der Wassermannschen Reaktion geprüft, und zwar sowohl theoretisch als im Zusammenhang mit klinischen Krankheitstypen. Kafka durchforschte den Fermentgehalt des Liquors und das Problem der Durchlässigkeit der Hirnhäute. Alle diese Untersuchungen hatten zum praktischen Ergebnis, selbst bei Abwesenheit jedes anderen körperlichen Symptomes, die Formen organischer Geistesstörung intra vitam diagnostizieren und mit ziemlicher Sicherheit voneinander abgrenzen zu können. Die Wassermannsche Reaktion im Blutserum ermöglichte, die Ätiologie einer gewissen Gruppe angeborener Idiotien und anderer Schwachsinnsformen sicherzustellen. Forster und Tomaszewski konnten durch Hirnpunktion lebender Paralytiker die Spirochäten in fast der Hälfte der Fälle nachweisen.

Das allgemeine Wiederaufleben humoralpathologischer Anschauungen endlich ist ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die pathogenetische Forschung in der Psychiatrie geblieben. Aber bezeichnenderweise waren es auch hier neue Methoden, deren Anwendung auf die Psychiatrie aus anderen Gebieten übernommen wurde. An das Abderhaldensche Verfahren des Nachweises von Abwehrfermenten gegen die Abbauprodukte einzelner Organe knüpften sich zunächst große Hoffnungen, direkte Beziehungen zwischen Organfunktionen und bestimmten Formen funktioneller Geistesstörung auffinden zu können. Freilich hat dieses Verfahren sich als noch nicht zuverlässig genug erwiesen, um jene Hoffnungen zu rechtfertigen. Sein leitender Gesichtspunkt aber hat auf zwei Forschungseinstellungen Einfluß ausgeübt: er hat den Blick befreit von der ausschließlichen Einstellung auf die anatomisch nachweisbaren Veränderungen im Zentralnervensystem, er hat ihn hingelenkt auf die Wechselwirkung, in welcher dieses mit dem Gesamtorganismus steht; und zweitens hat er ihn in ganz besonderem Maße hingelenkt auf die endokrinen Drüsen, die ihrerseits als Bremsen und als Aktivatoren einzelner Anteile von ihm im Gesamtorganismus einen eigenen Kreis von Wechselwirkungen darstellen. Es ist aber charakteristisch, daß es trotz der

ungeheuren Wichtigkeit dieses neuen Gesichtspunktes, der vom Gehirn zurück auf die biologische Struktur des Gesamtorganismus geführt hat, nicht gelungen ist, bisher greifbare Einzelergebnisse zu zeitigen. Wo er sich an einzelnen Materien hat realisieren lassen, wie bei der Durchforschung der beiden Hypophysenanteile in ihrem Einfluß auf den Diabetes insipidus, bei der vertieften Erkenntnis der Basedowschen Krankheit und bestimmter Wachstumsanomalien, da haben diese Ergebnisse immer nur dazu gedient, die betreffenden Gebiete ausserhalb der Nervenlehre zu stellen und ihre Wurzeln innerhalb der rein somatischen Organpathologie aufzuweisen. Die Neurosen und Psychosen spotten noch jeder realen und genau bestimmbaren Anwendung dieses Gesichtspunktes. Was hier vorgebracht wird, ist mehr oder weniger geistreiche Konjektur. Und es ist interessant, daß dies nur an dem Mangel geeigneter spezifischer Methoden liegt, den dieses Gebiet aufweist. Die Psychiatrie muß hier warten, bis ihr die Sonderforschung der Lehre von der Inneren Sekretion neue methodische Waffen schmiedet. Erst dann kann sich zeigen, ob nicht der Zeitgeist den Einfluß der Anomalien dieses Organsystems auf das Zustandekommen von Geistesstörung am Ende stark überschätzt.

Neben diesen der eigentlichen Medizin sehr angeglichenen Methoden pathogenetischer Forschung kennt die Psychiatrie eine solche, welche ihrem Wesen nach anders orientiert ist. Sie betrifft die Zusammenhänge zwischen den Formen von Geistesstörung und sozialen Faktoren. Hier haben neuere Arbeiten über die Psychosen des Strafvollzuges und der Untersuchungshaft zur Aufstellung neuer Krankheitsbilder geführt. Der Begnadigungswahn der lebenslänglichen Strafgefangenen von Rüdin gehört hierher. Rüdin, Siefert, Birnbaum, Wilmans und Homburger haben wertvolle Einzelbeiträge zu diesen Fragen geliefert. Die umgekehrte Fragestellung, der Einfluß psychotischer Elemente auf die soziale Lage des Individuums, hat, abgesehen von einer sehr umfangreichen kriminologischen Literatur, in der Psychiatrie vor allem die Arbeiten von Bonhöffer, Joerger und Wilmans über die Landstreicher und von Gregor über jugendliche Verwahrloste gebracht. Die Studien zur Heredität der Geisteskranken sind — abgesehen von grundsätzlichen Klärungen des Konstitutionsbegriffes durch Martius und Birnbaum — mit den Methoden der Lorenzschen Ahnentafel vorwiegend von Rüdin weitergeführt worden. Im allgemeinen hatten sie, wie ein kritischer Überblick, den Moeli gab, beweist, eine Klärung der äußerst schwierigen Problemlage nicht zur Folge. Der Mendelismus läßt sich eben, nach Martius' geistvollen Darlegungen, nicht auf den Menschen übertragen; und damit fehlt wiederum der methodische Hebel, um die Forschung zu bewegen.

2. Das autologische Chaos in der gegenwärtigen Psychiatrie, und der Ausweg.

Wir sahen bisher in gedrängtester Form den Fortschritt der Wissenschaft genau angepaßt an die Möglichkeit, die einzelnen Materien nach strenger Methodik adäquat zu klären. Wir sahen, daß der Fortschritt um so größer war, je bestimmter, aber auch gegenständlich in ihrer Anwendung begrenzter die betreffende Bearbeitungsmethode war, und daß es auf den Zusammenhang der einzelnen Materien in der Einheit des wissenschaftlichen Ganzen und seine Beachtung auch nicht entfernt so ankam, wie auf die Spezialisierung der Methode. Ein paradoxer Zustand: die Psychiatrie muß, um praktisch im einzelnen über die Kraepelinsche Ära vorbereitender Sammlung hinauszukommen, auf ihre autologische Einheit als Gesamtwissenschaft verzichten. Sie muß ihre einzelnen Materien gewissermaßen aufteilen und anderen Disziplinen mit gesteigerten Methoden jeweils zur Bearbeitung zuweisen. So resultieren die ihren Fortschritt verbürgenden Methoden, ganz heterogen untereinander, aus einer Reihe von »Hilfswissenschaften« verschiedenster Provenienz, während die Psychiatrie selber in einer gewissen Sterilität und Tatenlosigkeit auf den Zeitpunkt zu warten scheint, wo weitere derartige Methoden aus anderen Gebieten auch auf weitere Einzelmaterien anwendbar werden. Man kann die heutige Ära Nachkraepelinscher Psychiatrie nicht bloß die methodische, man kann sie auch die heterologische nennen, wenn man damit zum Ausdruck bringen will, wie wenig sie selber Herrin im eigenen Wissenschaftshause ist, wie sehr sie mit erborgten Kapitalien arbeitet. Kehren wir auf ihr eigenstes Gebiet zurück, so finden wir die Untersuchungen über die Verlaufsformen der verschiedenen Arten von Geistesstörungen gegenwärtig in einem ziemlich chaotischen Stande. Und auch hier ist eines bezeichnend: sowohl es möglich war, die verschiedenen Entwicklungsweisen psychischer Störungen auf die seelische Eigenart und auf Besonderheiten der psychischen Konstitution (richtiger wohl der Charakterologie) des betroffenen Typus zurückzubeziehen und gleichsam die ersteren aus den letzteren zu deduzieren, ergaben sich alsbald wertvolle Gesichtspunkte wissenschaftlicher Synthese, welche nicht rein äußerlich blieb, sondern ihr Problemgebiet wirklich klärte. Hier dürfen wir die Arbeit Birnbaums über die Psychosen mit degenerativer Wahnbildung bei Psychopathen und die Arbeit von Reiss über das manisch-depressive Irresein nennen. Natürlich waren die Mittel dieser Ableitungen solche angewandter Psychologie. Andere Arbeiten hingegen blieben, bei allem ihrem bedeutenden Wert, im Äußerlichen klinischer Abgrenzung stecken, eben weil sie ihre psychologischen Möglichkeiten nicht voll ausnützten. Hierher gehören unter anderem Bonhoffers und auch Schröders Studien über exogene und symptomatische Psychosen.

Kraepelin, der auf diesem Gebiet psychologische Forderungen wenigstens stellt, wenn er sie auch nicht realisiert, ist grundsätzlich moderner als diese Späteren. Aber Kraepelin hat gegenüber einer anderen Gruppe von Psychosen psychologisch resigniert, die klinisch sein eigenstes Geisteskind ist: den von ihm als Gruppe der Dementia praecox zusammengefaßten Verlaufsgruppen. Hier liegt recht eigentlich die wahre Forschungsdomäne für eine autologisch gerichtete Psychiatrie. Aber Kraepelin selber, welcher seine Stellung zur Abgrenzung dieser Gruppe nach außen hin und innerhalb ihrer Einzeltypen mit jeder Auflage seines großen Werkes aufs neue modifizierte, betrachtet die psychologische Analyse der ungeheuren individuellen Mannigfaltigkeit von Zustandsbildern, die hier bestehen, als vergebliches Beginnen. Der Verlauf dieser Formen allein ergibt ihm ein sicheres Kriterium ihrer Ordnung und Abgrenzung. Er studiert ihn an den Endzuständen. Als ob dies nicht auch »Zustände« wären, und als ob diese Zustände vor irgendwelchen früheren grundsätzlich in irgendeiner Hinsicht ausgezeichnet wären! Urstein hat versucht, gestützt auf ein großes Beobachtungsmaterial, nachzuweisen, daß auch die Mehrzahl der Fälle von manisch-depressivem Irrsinn zu Zuständen führt, welche diesen Endzuständen der Dementia praecox-Gruppe gleichen. Er schließt daraus, daß das manisch-depressive Irrsein nur eine Sonderentwicklung dieser Gruppe darstellt, daß es also psychologisch nicht aus dem Charakter der befallenen Persönlichkeit herleitbar ist, sondern eine progrediente Persönlichkeitsveränderung involviert. . . Wir würden nur den Schluß für berechtigt halten, daß die Endzustände kein ausreichendes Kriterium für den Ordnungstypus einer Psychose, für eine Krankheitseinheit, darstellen. Die bloße klinische Analogisierung von Verlaufsformen, ohne ein inneres Kriterium ihrer Analogisierbarkeit — etwa nach gleichen seelischen Strukturen präponderanter Art oder gleichen Entwicklungsbedingungen — würde letzten Endes zur Einheitspsychose von Neumann und Arndt zurückführen, deren verschiedene Sonderformen nur bedeutungslose individuelle Variationen darstellen. Gebieterisch erhebt sich hier die Forderung vertieften psychologischen Eindringens in Symptome und Symptomzusammenhänge, um hieraus das innere Kriterium, von dem wir sprachen, zu gewinnen.

Und so war es ein großer Fortschritt, als Bleuler es versuchte, für diese Gruppe von Psychosen ein generelles psychologisches Fundament zu suchen, welches sich auf ihnen gemeinsame seelische Strukturen und Dynamien zurückführen ließ. Wir werden in dem folgenden Bande noch auf diese Schöpfung Bleulers, die im autologischen Gebiete der Psychiatrie den größten Fortschritt seit Kraepelin darstellt, oftmals zurückzugreifen haben. Es ist dies seine Lehre von der schizophrenen Störung der Persönlichkeit. Wir verzichten daher an dieser Stelle auf ihre ausführliche Darstellung. Bleuler hat sie vom psychologisch-theoretischen Gesichtspunkte

aus unzulänglich begründet, und sie weist viele Lücken auf; vor allem aber dient sie uns weniger dazu, eine klinische Ordnung von Krankheitseinheiten aufzustellen, als vielmehr dazu, bestimmte Gruppen psychopathologischer Beziehungen in ihrer Sonderstruktur zu begreifen. Es ist aber noch ein weiter Weg von der psychopathologischen Symptomatik bis zu den Kriterien nosologischer Entität. Und diese hat Bleuler methodisch nicht über Kraepelin hinaus entwickeln können. Immerhin ist ein gewaltiger Fortschritt darin erzielt, daß man nicht mehr, wie noch Kraepelin, gleichsam an der äußeren Oberfläche symptomatischer Bilder dieser Kranken zu bleiben braucht, sondern an Bleulers Hand in die Tiefen ihres Seelenlebens eingeführt wird.

Mit Bleulers Forschung auf diesem Gebiet ist grundsätzlich ein entscheidender Schritt geschehen: die Autologie klinischer Ordnungsbestrebungen ist von ihrem vagen Krankheitsbegriff zu den strengeren Kriterien psychologisch faßbarer Symptomatik zurückgekehrt. Auch darin hat sich Griesingers Forderung erfüllt. Hier, im Gebiete der Symptomatologie, werden wir den Schlüssel suchen müssen, der uns zukünftig den Aufschluß des Problems der Krankheitseinheiten und ihres inneren Gesetzes ermöglicht. Dazu muß man sich von dem Dogma befreien, welches heute fast gänzlich verschwunden ist, wonach seelische Phänomene nur zufällige und bedeutungslose Epiphänomene sind, aus denen eine Belehrung über die zugrundeliegenden Gehirnstörungen nicht zu erwarten ist. Als Arbeitsmaxime für die gesamte Somatologie mag dieses Dogma seinen vollen Wert behalten. In einer autologischen Psychiatrie aber wird die exakte psychologische Symptomanalyse allein imstande sein, zum Kriterium des jeweiligen Krankheitstypus hinzuführen. Auch dieser Gedanke liegt im Keim bereits in manchen Zügen Kraepelinschen Forschens. Aber der Weg, den es einzuschlagen gilt, muß mit weit größerer methodischer Strenge beschritten werden, als sie das Kraepelinsche Durcheinander von Vulgärpsychologie, äußerlichen Begriffsbildungen, plastischer Beschreibung und experimenteller Trivialität gewährleistete. Es gilt sich Rechenschaft darüber zu geben, ob und wie die einzelnen psychischen Phänomene sich psychischen Funktionen einfacher und komplexer Art und ihren Anomalien entbinden. Und die gleiche psychologische Forschungsmaxime gilt für die inneren Zusammenhänge psychischer und psychotischer Phänomene. Das Problem, welches sich hier auftut, ist, nach bestimmter psychologischer Methode alle psychotischen Einzelerscheinungen auf ihre letzten, typischen und psychologisch nicht weiter reduzierbaren Wurzeln zurückzuführen. Hat man auf diese Weise die einzelnen seelischen Sonderstrukturen hinsichtlich der bei ihnen beteiligten Funktionen aufgelöst, hat man ferner die möglichen dynamischen Beziehungen ihrer Inhalte geklärt, hat man endlich aus diesen Materialien den entsprechenden deskriptiven Typ seelischer Synthese hergeleitet, so kann bei jeder Geistes-

störung der Anteil des seelischen Geschehens, welches auf dem Boden der befallenen Persönlichkeit erwächst, gesondert werden von dem strukturell und genetisch nicht aus ihr Herleitbaren. Und letzteres wird seinerseits wieder funktional und dynamisch aufgespalten werden müssen. Die hierin erkennbaren Sonderzüge aber werden sein symptomatologisches Gesetz ausmachen, als ein Kriterium autologischer Art neben den vielen und unentbehrlichen heterologischen, welches zur Synthese der Krankheitseinheit beiträgt. So werden in künftiger Zusammenarbeit zu diesem autologischen Ziel der Psychiatrie doch wieder alle ihre Einzelzweige sich zusammenfügen müssen. Freilich wird dies alles ohne eine exaktere logische Zergliederung des Krankheitsbegriffes, welcher speziell für die Psychiatrie gilt, und der Beziehungen von Symptom und Krankheit in ihr nicht möglich sein.

Die symptomatologische Forschung vermag nicht sich experimenteller Methoden zu bedienen — oder doch nur in geringem Umfang. Denn der Träger geistiger Störungen ist im allgemeinen nicht fähig, den Forderungen zu genügen, welche an eine Versuchsperson zu stellen sind. Immerhin haben die experimentellen Methoden und insbesondere die Testverfahren der normalen Psychologie in zweckmäßiger Umformung sich bei Intelligenzprüfungen, aber auch vereinzelt bei anderen seelischen Leistungsprüfungen Geisteskranker, in gewissen Grenzen bewährt. Jedoch ergibt die seelische Einzelanalyse der Symptome weit wichtigere Resultate, sobald es sich nicht um seelische Leistungsstörungen handelt, sondern um krankhafte seelische Erlebnisse. Hinsichtlich der Erforschung dieser letzteren gab es zwei Wege, denen gefolgt wurde: der eine ging zur genetischen Reduktion der Inhalte krankhaften Erlebens auf die pathogene Wirkung seelischer Ereignisse des Vorlebens. Der zweite führte zur phänomenologischen Zergliederung der Formen, Seinsweisen und Strukturen pathologischen Erlebens. Den ersten dieser Wege beschritt die dynamische Psychologie unter der genialen Führung ihres Vorkämpfers Freud. Von ihm und seinem Werke wird in den folgenden Studien noch so oft und so ausführlich die Rede sein, daß wir uns hier mit der Zuweisung der Stelle begnügen können, an welcher seine Lebensleistung im Ganzen der wissenschaftlichen Psychiatrie steht. Es ist auch bekannt, daß um sein Werk sich noch gegenwärtig ein ungeklärter Meinungskampf auswirkt, der zwar einen Teil seiner früheren Gegner, darunter auch mich, in erheblichem Umfang zu Auffassungen geführt hat, die wenigstens in mancher Hinsicht den seinigen nicht fern stehen (wie man in den folgenden Studien begründet finden wird), andererseits aber seine eigenen Schüler ihm teilweise entfremdet hat. Jung hat neuerdings eine Lehre von der Libido aufgestellt, welche als dynamisches Prinzip seelischen Geschehens eigentlich bloß noch einen Begriff von seelischer Vitalität im allgemeinen übrig läßt und zu einem philosophischen Voluntarismus eigenartiger Bildung geführt

hat. Adler — wohl der glänzendste Vertreter der dynamisch-psychologischen Richtung, sieht die seelische Triebkraft in dem Geltungs- und Bestätigungsbedürfnis, welches im Gegensatz zur Übermacht der Umwelt die kindliche Seele mit Notwendigkeit in einen Konflikt bringt, dessen Überwindungsformen eine Reihe symbolischer Protestreaktionen und Schutzmaßnahmen darstellt, als deren eine Gruppe er die Neurosen zu verstehen gelehrt hat. Alle diese Lehren sind noch nicht frei von Mängeln im einzelnen und im prinzipiellen. Sie zeigen noch eine gewisse dogmatische Unnachgiebigkeit gegen die Individualität des seelischen Geschehens. Das hindert nicht anzuerkennen, daß sie zum Verständnis der gesunden und kranken Persönlichkeit und der Dynamik ihrer seelischen Einzelphänomene gewaltig beigetragen haben.

Der zweite Weg moderner Symptomatologie ist der der phänomenologischen und pathopsychologischen Forschung. Sie führt zur Prüfung der Seinsweisen und Strukturen psychotischer Phänomene. Angesichts der wechselnden und individuellen zufälligen Inhalte psychotischen Erlebens können die generischen Elemente, die diesem Erleben gemeinsam sind und eine gegebene Störung seelischer Funktionen charakterisieren, nur in der formalen Struktur dieses Erlebens gesucht werden; in der Weise, gemäß welcher die Inhalte vom Kranken erlebt werden und sich auseinander herleiten. Diese neue Art der Untersuchungen unterscheidet sich sehr beträchtlich von früheren symptomatologischen Arbeiten, und zwar dadurch, daß sie wirklich in die Tiefe seelischen Ablaufens hineindringt, so, wie sich dieses Ablaufen vor dem subjektiven Bewußtsein des Erlebenden vollzieht. Es bestehen hier recht enge Verbindungen zur Psychologie der Einfühlung und zur Ausdruckspsychologie. Diese Forschungsweise ist vor allem ermöglicht worden durch die logische und phänomenologische Vorarbeit von Husserl und seiner Schule, obwohl sie sich in Methodenfragen zum Teil von diesem Vorbild entfernt. Specht, Österreich, Hirt, Schilder, Kretschmer und vor allem Jaspers sind die Vertreter dieser Arbeitsweise. Insbesondere die Beiträge, die letzterer zur Theorie der Trugwahrnehmungen, zum Begriff und zum Wesen des schizophrenen Prozesses als psychologischer Einheit geliefert hat, bilden eine Grundlage für den Weiterbau dieser vertieften Symptomatologie. Was die Forschung hier braucht, um eines Tages zu einer vollendeten Synthese psychologischer Krankheitsbilder zu gelangen, ist die exakte, eindeutige und strenge Methode, logisch orientiert an einem klaren Begriff von systematisch-psychologischer Theorie. Wir wollen sehen, ob die gegenwärtige Psychologie ihr diese Waffen bereits zu liefern vermag.

3. Die Problematik in den Fundamenten der gegenwärtigen Psychologie.

Man spricht zurzeit[1]) viel von einer Krise der gegenwärtigen deutschen Psychologie. Und mit Recht, wenn man damit meint, daß gegenwärtig zwischen ihren einzelnen Sonderzweigen unüberbrückte Gegensätze bestehen; mit Unrecht aber, wenn man den Schluß daraus zuläßt, als ob der Wert der Psychologie selber und ihrer großen Entdeckungen auch nur im mindesten angetastet werde.

Die bisher von einer kleinen Zahl von Forschern vertretene Überzeugung, daß sich die experimentellen Methoden, die introspektive Einzelanalyse und die logische Zergliederung zu einem Zusammenwirken in der Einheit eines Systems sollten verbinden lassen, welches der Zukunft der Wissenschaft die gleiche Ertragsfülle sichert, wie sie die Vergangenheit aufwies, diese Überzeugung ist berufen, von Tag zu Tag an Tragweite zu gewinnen. Freilich stehen sich gegenwärtig noch die verschiedenen Forschungsrichtungen isoliert und fast gegensätzlich gegenüber: die experimentelle Psychologie, die Assoziationspsychologie, die Funktionspsychologie, die Phänomenologie und die historisch orientierte, beschreibende Individualpsychologie. Und dieses Auseinanderfallen war nach der ganzen Entwicklung der Dinge unvermeidlich. Wir brauchen hier nur dieser Entwicklung in größter Kürze zu folgen; und da die Entwicklung einer Wissenschaft in der Umbildung ihrer Leitideen, Prinzipien und Methoden besteht, so sind es diese letzteren, die Leitideen, Prinzipien und Methoden, welche uns den Ariadnefaden liefern, um uns in dem Labyrinth der gewaltigen Literatur zurechtzufinden. Freilich besteht dabei das Bedenken, daß wir bei der Zeichnung unserer Skizze die Bearbeitung wichtiger Einzelfragen und Tatsachen zugunsten des Gesamtbildes zu vernachlässigen gezwungen sind.

Vor wenigen Jahren noch war Psychologie synonym mit Experimentalpsychologie. Die außerordentliche Wirksamkeit Wundts und der von ihm eingeführten Methoden beherrschte das Feld. Im Laufe der Jahre aber schien es allmählich, als ob die Ernte an neuen, wahrhaft psychologischen Tatsachen nicht mehr recht dem Aufwand an Mitteln und Apparaten zu entsprechen vermochte. So lagen die Dinge vor allem hinsichtlich der psychischen Tatbestände höherer Ordnung, welche der Bearbeitung nach experimenteller Methodik zu trotzen schienen. Und zugleich mit dem Zweifel daran, diese Phänomene experimenteller Forschung zu unterziehen, mußte notwendig der weitere Zweifel sich regen, ob es gelingen könne, sie nach den von Wundt übernommenen und weitergebildeten Lehren der Assoziation und Apperzeption erschöpfend zu erklären. Im Jahre 1895

[1]) 1913!

formulierte zum ersten Male Lipps in klarer Weise diesen Zweifel gegenüber Wundt im Hinblick auf gewisse Gruppen ästhetischer Gefühle. Und dieser Denker, der als Anhänger der experimentellen Richtung begonnen hatte, hat sich in der Folge mehr und mehr nicht nur von der experimentellen Methodik, sondern auch von den inhaltlichen Grundlagen der Wundtschen Lehre abgewandt. Zwar behielt er eine Reihe von Annahmen aus der Assoziationstheorie bei, jedoch bemühte er sich, sie zu einem Zusammenstimmen mit der älteren idealistischen Psychologie der Seelenvermögen zu bringen. Aber er übernahm diese letzteren nicht etwa in ihrer primitiven früheren Formulierung; an ihrer Stelle bildete er die Konzeption der psychischen Kraft als des Mittels seelischer Bildungen durch. Es lassen sich von hier aus gewisse Analogien zu der Herbartschen und von Drobisch übernommenen Lehre vom Ablauf und der gegenseitigen, dem exakten Kalkül unterworfenen Hemmung der Vorstellungen vor dem Bewußtsein ziehen[1]).

In ähnlicher Weise standen auch die methodologischen Neuerungen Lipps', die wir noch für bedeutsamer halten als die theoretischen, in bestimmtem Gegensatz zu dem Erbe Wundts. Zunächst vom ästhetischen Eindruck ausgehend, analysierte er sodann generell und nach allen Richtungen die Erkenntnis durch Einfühlung, deren Begriff schon zur Zeit der Romantiker gebildet und von R. Vischer und Lotze einer gewissen Durcharbeitung unterzogen worden war. Er wird in den folgenden Blättern noch in besonderer Weise nachgeprüft werden. Lipps als erster benützte ihn in methodischer Weise zur Durchforschung komplexerer seelischer Tatbestände und Zusammenhänge. Naturgemäß mußte eine Untersuchung des Problems der Gegebenheit von Psychischem und des Wesens seelischen Zusammenhängens vorangehen. Lipps blieb sie nicht schuldig, und auch diese Lösung wird uns noch zu beschäftigen haben. Daß sie nicht restlos befriedigte, geht daraus hervor, daß seine Schule, der wir vortreffliche Analysen der einfühlenden Vollzüge und des ästhetischen Eindrucks verdanken (Worringer, Prandtl), gegenwärtig in ihren hervorragendsten Vertretern, Pfänder, Geiger und Scheler, zum Lager der Phänomenologen[2]) abgeschwenkt ist. Dort werden wir ihnen wieder begegnen.

Lipps' Beispiel der Trennung von der Lehre Wundts hatte anfänglich keine merklichen Folgewirkungen. Noch trug die Bearbeitung der Probleme der Sinnespsychologie und Raumpsychologie reiche Früchte. Und Meinungsverschiedenheiten, wie die zwischen

[1]) Auch Beneke und Fortlage haben unter den älteren Psychologen bereits einen dem Lippsschen sehr nahestehenden Begriff von psychischer Kraft.

[2]) Inwiefern Lipps selber ein Mitschöpfer der Phänomenologie als psychologischer Sonderdisziplin ist, allerdings in einem ganz anderen Begriffe als die moderne Phänomenologie, davon wird in späteren Untersuchungen noch die Rede sein (vgl. S. 318ff.).

Wundt und Stumpf hinsichtlich mancher Fragen der Tonpsychologie, hatten nicht prinzipiellen Charakter, welcher die Art psychologischer Theorie und Erkenntnis im allgemeinen betroffen hätte. Als Dilthey 1894 neben die erklärende Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode eine beschreibende und zergliedernde Individualpsychologie gestellt wissen wollte, welche an den Methoden der Geisteswissenschaften sich orientieren müsse, fand er im Lager der Psychologen keinerlei Beachtung. Die Forschungsmethoden Wundts wurden immer weiter verfeinert; Wirths experimentelle Analyse der Bewußtseinserscheinungen, Schumanns Arbeiten, Untersuchungen von Ebbinghaus und G. E. Müller sind an Präzision in methodischer Hinsicht nicht zu überbieten. Zweifellos schuldet man diesen Gelehrten auch beträchtliche materiale Ergebnisse des Forschens; so wird die grundlegende Arbeit von Müller und Pilzecker über das Gedächtnis oder das Werk von Erdmann und Dodge über das Lesen von bleibender Bedeutsamkeit sein und für den Wert experimenteller Forschungsweisen in der Psychologie zeugen. Und hierher gehören noch eine größere Zahl ausgezeichneter Einzeluntersuchungen verschiedener jüngerer Forscher. Aber in bezug auf all das, was die prinzipielle Stellungnahme zum Wesen und der Methode der psychologischen Forschung, ihren theoretischen Grundlagen und ihren Zielen ausmacht, blieben diese Forscher in organischem Anschluß an die Wirkensspur Wundts, ohne sie je zu überschreiten und sich in Gegensatz zu ihm zu stellen. Gab es zeitweise einen derartigen Gegensatz bei führenden Forschern, so bestand dieser niemals im Sinne der gegenwärtig herrschenden Tendenzen, sondern höchstens, wie bei Mach oder Ziehen, in einem noch radikaleren erkenntnistheoretischen Empirismus; und dieser prinzipielle Standpunkt veränderte die Forschungsweise hinsichtlich ihrer methodischen Beschaffenheit in keiner Weise. Im Gegenteil, er begünstigte den Versuch, die experimentellen Methoden der Psychologie dazu zu benutzen, um diese Wissenschaft der Physiologie gleichsam als ein Anhängsel oder Zwischengebiet mindestens methodisch weitmöglichst anzugleichen.

Die Spaltung, welche in der Psychologie heute den Meinungskampf beherrscht, entstand vielmehr in ihrer grundlegenden Bedeutung mitten in dem Schülerkreise Wundts selber. Sie knüpft sich an die Arbeiten von Külpe, der mit seinen Schülern der experimentellen Analyse der Urteilsvollzüge und des Denkens neue Wege wies. Die grundlegenden Arbeiten Külpes, Messers, Bühlers, Marbes und anderer können hier ebensowenig geschildert werden wie die glänzende Methodik Achs. Wir müssen uns damit bescheiden, hier die Aufmerksamkeit auf zwei grundsätzlich bedeutsame Neuerungen zu lenken, welche diese Arbeiten mit sich brachten. Die erste dieser Neuerungen ist methodologischer Art. Alle diese Forscher nämlich gehen zwar von experimentellen Versuchen aus: aber die Versuchsperson hat bei ihnen nicht mehr lediglich die

durch die Versuchsanordnung gegebene Aufgabe zu erfüllen; sie muß vielmehr vor allem zugleich systematische Selbstbeobachtung üben, die sich auf alle inneren Phänomene und Veränderungen erstreckt, die die Aufgabe bis zu ihrem vollendeten Vollzuge mit sich bringt. Diese systematischen Selbstbeobachtungen überwiegen an Wichtigkeit die Leistung selber im Versuch; ihre Auswertung ermöglichte erst die Resultate der genannten Arbeiten. Man kann sich leicht Rechenschaft davon geben, wie sehr mit dieser Neuerung die Stellung des Experiments sich geändert hat. Früher diente es zum Mittel, die innere Selbstbeobachtung möglichst auszuschalten, als eine Quelle von Irrtümern und Subjektivitäten. Zu diesem Zweck war das Experiment ja eingeführt worden, als objektives, willkürlich reproduzierbares und extensiv meßbares Geschehen. Hier aber wird das Experiment gänzlich dieser Bedeutung beraubt; es dient nicht mehr zur Ausschaltung und Vertretung der inneren Wahrnehmung, sondern ganz im Gegenteil zu ihrer Auslösung und Anregung. Es wird zur bloßen Gelegenheit, introspektive Analyse zu ermöglichen unter möglichst gleichförmig variierbaren und begrenzbaren Bedingungen. Damit war zum ersten Male zugegeben, daß die frühere Stellung des Experimentes in der psychologischen Methode auf einem grundsätzlichen Irrtum beruhte. Es ist ein Trugschluß, daß die materiale psychologische Lage beim Experimentieren es ermöglichen könne, um die innere Selbstbeobachtung jemals völlig herumzukommen. In gewissem Grade wird sie immer unvermeidbar sein. Gewiß ist es leicht, während des einzelnen Versuchs, besonders wenn er so angeordnet ist, die Aufmerksamkeit von jeder Ablenkung introspektiver Art frei zu halten. Nach Comtes berühmten Ausführungen ist sogar ein psychologisches Selbstbeobachten während irgendeines seelischen Leistens eine unmögliche Absurdität. Aber schon Mill und später Lipps haben darauf hingewiesen, daß die Selbstbeobachtung in unmittelbarem Anschluß an den gerade beobachteten Bewußtseinsvorgang recht wohl möglich sei. Sei dem wie ihm wolle: ganz sicher ist vorher, um überhaupt die experimentelle Aufgabe jeweils stellen und formulieren zu können, Selbstbeobachtung unumgänglich notwendig. Man muß doch wissen, welche Bewußtseinsvorgänge oder welche Komponenten derselben man experimentell untersuchen will; und dazu bedarf es einer Kenntnis dieser Bewußtseinsvorgänge durch Selbstbeobachtung, mag diese auch noch vorläufig, ungeklärt und »subjektiv« sein.

Im Hinblick auf diese Erwägungen schloß also der Umbau des experimentellen Verfahrens bei Külpe und den genannten Forschern keine Inkonsequenz in sich. In der Praxis ergab sich unter anderem, dank der Arbeiten von Watt und Westphal, welch erheblichen Einfluß die Determination der Aufgabe auf die seelischen Funktionen und ihre aktive Anteilnahme an der Leistung ausübt. Vor allem aber begünstigte dies neue methodische Prinzip die Ausbildung jener

Forschungsrichtung, welche sich nicht mehr damit begnügt, psychische Vorgänge wie ein objektives Geschehen, einen abgeschlossenen Vollzug aufzufassen und zu erklären, sondern welche sie ihren Seinsweisen nach, als ein lebendiges Sichvollziehen und Werden, als ein Erlebtwerden erfaßt und zergliedert.

So hat die experimentelle Forschung in der Psychologie zwar ihre unumschränkte Herrschaft eingebüßt und ist ein Mittel neben anderen geworden, um zur Erkenntnis zu gelangen; als ein solches Mittel aber ist sie nicht des Wertes gänzlich beraubt. Liegt in Richtung dieses methodologischen Gedankenganges die eine Neuerung, von der wir sprachen, so ist die zweite durch die Denkpsychologie gebrachte Neuerung theoretischer Natur. Um die objektiven psychischen Abläufe darzustellen und theoretisch zu erklären, hatte die Assoziationstheorie in Verbindung mit hirnphysiologischen Hypothesen ausgereicht. Zwar hatte Wundt in seiner Apperzeptionslehre noch jenseits ihrer Grenzen eine theoretische Basis für die Phänomene seelischer Aktivität aufgestellt, welche ihm assoziativ nicht auflösbar erschienen. Er hatte hierbei an Begriffsbildungen der älteren spekulativen Psychologie angeknüpft, diese aber wesentlich vereinfacht und schematisiert. Jedoch eine Anzahl hervorragender Forscher, besonders Ziehen, hatte sich dem »Rückfall ins Metaphysische«, der ihnen hierin zu liegen schien, scharf widersetzt. Und es ist tatsächlich nicht aufrecht zu halten, daß die Apperzeptionslehre Wundts theoretisch genügend fundiert sei, und daß sie allein ausreiche, um die psychischen Phänomene besser als eine beliebige Assoziationstheorie zu erklären. Beides sind gedankliche Vereinfachungen, welche auf willkürlichen Abstraktionen beruhen und das Wesen psychischer Abläufe, wie jede Vereinfachung, auf schematische und dogmatische Art zur Darstellung bringen. Mit den neuen Methoden und Fragestellungen der Psychologie des Denkens griff plötzlich, vor allem dank der Erziehung zur inneren Selbstbeobachtung, ein Wissen um die reiche Mannigfaltigkeit seelischer Zustände um sich. Die alten Formeln erschienen diesem neuen Wissen gegenüber ärmlich und ungenügend. Es fand sich, daß neue Formeln für neuentdeckte seelische Tatbestände umschriebener Art notwendig wurden, welche dem einfachen Spiel der Assoziation und Konstellation nicht überlassen werden konnten. So erklärt sich die Einführung und Konzeption des Aktbegriffs, des Begriffs der »Bewußtseinslage«, der weder sensuell noch reflexiv erfüllten »Bewußtheiten«, der »determinierenden Tendenzen« und anderer, ähnlicher Begriffe. Diese zerstörten zunächst die bisherige Systematik in ihrem Schematismus. All diese Konzeptionen bezeichnen auf mehr oder weniger exakte Weise Bewußtseinszustände, welche als Wirkung assoziativer Bildungen nicht auflöslich waren, welche funktionaler Art sind, oder sie bezeichnen den Bildungsprozeß dieser Seelenzustände selber oder Sonderteile an ihm. Dem

sei hier nicht gefolgt; es wird notwendig sein im folgenden noch auf sie zurückzukommen[1]).

Um die wachsende Wichtigkeit dieser Forschungsrichtung abschätzen zu können, müssen wir auf das Bestehen einer psychologischen Schule zurückgreifen, welche anfänglich neben der Wundtschen ein wenig im Schatten geblieben war, dann aber mehr und mehr eine wichtige Rolle zu spielen begann und beispielsweise einen Schüler Wundts, Messer, gänzlich in ihr Lager zog. Es ist dies die Schule Franz Brentanos. In seiner Psychologie, die unter dem Einfluß der Gedanken Aristotelischer und Thomistischer Prägung stand, aber echte empirische Forschung war, war stets das zentrale Problem gewesen: Wie bildet sich das Bewußtsein seine Gegenstände mit Hilfe psychischer Vollzüge? Der in dieser Fragestellung liegende Begriff des objektivierenden Aktes realisiert sich psychologisch in drei generisch verschiedenen Vollzugsweisen, welchen alles psychische Geschehen eingeordnet werden kann: dem Vorstellen, dem Urteilen und dem »Lieben und Hassen«. Er umfaßt also vor allem immer auch das Urteil mit. Hierin bot sich ein naher Berührungspunkt zu den neuen Errungenschaften der experimentellen Denkpsychologie. Das Urteil ist in der Tat nicht eine rein assoziative Verknüpfung von Vorstellungen, sondern ein Akt, durch dessen Vollzug ein Sachverhalt vor dem Bewußtsein gesetzt und als gültig anerkannt oder verworfen wird, und zwar so, daß diese Gültigkeit nach Meinung dieser Schule entweder evident ist oder auf Evidenzen zurückgeführt zu werden vermag[2]). Es handelte sich nun darum, alles seelische Geschehen auf seine es fundierenden Funktionsklassen analytisch zurückzuführen; und diese spezifischen Klassen

[1]) Die außerordentlich schwerwiegende Kritik, welche G. E. Müller an den experimentellen Arbeiten dieser »Würzburger Schule« geübt hat, wird hier nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt, weil sie unseres Erachtens gerade diejenigen Momente, die wir hier als prinzipiellen Gewinn dieser Forschungsrichtung betrachtet haben, nicht berührt. Müller übt experimentale Kritik; und er behauptet (— oder weist vielleicht auch nach): erstens, daß die psychologischen Deutungen durch determinierende Tendenzen und Bewußtseinslagen dem eigentlichen experimentalen Ergebnis nicht gemäß seien — und zweitens: daß die assoziative Deutung für dieses ausreiche. Nun mag man beides für die in Frage stehenden Experimente zugestehen: so folgte daraus doch weder: daß die nicht-assoziative Deutung prinzipiell unmöglich, noch, daß sie für eindeutigere Versuchsanordnungen nicht einwandfrei durchführbar sei; noch endlich folgte aus dem Wesen der Fragestellungen selber die grundsätzliche Notwendigkeit der assoziativen Deutung. Mehr also erreicht Müllers Kritik selbst im besten Falle nicht. Sie zeigt höchstens, daß die vorliegenden Ergebnisse dieser Forschungsrichtung auch — und vielleicht sogar besser — assoziationstheoretisch deutbar sind. Nicht aber ist davon der grundlegende neue Gesichtspunkt dieser ganzen Forschungseinstellung selber berührt, selbst wenn man an seiner zulänglichen Realisierung nach dem bisherigen Verfahren zweifelt: die Einstellung auf den Aktcharakter, und die Wandlung in der Rolle des Experiments. Dieses prinzipiell Neue bleibt unangetastet bestehen: wo nicht als Gewinn, so doch als Hoffnung und Maxime der Forschung.

[2]) Über die Psychologie des Urteils und der Urteilsevidenz handelt kritisch u. a. meine Arbeit Archiv f. d. ges. Psychol., Bd. 29, Lit.-Ber. S. 1—20.

standen wieder im Rahmen der generischen Hauptklassen und konnten in ihrer Einheitlichkeit jeweils abgeleitet werden an der Hand des Gesichtspunktes, es müsse so viele Klassen seelischer Funktionen geben, als es Weisen gibt, in denen sich Objekte vor dem Bewußtsein konstituieren. Unter Brentanos bedeutendsten Schülern seien hier genannt: Meinong, der die grundlegenden Gedanken Brentanos in seinen Untersuchungen zur Gegenstandstheorie in bestimmter Weise umformte, in seinem Werke über Annahmen eine neue Grundklasse derartiger objektivierender Akte zur Darstellung brachte und auch methodologisch die Lehre vielfach bereicherte; ferner Marty, der in seiner Sprachphilosophie als strengster Anhänger Brentanos mit Meinong in vielfachen Gegensatz geriet; Witasek, der die Psychologie durch scharfsinnige materiale Einzelforschung förderte; Höfler u. a. Jedoch wäre diese Schule kaum zu so allgemeiner Geltung gelangt, wenn ihr nicht der Weg durch zwei hervorragende Forscher gebahnt worden wäre: durch Stumpf in seiner Abhandlung über psychische Erscheinungen und Funktionen, und durch Husserl in seinem großen Werke: Logische Untersuchungen. Hiermit fand die durch die Denkpsychologie eingeführte funktionale Betrachtung psychischer Vollzüge ihr logisches und theoretisches Fundament.

Stumpf in seiner Arbeit stellt allerdings nur die Wesensverschiedenheit der Phänomene und Funktionen im Psychischen fest als etwas prinzipiell Hinzunehmendes; er präzisiert diese Differenz begrifflich, ohne sie zu erklären. Husserl, dessen Werk in den folgenden Blättern noch eine besondere Rolle zu spielen berufen ist, gibt mit einer unvergleichlichen Eindringlichkeit und Begriffsschärfe eine Psychologie der objektivierenden und aktbildenden Vollzüge, der ihnen zugrunde liegenden Funktionen und insbesondere des Urteils. Er macht sich vom Schematismus Brentanos in erheblichem Umfang frei, indem er der Mannigfaltigkeit funktionaler Bewußtseinsbeziehungen auf potentielle Gegenstände in weit adäquaterer Weise gerecht wird. Er zeigt, wie einem jeden dieser Akte, durch deren Vollzug sich auf irgendeine Weise ein Gegenstand für das Bewußtsein konstituiert, eine Intention dieses Bewußtseins zugrunde liegt, welche sich in dem gegenstandsbildenden Akte realisiert. Die Möglichkeit weiterer sachlicher Deskriptionen ergibt sich ihm aus einer Zergliederung des »intentionalen Wesens« dieser Funktionen[1]). Wir werden das später noch zu verfolgen haben. Seine gesamte Arbeit ist tatsächlich der Versuch einer Psychologie der Logik, und zwar der erste, welcher seit zwei Generationen unternommen wurde. Hier ist es unmöglich, auch nur ihre wesentlichsten Züge zu berühren.

Dies Werk Husserls war von mächtigem Einfluß. Von ihm an

---

[1]) Vgl. S. 337 ff., wo diese vorläufige Darstellung noch gewisse Korrekturen erfährt.

datiert der Ausbau der Funktionspsychologie in Deutschland. Es übertraf alle früheren Werke an Scharfsinn und Gründlichkeit; aber es entfernte die Funktionspsychologie mehr als je zuvor von den experimentellen Methoden zugunsten analytischer Spekulation. Zugleich aber geriet mit diesem an Anregungen so reichem Werk die neue psychologische Lehre in eine andere grundsätzliche Gefahr. Diese lag in einem Irrtum Husserls, welchen wir an früherer Stelle[1]) bereits gestreift haben, hinsichtlich der Methode seiner Untersuchungen. Er betrachtet diese Methode nicht als einen Bestandteil der Psychologie, sondern er konstruiert aus ihr eine grundsätzlich andersartige und neue Forschung: der Phänomenologie. Und obwohl Külpe, Cornelius, Ziehen, Messer und Nelson, letzterer mit besonders triftigen Argumenten, den psychologischen Charakter seiner Untersuchungen betont und seine eigenen Ausführungen über das Wesen dieser Phänomenologie angefochten haben, hat er seinen Gesichtspunkt festgehalten und in einer neuen großen Arbeit noch strenger systematisiert: den Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Die Phänomenologie ist nach ihm nicht empirische Beschreibung, insofern sie auch vom Sein ihrer Objekte absieht, sie ist reine Wesensschau, ein unmittelbares, apriorisches Erfassen des reinen Wesens in einer Art von intellektueller Intuition. Ihre Abstraktionen sind sodann etwas Sekundäres, für die Darstellung Erzwungenes, welches vom Boden dieses »eidetischen Wissens« aus formuliert wird. Es handelt sich also nicht um eine Art von innerer Wahrnehmung, sondern um eine vom empirischen Boden gänzlich sich loslösende Erkenntnisweise, welche sich auf der Basis einer kategorialen Anschauung systematisiert, genau ebenso, wie sich die alte Metaphysik auf der Basis der Kategorien des reinen Denkens erhob, nur daß diese nicht anschaulich gegeben waren.

Husserl wollte offenbar mit dieser Annahme sich der Gefahr des Psychologismus entziehen; einer Gefahr, in der seine Lehre tatsächlich schwebte, weil sie die gesamte objektive Erkenntnis und die Gründe ihrer Geltung aus empirisch-psychologischen Bedingungen ableitet. Deswegen leugnet er die empirische und psychologische Natur der letzteren. Dieser methodologisch-theoretische Irrweg ist aber nicht untrennbar und organisch mit der Natur seiner großen Entdeckungen selber verwachsen[2]). Jedoch sieht man sogleich, welche Bande diese methodologischen Annahmen mit den platonischen Abstraktionen und allen intuitiven Philosophien verbanden. Und weiter sieht man, wie gefahrvoll diese Verbindung für den Charakter der Psychologie als Naturwissenschaft ist, welche durch sie das Wagnis läuft, von neuem durch die geisteswissenschaftliche Spekulation beschlagnahmt zu werden. Und tatsächlich scheinen

[1]) Vgl. S. 29.
[2]) Genaueres hierzu vgl. S. 360 ff.

die so sorgsamen Abgrenzungen Husserl heute bei einigen seiner Schüler zu einer völlig entgegengesetzten Forschungsweise umgeschlagen: eine intuitive Individualpsychologie, welche sich fast aller empirischen Kontrolle begeben hat, scheint sich ausgestalten zu wollen. Wenn diese Tendenzen von einzelnen Schülern Husserls bis jetzt noch zu verwertbaren und teilweise interessanten Ergebnissen geführt haben, so sind diese Ergebnisse nicht etwa der angeblichen Methode einer von allem Empirischen losgelösten Intuition, sondern im Gegenteil der wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit der Forscher, die sich in der Lippsschen Schule gebildet hat, zuzuschreiben. Dies gilt von den Arbeiten Oesterreichs über die Phänomenologie des Ich, von denen Geigers über das Bewußtsein von Gefühlen und die Phänomenologie des ästhetischen Genusses, und ebenso von den Arbeiten Schelers über Ressentiment und moralisches Werturteil und über Sympathiegefühle und Liebe. Freilich streift die Apodiktizität manches Schelerschen Urteils die Grenze des wissenschaftlich Diskutierbaren, und der wertvollste Teil findet sich in einem Anhang seiner letztgenannten Arbeit über den Grund unserer Kenntnis von fremden Ichen. Auch diese Untersuchung ist übrigens nur in ihrem negativen und kritischen Teile fehlerfrei.

Dasjenige, was diese psychologische Strömung charakterisiert und was bei einem Meister des Experimentes wie Wundt auf völliges Unverständnis stoßen muß, ist ihre Tendenz zur Individualpsychologie. Andererseits verschließt sich heute wohl auch ein Anhänger der experimentellen Methodik kaum mehr vor der durch die letztgenannte Forschungsrichtung lebendig gewordenen Erkenntnis, daß hier erst die wahrhaft wichtigen Aufgaben psychologischer Wissenschaft anfangen, und daß alles Bisherige mit seinen experimentellen Trivialitäten nur unumgängliche Vorarbeit war. So haben auch die Versuche experimenteller Art, eine Psychologie der individuellen Differenzen zu ermöglichen, in letzter Zeit sich stark bereichert. Aber so wertvoll auch Arbeiten wie die differentielle Psychologie von Stern, wie die mannigfachen Eignungs- und Begabungsprüfungen genereller oder auf einzelne Berufe zugeschnittener Art, wie die Arbeiten von Krüger und Spearman, Betz u. a. über psychische Korrelationen oder die Aufstellung psychologischer Profile in der Sommerschen Schule sein mögen, so liegt es andererseits in der Natur der Sache, daß sie die individuellen Differenzen immer nur an einzelnen Leistungen zu erfassen und zu bezeichnen vermögen, und daß dies unwesentlich ist angesichts des Problems der Individualität selber. Keine dieser Arbeiten vermag das eigentliche Wesen des Individuums und seines Erlebens in seiner jeweiligen spezifischen Bestimmtheit zu erfassen. Hierfür sind experimentelle Methoden als Leistungsmessungen ihrer eigensten Art nach unbrauchbar. Und es kostet nur einen Schritt, von dieser Erkenntnis aus die grundsätzliche Unzulänglichkeit aller naturwissenschaftlichen Methoden hinsichtlich einer Begründung der Individualpsychologie zu behaupten.

Die phänomenologische Lehre Husserls dient hier wider Willen zur Stütze einer bedenklichen Sache. Der Impuls zur Individualisierung psychologischer Materien wird auch durch die neuen Tendenzen begünstigt, welche wir in der dynamischen Psychopathologie an die Namen Freuds und Adlers geknüpft fanden. Diese breiten sich auch über das normale Seelenleben aus. Nimmt man hierzu eine Theorie wie die Husserls, propagiert durch einen der scharfsinnigsten Denker, welche laut die unfehlbare Sicherheit reiner Intuitionen verkündet: darf man sich da wundern, wenn gegenwärtige Strömungen der Geisteswissenschaften freudig diese Abkehr von den Methoden der naturwissenschaftlichen Psychologie begrüßen, um die letztere als gleichsam technische Disziplin, als Psychotechnik im Sinne Münsterbergs, in ihren praktischen Anwendungen der Physiologie anzugliedern, selber aber auf die Prinzipien und Grundlegungen psychologischen Forschens den früheren philosophischen Einfluß zurückzugewinnen?

Die Geisteswissenschaften sind in der Tat an der Arbeit, sich dieser Tendenzen in der Individualpsychologie zu ihren Gunsten zu bemächtigen. Ebenso wie sie früher mit dem Schreckgespenst des Psychologismus die Psychologen daran zu hindern suchten, empirische Deduktionen an Stelle der apsychologischen fiktiven Konstruktionen zu setzen, welche damals im Gebiet der Geschichte und der Werttheorien herrschten (Meinong hat in einer interessanten Arbeit für die Psychologie und gegen den Psychologismus in der Theorie der Werte erst kürzlich darauf hingewiesen), ebenso schieben sie heute Husserl, den geistvollen, aber unzuverlässigen Simmel und den so außerordentlich überschätzten Bergson vor, um die speziellen, methodisch exakten und sachlich begrenzten psychologischen Einzelarbeiten zugunsten ihrer allgemeinen erfassenden Intuition zu diskreditieren. Schelling ist der Philosoph des Tages. Selbst bewährte Psychologen sind durch diese philosophische Wandlung so desorientiert worden, daß beispielsweise Münsterberg in einer neueren Arbeit über die Werttheorie, aus Furcht für einen Psychologisten gehalten zu werden, in das Lager der Rickert und Windelband abgeschwenkt ist und als seine früheren Assoziationsstudien gleichsam stillschweigend übergeht. Rickerts glänzend geschriebene Werke über den Gegenstand der Erkenntnis und über die Grenzen naturwissenschaftlicher Begriffsbildung haben eine geisteswissenschaftliche, den historischen Forschungsweisen angepaßte Methodik mit dem Schein einer Berechtigung grundsätzlicher Art zu umgeben gewußt, welcher sie gerade auch für das Erfassen der Individualität weit über alle Naturwissenschaft stellt. Wir werden, da es sich hier um eigenstes Gut der Psychologie handelt, darauf noch näher einzugehen haben. Hier sei nur gesagt, daß Rickerts Aufstellungen im psychologischen Lager selber bereits hervorragende Anhänger besitzen: Jonas Cohn, der Ästhetiker und Pädagoge, und Max Weber seien hier genannt, welch letzterer

bereits seine vermeintliche »idealtypische Begriffsbildung«, von der noch zu sprechen sein wird, in die Sozialpsychologie hineingetragen hat. Hier und in der Kriminalpsychologie lassen sich schon jetzt die Spuren geisteswissenschaftlicher Arbeitsweisen erkennen.

So läßt sich in dem krisenhaften Zustande der gegenwärtigen Psychologie klar ein inneres Entwicklungsprinzip erfassen, und dieses stellt uns nun selber wieder vor ein Problem. Wir sahen, als wir die Aussichten einer Fortbildung der Psychiatrie besprachen, daß diese fürs nächste, soweit es sich um ihren autologischen Stand handelt, geknüpft sein müßte an eine methodisch und systematisch vertiefte Durchbildung der pathopsychologischen Bestände ihrer Symptomatik. Die Waffen und Mittel dieser Durchbildung müßten der Psychologie entnommen werden. Unser Rundblick über die letztere hat uns nun gezeigt, daß diese Erkenntnis- und Forschungsmittel dort in fast allzureicher Weise vorhanden sind: experimentelle Methoden, assoziationspsychologische und dynamische Vorarbeiten, funktionspsychologische Klärung komplexerer Strukturen und selbst Methoden individualpsychologischer Analyse bietet sie uns in reicher Fülle dar, und wir müssen sie nur zu gebrauchen lernen. Aber trotz alledem ist die Psychologie selber in einer Gährung und Ungeklärtheit, welche eine systematische Vereinheitlichung alles dieses wissenschaftlichen Werkzeuges dauernd an fundamentalen Widersprüchen über die Prinzipien des Forschens überhaupt auf diesem Gebiete scheitern läßt. Die Anwendung jeder einzelnen methodischen Klasse bringt es mit sich, das gesamte Arbeitsgebiet gleichsam in einen bestimmten philosophischen und einseitigen Gesichtswinkel hineinzustellen, nämlich den, unter welchem diese Methodenklasse selber begründet wurde. Dadurch entsteht ein Widerspruch und Gegensatz zu andersartigen psychologischen Methoden, welcher wider den Willen des Einzelforschers grundsätzlicher und philosophischer Art ist. Der inneren Vielgestaltigkeit, welche der Psychiatrie ohnehin anhaftet, scheint auf diese Weise nicht abgeholfen werden zu können.

Was bleibt uns zu tun übrig? Wir müssen versuchen, die Tragweite der einzelnen psychologischen Methoden im Rahmen eines systematischen Ganzen gegeneinander abzugrenzen. Auf diese Weise werden wir sie zu gemeinsamer und einheitlicher Arbeit vereinigen können. Dies wird die notwendige Vorarbeit sein, welche der Übertragung des so gewonnenen einheitlichen psychologischen Gesamtsystems auf die Pathopsychologie vorangehen muß. Wie aber diese Arbeit zu vollziehen ist, unter welchen Sicherungen und unter welcher Gewähr gegen Einseitigkeit, Dogmatik und unfruchtbare theoretische Spekulation, dies wird in den folgenden Untersuchungen die Grundfrage sein.

Über die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Psychologie, insbesondere die Probleme der psychischen Kausalität.

1. Einführung in die psychiatrisch-praktische Notwendigkeit psychologischer Theorie.

Die klinische Praxis der Psychiatrie ist psychologisch fundiert.

An der Psychiatrie, wie sie historisch geworden vorliegt, lassen sich zwei Gebiete psychologischer Arbeit sondern. Das eine Gebiet ist das der Klinik, das zweite das der symptomatologischen Analyse. Die Klinik wird ihren psychologischen Charakter nur ungern eingestehen; und doch ist er ihr wesentlich. Hier werden Einzelfälle in bezug auf ihre wechselnden Zustandsbilder und die Verlaufsart ihrer geistigen Störung beobachtet, mit ähnlichen bereits bekannten Fällen zusammengestellt, unter ein typisches Artschema gebracht und somit den für dieses Schema bekannten prognostischen und therapeutischen Erwägungen unterstellt. Prognose und Therapie, also praktische Zwecke, sind es, nach denen die Arbeit der Klinik orientiert ist; ihre psychologische Leistung, die Stellung der Diagnose, dient nur der Erreichung dieser Zwecke. Die Diagnose der Psychiatrie ist also nichts anderes als ein Schema des Praktikers; und die Diagnostik besteht aus zwei Akten, der Auffindung der Symptome und ihrer Verbindung.

Bereits hier stoßen wir nun auf eine Reihe außerordentlich schwieriger Fragen. Die nächstliegende ist diejenige, welche sich aus der vorwiegend seelischen Natur dieser »Symptome« und der Tatsache, daß sie eben Symptome sind, d. h. auf eine Krankheit hindeuten, ergibt. Noch vor Griesinger hat der scharfsinnige Spielmann[1]) hierfür den befriedigenden methodologischen Standpunkt gefunden: »Der Geisteskranke ist ein Kranker, wie jeder andere Kranke. Er ist hirnkrank, aber nicht die Symptome gestörter Sensibilität oder Motilität charakterisieren ihn, sondern er fällt durch die Störung seiner psychischen Leistungen in die Klasse der Kranken. Wir haben es also, doch nicht allein, mit psychischen Störungen zu tun ... Die zeitgemäße und eigentliche Aufgabe einer Diagnostik der psychi-

[1]) Diagnostik der Geisteskrankheiten. Wien 1855. Vff.

schen Störungen wäre die Beantwortung der Frage: welche Hirnveränderungen bedingen die Erscheinungen am Geisteskranken? . . . Aber so schwer sich die stoffliche Diagnose entbehren läßt, das Verständnis des Irren hinge doch von der sichersten noch lange nicht ab. Besäßen wir eine solche, wir würden aus der Hirnstörung allein doch nicht folgern und erklären können, warum der Kranke eben diese Wahnvorstellungen hatte oder jene blutige Tat verübte, und warum der andere nicht mit dem gleichen Hirnbefund? Alle Fragen, welche die Verfassung der psychischen Vorgänge angehen, finden ihre Lösung nur in der Erkenntnis der inneren Gesetzmäßigkeit derselben. . . Nur eine symptomatische Diagnose als Phänomenologie der Störungen ist möglich. Wir beobachten am Irren Erscheinungen; sie gehen von psychischen Vorgängen aus, wir schließen von jenen auf diese, und finden sie gestört.«

Ist die psychologische Diagnostik heuristisch oder theoretisch begründet?

Hiermit wäre bereits betont, daß schon zur praktischen Diagnostik in der Psychiatrie psychologische Arbeit auf der Basis eines psychologisch-theoretischen festen Besitztums (»Erkenntnis der inneren Gesetzmäßigkeit«) unumgänglich ist, ja daß diese das Wesen der Diagnostik ausmacht. Es ließe sich zwar — und das ist seit Westphal die unausgesprochene Regel — die Meinung vertreten, als wäre das der Diagnostik unterliegende psychische Material hinsichtlich dessen, was Spielmann sein »inneres Gesetz« nannte, praktisch völlig bedeutungslos. Es käme dann, bei der epiphänomenalen Stellung des psychischen Materials, lediglich darauf an, wie weit sich an ihm Merkmale heraussondern lassen, welche Anzeichen für diese oder jene Prognose, diesen oder jenen ferneren Krankheitsverlauf sind, Anzeichen rein äußerlicher Art, bei denen der Grund ihres Zeichenseins nicht einsichtig ist. Die Diagnose bestände dann in der Auswahl, Zusammenfassung und Ordnung derartiger Zeichen unter ein adäquates vorgegebenes Schema.

Indessen vermag der Grund der Geltung und Berechtigung eines derartigen diagnostischen Schemas selber und seiner einzelnen Krankheitsabgrenzungen seinerseits wieder ein Problem zu bilden, welches noch in einem anderen und tieferen Sinne besteht, als er durch die äußerlich-zweckhafte und so wandelbare Heuristik der klinischen Forschung beantwortet wird. Man kann nämlich fragen, ob die einzelnen seelischen »Symptome« und »Symptomkomplexe« ihrer Seinsweise, Struktur, Dynamik, kurz ihrem Wesen[1]) nach aus dem Charakter der betroffenen Persönlichkeit und deren individueller Sonder-

[1]) Wesen ist hier wie überall kantisch verstanden: als »das innere Prinzip alles dessen, was zur Möglichkeit eines Dinges gehört« (Metaphys. Anfangsgr. d. Naturwiss. 1786, Vorrede).

artung als Erlebensformen, Entwicklungen oder Reaktionsweisen sich restlos psychologisch herleiten lassen, oder ob sie ihrem psychologischen Wesen nach einen Ausdruck für das Vorliegen eines die Persönlichkeit zerstörenden, destruktiven Prozesses seelisch-geistigen Abbaus bilden. Liegt ein solcher Prozeß vor, so vermag auch auf dessen Äußerungsweisen und die Weisen ihres Erlebens der bereits veränderte Persönlichkeitsrest noch adäquat mit seinem eigenen seelischen Besitzstande zu reagieren; und so kompliziert sich die Frage: was an den psychischen Vorgängen in einem Kranken erwächst primär aus der Artung der Persönlichkeit? Was ist Prozeßsymptom? Was ist sekundäre Reaktion der veränderten Persönlichkeit auf die subjektiven Auswirkungsweisen des Prozesses? Fragen dieser Art zum ersten Male bewußt gestellt und zur Aufklärung des inneren Gesetzes in einem Teilgebiet von Prozessen, welches er als Paranoia zusammenfaßt, gemacht zu haben ist eines der Verdienste von Wernicke[1]). Neuerdings hat Jaspers[2]) diese Fragestellung in modifizierter und allgemeinerer Form wieder aufgenommen.

Das Kriterium des Symptomatischen ist nicht zufällig.

Nimmt man nämlich an, daß ein Gesetz bestehe, wonach sich der prozeßartige, destruierende Abbau der Persönlichkeit — mag er nun somatisch bedingt sein oder nicht — an der Struktur der durch ihn gesetzten seelischen Bildungen, und damit auch an der Weise ihrer Bewußtwerdung, ihres Erlebnischarakters, mit psychologischer Notwendigkeit auswirken müsse, — so wird hiernach grundsätzlich zum rein psychologischen Problem, was aus der individuellen Mannigfaltigkeit psychotischer Bilder zum Symptom zu machen sei; und Kriterium dafür wird eben der Charakter der Bedeutsamkeit und des Hinweises irgendwelcher vorkommender psychischer Bildungen auf ihre psychologisch notwendige Ableitung aus der prozeßhaften Natur psychischen Abbaus. Dabei bleibt eine zunächst offene Frage, ob sich das innere Gesetz, welches wir hier zwischen destruktivem Prozeß und psychischem Symptom supponieren, erkennen und bestimmen läßt, oder ob wir nur hinreichende Merkmale für sein Bestehen haben, ohne es selbst zu kennen. Und ganz genau ebenso liegen die Dinge

[1]) Grundriß d. Psych. Leipzig 1896. S. 112ff., S. 146. Die — bei ihm assoziationstheoretisch fundierte — Sejunktion in der akuten Geistesstörung ist das psychologische Wesen des Ausfalls, des »Zerfalls der Individualität«. Von ihr hängen »nach innerem Gesetz« ab die gestörte »sekundäre Identifikation« und die als »Reizerscheinungen« aufzufassenden Halluzinationen, »autochthonen« und beziehungswahnhaften Ideen. Der »Erklärungswahn« ist hingegen »nur als die Reaktion eines normal funktionierenden Gehirnmechanismus auf die einmal gegebene inhaltliche Veränderung« aufzufassen (S. 137), wogegen die Erinnerungsfälschungen und der »retrospektive Beziehungswahn« zwar an sich normale reaktive Korrekturvorgänge, aber auf der Basis der bereits krankhaft veränderten Persönlichkeit (S. 141) sind. Alle Einzelheiten hieran sind irrig; das Prinzip ist richtig.

[2]) Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 1910. S. 602—615.

für diejenigen Symptome, welche aus dem inneren Gesetz der sie produzierenden Persönlichkeit notwendig ableitbar sind. Daher wir umgekehrt aus der wirren Mannigfaltigkeit eines psychotischen Bildes dasjenige herausheben und zum Symptom machen werden, was uns ein Hinweis auf die Sonderartung der Persönlichkeit ist, aus welcher es gesetzmäßig erwuchs.

Es ist nur aus psychologischer Theorie zu entwickeln.

Diese Probleme setzen zu ihrer Lösung die Möglichkeit der Feststellung des Vorliegens derartiger innerer Gesetze voraus. Damit fordern sie psychologische Theorie. Um deren Notwendigkeit zu erweisen, wurden diese Fragen gestreift. Der reine Kliniker steht, wenn er wirklich einmal das Verhältnis von Symptom und Krankheit im Psychischen so durchdenkt, wie dies vor 60 Jahren Spielmann tat, vor einer ihm paradox erscheinenden Umkehrung lieb gewordener Gedankengänge: nicht mehr irgendein unbewiesener und dogmatisch aus oberflächlicher heuristischer Sammelarbeit abgeleiteter klinischer Begriff von Krankheiten[1]) bestimmt, was am seelischen Bilde Symptom zu sein hat, ohne daß diese Bestimmung einsichtig wäre. Sondern umgekehrt: das psychotische Gesamtbild tritt in das Zentrum der Beobachtung; und psychologische Arbeit holt aus ihm heraus, was mit psychologischer Notwendigkeit zum Hinweis auf das Zerstörtwerden oder das Erhaltenbleiben der geistigen Persönlichkeit zu dienen vermag. Und danach teilen sich dann symptomatologische Zusammenfassungen einsichtiger Art ab. So gelangen wir in denkerisch undurchbrochener Folge bis zu echten, wenn auch nur symptomatischen, Krankheitsbildern, welche wir dann ihrerseits an pathogenetischen und andersartigen nosologischen Erfahrungen zu verankern die Aufgabe haben, um so zu realen Krankheitseinheiten zu streben.

Das Problem des Wissens von fremdem Psychischen.

Aber nehmen wir diese hier gestreiften Fragen nach den Kriterien des Symptomcharakters und den Rechtsgründen symptomatischer Bedeutsamkeit für die einzelnen Klassen psychopathologischer Strukturen hier einmal als gelöst an. Damit sind die Probleme der Diagnostik noch keineswegs aus der Welt geschafft. Gegeben sind uns doch nur Äußerungen und Handlungen unserer Kranken. Allein jene Äußerungen und Handlungen sind der Ausdruck eines vom

[1]) »Paranoia«, »Dementia præcox«; oder mit völlig gleicher Berechtigung auch frühere: »die Verwirrtheit oder allgemeine Verrücktheit (Démence)«, »die Tobsucht«, »der Wahnsinn« — Griesinger, »deuteropathische Encephalopathie« — Flemming, »dämonomane Form des attonischen Wahnsinns«, »degenerativer hysterischer Blödsinn« — Schüle, »Delirium acutum« der Franzosen — und viele andere, gleich »wertvolle« Erfindungen wohl gemerkt unserer hervorragendsten Forscher — was ist von ihnen übrig geblieben?

unseren abweichenden Seelenlebens; und es ist eine grundsätzliche Frage, inwiefern wir ihnen seelisches Geschehen zugrunde legen dürfen, das wir nach Analogie unseres eigenen strukturieren. Andererseits haben wir kein Mittel zum psychologischen Verständnis unserer Kranken als unsere eigene innere Erfahrung, obwohl wir wissen, daß ihr Gegenstand, das eigene Ich, grundsätzlich anders geartet ist als das fremde Ich, dessen kranke Äußerungen es auf ein adäquates Geschehen zurückzuführen gilt. Es liegt also schon in der tatsächlichen Feststellung des seelischen Geschehens in jedem einzelnen Fall — der von unwiederholbarer Individualität ist, eine Schwierigkeit, deren Überwindung die Lösung zweier Fragen voraussetzt: Was kann ich von fremden Ichen wissen? und wo liegt der Rechtsgrund dieses Wissens? und ferner inwieweit ist die Krankheit oder das was wir so nennen, eine einschränkende Bedingung für dieses Wissenkönnen? Welche seelischen Ablaufgesetze sind allgemein gültig und übertragbar? Welches sind die Kriterien dieser Übertragbarkeit?

Wir halten diese beiden Fragen für lösbar, geben aber ihre systematische Lösung nicht hier, sondern an späterer Stelle[1]). Auch ihre Beantwortung ist Sache einer psychologisch-theoretischen Untersuchung.

Psychologisches Gesetz und symptomatische Analyse.

Das zweite Problem, welches den Weg bis zur Diagnostik versperrt, liegt in folgendem: haben wir uns der individuellen Vorgänge in einem Kranken versichert, so muß die Aufklärung ihres Mechanismus, ihrer inneren Gesetzmäßigkeit, oder doch mindestens dessen, was an ihr bedeutsam und symptomatisch ist, folgen. Hierbei ist völlig verschieden, was im Erleben für die Individualität des Kranken wichtig ist, und was im Hinblick auf die oben als gültig vorausgesetzten Kriterien des Symptomatischen wichtig ist. Es trennt sich also hier die gleichsam menschliche Seite psychologischer Analyse von der diagnostischen Symptomanalyse. Beides sind aber ärztliche Aufgaben und beide sind ärztlich notwendig; beides sind zugleich wissenschaftliche Aufgaben. Beide setzen ebenfalls psychologische Theorie voraus; die erste Aufgabe erfordert eine Dynamik psychischer Inhalte und Zusammenhänge, die zweite eine Typik und Analytik phänomenologischer Strukturen.

Wir sehen also, daß die einfachste Arbeit klinisch-diagnostischer Praxis und ärztlich miterlebender und beeinflussender Einstellung bei den Geistesstörungen eine psychologisch theoretische Bestimmung der psychischen und pathopsychischen Phänomene erwünscht und notwendig erscheinen läßt. Und die gesamte Lage der gegenwärtigen Psychiatrie zeigt deutlich, daß eine solche theoretische Grundlegung

[1]) Vgl. S. 396ff.

für sie höchst wertvoll sein könnte. Die Unsicherheit im heutigen Betriebe unserer Wissenschaft entspricht zum nicht geringen Teil der Unsicherheit der logischen und theoretischen Grundlagen der symptomatologischen Psychologie. Mag der einzelne Psychiater der Kenntnis dieser Grundlagen entraten können: er benützt doch die auf ihr beruhenden, durch sie erst sichergestellten Begriffe fortwährend, wenn sie ihm gleich nicht deutlich und in ihrem theoretischen Zusammenhange gegenwärtig zu sein brauchen. Es ist daher geboten, im folgenden diese theoretische Fundamentierung einmal gedanklich vorzubereiten[1]).

Praktische Grenzen der Tragweite theoretischer Psychologie.

Von einer solchen vorbereitenden Grundlegung der psychologischen Theorie dürfen wir andererseits auch nicht zu viel erwarten. Vergessen wir nie, daß es sich in unserem Wissensgebiet um eine Erfahrungswissenschaft handelt; jeder Erkenntnisfortschritt wird hier, soweit er materialer Art ist, immer nur von der Einzelforschung kommen. Aber es wird nicht gleichgültig für die Bewährung ihrer Leistungen als wirklicher Fortschritte und Wissensbereicherungen sein, einen Maßstab dafür zu besitzen, an welchen Grundsätzen das wissenschaftliche Erfahren, dem die angeblichen Einzelfortschritte zu verdanken sind, orientiert und mit welchen Methoden und unter welchen Kautelen es errungen wurde. Von den vorbereitenden Grundlegungen einer psychologischen Theorie dürfen wir die abstrakte Aufstellung der im psychologischen Erfahrungsgebiet gültigen Grundsätze erwarten, sowie eine prinzipielle und formale Klärung der Rechtsgründe und Tragweite der einzelnen in ihm anwendbaren Methoden. Wir dürfen ferner allgemeine Kriterien einschränkender Art von ihr erwarten, welche sich auf die Richtigkeit irgendwelcher materialer Hypothesen erstrecken und diese sowohl hinsichtlich ihrer formalen und logischen Zulässigkeit als auch ihrer inhaltlichen Vereinbarkeit mit dem wissenschaftlichen Ganzen unseres Erfahrungsgebietes prüfen.

Die Zersplitterung der psychologischen Theoretik ist kein Argument gegen deren Notwendigkeit.

Die Grundlegung psychologischer Theorie, welche es aufzustellen gilt, kann nur entwickelt werden als folgerichtiger Ausbau einer philosophischen Gesamtanschauung. Die Zersplitterung der gegenwärtigen Psychologie, welche wir in der vorigen Abhandlung skizziert

---

[1]) Wir setzen uns für die Psychiatrie also die gleiche Aufgabe, welche sich etwa Natorp (Allgemeine Psychologie. Tübingen 1912) für die Psychologie gestellt hat; die einer »Revision der Fundamente« »nach kritischer Methode«, einer »Philosophie der Psychologie« (l. c. S. IV).

haben, entspringt großenteils aus dem Widerstreit der auf sie angewandten allgemeinen philosophischen Grundsätze einzelner Schulen. Der idealistische Transzendentalismus bildet andere psychologische Theorien (Natorp, Rickert) als die Aristotelisch-Thomistischen Philosophenschulen, die auch wieder untereinander abweichen (Husserl, Stumpf, Brentano); die Spielarten des verschleierten empiristischen Realismus (Wundt, Külpe) bilden andere Theorien als der empiristische Panpsychismus (Mach, Ziehen)[1]). Und innerhalb der einzelnen philosophischen Grundanschauungen gibt es dann noch individuelle Variationen in den Formulierungen und Begründungen der einzelnen Forscher. Das wäre nun belanglos, wenn es nicht in schwerwiegendster Weise auch auf die Gesichtspunkte und Methoden des Forschens überstrahlte. Die methodologischen Rechtsgründe Husserlscher Behauptungen aus »eidetischer Intuition« sind natürlich völlig andere als die angeblich apriorischen Befunde reinen Denkens in der Lehre vom Ich und Bewußtsein eines Natorp; die Ableitungen etwa des Ziehenschen empiristischen Positivismus über »ϱ-Bestandteile« und »ν-Komplexe« der »ν und ε-Komponenten«, die zur Leugnung von Ich, Wille, Akt, Bewußtsein und zur Leugnung des Unterschiedes von Materiellem und Psychischem führen und bei aller ihrer positivistischen Vorsicht und Exaktheit in ihren Ergebnissen nichts anderes sind als ein verklausulierter Nominalismus, sind etwas völlig anderes als die Ergebnisse der methodischen Prinzipien Wundts oder Brentanos. Und selbst im Gebiete experimenteller Einzelforschung, wo es anscheinend gar keine Uneinigkeiten geben dürfte, beginnt der Streit der Grundsätze, sobald es sich um die Voraussetzungen und die Deutung der Befunde handelt.

Eine psychologische Theorie aber muß die richtige sein. In der wissenschaftlichen Erkenntnis eines Gegenstandsgebietes kann es nur eine Wahrheit geben; eine aber muß es geben.

So scheint es denn, als ob wir die Aufführung einer psychologischen Theorie dadurch vorbereiten müßten, daß wir alle übrigen bestehenden und möglichen Theorien dieser Art zunächst zu widerlegen hätten. Die materiale Einzelforschung, welche diese Zersplitterung sieht, kommt zu der Konsequenz, alles »theoretische Gerede« überhaupt zu verwerfen als unfruchtbare und nie zu Ende führende Streiterei. Die Notwendigkeit einer psychologischen Theorie ist aber von derartigen vulgären Meinungen völlig unabhängig. Wer sie nicht einsieht, wer sich nicht bemüht, seine Einzelarbeit in den Rahmen des Ganzen an die ihr zukommende Stelle einzuordnen und sich den Richtmassen dieses Ganzen zu unterwerfen, der leistet unersprießliche Arbeit. Die Notwendigkeit der Theorie lehren uns zwei Worte Kants: »Wo die Schranken unserer möglichen Erkenntnis sehr enge, der Anreiz zum Urteilen groß, der Schein, der sich darbietet, sehr be-

[1]) Für die Psychiatrie denke man hier überdies noch an die Unzahl krauser »psychophysiologischer«, »hirndynamischer«, »molekularmechanischer« Theorien des Psychischen.

trüglich, und der Nachteil aus dem Irrtum erheblich ist, da hat das Negative der Unterweisung, welche bloß dazu dient, um uns vor Irrtümern zu verwahren, noch mehr Wichtigkeit als manche positive Belehrung«[1]). Und ferner: »Es ist schon ein großer und nötiger Beweis der Klugheit oder Einsicht zu wissen, was man vernünftigerweise fragen solle . . . denn sonst . . . hat die Frage bisweilen noch den Nachteil . . . den belachenswerten Anblick zu geben, daß einer, wie die Alten sagen, den Bock melkt, der andere ein Sieb unterhält«[2]). Nur eine kritische Untersuchung über die Möglichkeit und Kriterien dessen, was man »fragen dürfe«, was in einer Wissenschaft gewußt zu werden vermag und zur Erlangung des Wissens notwendige Voraussetzung zu sein hat, also die kritische Klärung der Grundsätze und Methoden, der Geltung und der Forschungsmaximen enthebt die Wissenschaft der Gefahr dieses »belachenswerten Anblicks« . . .

Philosophischer Ausgangspunkt der psychologischen Theorie.

Wir denken nun gar nicht daran, das Geschäft einer Widerlegung sämtlicher anderen allgemein-philosophischen Anschauungen hier auch nur zu versuchen. In den Abhandlungen des ersten Teiles haben wir die verschiedenen prinzipiell möglichen allgemeinphilosophischen Stellungnahmen zum Erkenntnisproblem überhaupt systematisch durchgeprüft. Wir sind zu dem Schlusse gekommen, daß nach unserer Überzeugung das Fundament des kritischen Idealismus, welches Kant und über ihn hinaus Fries gelegt und ausgebaut hat, die allein mögliche Basis sein kann, auf welcher jedes wissenschaftliche und systematische Erkennen zu stehen hat. Und wir berufen uns auf das dort Gesagte, wenn wir unsere theoretischen Erwägungen auf diesem Fundamente aufzurichten unternehmen. Ein Versuch dazu ist bereits einmal von Meyerhof gemacht worden[3]). Gegen seine ausgezeichnete Arbeit, der wir vieles verdanken, läßt sich vielleicht nur das Eine einwenden, daß sie sich allzu enge an die psychologischen Meinungen unserer philosophischen Führer anschließt, auch da, wo wir dies im folgenden nicht tun, und daß infolgedessen materiale und auch grundsätzliche Errungenschaften der modernen Forschung, wie die Phänomenologie und die Funktionspsychologie, nicht voll zu ihrem Recht, nämlich zu einer Einbeziehung unter die theoretischen Obersätze Kant-Friesscher Lehre, gelangen.

Wir unsererseits glauben, durch eine Reihe genau begründeter theoretischer Erwägungen und Feststellungen wirklich zum ersten Male eine Synthese vollziehen zu können zwischen den Errungenschaften der modernen Forschung und den alten Kantischen Grund-

[1]) Kritik d. r. V. 1781. S. 737.
[2]) Kritik d. r. V. 1781. S. 82.
[3]) Beiträge zur psychologischen Theorie der Geistesstörungen. Göttingen 1910.

lagen. Erstere verlieren dabei ihre theoretischen Fehler, letztere ihren unpsychologischen Intellektualismus und ihre leere logische Schematik. An Stelle der früheren Kluft zwischen klassischer und moderner Psychologie wird eine Einheit angestrebt, in welcher beide ihre Stütze und Verankerung finden. Damit glauben wir in der Tat Neues zu geben, welches noch jenseits alles »unfruchtbaren Scharfsinns« für den Fortgang der praktischen Forschung von Gewinn zu werden vermag. Besonders hoffen wir dies von unseren neuen Erörterungen des Problems der psychischen Kausalität.

2. Allgemeine Grundlegung der Wissenschaftstheorie des Psychischen. Beginn der Kategorienlehre für die Psychologie.

Wissenschaftstheorie und Kritik der Erkenntnis von Psychischem.

Theoretisch nennen wir alle Bestimmungen, welche sich in einem Erkenntnisgebiet nicht auf die in ihn erkannte gegenständliche Materie erstrecken, sondern auf die Art und Weise des Erkennens dieser Materie. Wir unterscheiden hierbei die Untersuchungen über die zum Zweck der Erkenntnis angewandten Methoden der Beobachtung und die Untersuchungen der gedanklichen Bearbeitung des Beobachteten auf ihre Richtigkeit und Tragweite. Diese muß in einer nicht bloß durch den Gegenstand, sondern auch durch die Natur des Denkens selber und ihre Gesetze gegebenen Grundlage wurzeln, und aus ihr begründet werden. Die Gesetze, welche aus der Form des Denkens selber notwendig entspringen, sind die der Logik; und insofern sich die Denkvollzüge ihrer Form nach an die Natur der jeweils bearbeiteten Materie anzupassen haben, gehört die Untersuchung der angewandten Logik oder der Methodologie in einem weiteren Sinne, als es der oben gegebene Begriff von Methodenlehre war. Ihre Voraussetzung ist aber eine Untersuchung über die allgemeinen Grundlagen und die Gültigkeit des Erkennens in dem betreffenden Gegenstandsgebiete überhaupt.

Die Psychologie nun ist eine Erfahrungswissenschaft und unterliegt, im Hinblick auf die zuletzt genannte Untersuchung ihrer Erkenntnisgrundlagen überhaupt, den Bestimmungen, welche für alle Erfahrungswissenschaft zu gelten haben. Den Gegenstand der Erfahrung — und zwar jeder möglichen Erfahrung — nennen wir mit Kant Natur, und verstehen darunter den Zusammenhang der Erscheinung ihrem Dasein nach unter notwendigen Gesetzen.

Nun haben wir bereits in der ersten Abhandlung dieses Buches darauf hingewiesen, daß eine metaphysikfreie Naturwissenschaft unmöglich ist. Nach unserer Definition der Psychologie ist diese eine Naturwissenschaft: Sie sucht das Dasein der ihren Gegenstand

bildenden Erscheinungen unter notwendigen Gesetzen zu begreifen. Mithin muß zur theoretischen Bestimmung der Grundlage und der Geltung ihrer Erkenntnisse eine Metaphysik für sie vorausgesetzt werden.

Wir verstehen unter dieser Metaphysik nicht irgendwelche mystischen oder transzendentalen Bestimmungen etwa über das Wesen der Seele als übernatürliches Dasein, als »Absolutes« oder als »reines Sein« o. dgl. Indem wir eine theoretische Bestimmung der Psychologie als Wissenschaft versuchen, wollen wir vielmehr gerade derartigen phantastischen Träumereien, die aller gesunden Naturforschung Hohn sprechen würden, den wissenschaftlichen Boden völlig entziehen. Wir gehen von der bereits in der genannten ersten Abhandlung festgestellten Tatsache aus, daß die Notwendigkeit und Gültigkeit der allgemeinen Gesetze und Bestimmungen nicht in der Beobachtung wurzeln kann, denn diese zeigt immer nur einzelnes und dem Dasein nach Zufälliges. Sie ist aber auch nicht bloß formal-logischer Art. Sie enthält vielmehr auch materiale Bestimmungen allgemeiner Art, welche den Charakter der Notwendigkeit und allgemeinen Gültigkeit erst an die Materie herantragen. Diese stammen aus rationalen Grundsätzen, welche den aufgestellten Gesetzen zugrunde liegen und durch ein regressives Abstraktionsverfahren faktisch aus ihnen nachgewiesen werden können. Kant hat dieses Verfahren in seiner transzendentalen Analytik zuerst in heute noch unwiderlegter Weise für alle mögliche Erfahrungserkenntnis durchgeführt. Er nennt diese Grundsätze synthetische Urteile a priori aus Begriffen, und ihre Darstellung Metaphysik.

Nun ist mit dem Terminus Metaphysik bei den bekanntesten Nachfolgern Kants, insbesondere bei Fichte, Schelling und Hegel ein derartiger spekulativer Mißbrauch getrieben worden, daß der eigentlich kantische Begriff der Metaphysik von diesen »Kantianern« in unerhörter Weise entstellt uns überkommen wird. Hinzukommt, daß auch der vorkantische Rationalismus jenen spekulativen Begriff von Metaphysik hat, welcher ihm an sich methodisch nicht anzuhaften brauchte. Dies hat auf das Bewußtsein der gegenwärtigen Forschung einen solchen Einfluß gehabt, daß der Begriff Metaphysik bei der exakten Forschung, mit welcher allein wir uns bei unserem Unternehmen verbunden fühlen, in Mißkredit gekommen ist. Um unseren Begriff des hier gemeinten Problemgebiets in dem Sinne, den wir ausschließlich damit verbinden würden, von allen jenen spekulativen Belastungen zu befreien, werden wir im folgenden den entwerteten Terminus Metaphysik vermeiden[1]). Dasjenige, was wir oben als besonderes Problemgebiet aufgezeigt haben, werden wir durch den Terminus »Wissenschaftstheorie« zusam-

[1]) Wir machen damit nur eine sprachliche, keinerlei theoretische Konzession an einen positivistisch verbogenen Zeitgeist, wie wir ausdrücklich betonen. Wir tun das aus didaktischen Gründen, um nicht durch ein (freilich zu Unrecht) verpöntes Wort der Sache zu schaden.

menfassen. Mit diesem meinen wir also in ganz exakter und eindeutiger Weise das Gebiet synthetischer Urteile a priori aus Begriffen.

Aus der Zergliederung des Begriffes der Natur ergeben sich also zweierlei Elemente der Naturerkenntnis: empirische und rationale. Diese werden in der Theorie verbunden. Theorie ist Erklärung von Tatsachen aus allgemeinen Gesetzen. Sie setzt also zweierlei voraus: die Tatsachen und die allgemeinen Gesetze. Die Verbindung beider hat in der Theorie stattzufinden. Die Tatsachen, und alles, was in bezug auf ihre theoretische Bestimmung ihnen immanent ist, aus ihnen hergeleitet wird, ergeben den Gehalt der Psychologie als Wissenschaft. Alles andere gehört der Form der Wissenschaft an. Diese Form, oder richtiger diese Formen, lassen sich auf jene Grundsätze allgemeinster rationaler Art zurückführen, welche aus einer Wissenschaftstheorie des Psychischen entnommen werden müssen. Die Darstellung dieser Grundsätze für die Erkenntnis des Psychischen ist die besondere Aufgabe einer Wissenschaftstheorie des Psychischen, welche nicht eigentlich mehr zur Psychologie als Erfahrungswissenschaft gehört, aber von dieser zu ihrer eigenen Möglichkeit vorausgesetzt wird. Die Auffindung und Begründung dieser Grundsätze in ihrem Grundsatzcharakter ist das Geschäft der Vernunftkritik, eines Teilgebietes der Kritik psychologischer Erkenntnis überhaupt. Die Erkenntniskritik aber ist eine Erfahrungswissenschaft: ihr Gegenstand ist das Erkennen, so wie es wirklich ist und in der Erfahrung vorliegt. In dieser Feststellung sehen wir die wichtigste methodologische Leistung von Fries. Und wir wiesen im ersten Teile dieses Buches schon nach, wie die rationale Geltung mancher Erkenntnisse mit der Tatsache, daß diese Erkenntnisse zu Gegenständen eines Erfahrens zu werden vermögen, nicht in Widerspruch gerät[1]).

Theorie und Phänomenologie. Arten der Theorie.

Wir müssen hier noch etwas genauer werden, um ganz klar zu machen, was wir uns für Aufgaben setzen, wenn wir von theoretischen Bestimmungen in der Psychologie handeln und die Grundlegung dieser theoretischen Bestimmungen hier in Angriff nehmen wollen.

Das Material einer Wissenschaft vom Psychischen, »die Tatsachen«, von welchen vorher die Rede war, stellt sich uns als ein Geschehen und Sichereignen in der Zeit dar. Ob, wie und wodurch wir dies Geschehen in seiner Vereinzelung und Mannigfaltigkeit so, wie es sich wirklich ereignet, zu erfassen vermögen — diese Frage berührt ein Gebiet von Problemen, welches einer besonderen Behandlung und Durcharbeitung bedarf. Fassen wir den Inbegriff

[1]) Vgl. hierzu und zum folgenden außer Meyerhof l. c. insbesondere Fries, System der Metaphysik. 1824. S. 392 ff., Neue Kritik der Vernunft. Bd. 2, ferner Heinrich Schmid, Versuch einer Metaphysik der inneren Natur. 1834.

dieses Geschehens in der Weise, wie es für dies Erfassen gegeben ist, dessen Art und Geltung jenes Problemgebiet in sich schließt, unter dem landläufigen Begriff der psychischen Phänomene zusammen, so gehört jenes Problemgebiet zur Lehre von den psychischen Phänomenen oder zur psychischen Phänomenologie. Unter dieser wird also zunächst nur die Untersuchung darüber verstanden werden dürfen, wie und wodurch uns psychische Tatsachen gegeben werden. Diese Untersuchung ist ein Teilgebiet der Untersuchung psychologischer Erkenntnis überhaupt. Sie wird zwar vorwiegend mit den Mitteln der Selbstbeobachtung in Angriff zu nehmen sein, läuft aber ihrem eigentlichen Ziele nach auf allgemeine Statuierungen darüber hinaus, ob und inwieweit unseren Erfassen psychischer Tatsachen als solcher, welches ja ihre eigentliche Fragestellung ausmacht, Erkenntnischarakter zuzuschreiben ist. Hierzu kommt nun noch ein zweites Problem: das Problem der Beschreibbarkeit dieser psychischen Tatsachen, das Problem unserer Fähigkeiten und Möglichkeiten, Weisen und Gültigkeiten einer Beschreibung dieser psychischen Tatsachen, das Problem der Angemessenheit dieser Beschreibung an die Tatsächlichkeit dieser Tatsachen, sowie der Kriterien für diese Angemessenheit.

Dieses ganze Problemgebiet handelt also nicht von den psychischen Tatsachen selber, nicht sie sind seine Gegenstände, sondern es handelt von unserer »Erkenntnis«, von den in uns gegebenen Möglichkeiten und Weisen, psychische Tatsachen zu haben, zu erfahren und zu beschreiben. Wir klären die Termini Erfahren und Beschreiben an dieser Stelle nicht weiter begrifflich: daß das genannte Problemgebiet tatsächlich besteht, dies aufzuweisen ist der einzige Zweck dieser Ausführungen.

Wir sagten vorhin: die Tatsachen werden von der Theorie vorausgesetzt. Dies Problemgebiet, welches wir eben umschrieben haben, wird also für eine Theorie des Psychischen als gelöst vorweggenommen. Es fällt außerhalb der eigentlichen Theorie des Psychischen, deren Grundlegung wir hier allein intendieren.

Wir schoben die Bearbeitung dieses Problemgebiets der psychologischen Phänomenologie zu. Wir sagen über deren Beschaffenheit, Methode und Geltungsfundament vorerst nichts aus, was präjudizierend wirken könnte. Wir halten uns an den oben angegebenen Zweck, den wir für die Phänomenologie bezeichnet haben; und wenn wir daher im folgenden von Phänomenologie reden oder auf die von uns gemeinte Disziplin Phänomenologie verweisen, so meinen wir immer eine »an das immanent Wesentliche sich bindende Deskription psychischer Phänomene«[1]).

Wir sagen damit nicht, daß diese vorausgesetzte Phänomenologie, welche wir in einem späteren Hauptabschnitt dieses Buches

[1]) Also nur das, was Husserl »empirisch gerichtete«, »psychologische« Phänomenologie nennt, Ideen usw. Jahrbuch f. Philos. u. phänomenolog. Forschung. Bd. I. 1913. S. 171.

behandeln werden, von der Theorie, deren Grundlegung wir hier unternehmen wollen, völlig abtrennbar ist. Es liegt schon im Wesen der Beschreibung, daß die zu beschreibenden Tatbestände in gewisser Weise modifiziert werden müssen, um beschrieben werden zu können. Diese Modifikationen bestehen in der »Heraushebung« des »Wesentlichen«, im »Absehen« vom »Unwesentlichen«. Letzten Endes führt der Vollzug dieser Modifikationen zur Reduktion der Phänomene auf »Begriffe«. Die modifizierenden Maßnahmen, welche wir hier als Herausheben und Absehen bezeichnet haben, sind besondere psychische Vollzüge, sie bedürfen besonderer Klärung; man faßt sie unter den landläufigen Namen der Abstraktion zusammen. Wenn wir im folgenden diesen Ausdruck Abstraktion gebrauchen werden, so meinen wir die genannten modifizierenden Vollzüge, ohne uns hinsichtlich ihrer umstrittenen Art und Natur festzulegen. Es ist klar, daß diese Vollzüge, um zu Erkenntnissen zu führen, um den Phänomenen, in bezug auf die sie vollzogen werden, hinsichtlich ihrer »Wesentlichkeit« zu entsprechen, nach besonderen Kriterien zu erfolgen haben. Diese Kriterien und Gesichtspunkte müssen erst aufgefunden werden. Wir werden später sehen, daß sie von den wissenschaftstheoretisch dargestellten Grundsätzen des betreffenden Erkenntnisgebiets als regulative Maximen geliefert werden. Es ist jedenfalls soviel einleuchtend, daß hier an die phänomenologische Disziplin sich eine zweite Disziplin anzuschließen hat. Diese hat die beschreibende Ordnung der erfaßten psychischen Tatbestände zum Gegenstand. Sie beschäftigt sich mit den Weisen der Abstraktion, ihren Kriterien und den Geltungsgrundlagen dieser Kriterien. Wir erhalten durch ihren Ausbau eine systematische und klassifikatorische ontologische Theorie der psychischen Phänomene. Wir bezeichnen diese Disziplin als abstraktive oder analytische oder deskriptive oder ontologische Theorie des Psychischen.

Auch hierbei ist zu betonen, daß man sorgfältig zu unterscheiden hat zwischen der Untersuchung unserer Erkenntnismittel in bezug auf die in dieser Richtung liegende Bearbeitung psychischer Phänomene, und andererseits der Bearbeitung der psychischen Phänomene zur ontologischen Theorie selber. Gegenstand der erstgenannten Fragestellung sind nicht die psychischen Phänomene, sondern unsere Erkenntnis von ihnen. Im kantischen Sinne wäre dies eine kritische Wissenschaft, und erst nach ihrer Bearbeitung ist die analytische Theorie der Phänomene selber möglich. Nun ist allerdings in der Praxis, worunter wir hier die Sicherung von Erkenntnis des Psychischen verstehen, sehr schwierig, diese beiden verschiedenen Fragestellungen völlig getrennt abzuhandeln. Die Verwirklichung der Erkenntnis selber, also der Theorie, ist ja die eigentliche Aufgabe. Wenn wir also auch die kritische Einstellung stets in den Vordergrund unserer Untersuchungen zu stellen haben, so werden wir doch, um »praktisch« nicht völlig steril zu bleiben, in der Darstellung nicht umhin können, die grundsätzlich geforderten

scharfen Grenzlinien zwischen kritischer und theoretischer Fragestellung an vielen Orten zu verwischen. Unser Hauptziel bleibt immer, die Ergebnisse der deskriptiven Theorie des Psychischen in ihrem Erkenntnischarakter zu sichern und zu begründen. Wir können dabei nicht nur von Sicherung und Begründung reden, ohne auch einen Blick auf die Ergebnisse selber fallen zu lassen.

Die deskriptive Theorie ist aber nicht Selbstzweck, sondern nur vorbereitende Stufe der eigentlichen Erklärung, d. h. der vollständigen Bestimmung der Bedingungen, welche zur Wirklichkeit der zu erklärenden psychischen Materie vorausgesetzt werden. Soweit diese Bestimmungen allgemeiner Natur sind, soweit sie mit Notwendigkeit gelten, bezeichnet man sie als Gesetze. Das System der Gesetze wird durch die eigentliche Theorie im engeren Sinne gegeben. Die rationalen Grundlagen der gesetzlichen Formen entwickelt die Wissenschaftstheorie in dem früher genannten Sinne als eine der eigentlichen Theorie vorausgesetzte Disziplin. Die Erkenntnismittel, welche zur Aufstellung von Gesetzen hinreichend und notwendig sind, entwickelt die Kritik der theoretischen Erkenntnis.

Die Gesetze eines materialen Geschehensgebietes bestimmen dessen Wirklichkeit als eine notwendige; sie sind insofern die Gründe der Möglichkeit dieses Geschehens, welches sie durchherrschen. Eine besondere Untergruppe dieser Gesetze erstreckt sich auf die Bedingungen des Eintritts, der Verwirklichung eines durch sie bestimmten Geschehens; sie bestimmt die Bedingungen der »Auslösung« und »Veranlassung« dieses Geschehens; sie wird unter dem Begriff der genetischen Theorie zusammengefaßt. Wir lassen uns hier auf die nähere Bestimmung dessen, was mit Veranlassung und Auslösung gemeint ist, ebenfalls noch nicht ein. Diese Begriffe werden ebenso wie alle anderen theoretischen Begriffe sich aus dem Aufbau der Theorie selber entwickeln lassen müssen. Wir zeigen hier nur die Stellung der genetischen Theorie im Rahmen theoretischer Bestrebungen überhaupt auf, schon um das naturwissenschaftliche Vorurteil zu bekämpfen, als sei alle Theorie immer nur genetische. Deskriptive und genetische Theorie müssen sich unter den allgemeinen Grundsätzen der Wissenschaftstheorie zur Systemform der allgemeinen Theorie überhaupt vereinigen lassen, so daß die deskriptive Theorie die geordneten Formen des Seins, die genetische Theorie die geordneten Bedingungen des Werdens, die Wissenschaftstheorie die notwendigen Geltungsgrundlagen der Wirklichkeit für die bearbeitete psychische Materie in gedanklicher Allgemeinheit bestimmt.

Die bearbeitete Materie selber ist ihrerseits phänomenologisch adäquat gegeben.

Dieses allgemeinste Schema der Theorie, welches sich noch völlig frei hält von allen präjudizierenden logischen und methodischen, materialen und formalen Bedingungen, sollte nur vorausgeschickt

werden, um den verschiedenen Richtungen, in welchen sich unsere theoretischen Untersuchungen bewegen werden, eine erste Wahrscheinlichkeit immanenter Berechtigung für diejenigen zu verleihen, welche noch immer glauben, Naturforschung oder Psychologie treiben zu können, ohne sich um theoretische Bemühungen kümmern zu brauchen. Außerdem sollte unser Sprachgebrauch für die folgenden Untersuchungen durch die obigen Ausführungen eine vorläufige Festlegung erfahren. Bezeichnungen wie »Phänomenologie«, »Abstraktion«, »Deskription«, »Erklärung«, »Genese« usw. sind durch die ungeheure Literatur derartig mit der Möglichkeit von Mißdeutungen behaftet, daß es uns notwendig schien, wenigstens vorläufig festzustellen, in welchem Sinne sie in diesen Blättern allein zur Verwendung gelangen sollen.

Die Kategorienlehre als Inhalt der Wissenschaftstheorie.

Nach diesen Vorausschickungen wenden wir uns nunmehr den Fragestellungen der psychologischen Wissenschaftstheorie zu, welche den eigentlichen Gegenstand dieser Abhandlung darstellt. Mit ihr hat die Darstellung der Psychologie als Wissenschaft notwendigerweise zu beginnen, obwohl dies seit 50 Jahren tatsächlich fast niemals geschieht. Wir müssen es auf uns nehmen, unaktuell und sogar antiquiert zu erscheinen; wesentlich ist ausschließlich die sachliche Richtigkeit.

Es kann nun aber nicht unsere Aufgabe sein, an dieser Stelle die riesenhafte Geistesarbeit von Kants transzendentaler Analytik zu wiederholen. Dort findet man, wenn man sich die Mühe eindringenden Studiums und nicht oberflächlicher Lektüre macht, den tatsächlichen Nachweis der Grundsätze und der aus den Formen des Urteils vermittels des »transzendentalen Leitfadens« hergeleiteten Grundformen denkender Erkenntnis, der Kategorien des Verstandes. Ebensowenig beabsichtigen wir eine derartige Wiederholung für den Rechtsnachweis der Geltung dieser Kategorien. Ihn hat zum ersten Male in unangreifbarer und eindeutiger Weise, mit psychologischen Mitteln, Fries[1]) in seiner Deduktion derselben aus der Grundform der reinen Vernunft selber geliefert. Wir setzen diese gewaltigste Leistung aller Erkenntniskritik hier als gegeben und gültig voraus und berufen uns auf unseren Standpunkt an der Seite jener großen deutschen Denker. Wir betonen hier nur nochmals aufs Entschiedenste die im ersten Teile dieses Buches nachgewiesene logische und psychologisch-empirische Geltung dieser und aller folgenden Deduktionen. In dieser Hinsicht sind wir völlig einig mit dem psychologischen Empirismus. Es besteht hier sogar eine enge Verständigungsmöglichkeit; die grundsätzlichen Gegensätze werden praktisch recht wesenlos: so nahe können sich

[1]) Neue Kritik der Vernunft. Bd. II.

methodisch und sachlich die Forschungsrichtungen kommen. Marty z. B. stellt (Unters. z. allg. Grammat. u. Sprachphilosophie, Halle 1908, S. 434ff.) die in der Brentanoschule gültigen Lehren über Begriffsbildung auf, und da finden sich auch die »reflexiven« Begriffe, die ihrer theoretischen Stellung nach den Kategorien der kantischen Lehre überaus nahe kommen. Sie entstehen durch Reflexion auf den »Urteilsinhalt« Martys; ihre »Leitbegriffe« sind Begriffe einer Klasse von Formen der Beziehung auf Gegenstände, die reflexionell bewußt werden; sie erwachsen aus Abstraktionsakten von diesen reflexionellen Beziehungen. Wo Marty nun von der Geltung und Evidenz von Urteilen handelt, führt er aus: welche Formen des Urteils diese Evidenz enthalten, müßte durch Untersuchung der auf den Urteilsinhalt reflexen Leitbegriffe festgestellt werden. Es müsse soviel Modi evidenter Urteile geben, wie leitende Reflexionsbegriffe. Und die Analyse dieser Begriffe erfolgt denn auch tatsächlich an der Hand der Urteilsformen.

Also ein dem kantischen transzendentalen Leitfaden und der Kategorienlehre ganz entsprechend durchgebildetes Verfahren, und zwar auf rein empirischem und logischem Boden! Es zeigt eben, daß der Charakter der kantischen Kritik tatsächlich ein empirischer ist. Die Kategorienlehre läßt sich also nicht von vornherein als überempirische Doktrin aus der Forschung ausschalten.

Ähnliche Gedankengänge finden sich auch bei Hugo Bergmann (Logos V, S. 79ff.), der im Wege bloßer Empirie zu den kategorialen Formen und zu dem völlig kantischen Schlusse gelangt: »es muß eine Reflexion auf unsere psychische Tätigkeit, auf die nicht direkt durch das vorstellungsmäßig Gegebene bedingte Stellungnahme eintreten, wir müssen gewissermaßen unsere Seele belauschen, wie sie zwischen sich und der Objektivität der Gegenstände Verbindungen herstellt, um die sogenannten kategorischen Begriffe zu gewinnen.«

Die Anwendung der Kategorien in der Psychologie.

Aber weder Kant noch Fries, welche die Anwendung der Kategorien auf das raumzeitliche Geschehen zwecks Grundlegung der mathematisch-physischen Naturwissenschaft systematisch durchgeführt haben[1]), haben einen vollständigen Gebrauch von diesen Kategorien in der Psychologie entwickelt. Diese von uns nachzuholende Entwicklung muß sich im Geiste ihrer Lehre in völlig analoger Weise dazu vollziehen lassen, wie dies für die äußere Natur durchgeführt worden ist. Wir wollen diese Entwicklung im Anschluß an ihren Schüler Schmid[2]) hier kurz andeuten. Die Kate-

[1]) Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. 1786. Fries, Mathematische Naturphilosophie nach philosophischer Methode. Heidelberg 1822.

[2]) a. a. O., besonders zum Folgenden S. 110ff.

gorien, als »Stammbegriffe des reinen Verstandes«, werden dadurch zu Gesetzen der Natur, daß sie auf anschauliche Gegenstände angewendet werden. Denn für sich sind sie leere Formen; Gesetze können sie erst werden, wenn sie auf Gegenstände angewendet werden, die den Gesetzen unterworfen werden sollen, wenn also anschauliche Bestimmungen der Gegenstände als Subjekte zugrunde gelegt werden, zu denen sie als Prädikate hinzutreten. Denn in bloßen Begriffen wird nichts erkannt, Erkenntnis entsteht erst, wenn der Begriff durch Verbindung mit einem Subjekt in ein Urteil als Prädikat hineintritt. Dies muß auch Rickert entgegengehalten werden, welcher das Ziel der Naturerkenntnis in Relationsbegriffen sucht[1]). Es läßt sich nun tatsächlich konstatieren, daß bei jedem physikalischen oder naturwissenschaftlichen Urteil eine Kategorie zur Anwendung auf anschauliches Material gelangt, wenn auch nur in sehr entfernter Ableitung. Nun suchen wir hier die allgemeinen und notwendigen Gesetze für alle Naturerkenntnis überhaupt. Die anschaulichen Bestimmungen, welche als Subjekte dieser Urteile mit den Kategorien verbunden werden, müssen daher selbst für alle Naturerkenntnis allgemein und notwendig gelten. Nun gibt es aber, wie Kants transzendentale Ästhetik nachgewiesen hat, für unsere anschauliche Erkenntnis keine anderen allgemeinen und notwendigen Bestimmungen als die der reinen Anschauung. Alle empirischen Bestimmungen der Anschauung müssen ausfallen; sie sind nicht allgemein und nur zufällig. Prädikate zu allgemeinen und notwendigen Gesetzen der Natur können also die Kategorien nur werden, wenn sie mit den Bestimmungen der Dinge durch die rein anschaulichen Formen von Raum und Zeit zu Urteilen verbunden werden. Die so gebildeten Naturgesetze sind ganz aus apriorischen Bestimmungen dieser Erkenntnis zusammengesetzt; sie gelten folglich selbst a priori und sind synthetische Urteile aus Begriffen; sie sind also die rein wissenschaftstheoretischen Grundlagen aller Naturwissenschaft. Kant hat dieses transzendentale Schema der Anwendung der Kategorien klar entwickelt[2]).

[1]) Grenzen naturwissenschaftlicher Begriffsbildung. 1902. S. 67ff., 75ff. Vgl. hierzu dies Buch S. 198.

[2]) Einstein hat an allen herrschenden Bestimmungen des Raum- und Zeitbegriffes eine bis an die prinzipiellen Fundamente hinabgehende außerordentliche und revolutionierende Kritik geübt (Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie. Braunschweig. 3. Aufl. 1918. Vgl. auch Freundlich, Die Grundlagen der Einsteinschen Gravitationstheorie. Berlin 1917, und Schlick, Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik. Berlin 1917). Dieses scharfsinnigste Gedankenwerk der letzten Jahrzehnte läßt sich nicht in Anmerkungen »diskutieren« oder »widerlegen«. Auch steht mir ein genügendes Urteil über die behandelte Frage nicht zu. Hiermit ist denn Kants transzendentale Ästhetik und die durch sie verbürgte Newtonsche Physik hinsichtlich ihrer Geltung zu einer bloßen Bekenntnis- oder Glaubenssache geworden. Wenn sich für das physikalische Geschehen die Verhältnisse der räumlichen Anordnung und zeitlichen Abfolge nicht eindeutig bestimmen lassen, so können diese keine unmittelbaren Bestimmungen des Naturgeschehens sein. Raum- und Zeitbestimmungen erhalten dann den

Die Temporalität als kategoriales Schema.

Hiermit sind wir zu dem Punkte gelangt, von wo aus sich die verschiedenen Gebiete der Natur ihrer wissenschaftstheoretischen Grundlage nach unterscheiden lassen müssen. Rein anschauliche Bestimmungen aller möglichen Gegenstände der Erfahrung sind nämlich nur die der Zeit. Der Raum gilt nur als anschauliche Bestimmung für die äußere Wahrnehmung; der Bestimmung der Zeit hingegen ist jede Anschauung ohne Ausnahme unterworfen. Gesetze für die Natur überhaupt lassen sich also nur aus der Verbindung der Kategorien mit den reinen Zeitbestimmungen bilden. Neben den allgemeinen Zeitbestimmungen können wissenschaftstheoretisch bedeutsam nur noch die räumlichen Bestimmungen für alles äußere Naturerkennen sein. So trennt sich also ein System wissenschaftstheoretischer Grundgesetze für die äußere Natur, die Körperwelt, von denen des seelischen Lebens, welches keinen anderen anschaulichen Bestimmungen unterworfen ist, als denen der Zeit. Und damit ist uns die Stelle angewiesen, von der aus wir eine Wissenschaftslehre der inneren Natur zu entwickeln haben. Das raumzeitliche Geschehen ist anderen anschaulichen Bedingungen unterworfen als das nichträumliche Geschehen, welches wir psychisch nennen. Wir nennen die Funktion des Erfahrenkönnens auf diesem Gebiet im

---

Charakter von bloßen Hilfsgrößen zur Darstellung von physikalischen Zusammenhängen. Der Unterscheidung des Kinematischen vom Dynamischen wird die prinzipielle Bedeutung genommen, und das Kausalgesetz verliert seinen ursprünglichen Sinn, wenngleich es formal seine Bedeutung behält. Der Erkenntniskritiker wird sich fragen, welche neue Erkenntnis denn vorliegt, auf Grund deren eine derartige prinzipielle Umwälzung sich mit Recht statuieren dürfe. Der Nachweis, daß das Zeitverhältnis nicht ohne weiteres physikalisch bestimmbar sei, und daß daher die Feststellung zeitlicher Beziehungen als gleichzeitig, früher und später ihren Sinn verliere, scheint einen derartigen Umsturz nicht zu involvieren. Bernays (Über die Bedenklichkeiten der neueren Relativitätstheorie. Göttingen 1914. S. 18ff.) weist darauf hin, daß aus der Unmöglichkeit einer Bestimmung zeitlicher Beziehungen nicht auf die Unmöglichkeit dieser zeitlichen Beziehungen selber geschlossen werden dürfte. Dieser Schluß, den das Relativitätstheorem zieht, entspringt aus einer irrtümlichen Gleichsetzung eines Kriteriums für die Anwendbarkeit eines Begriffes mit seiner Definition. Der Begriff der Gleichzeitigkeit erhält seinen Inhalt nicht erst durch die Möglichkeit der Bestimmung seines Vorliegens in der Erfahrung. Das Problem dieser Bestimmung hätte gar nicht entstehen können, wenn der Begriff nicht bereits vorher vorhanden gewesen wäre. Ähnlich liegen nach Bernays die Dinge auch hinsichtlich der Unmöglichkeit absoluter Lagebestimmungen im Raum und des daraus gezogenen Schlusses, es habe keinen Sinn, von zwei zu verschiedenen Zeiten stattfindenden Ereignissen zu sagen, daß sie an demselben Orte oder daß sie an verschiedenen Orten geschehen. Der hier vorliegende Analogieschluß zwischen Zeitlichem und Räumlichem ist nach Bernays logisch unerlaubt. »Während der zeitlichen Aufeinanderfolge der Zustände dynamisch deren kausaler Zusammenhang entspricht, gibt es für die räumliche Nebenordnung der Ereignisreihen keine zugehörige physikalisch reale Verknüpfung. Denn dasjenige, was einer räumlichen Nebenordnung physikalisch korrespondiert, nämlich die Gesamtheit der Wechselwirkungskräfte, durch welche in einem Augenblick die Art der materiellen Erfüllung des Raumes gekennzeichnet ist, entspricht nicht der Nebenordnung der Ereignisreihen, sondern der Nebenordnung der

Anschluß an Kant innere Anschauung oder inneren Sinn, und überlassen die Rechtfertigung dieses Erfahrenkönnens als besonderer psychischer Funktion gegen die zahlreichen Angriffe hierwider späteren besonderen Untersuchungen, die zur Phänomenologie des Psychischen gehören[1]). Hier genügt es uns, aus den besonderen Bedingungen des so umschriebenen Gebiets möglicher Erfahrung in reiner Temporalität besondere wissenschaftstheoretische Gesetze als apriorische Bestimmungen der Möglichkeit dieser Erfahrung abzuleiten.

Hieraus ableitbare Kriterien des Psychischen.

Wir haben, um dies hier einzuschalten, mit diesen Feststellungen bereits einige Merkmale des Psychischen überhaupt als konstitutiv und notwendig entwickelt. Diese Merkmale sind bereits für eine Definition des Psychischen hinreichend. Es sind dies die reine Temporalität seines Geschehens und die — noch näher zu beschreibende und zu begründende — besondere Weise des Erfahrenkönnens, diese innere Anschauung. Die Notwendigkeit beider Merkmale haben wir durch die Aufzeigung des Ortes nachgewiesen, in dem sie erkenntniskritisch ihren Ursprung haben. Brentano benutzt zur Definition

---

Massenpunkte. Demnach bildet von den beiden Darstellungen der physikalischen Wirklichkeit, einerseits durch eine kontinuierliche Aufeinanderfolge von momentanen Zuständen, andererseits durch ein Kontinuum von räumlich ausgedehnten Ereignisreihen, nur die erste den Ausdruck für eine der physikalischen Natur objektiv zukommende Beschaffenheit; und es ist einfach der mathematische Ausdruck für diese Tatsache, daß nur die erste der beiden Darstellungsweisen unabhängig ist von der Wahl eines Bezugsystems; daß also zwar das Verhältnis der Gleichzeitigkeit, nicht aber das der Ortsgleichheit zweier Ereignisse invariant ist gegenüber den Transformationen, welche die Beziehung zwischen physikalisch gleichberechtigten Koordinatensystemen vermitteln.«

Diese einfachen Erwägungen werden wiedergegeben, nicht etwa in dem Glauben, daß damit in der Erörterung des Relativitätstheorems irgend etwas Definitives gesagt sei, sondern zur Rechtfertigung des Standpunktes, daß der philosophische Erkenntniskritiker keinen Grund habe, sich durch die glänzenden physikalischen und astronomischen Erklärungsmöglichkeiten der Relativitätstheorie in seinem grundsätzlichen Standpunkt vorschnell beirren zu lassen. So weit wir es von uns weisen, der mathematischen Physik in ihr Geschäft hineinzureden, so geboten erscheint es, sich auch durch ihre bestechendsten Argumente, sofern sie nicht der gleichen modalischen Quelle entstammen wie die eigenen prinzipiellen Feststellungen, nicht widerstandslos zur Mitwirkung an der Zertrümmerung ihrer Errungenschaften fortreißen zu lassen und eine systematische und immanente Widerlegung in Ruhe zu erwarten. So rechtfertigen wir subjektiv unser Festhalten an der transzendentalen Ästhetik und Analytik Kants auch wider diesen stärksten Ansturm, dem sie sich ausgesetzt sah. Gegen alle übrigen möglichen Einwendungen aber hat diese Lehre Kants es nicht schwer gehabt, sich siegreich zu behaupten. Hierüber vgl. »Bemerkungen über die Nicht-Euklidische Geometrie und den Ursprung der mathematischen Gewißheit« von Nelson, Abhandl. d. Friesschen Schule. Bd. I. 1906. S. 373ff., 393ff. Ferner, von einem keineswegs Friesschen Standpunkte aus, Victor Henry, »Das erkenntnistheoretische Raumproblem in seinem gegenwärtigen Stande«. Kantstudien, Erg.-Heft 34. Berlin 1915.

[1]) Vgl. dieses Buch S. 369ff.

des Psychischen ebenfalls diese beiden Merkmale, fügt ihnen aber noch andere hinzu. Von diesen anderen werden wir später zu handeln haben.[1])

Das reine Selbstbewußtsein als kategoriales Schema.

Damit aber, daß wir etwas nur in der Zeit erkennen, erhält es noch nicht positive Merkmale des Psychischen. Es tritt zur Temporalität noch eine andere Form hinzu, durch welche die nichträumlichen Abläufe erst positiv als psychische bestimmt werden: Diese Form besteht nicht in der Anschauung, sondern im Denken und läßt sich umschreiben als die reine Form der Ichvorstellung. In der Tat liegt formal das »Ich bin«, ohne zu bestimmen was ich bin, allem inneren Wahrnehmen zugrunde, in völlig analoger Weise wie die Form des Raumes, ohne zu bestimmen was der Raum enthält, den äußeren Wahrnehmungen zugrunde liegt[2]). Durch diese Form des »Ich bin« wird ein Gegenstand als psychisch erkannt. Psychisch ist, was dem Ich gehört. Diese aller inneren Selbsterkenntnis zugrundeliegende Ich-Form nennen wir mit Kant das reine Selbstbewußtsein, und trennen davon ihre inhaltlichen Modifikationen, welche den Gegenstand innerer Wahrnehmung bilden, als empirisches Selbstbewußtsein ab. Also: allem empirischen Selbstbewußtsein liegt ein reines Selbstbewußtsein zugrunde, worin wir uns selbst als identisches Subjekt aller inneren Wahrnehmung vorstellen. Abstrahieren wir von allem empirischen Gehalt seelischer Vorgänge, so bleibt uns als reine Form dieses Gehalts die Vorstellung von einem Ich, welches als identisches Subjekt von ihnen allen existiert. Die Form für alle psychologischen Erkenntnisse ist hiermit gefunden; diese Form des reinen Selbstbewußtseins ist ursprünglich, sie ist die Bedingung der Möglichkeit psychologischer Erfahrung; sie gilt a priori.

Allein wenn wir nun durch Verbindung dieser apriorischen Form des reinen Selbstbewußtseins mit den Kategorien die Wissenschaftslehre des Psychischen bilden wollen, so tritt uns die Schwierigkeit entgegen, daß wir in ihr keine anschauliche Form haben, sondern daß wir das reine Ich nur hinzu denken. Als eine bloß gedachte Form aber gibt sie uns eigentlich nicht Gegenstände der Erfahrung,

---

[1]) Brentano (Psychologie vom empirischen Standpunkte. 1874. S. 101ff., 126ff.) nennt außer den beiden hier deduzierten Merkmalen noch das ihrer realen Existenz im Gegensatz zum Phänomenalismus räumlicher Erfahrung. Ferner definiert er Psychisches dadurch, daß es entweder auf Vorstellungen beruhe oder Vorstellung sei. Hierzu ausführlich im 2. Bande. Endlich macht er den Einheitscharakter und damit die intentionale Inexistenz zum Definitionsmerkmal. Hierüber S. 139, 148 dieses Buches.

[2]) Man wird uns hoffentlich nicht im Verdachte haben, als glaubten wir mit dieser allgemein gehaltenen Bestimmung eine Psychologie des Ich zu geben oder auch nur etwas darüber zu präjudizieren. Davon wird an späterer Stelle (Bd. 2) noch die Rede sein.

worauf die Kategorien anwendbar wären. Wir haben darin immer nur ein Gedachtes, nicht ein Wirkliches und Gegenwärtiges. Wir müssen also die Mangelhaftigkeit der bloßen Zeitbestimmungen, die ihrerseits zum Ansatz der Kategorien allein auch nicht voll ausreichen, durch die Form des reinen Selbstbewußtseins reflexionell ergänzen. So können wir mittelbar durch Denkakte eine vollständige Entwicklung der Kategorien zustande bringen. Sie werden dann nicht mehr unmittelbar und konstitutiv anwendbar sein, wohl aber als regulative Prinzipien ihren Wert behalten. Denn wenn auch das bloße Denken für sich gar nichts wirkliches enthält, so ist es doch andererseits dieselbe Realität, welche in der Zeit als Wirkliches erscheint, und welche in die gedachte Form des reinen Selbstbewußtseins fällt. Mithin wird auch durch diese gedachte Form ein Gegenstand der Natur bestimmt; und sie reicht daher zur mittelbaren Bildung von Gesetzen über diese Gegenstände zu.

Ableitungen aus dem Moment der Qualität.

Aus dem Kantischen Moment der Qualität ergeben sich für das Psychische folgende kategorialen Anwendungen: Qualitäten werden anschaulich erkannt. Mit Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit können nach Kant nur die Begriffe ausgesagt werden, durch welche jede Qualität a priori bestimmt wird. Denken wir uns aus einer jeden Qualität allen empirischen anschaulichen Gehalt fort, abstrahieren wir ganz davon, wie wir die Objekte anschauen, so bleibt uns außer der Vorstellung der Qualität selber nur der Begriff von Realität. Ich muß notwendig von jeder wahrgenommenen Qualität denken, daß sie existiert, Realität hat. Das bloße Wie einer Existenz, die bloßen Eigenschaften lassen sich, für die Erkenntnis (nicht etwa für problematische Vorstellungen), gar nicht denken, ohne auch die Existenz selbst der Objekte, denen die Qualitäten zukommen, zu denken.

Mit dieser Feststellung bestätigt sich ein weiteres Kriterium des Psychischen, wie es Brentano aufgestellt hat. Zugleich ist sie eine grundsätzliche Widerlegung der reinen eidetischen Wesensschau Husserls, welche versucht, bei ihrem Geschäft von der Existenz zu abstrahieren. Hierüber werden wir noch in der Phänomenologie handeln.

Nun enthält jede wahrgenommene Qualität den Begriff der Realität in besonderer empirischer Bestimmung. A priori ist die Realität nur rein-anschaulich bestimmbar. Als solche Bestimmung des Psychischen hatten wir bereits die Zeitlichkeit. Ferner bestimmt sich die Realität des Psychischen a priori noch durch die gedachte Form des reinen Selbstbewußtseins. Jede psychische Erscheinung erfüllt diese Form des »Ich bin« durch eine Qualität, durch ein Wie des Daseins. Aber die Qualitäten existieren real nur dadurch, daß sie diese Form des Ich erfüllen, daß sie als seine Eigenschaften oder

Tätigkeiten gedacht werden. Nun erkennen wir das reine Ich unmittelbar, als Naturrealität, nur in seinem wechselnden zeitlichen Erscheinungen, zu denen es erst als ihr Subjekt hinzugedacht wird. In ihm selber erkenne ich unmittelbar gar keine Naturwirklichkeit, weil es keine anschauliche Form ist, in welcher etwas Wirkliches erscheinen könnte. In der Psychologie also erkenne ich gar nicht das Ich an sich, sondern nur seine Tätigkeiten oder Funktionen, weil nur diese anschaulich bestimmt sind. Diese Qualitäten des Ich sind nun aber nicht, wie die physikalischen Qualitäten, auflöslich, d. h. objektiv auf quantitative Verhältnisse reduzierbar. Sie werden unmittelbar vom Ich ausgesagt, ohne daß sich etwas weiteres über ihre objektive Bedeutung bestimmen ließe. D. h. für die Psychologie besteht die Forderung, in der Beschreibung alles Zuständlichen auf diese unauflöslichen Qualitäten abstraktiv zurückzugehen. Diese werden alsdann auf das Ich als ihr Subjekt als Eigenschaften und Funktionen bezogen, so daß das Ich als ihr inneres Prinzip erkannt wird. Hiermit liegen zwei Aufgaben als wissenschaftstheoretisch (in unserem Sinne) gefordert fest: die Phänomenologie — welche den ersten Teil, die Reduktion psychischer Phänomene auf ihre unauflöslichen Qualitäten zum Gegenstande hat, und die Funktionspsychologie oder Aktpsychologie, welche der zweiten Aufgabe genügt, diese Qualitäten ihrer Realität nach aus dem Ich als ihrem inneren Prinzip als dessen Tätigkeiten und Äußerungsweisen zu bestimmen. Beide Teilgebiete der Psychologie haben also hier ihren grundlegenden Ort in der Systematik des Wissenschaftsganzen. Dies sei hier nur angedeutet.

Ableitungen aus dem Moment der Quantität.

Aus dem Kantischen Moment der Quantität folgt folgendes. Eine Vielheit gleichartiger Dinge wird durch das Moment der Quantität zu einer Einheit bestimmt. Für das Psychische findet die Vielfältigkeit der Phänomene ihre Gleichartigkeit durch die gleichen apriorischen Bedingungen ihrer Erkenntnis, also durch die reinen Formen der Zeit und des Ichbewußtseins. Abstrahieren wir nämlich von allen verschiedenen Qualitäten, so bleibt für alle das gleichartige Erleben einer Qualität überhaupt zurück. Indem wir für dies Erleben einen gewissen Grad des Bewußtseins[1]) einer jeden solchen Qualität erteilt denken können, ist damit die Möglichkeit einer quantitativen Bestimmung des Psychischen gegeben. Freilich ist diese quantitative Bestimmung eine völlig andere als die in der materiellen Natur. Die Möglichkeit zeitlicher Größenbestimmungen ist für beide Erfahrungsgebiete a priori in analoger Weise gegeben. Während aber das materielle Geschehen durch die Form seiner Räum-

[1]) Natürlich ist dieser Gedanke streng durchführbar erst auf Grund einer entsprechenden theoretischen Bestimmung des Bewußtseinsbegriffes. Diese erfolgt in der Phänomenologie und im 2. Bande.

lichkeit und das Nebeneinander seiner Teile eine extensive Größenbestimmung und damit mathematische konstruierbare Formulierung dieser Bestimmung ermöglicht, also eine mathematische Naturwissenschaft notwendig macht, trifft die Extensität der Größenbestimmung im Psychischen nur für die Zeitlichkeit des Ablaufens zu. Im Psychischen tritt jedoch an die Stelle der Raumform die Form des reinen Selbstbewußtseins. In ihm sind die Qualitäten intensiv verbunden: ein extensives Nebeneinander fällt fort. »Ich kann nicht sagen, eine Tätigkeit erfüllt einen Teil des Ich, wie der Körper einen Teil des Raumes erfüllt; ebensowenig kann ich sagen, daß das Ich aus seinen Tätigkeiten oder aus den Zeitteilen seiner Tätigkeiten zusammengesetzt sei« (letzteres muß auch Bergson hinsichtlich seiner Konstruktionen in »Zeit und Freiheit« entgegengehalten werden), »wie der Körper aus seinen Teilen zusammengesetzt ist; sondern zu jeder Tätigkeit wird das ganze Ich als Subjekt hinzugedacht, und das Ich ist dieses Subjekt auf gleiche Weise in jedem Zeitpunkt der Tätigkeit.«[1]) Das Psychische und seine unauflöslichen Qualitäten kann also nicht mathematisch quantifiziert werden. Das Moment der Größenbestimmung kann sich lediglich auf die Qualitäten selber beziehen. Diese sind von intensiver Größenordnung und nach Graden meßbar.

Die Bestimmung des Psychischen als bloß intensiver Größe schließt zunächst die Teilbarkeit aus. Das Ich ist also mit Notwendigkeit unteilbar eine Einheit und Einzelheit, eine Individualität; es wird nicht erst durch Zusammensetzung aus seinen Funktionen gebildet, sondern ist deren Subjektseinheit. Auch dies: den Individualitätscharakter des Ich mit wissenschaftlicher Notwendigkeit einsichtig zu machen, ist ein Gewinn der Theoretik. Durch die Beschränkung der inneren Natur auf intensive Größe entzieht sie sich ferner größtenteils der mathematischen Behandlung. Lediglich das Gesetz der Stetigkeit, welches besagt, daß Qualitäten hinsichtlich ihrer Intensität stetig abstufbar sind, ist auch im Psychischen anwendbar. Aber aus ihm folgt noch keineswegs ein Gesetz, wonach die Größe irgendeines psychischen Gegebenen an sich bestimmbar wäre. Intensive Größen können nur vergleichsweise an extensiven Maßstäben gemessen werden. Für die psychischen Intensitäten bieten sich zu dieser Messung Zeitbestimmungen und physische Maßstäbe räumlicher Art an. Was den Zeitmaßstab anlangt, so beruht auf seiner Anwendung ein großer Teil aller experimentellen Verfahren. Was den räumlichen, physischen Maßstab anlangt, so ist eine notwendige, gesetzmäßige Verbindung physischer Veränderungen mit psychischen Intensitätsveränderungen, so daß die erstere zum Maß der letzteren werden können, die Voraussetzung seiner Anwendbarkeit. Hierzu wäre also eine Klärung des psychophysischen Verhältnisses in seinen Grundlagen erforderlich, ein Problem, dessen Umfang den Rahmen der eigentlichen psychologischen Theorie überschreitet.

[1]) Schmid, a. a. O. S. 126.

3. Das Problem der Substantialität des Seelischen.

Sonderstellung der Relationskategorien.

Kants Kategorien aus dem Moment der Relation, Substanz, Kausalität und Wechselwirkung, sind die für die Ausbildung der Naturwissenschaft weitaus bedeutsamsten. Über die Realität und die mathematische Zusammensetzung derselben hinausgehend, bestimmen die aus ihnen gewonnenen Grundsätze die Formen der notwendigen Verknüpfung der Existenz der Dinge, und in dieser Bestimmung liegen die eigentlichen Gesetze der Naturnotwendigkeit beschlossen. Kant trennte daher die aus diesen Relationskategorien sich ergebenden Grundsätze als dynamische von den übrigen ab. Indem sie zeigen, wie die Existenz der Eigenschaften notwendig verknüpft ist mit der des Wesens (des inneren Prinzips der Möglichkeit des Objekts), die der Wirkungen mit ihren Ursachen und die der Realitäten untereinander durch Wechselwirkung, stellen sie Natur als ein unter notwendige Gesetze gestelltes System dar. Es wird also auch für eine Wissenschaftslehre des Psychischen entscheidend sein, inwieweit die Relationskategorien eine Anwendung hier zulassen.

Voraussetzung dieser Anwendung ist, daß die durch die Relationskategorien zu bestimmenden Gegenstände ihrer Existenz nach bereits anschaulich bestimmt sind. Für das Psychische ist die Anschauung die zeitliche Ordnung. Durch die Relationskategorien soll also die zeitliche Ordnung des Psychischen gemäß der inneren Verknüpfung des in ihm Existierenden und Geschehenden bestimmt werden. Die drei möglichen zeitlichen Ordnungsverhältnisse sind: Beharrlichkeit in der Zeit, Veränderung in der Zeit, Zugleichsein. Diese Verhältnisse bilden die reinen Schemata für die Relationskategorien.

Die Kategorie der Substanz und der Begriff Seele.

Die Beharrlichkeit in der Zeit ist das Schema für die Kategorie der Substanz: Substantiell ist, was in der Zeit dauert. Veränderung ist die reine Zeitbestimmung für die Kausalkategorie: Ursache ist der Grund einer Veränderung in der Zeit. Zugleichsein ist das Schema für die Wechselwirkung. Nun ist das Beharrende in der Zeit im Psychischen lediglich das reine Selbstbewußtsein; und dieses finden wir nicht etwa anschaulich in der psychischen Materie vor, wir müssen es nur mit Notwendigkeit als das identische Subjekt zu dem steten Wechsel seelischer Abläufe hinzudenken. Anschaulich in der Zeit erscheint uns nur dieser stetige Wechsel. Der allgemeine Sprachgebrauch bezeichnet dieses notwendig hinzuzudenkende Beharrliche, dem aller anschauliche Wechsel des Psychischen als Eigenschaften oder Äußerungen zugeschrieben wird, mit dem Worte Seele; Seele ist das Ich, insofern es zur Erscheinung wird, insofern es

durch seine Zustände Gegenstand der Erfahrung und somit der Natur wird. Diese Seele nun erscheint uns gar nicht selbst anschaulich; wir erkennen sie also gar nicht unter der Kategorie der Substanz; nur ihre Tätigkeiten haben unmittelbar anschauliche Realität; die Seele denken wir nur, durch den Begriff der Substanz genötigt, als Subjekt hinzu. Der Begriff der Substanz im Psychischen gilt also nicht unmittelbar für die Natur, da es keinen unmittelbaren Gegenstand in der Anschauung für ihn gibt. Er entsteht nur denkend und kann seine Gültigkeit nur für eine übernatürliche, ideale Weltansicht beanspruchen. In der Naturwissenschaft hat er keine Stelle. Deshalb ist aller Spiritualismus, welcher seelische Äußerungen aus einem substantiellen Seelenbegriff abzuleiten unternimmt, dem Wesen naturwissenschaftlicher Forschung widerstreitend.

Dies hindert jedoch nicht, den Substanzbegriff im Psychischen als ein regulatives Prinzip, um mit Kant zu sprechen, anzuwenden[1]). Das Bleibende, Beharrliche, welches hinter den wechselnden Tätigkeiten des Psychischen hiernach anzusetzen ist, ist eine dauernde Form, ein dauerndes Gesetz dieser Tätigkeit, und dieses Gesetz ist das Wesen der Seele, wie es in der Natur erscheint. Naturwissenschaftlich läßt sich dieser Seelenbegriff als der einer gesetzmäßigen Form und Einheit von Tätigkeiten nicht treffender vergleichen, als mit dem Begriff eines Organismus in der äußeren Natur. Jeder Organismus ist, wie auch Schmid[2]) schon durchführt, eine solche Form von Veränderungen, in deren materialem Wechsel sie selber als Form und Einheit die gleiche bleibt. So ist es auch im Psychischen; und nur dadurch behalten wir in allem materialen Wechsel des Psychischen den einen Gegenstand für die Naturerkenntnis, daß wir die eine Form und das eine Gesetz dieses Wechselns als sein identisches Subjekt festhalten und seelisch nennen. Diese Seele ist jedoch keineswegs ein selbständiges Wesen für die Naturerkenntnis: Form ist immer nur etwas an einer Realität; niemals selbst Wesen. Für die

[1]) Man hat es sich neuerdings — und Wundt ist daran besonders schuld — leicht gemacht, derartige Unternehmungen in der naturwissenschaftlichen, d. i. empiristischen Seelenatomistik, die sich für Psychologie ausgibt, mit dem Schlagworte »dogmatischer« Deduktionen abzutun. Alle Welt weiß es besser als Kant! Und man vergißt, daß von diesem angeblich überwundenen »Dogmatiker« das Wort stammt: »Wer einmal Kritik gekostet, den ekelt auf ewig alles dogmatische Gewäsche an.« Den Naturforscher bitten wir gerade an dieser Stelle um vorurteilsloses Mitdenken. Dogmatisch sind nicht derartige Deduktionen; dogmatisch ist vielmehr das Verfahren der herrschenden psychologischen Theoretiker von Wundt an bis auf Natorp und Münsterberg, den Seelenbegriff als ein »primitives Dogma« aus der Psychologie auszuschalten — und dann das Psychische irgendwie, sei es direkt oder indirekt, durch das Bewußtsein zu definieren, d. h. also, anstatt in ihm nur einen reellen phänomenalen Erlebnisbestandteil zu sehen, das Wesen des Psychischen in ihm zu gründen. So wird das Bewußtsein unmerklich zu einem neuen Terminus für den verjagten Seelenbegriff, mit dem einzigen Unterschied, daß dadurch schwere Fehler gegen die Theorie wie gegen die Tatsachen — z. B. die Tatsachen des unbewußten Seelischen — gezeitigt werden, zu denen der alte Seelenbegriff, den wir hier wieder aufnehmen, keinen Anlaß bietet.

[2]) a. a. O. S. 143.

Naturwissenschaft besteht daher auch kein Unsterblichkeitsproblem für diesen Begriff von Seele: vielmehr ist ihre Existenz, definiert als beharrliche Form aller psychischen Äußerungsweisen, durchaus nur an ihre zeitliche Erscheinung geknüpft und eben durch diese an ihre Existenz in einem körperlichen Organismus. Aufgabe wissenschaftlicher Psychologie ist es, alle psychischen Tätigkeiten aus der Form oder dem Gesetz derselben zu erklären, denn diese ist der Begriff von Seele als einem Objekt der Naturwissenschaft.

Tätigkeit als Wesensmerkmal des Seelischen.

Läßt sich nun diese Form und dieses Gesetz mit theoretischer Notwendigkeit auch noch positiv bestimmen? Die positive Bestimmung von Substantiellem erfolgt nicht bloß durch die Existenz, sondern auch durch die Art der Existenz. Denn Substanz ist nicht bloß Realität, sondern eine durch Eigenschaften, Akzidenzen bestimmte Realität; Wesen und Eigenschaft sind notwendige Korrelate. Also ist auch jene notwendige Formeinheit, jenes Gesetz alles Psychischen durch die Qualitäten bestimmt, durch welche sie das reine Selbstbewußtsein erfüllt. Diese erscheinen mit Notwendigkeit als ein Nacheinander in der Zeit. Was aber als zeitliches Nacheinander von einem identischen Subjekt prädiziert wird, sofern von der Modifikation dieses Subjekts durch das einzelne zeitlich Erscheinende abstrahiert wird, nennen wir Tätigkeit, Wirken[1]). Sehe ich in einem Kausalverhältnis allein auf den Zustand des Wirkens in dem wirkenden Gegenstande und berücksichtige nicht den veränderten Zustand, der an dem Gegenstande, worauf eingewirkt wird, entsteht, so schreibe ich dem wirkenden Gegenstand Tätigkeit zu. Tätigkeit also ist das reine Verhältnis der Ursächlichkeit, ist deren reine Form unter Abstraktion von dem Gehalt derselben in der Wirkung oder dem bewirkten Zustande. Dieser Kausalbegriff erhält, wie später ausgeführt werden wird, Anwendung auf das zeitliche Nacheinander. Es müssen also mit Notwendigkeit die inneren Erscheinungen, insofern sie in der Zeit als Nacheinander erscheinen, denkend unter dem Ursachenbegriff erfaßt werden; somit erscheinen sie als Tätigkeiten und Wirken. Ich kann aber zu diesem Wirken nicht auch das Bewirkte hinzubringen, weil ich kein extensives Nebeneinander habe, in welchem das Bewirkte zu der Wirkung hinzuträte. Folglich besteht die Nötigung, durch die Natur des psychischen Gegebenseins, alle inneren Erscheinungen als Tätigkeiten aufzufassen, und es ist unmöglich, bloß passive Zustände, Zustände des Verändertwerdens in den Erscheinungen des Seelenlebens zu finden. Hier ist der wissenschaftstheoretische Ort, welcher die Notwendigkeit der Geltung der gesamten Akt-

[1]) Natorp (Allgem. Psychol. 1912. S. 40—45) macht Einwendungen gegen die Annahme psychischer Fähigkeiten geltend, welche indes schon von Husserl (Log. Unters. II. S. 380ff.) widerlegt wurden.

psychologie rechtfertigt und begründet; hier liegt auch der theoretische Grund für die Geltung des Brentanoschen Definitionsmerkmales alles Psychischen: die intentionale Inexistenz. Von diesen Dingen wird noch ausführlich die Rede sein. Vielleicht aber ist es doch interessant, schon hier festzustellen, wie die alte Kantische Psychologie in ihrer Friesschen Systemform es ermöglicht, die modernen Hypothesen, soweit sie wirklichen Wert haben, mit Notwendigkeit an ihrem systematischen Aufbau zu verankern, während sie sonst gleichsam zufällige Inventionen blieben. Es gibt hiernach — und das muß sowohl gegen die Assoziationspsychologie als auch gegen so aufgeklärte Aktionspsychologen wie Berze betont werden — keine psychischen Phänomene, welche nicht Akte sind oder involvieren. Die assoziative Verknüpfung »impressionaler« Daten oder »hyletischer« Materien (Husserl) hat nur innerhalb der einzelnen Akte und Phänomene ihre psychologische Stelle. Auch hiervon später Genaueres.

In der Tat läßt sich, und das wird noch weiter unten erfolgen, auch rein deskriptiv zeigen, daß das psychische Geschehen niemals ein bloß passives Erleiden oder Affiziertwerden ist. Damit entfallen alle sog. elementar-analytischen Theorien vom Bausteincharakter seit Locke; es entfällt die Mehrzahl der zu Unrecht verallgemeinerten Assoziationshypothesen. Wir kommen noch darauf zurück; hier ist wichtig, den Ort aufgezeigt zu haben, der sie mit Notwendigkeit grundsätzlich in ihrem Geltungsanspruch zugunsten der Aktionspsychologie einschränkt.

Hiernach erfüllt also die Seele als Naturbegriff das reine Selbstbewußtsein mit ihren Tätigkeiten; und sie ist deren Subjekt. Jede Tätigkeit erfordert ein Subjekt des Tuns, was auch gegen Fichte eingewandt werden muß, der die Seele, das Ich als reines Tun definiert[1]). Faßt man jede Tätigkeit als besondere Realität auf, so ist die Identität ihrer Subjekte für die verschiedenen psychischen Tätigkeiten noch nicht gegeben. Diese folgt aber aus der hinzugedachten Form des reinen Selbstbewußtseins.

Spontaneität und Rezeptivität des Seelischen.

Nach diesen Feststellungen wäre noch die Behauptung möglich, daß, wenn auch die Seele das tätige Subjekt psychischen Geschehens wäre, doch der Grund dieser Tätigkeit letztlich außer ihr selber läge, etwa in irgendeinem Kausalnexus zu außerpsychischen Kräften, welche jene einheitliche Form der psychischen Tätigkeiten zur Wirkung hätten. Die Diskussion dieser Möglichkeit gehört dem psychophysischen Problemkreise an und kann daher nicht in dieser Untersuchung erfolgen. Sei dem wie immer, so müssen wir für die Psychologie als unabhängige Wissenschaft daran festhalten, daß mit wissen-

[1]) Vgl. S. 39ff. dieses Buches. Auch Schmid, a. a. O. S. 137.

schaftstheoretischer Notwendigkeit die Seele sich in Tätigkeit und nur in Tätigkeit äußert, daß sie das Subjekt aller psychischen Tätigkeit ist; und ferner, daß es in diesen Tätigkeiten keine bloß passive Affektion, kein bloßes Bewirktwerden, geben kann. Diese Feststellung gilt nicht nur für die einzelnen Tätigkeiten, sondern auch für ihr Subjekt. Mithin läßt sich mit logischer Stringenz kein Grund der Tätigkeit über dieses Subjekt hinaus denken; dieses ist damit tätig schlechthin; es ist selbsttätig. Die Spontaneität als inneres Gesetz alles Psychischen ist damit gegeben.

Die Spontaneität besteht nun aber nicht unbedingt. Sie ist an zeitliche Bestimmungen gebunden. Diese zeitliche Bedingtheit: daß Psychisches gerade jetzt und so sich vollzieht, und dann nicht oder in anderer Weise, kann nicht aus dieser Spontaneität allein abgeleitet werden. Es setzt dies vielmehr wiederum ein Verhältnis zu etwas außer ihr voraus. Nach der Definition der Spontaneität kann dieses vorausgesetzte Verhältnis kein kausales sein. Es kann mithin nur in der Auslösung der Wirksamkeit dieser Spontaneität durch veranlassende Reize, also in einer rezeptiven Erregbarkeit der Seele bestehen. Diese beiden funktionalen Grundformen alles Psychischen: Rezeptivität und Spontaneität, sind die konstitutiven Merkmale dessen, was hier Seele genannt wurde; sie müssen sich in jedem einzelnen möglichen psychischen Phänomen und Vollzug als gemeinschaftliche letzte Fundamente notwendig vorfinden.

Parallele Merkmale des Organismenbegriffs.

Die Abhängigkeit seelischen Funktionierens von zeitlichen, außer ihm bestehenden Bestimmungen, welche zur Fassung der Rezeptivität führte, war ein Punkt, in welchem sich Psychisches an Physisches anknüpfte. Dieses Verhältnis läßt sich in Analogie denken der Erregbarkeit organischer Funktionen durch Reize, etwa der ontogenetischen Keimesentwicklung, dem Wachstum o. dgl. (Wie denn überhaupt die Theoretik der allgemeinen Biologie außerordentlich viele Analogien zur Theoretik des Psychischen aufweist — man denke an die Bestimmung des Organismenbegriffes und ihre Strukturähnlichkeit mit dem Seelenbegriff[1]); auch in der gleich zu entwickelnden Dynamik bestehen solche prinzipiellen Ähnlichkeiten.) Tendenz und Vollzug derartiger organischer Funktionen steht ihrer spezifischen Art nach schon durch ihr eigenes Gegebensein potentiell fest;

---

[1]) Sie ist von den biologischen Theoretikern oftmals, mindestens implizit, anerkannt worden, wenngleich die Definition des Lebens, des Organismus durch Psychisches seit den Tagen des klassischen Idealismus nicht mehr aufgenommen wurde. Statt dessen gerade in der neovitalistischen Literatur — unter stillschweigender Hinnahme der theoretischen Strukturgleichheit — oftmals herbeigezogene Hilfsbegriffe: so der Entelechiebegriff. Bei Driesch einmal »das Psychoid« als Prinzip des Organismus (»Der Vitalismus als Geschichte und als Lehre«. 1906. S. 220ff.). Klarere theoretische Darstellung der Beziehungen in »Philosophie des Organischen« (Gifford lectures II. S. 293ff.). Dagegen schlägt er in »Die Seele als elementarer

ob sie sich aber aktualisiert oder nicht, hängt von dem jeweiligen Vorhandensein oder Fehlen des äußeren formativen Reizes o. dgl. ab. Der Unterschied zum Psychischen ist hier nur der, daß beim Organismus Reiz und irritable Funktion der gleichen Sphäre raumzeitlichen Ablaufens und materieller Subsistenz angehören; beim Verhältnis psychischer Rezeptivität zu auslösenden Reizen aber gehören beide Komponenten unter Umständen verschiedenen Natursphären an; erstere der psychischen, letztere der körperlichen. Ein Kausalverhältnis beider zueinander ist dann unbestimmbar und uneinsichtig für unsere theoretische Erkenntnis. Wenn also der Begriff einer Erregung oder eines Reizes unvermeidlich zu dem Begriff einer Abhängigkeit des Psychischen vom Physischen führt, so sind wir doch genötigt, bei diesem Begriff der Abhängigkeit als einer nicht weiter gesetzlich bestimmbaren Tatsache stehen zu bleiben. Die Erregung bezeichnet nur den zeitlichen Anfangspunkt der psychischen Tätigkeit und weist uns damit auf eine Schranke der Psychologie hin, über die wir, der Natur unseres Erkenntnisvermögens nach, nicht hinaus können. Wir müssen diese Schranke in unseren naturwissenschaftlichen Seelenbegriff selbst aufnehmen und die Tatsache psychischer Erregung von außen auf diese Weise negativ bestimmen. Daß die Seele zur Tätigkeit von außen bestimmt wird, ist eine psychologische Tatsache. Bleiben wir unserem Vorsatz gemäß bei ihr stehen, so können wir gemäß dem Gesagten den Zustand der Erregung nicht rein passiv denken, sondern als psychisches Geschehen ist auch er eine Tätigkeit und als solche innerlich wahrnehmbar. Hiernach ist die Eigenschaft der Rezeptivität psychologisch zu bestimmen als eine Fähigkeit zur Tätigkeit; sie ist Bestimmbarkeit der Seele zur Tätigkeit durch etwas außer ihr; dies aber ist eine psychische Eigenschaft, denn zu dieser Bestimmbarkeit gehört mögliche Tätigkeit, die Bestimmung zur Tätigkeit ist unmöglich ohne eigene Tätigkeit. Hiermit ist ein Problem geklärt, welches für die Theorie der Wahrnehmung besonders große Bedeutung haben wird.

Das Verhältnis von Rezeptivität und Spontaneität in der Psyche bedarf ebenfalls noch näherer Bestimmung, hinsichtlich der Art und Weise, ob sich in innerer Erfahrung feststellen läßt, was an den einzelnen psychischen Funktionen dem einen und dem anderen angehört. Unabhängig von der Rezeptivität besteht bloß die Möglichkeit psychischer Spontaneität, und zwar sowohl überhaupt als auch bereits in bestimmter Art und Weise. Abhängig von der Rezeptivität ist jedoch die Wirklichkeit aller psychischen Tätigkeit und der Grad

Naturfaktor« 1903 methodisch den umgekehrten Weg ein: nämlich den, wissenschaftstheoretische Bestimmungen über das Psychische auf der heterologen Basis des Organismenbegriffes anzustreben, unter Zurückstellung psychologischer Statuierungen. Über derartige, in der Biologie nicht seltene Tendenzen sehr fein Karl C. Schneider, Tierpsychologisches Praktikum. 1912. S. 141, 630ff. Unser Standpunkt deckt sich mit den Ausführungen von Claßen (Jahrbuch d. Hamburg. wissensch. Anstalten. XVIII. 1901) und vor allem den trefflichen Darlegungen von E. Albrecht, Vorfragen der Biologie. 1899.

der Stärke derselben. Wir müssen daher in jeder psychischen Funktion beide Fundamentalfunktionen real vorfinden, und zwar zu dieser Funktion vereinigt. Dies hindert keineswegs, an jeder psychischen Funktion ihren Anteil gesondert zu betrachten. Es ist das die Aufgabe der Abstraktion, und es muß nur der Irrtum vermieden werden, diese abstraktive Trennung als etwas real mögliches zu denken.

4. Einführung in die Probleme der psychischen Kausalität. Der Begriff der psychischen Funktion.

Präzisierung des Standpunktes zum Kausalproblem.

Das Kausalproblem im Psychischen ist von Kants Zeiten an das schwierigste und umstrittenste einer jeden theoretischen Psychologie gewesen. Soll die Sachlage nicht noch mehr verfahren werden, als sie es bei der unabsehbaren Vielfältigkeit der Standpunkte, von denen dieses Problem schon betrachtet wurde, allmählich geworden ist, so tut eine möglichst präzise und eindeutige Gedankenführung not. Dabei muß aber auf die Begründung jedes einzelnen ihrer Inhalte genau geachtet werden.

Wir lehnen hier von vornherein alle Ableitungen ab, welche zum Problem der psychischen Kausalität von irgendeinem empiristischen Standpunkt gemacht worden sind und gemacht werden könnten. Das Ergebnis solcher Ableitungen könnte an sich zwar richtig sein, jedoch die Ableitungen selber wären durch ihre empiristischen Voraussetzungen, die wir für fehlerhaft halten, nicht verbürgt. Damit entfällt für uns jede im weitesten Sinne konventionalistische Auflösung der Kausalität, von Hume an bis auf Mill und die Modernen[1]). Ferner entfällt der neuerdings gemachte Versuch, den Kausalbegriff durch den Energiebegriff zu definieren, denn letzterer ist der speziellere und nicht der allgemeinere Begriff[2]). Endlich entfällt die neueste Schöpfung logischer Unreife und theoretischen Dilettantismus, welche gerade in der Medizin Anklang gefunden hat, der Konditionalismus[3]).

---

[1]) Hierüber hat Bergmann, Der Begriff der Verursachung und das Problem der individuellen Kausalität (Logos. Bd. 5. S. 83ff.) ganz in unserm Sinne triftige Argumente beigebracht.

[2]) So von psychiatrischer Seite Fankhauser, Ztschr. f. d. ges. Neurol. und Psych. Bd. 29. S. 201ff.

[3]) Es ist sehr bedauerlich, daß diese »strahlend helle« »Weltanschauung« — als die sie ihr Autor ausgibt — einem so hervorragenden Fachforscher wie Verworn ihre Entstehung zu verdanken hat (Die Erforschung des Lebens. Jena 1911. Kausale und konditionale Weltanschauung. Jena 1912). Noch bedauerlicher ist die Anmaßung, mit der dieser gewiß hochverdiente Physiologe bei der Schöpfung seines Geisteskindes über alle Leistungen der philosophischen Analyse mit hochfahrenden Redensarten hinwegzugehen sich vermißt, gleich als hätte diese Wissenschaft, in den »mystischen« Ursachenvorstellungen aus der Zeit »am Ausgang des Paläolithikums und Neolithikums« befangen, über Aristoteles, Hume, Kant und die andern kleinen Geister hinweg erst auf ihn gewartet, um endlich

Wenn wir nun auch von einem theoretischen Standpunkt ausgehen, der dem Kantischen überaus nahe kommt, so müssen wir andererseits uns gerade hinsichtlich der Kausalität und Wechselwirkung — beides gehört eng zusammen — wie sie seine rationalistischen Schüler vielfach für die Psychologie entwickelt haben, tunlichst unabhängig halten. Den allgemeinphilosophischen Endabsichten dieser Denker genügte es in der Regel, grundsätzlich »die

mit dem Lichte der Wahrheit beglückt zu werden. Es ist nach allzuvielen trüben Erfahrungen begreiflich, wenn der Naturforscher — wenigstens der der älteren Generation — auf die Philosophie gleichsam mitleidig herabsieht. Aber wenn er schon nicht zu der Einsicht fähig ist, daß dies seiner eigenen Forschung zum Schaden gereicht (wenngleich vielleicht nicht sofort und unmittelbar): so sollte er doch dem Argument zugänglich sein, daß viel größer als die Blamage des (imaginären!) Philosophen, der spekulativ die Natur korrigieren will, die Blamage des tüchtigen Naturforschers ist, wenn er auf das philosophische Eis tanzen geht und sich vor den verachteten Philosophen dabei belachenswerte Blößen gibt. Gerade für Männer vom Typus Verworn sind die Worte Lotzes geschrieben, die wir in der Einleitung dieses Buches zitierten: »Der Genialität unserer Forscher mag das schöne Verdienst beschieden sein, den Grundsätzen durch individuellen Scharfsinn eine Reihe wichtiger Anwendungen abzugewinnen; in bezug auf die Grundsätze selbst dagegen müssen sie mit Aufgebung subjektiver Neigungen sich zu der aufrichtigen Stellung eines Lernenden verstehen.«

Ich schreibe dies nicht um Verworns willen, von dem die Einnahme dieser Stellung gewiß nicht in Aussicht stünde, auch wenn man mit Engelszungen spräche. Er ist mir nur der hervorragendste Repräsentant eines Forschertypus, gerade auch hinsichtlich seiner Tendenz, in philosophicis Stellung zu nehmen. Unter den Vertretern dieses Forschungstypus aber gibt es solche, die ihr fachlicher Ruf noch nicht mit dem Aberglauben »weltanschaulicher« Unfehlbarkeit erfüllt hat; und unter ihnen sind, wie ich hoffe, viele medizinische und psychiatrische Fachgenossen. An sie ergeht Lotzes Mahnung, zu deren Sprachrohr diese Zeilen sich machen, und die am Beispiel Verworns ihre warnende Bestätigung findet.

Sachlich ist zur Argumentation Verworns etwas zu bemerken kaum der Mühe wert. Er behauptet, wenn ich ihn recht verstehe, der philosophische Ursachenbegriff schließe die Singularität der Ursächlichkeit im Realfalle als konstitutives Merkmal ein — was keinem Philosophen eingefallen ist zu behaupten. Daher — infolge der realen Pluralität von Ursachen — substituiert er dem Ursachenbegriff zwar nicht den Begriff, wohl aber das Wort »Bedingung«. Denn um diese Substitution zu ermöglichen, muß er den Bedingungsbegriff seiner wesentlichen Charaktere entkleiden — wie schon der als Forscher und Denker gleich geniale W. Roux ihm nachwies (Über kausale und konditionale Weltanschauung und deren Stellung zur Entwicklungsmechanik. Leipzig 1913). Er verwendet also das Wort »Bedingung« dann für denjenigen Begriff, den man bisher mit dem Worte »Ursache« bezeichnet. Aber auch diese terminologische Leistung verwischt er wieder durch seine Erfindung von der Äquivalenz aller Bedingungen eines Vorganges: ein Vorgang ist gleich der Summe seiner Bedingungen. Er verwechselt also die Gleichheit der Notwendigkeit mit der Gleichheit des bewirkenden Einflusses. Roux hat mit der nötigen herzerfrischenden Schärfe sowohl diese Konfusion aufgedeckt als auch gezeigt, daß die Forschung bei dieser Annahme der Äquivalenz ins »absolute Dunkel« steuert, »in dem nichts erkennbar ist«. Er bedauert »die Gemeinde der Getäuschten, durch die unrichtigen Angaben und Argumentationen des Autors Irregeführten«.

Vgl. hierzu auch die ausgezeichneten Ausführungen des Mediziners Martius in »Konstitution und Vererbung in ihren Beziehungen zur Pathologie«, Berlin 1914, S. 21ff., die den Konditionalismus gerade in Biologie und Medizin zu erledigen berufen sind.

Ursache« zu allem Psychischen als auszeichnende Eigenschaft des Wesens der Seele zu deduzieren. Damit ist für sie das Kausalproblem im Psychischen erledigt, und sie wenden sich dann den »höchsten« Wirkensweisen desselben, den »vernünftigen«, zu. Dieser unpsychologische Intellektualismus hat die moderne Forschung aber mehr, als billig war, abgehalten, sich mit den scharfsinnigen und präzisen Studien zur Grundlegung psychologischer Theoretik überhaupt zu befassen, welche jenen Denkern zu verdanken ist.

Ursache und Kraft.

Zustandsänderungen werden kausal erklärt. Zustandsänderungen werden durch Vergleichung der zuständlichen Beschaffenheiten zweier Zeitpunkte erkannt. Das Schema des Ansatzes der Kausalkategorie ist die Veränderung in der Zeit. Da alles psychische Geschehen eben ein Geschehen ist, d. h. Vergleichung der zuständlichen Beschaffenheiten verschiedener Zeitpunkte im Psychischen immer Veränderungen ergibt, so folgt, daß zur theoretischen Erkenntnis dieses Geschehens die Kausalkategorie (und die der Wechselwirkung) angesetzt werden muß. Ob es psychische Kausalität gibt, ist also überhaupt kein Problem; dies beginnt erst mit ihrer näheren Bestimmung. Die Bestimmung ist nun eine mehrfache und muß vom allgemeinen zum besonderen sukzessive entwickelt werden. Allgemein sahen wir schon vorher, daß die fundamentale Formeinheit alles Psychischen, die wir als identisches Subjekt aller erscheinenden veränderlichen Abläufe erkennen und mit dem Terminus Seele belegen, als Subjekt von Tätigkeiten und mithin als Wirkendes, als Ursache bestimmt werden muß. Diese Ursache läßt sich in übertragenem Sinne dem Kraftbegriff einreihen. Die schematisierte Ursache nämlich, also ein wirkliches Dasein, insofern es der Grund einer Veränderung ist, bildet den Definitionsinhalt des Begriffes der Kraft im wissenschaftstheoretischen Sinne. Der so definierte Kraftbegriff wäre nun auch von dem inneren Formprinzip alles Psychischen aussagbar. Jedoch nur in einem in mehrfacher Hinsicht übertragenen Sinne.

Modifikationen des Kraftbegriffs im Psychischen.

Einmal nämlich ist im Psychischen die mathematische Bestimmbarkeit kausaler Beziehungen, Vergleich und Messung von Kräften, quantitative Gesetze zwischen Kräften und Wirkungen, und Transformation der Kraftformen — also alles, was dem Kraftbegriff der physikalischen Natur seine zentrale Bedeutung verleiht — unmöglich. Vom Energiegesetz bis zu Newtons einfachen Formeln und vielleicht sogar dem causa aequat effectum sind Aussagen über mathematisch konstruierbare quantifizierende Bestimmungen wider die Natur der Erkenntnis vom Psychischen zuwiderlaufend —, weil es, wie schon

mehrfach betont, kein extensives Nebeneinander als Schema der Anwendung des Kraftbegriffes im Psychischen gibt[1]).

Ferner werden wir für den Ursachenbegriff im strengen Sinne, wie wir schon sahen, auf den der Selbsttätigkeit zurückgeführt. Wir bezeichneten diese ja bereits als Ursache des erscheinenden Psychischen; und von ihr stellten wir ex definitione fest, daß sie psychologisch nicht weiter »verursacht«, aber in ihrem Ursächlichwerden an die Bedingung von erregenden Reizen gebunden ist. Diese Bindung gibt ihrerseits weitere Fragen auf, die sich für eine Dynamik des Psychischen als entscheidend herausstellen werden, aber von der Kantischen und Nachkantischen Psychologie in ihrer Bedeutsamkeit nicht gesehen worden sind. Wir kommen darauf noch in dieser Abhandlung ausführlich zurück; zunächst verbleiben wir noch bei dem Ursächlichkeitscharakter der Spontaneitätsweisen selber stehen. Vom physikalischen Kraftbegriff gilt, daß er der für sich zureichende Grund einer Veränderung ist; wo Kraft ist, muß die Veränderung folgen, wenn der Gegenstand der Einwirkung gegeben ist; wird das Dasein der Kraft angenommen, so ist auch das Dasein der durch sie erwirkten Veränderung hinreichend und mit Notwendigkeit erklärt. Im Psychischen aber ist diese Ursache eine bedingte — nämlich durch ihre Anregung erst zur Aktualität gelangende. Mithin wäre ein hiernach anzuwendender Kraftbegriff durch das Merkmal dieser Bedingtheit und Abhängigkeit eingeschränkt. Endlich ist — als dritter Unterschied zum Physischen eine Wirkung dieser Kraft im Psychischen über die unmittelbar erwirkte seelische Tätigkeit, nämlich über das Funktionieren der psychischen Funktion, der wir diese Kraft zuschreiben, hinausgehend psychologisch nicht vorhanden. (Aber freilich kann der Vollzug der einen Funktion auslösende Anregung zum Vollzuge weiterer Funktionen sein.)

Der Funktionsbegriff im Psychischen.

Diese grundlegenden Unterschiede im Kraftbegriff der physischen und psychischen Natur legen es uns nahe, von der Anwendung des Terminus Kraft auf psychisches Geschehen sensu stricto keinen Gebrauch zu machen[2]). Allerdings liegen diese Unterschiede nicht in dem wissenschaftstheoretischen Merkmalen des Kraftbegriffes, sondern nur in den Bedingungen seiner psychologischen Schematismen. Das Korrelat des Kraftbegriffes der Physik wies im Psychischen bei den Kantischen Psychologen bereits diese drei Unterschiede auf

[1]) Bleuler (Psychische Kausalität und Willensakt. Ztschr. f. Psychol. 1914. S. 42) behauptet die Geltung des Energiegesetzes im Psychischen und hält diese Frage für eine solche von empirischer Entscheidbarkeit. Das ist irrig.

[2]) Mit dieser Einschränkung stellen wir uns nicht etwa auf den Boden der Natorpschen grundsätzlichen Ablehnung des Begriffs psychischer Kräfte, die auf haltlosen Dekreten ohne Gründlichkeit beruht (Allgem. Psychologie. I. 1912. S. 256).

und wurde von ihnen als Vermögen der Seele bezeichnet. Hierunter wurde verstanden: die bedingte Ursächlichkeit psychischen Ablaufens, ferner eine Tätigkeit, die den Grund ihres Vollzuges in sich selber trug, ferner auch die selbsttätige Veränderung ihrerseits in der Weise ihres sich Vollziehens. Schon diese Unklarheiten führten zu heftigem Streit um den Begriff Vermögen; seine Bedeutungen wurden in der Folge noch verwaschener. Um dem ganzen Streit über den Vermögensbegriff und allen hierauf bezüglichen Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, ersetzen wir ihn durch den auch bisher von uns schon in diesem Sinne verwendeten Begriff der psychischen Funktion. Wir erklären dabei ausdrücklich, daß wir jede andere Bedeutung des Funktionsbegriffes im Psychischen für unsere ferneren Darlegungen ablehnen[1]). Wir bezeichnen also mit dem Terminus Funktion das Ergebnis unserer bisherigen Deduktionen: Funktion ist der Inbegriff der psychologischen Vorbedingungen des Vollzuges seelischer Abläufe, welche ihrer Seinsweise nach jeweils zu gleichen Klassen gehören. Also nicht das Ablaufen, das Funktionieren selber, das was wir als Akt bezeichnen wollen, sondern den Grund seiner Möglichkeit, abgesehen vom Anlaß seiner Verwirklichung, nennen wir Funktion. Und wir bestimmen diesen Grund der Möglichkeit seelischen Funktionierens wissenschafts-

---

[1]) Ganz und gar nichts zu schaffen hat also dieser Funktionsbegriff mit irgendwelchen mathematischen, logischen und »gegenstandstheoretischen« Konzeptionen in der Literatur, welche ebenfalls den Terminus »Funktion« beanspruchen, in einzelnen Fällen sogar den der »intentionalen Funktion« (Russell). Aber auch innerhalb der eigentlichen Sphäre der Psychologie und Phänomenologie ist der Funktionsbegriff bereits mannigfach — und in divergierenden Richtungen — durch theoretische und fiktive Konjekturen belastet. Er bedeutet etwas anderes in der Brentanoschule, etwas anderes bei Stumpf, etwas anderes bei Husserl. Wir lehnen es ab, unsere Fassung mit diesen Konzeptionen vermengt zu sehen. Dabei verkennen wir die weitgehende Ähnlichkeit nicht, die Husserls Funktionsbegriff mit dem unsrigen aufweist — nur daß er ihn rein phänomenologisch entwickelt und ständig in eine ungeklärte Relation zum »Bewußtsein« setzt, von der wir hier nichts aussagen. Auch wir halten die Durchbildung des Funktionsbegriffes für ein Zentralproblem der eigentlichen Phänomenologie. Hier geben wir nur den Ursprung seiner Notwendigkeit im Rahmen rationaler Wissenschaftstheorie als Grund der Möglichkeit psychologischer Theorie überhaupt an, entwickeln aber noch nicht seine Strukturen und Qualitäten. Eine derartige zentrale, »transzendentale« Ableitung und Notwendigmachung des Funktionsbegriffes für alle phänomenologische Deskription fehlt bei Husserl, zum Schaden der Systematik seiner phänomenologischen Aufstellungen, die auf diese Weise den Anschein willkürlicher Inventionen erwecken. Zu Unrecht freilich! Er hat sachlich völlig unsern Beifall, und schwebt doch theoretisch ganz in der Luft des Dekretierens, wenn er schreibt — was wir nunmehr zu begründen vermögen —: »Der Gesichtspunkt der Funktion ist der zentrale der Phänomenologie, die von ihm ausstrahlenden Untersuchungen umspannen so ziemlich die ganze phänomenologische Sphäre ... An die Stelle der an den einzelnen Erlebnissen haftenden Analyse und Vergleichung, Deskription und Klassifikation, tritt die Betrachtung der Einzelheiten unter dem »teleologischen« Gesichtspunkte ihrer Funktion, »synthetische Einheit« möglich zu machen« (Ideen usw. Jahrbuch, a. a. O. S. 176). Wir rechtfertigen Husserls bloße Behauptung durch die Wissenschaftstheorie. — Im übrigen wird der Funktionsbegriff noch in der Phänomenologie seine weitere Erörterung finden.

theoretisch als Bereitschaft oder Tendenz oder »Fähigkeit« des Psychischen, den Grund zu ihrer Verwirklichung in einem durch sie als Tätigkeit gewirkten seelischen Sichvollziehen in sich selber zu tragen, jedoch bei der Verwirklichung an auslösende Erregungen gebunden zu sein. Der Grund der Verwirklichung des durch sie bewirkten seelischen Sichvollziehens erstreckt sich nicht nur auf das Sein und Geschehen dieses Vollzuges, sondern auch auf seine Beschaffenheit, auf das Wie seines Seins. Schon hieraus folgt die Notwendigkeit einer Vielzahl hypostasierter Funktionen.

Das Prinzip der Unterscheidung von psychischen Funktionen.

Sie zu unterscheiden und aufzufinden, ist im einzelnen Sache des seelischen Erfahrens selber. Es gibt keine apriorische Systematik der möglichen oder der vorhandenen psychischen Funktionen. In derartigen willkürlichen Statuierungen, die den Charakter der materialen Psychologie als Erfahrungswissenschaft übersehen, bestand ein Grundfehler nicht nur der vorkantischen rationalen, sondern auch der nachkantischen systematischen und intellektualistischen Psychologie. Eine Funktion muß für jede in der Erfahrung aufgefundene Klasse von psychischen Abläufen als Grund ihrer psychologischen Möglichkeit substituiert werden. Die Auffindung derartiger Klasseneinheiten psychischer Vollzüge ist eine methodologische, später besonders zu behandelnde Frage, bei welcher es das Verhältnis der Abstraktion zur Induktion und beider zu ihren leitenden Maximen zu erörtern gilt. Da aber die einzelnen leitenden Maximen ihrerseits aus regulativen Prinzipien herstammen müssen, welche der Wissenschaftslehre des Psychischen und ihren Grundsätzen entnommen sind, so sind wir vor der Notwendigkeit, das regulative Prinzip zur Auffindung von Funktionen schon hier, in der Wissenschaftstheorie selber, zu entwickeln. Es folgt analytisch aus dem Begriff von Tätigkeit, welcher dem Vollzuge der Funktionen insgesamt als konstitutives Merkmal angehört, wie wir schon begründet haben.

Tätigkeit nämlich erstreckt sich ihrem Wesen nach immer auf Etwas, hat ein Ziel, bezieht sich auf einen Gegenstand. Wenn wir von ziellosem Tun reden, so drücken wir uns ungenau aus; in solchem Falle ist uns Dasjenige, in bezug auf welches dieses Tun ein Tun ist, nicht erkennbar oder bestimmbar. Der Begriff des Tuns aber ohne das korrelative Objekt, in bezug auf welches das Subjekt des Tuns in jenem Begriff als tätig ausgesagt wird, hat keinen Sinn. Von diesem Objekt ist begrifflich weiter nichts zu fordern, als daß es durch den Vollzug der Tätigkeit für das tätige Subjekt zu einer durch die Tätigkeitsweise bestimmten Gegebenheit gelange. Der Tätigkeitsbegriff erfordert also analytisch den eines potentiellen Objektes, in bezug auf welches die sich realisierende Tätigkeit ein Tun ist.

Ist dies eingesehen, so ergibt sich die Anwendung auf die psychischen Funktionen leicht. Es liegt dann in ihrem Begriffe, daß die Verwirklichung ihres Vollzuges dem Subjekt dieses Funktionierens, dem »Ich«, die Beziehung auf ein Etwas vermittle[1]). Und dieses Etwas wird zum Etwas durch den Vollzug der Funktion, je nach der Weise, in welcher sie es für das »Ich« zum Etwas bestimmt. Die potentielle Gegenstandsbestimmung ist also ein Wesensmerkmal aller psychischen Funktionen, dessen wissenschaftstheoretischer Grund in dem Begriff der Spontaneität selber beruht. Wir finden hier abermals Brentanos Definitionsmerkmal alles Psychischen, den objektivierenden Charakter, die intentionale Inexistenz[2]), als wissenschaftstheoretisch notwendig bestätigt. Damit haben wir alle Kriterien Brentanos für das Wesen des Psychischen, welche er nur empirisch gültig sah, der Zufälligkeit ihres empirischen Charakters entkleidet und am Wesen des Psychischen wissenschaftstheoretisch verankert[3]).

Dann aber folgt weiter: es muß so viele psychische Funktionen geben, als es Weisen gibt, durch welche dem psychologischen Subjekt ein Objekt gegeben werden kann. Denn die Weisen des Gegebenseins von Objekten für das Ich sind ja das Ergebnis des Vollzuges der jeweils realisierten Funktion. So viel Arten also in der psychischen Beziehung des Ich auf Objekte auffindbar sind, so viel verschiedene Funktionen sind als der Grund der Möglichkeit dieser jeweiligen Beziehung anzusetzen. Auch dies Kriterium rührt in etwas anderer Fassung von dem Genius Brentanos[4]) her; Husserl hat es übernommen. Die Weisen der zu fundierenden Beziehungen aufs psychologische Subjekt dürfen ihre Verschiedenheiten nicht den Verschiedenheiten der Objekte verdanken, welche sie dem Subjekt geben; sie müssen vielmehr unabhängig von ihnen sein; nur dann entspricht ihnen jeweils eine besondere Funktion. Damit ist nicht

---

[1]) Von »dem Ich« ist hier und im folgenden vorläufig bloß in dem Sinne des Subjektes jeweiliger funktionaler Tätigkeit als einer bloßen Hypostasierung ohne weitere psychologische und theoretische Bestimmung die Rede.

[2]) Vgl. oben S. 132 dieses Buches, Anm. 1. Über den Intentionsbegriff später Genaueres (vgl. S. 339ff.).

[3]) Mit Ausnahme seiner Behauptung vom Vorstellungscharakter des Psychischen.

[4]) a. a. O. S. 248ff., 260ff. Von der Klassifikation der psychischen Phänomene. 1911. Kap. 1. Die Wichtigkeit des Brentanoschen Klassifikationsprinzips kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden.

Kant und nach ihm Hamilton und Lotze teilen die psychischen Phänomene danach in Grundklassen ein, daß die einzelnen Klassen weder auseinander ableitbar, noch auf eine dritte gemeinsame Klasse zurückführbar sein dürfen (Kritik der Urteilskraft, Einleitung, III). Hiergegen wendet Mill ein, diese »Unableitbarkeit« gelte von allen unmittelbaren Qualitäten. Man könne auch Rotsehen nicht auf Blausehen zurückführen. Jede einzelne Farbe sei deshalb letzte unabwendbare Tatsache (Deduktive und induktive Logik. Buch III. Kapitel 14. § 2). Brentano zeigt nun die Ungereimtheit, die darin liegt, für jede einzelne Farbenqualität eine besondere unmittelbare psychische Grundfunktion anzunehmen. Der an sich richtige, aber viel zu vage Gedanke der Unableitbarkeit

ausgeschlossen, daß es nicht im Wesen bestimmter Objekte oder potentieller Objekte liegen könnte, dem Ich auch nur in bestimmten Weisen gegeben zu werden, also die Realisierung adäquater bestimmter Funktionen zu erfordern.

Alle diese Fragen sind Fragen von empirischer Entscheidung; und wir werden sie später in der Phänomenologie, die wir für eine empirische Disziplin halten und als solche rechtfertigen werden, wieder antreffen. Hier genügt es, die allgemeine Regel zur Auffindung der Funktionen und das allgemeine hinreichende Kriterium für die besondere funktionale Fundierung psychischer Ablaufsweisen wissenschaftstheoretisch sichergestellt zu haben. Wir haben damit den einen Weg zur richtigen psychologischen Anwendung der Kausalkategorie gebahnt[1]).

Erörterung von Einwänden:

Bevor wir aber weiter gehen, ist noch eine Klärung des bisher Erreichten notwendig. Durch den Einfluß von Herbart und Wundt ist bekanntlich die Wolff-Kantische Vermögenstheorie von der gesamten modernen Psychologie aufgegeben worden. Und wenn wir uns auch für die Bestimmung und Entwicklung unseres Funktionsbegriffes frei gemacht haben von der Vieldeutigkeit des alten Vermögensbegriffes, so treffen doch einige Einwände, welche in der Literatur gegen diesen Vermögensbegriff erhoben worden sind, sachlich auch für unseren Funktionsbegriff zu. Solche Einwände können sich richten erstens gegen die begriffliche Fassung selber, zweitens gegen die Vielheit der Funktionen und drittens dagegen, daß das unter diesen Begriffen erfaßte Psychische eine wirkliche Realität, ein einheitliches psychisches Gebilde und nicht bloß eine willkürliche Abstraktion darstellt.

---

muß nach ihm in bestimmter Weise ausgebaut und eingeschränkt werden: die Einteilung muß aus dem Studium der psychischen Phänomene selbst hervorgehen. Die Einteilung in primitive und abgeleitete Seelenerscheinungen (Bain) ist deshalb unzweckmäßig, weil die primitiven Erscheinungen da, wo sie selbständig und unabhängig von höheren auftreten, z. B. also bei Tieren, nicht direkt zu beobachten sind. Nur die Klassifikation wird demnach möglich, welche die verschiedenen Beziehungen zum immanenten Gegenstande der psychischen Tätigkeit oder die verschiedenen Weisen seiner intentionalen Existenz zum Einteilungsgrund nimmt. Die innere Erfahrung ist hierbei Schiedsrichter, der im Streit über Gleichheit oder Verschiedenheit der intentionalen Beziehung allein zum Urteil berechtigt.

[1]) Ähnliche grundsätzliche Erwägungen bei Lotze, Medizin. Psychologie. 1852. S. 151ff. Wenn Hellpach (Ztschr. f. Psychologie. Bd. 18. S. 338ff.), der mit Recht die Übertragbarkeit der Kausalgleichung aufs Psychische verneint, daraus auf ein Problematischwerden der Kausalität selber für Psychisches schließt, so verwechselt er Kraftbegriff und Kausalbegriff. Die »Erfahrungstatsache des Zusammenhängens« seelischer Erlebnisse fordert doch irgendeine notwendige Erkenntnisform, die in der Konstatierung dieses »Zusammenhängens« schon impliziert ist. Welche – außer der kausalen – kennt denn Hellpach noch und kann ihren Rechtsgrund nachweisen?

1. Gegen die Konzeption des Begriffes der Funktion.

Hinsichtlich des ersten Einwandes gegen die Konzeption des Begriffes der Funktion wiederholen wir nochmals unseren Gedankengang: Der Kausalbegriff ist zur Erklärung der psychischen Abläufe eine unvermeidliche Notwendigkeit. Seine Abweisung würde den Anforderungen aller Naturwissenschaft Hohn sprechen. Andererseits fanden wir, daß der Kraftbegriff aufs Psychische nicht in seiner wissenschaftstheoretischen Bestimmung anwendbar ist. Er muß vielmehr gemäß dem Wesen psychischen Ablaufens umgeformt werden. Für das Psychische wurde der Begriff einer Kraft erfordert, welche unter den Bedingungen der Selbsttätigkeit und Anregbarkeit steht. Ist unsere frühere Deduktion der Selbsttätigkeit und Anregbarkeit richtig, so ist es auch der aus ihr abfolgende Begriff der Funktion, welcher den einzig möglichen Kausalbegriff für seelische Tätigkeiten darstellt, für die kein äußeres Kausalverhältnis möglich ist. Unter der Substanzkategorie fanden wir das Formgesetz des Psychischen als anregbare Spontaneität, unter der Kategorie der Ursache bestimmt es sich näher durch den Begriff von Funktionen. So läßt sich Schritt für Schritt die Gültigkeit des Funktionsbegriffes für die Kausalerklärung der seelischen Erscheinungen aus den notwendigen Grundgesetzen des Psychischen wissenschaftstheoretisch entwickeln. Mithin ist dieser Begriff keine Fiktion, sondern geht auf wohl substantierte Realitäten.

Wie sich aber dieser Funktionsbegriff, der als wissenschaftstheoretische Forderung entwickelt wurde, zu denjenigen Begriffen von Funktion und Akt verhält, deren psychologische Struktur am sorgsamsten von Brentano, Meinong, Marty, Husserl, Messer und v. d. Pfordten und ihren Schülern durchgebildet wurde — wenngleich es zu einer widerspruchsfreien Klärung nicht kam — dies muß späteren Untersuchungen dieses Buches vorbehalten bleiben, welche sich auf die eigentliche Funktionspsychologie erstrecken.

2. Gegen die Vielzahl psychischer Funktionen.

Der zweite Einwand richtet sich gegen die behauptete Vielzahl von Funktionen. Allerdings muß letzten Endes der Funktionsbegriff auf die Einheit alles Psychischen zurückbezogen werden. Denn diese muß, durch den Schematismus des reinen Selbstbewußtseins, als das Eine Subjekt aller inneren Tätigkeit gedacht werden. Somit ist dieses Formgesetz alles Psychischen letzten Endes in der Tat die Eine Grundquelle aller einzelnen Funktionen. Damit ist aber noch nicht entschieden, daß dieses eine Formgesetz sich nicht wieder in verschiedenen vielfältigen Funktionen auswirken könne, die ihrer jeweiligen Qualität nach nicht ineinander überführbar sind. Mit ihrer Annahme braucht andererseits die Einheitlichkeit des Psychischen durchaus nicht aufgehoben zu sein. Wir gehen aus von der Verschiedenheit der psychisch gegebenen Tätigkeiten und Vollzüge.

Für diese suchen wir Erklärungsgründe. Die einzelnen gefundenen Erklärungsgründe werden von dem gemeinsamen identischen Subjekt alles seelischen Geschehens als dessen Äußerungsweisen ausgesagt. In diesem ganzen Gedankengange liegt nirgends eine logische Unzulässigkeit, welche einen Zweifel an der logischen und wissenschaftstheoretischen Berechtigung einer Vielzahl von Funktionen stützte. Es läßt sich aber auch direkt nachweisen, daß es eine Vielzahl solcher Funktionen geben muß. Bestünde nämlich das psychische Geschehen nur aus einer einzigen Funktion, so könnten auch deren Wirkensweisen immer nur von einer einzigen Art sein. Es könnte keine qualitativ verschiedenen inneren Tätigkeiten geben, sondern nur Verschiedenheiten der Intensität. Ferner könnte es gar keinen Wechsel seelischer Tätigkeiten in der Zeit geben: wäre die angebliche alleinige Funktion alles Psychischen einmal zur Tätigkeit angeregt, so könnte sie diesen Tätigkeitszustand nicht aufgeben oder wechseln, solange nicht eine andere Ursache einwirkt. Diese Ursache könnte aber nach der Definition der Spontaneität nur wieder eine psychische sein. Nun besteht aber ein derartiger Wechsel psychischen Geschehens. Woher sollte dessen psychische Ursache kommen, wenn nicht aus einer anderen Funktion, die ja als Ursache psychischer Veränderung definiert ist? Die vorausgesetzte einzige Funktion würde psychologisch nur ganz allgemein bezeichnet werden können: als die allgemeine Möglichkeit, in verschiedenen und immer anderen Richtungen zu psychischer Tätigkeit bestimmt zu werden. Dies wäre aber keine wirkliche psychologische Beschreibung, sondern nur eine leere logische Abstraktion, aus welcher eine reale Erklärung der verschiedenen Arten von seelischer Tätigkeit nicht möglich wäre. Die angebliche Eine Funktion bestände nur in dem Begriff der Möglichkeit von psychischer Selbsttätigkeit überhaupt, denn nur dieser bleibt nach Abstraktion von allen verschiedenen Qualitäten der Tätigkeiten übrig. Aber gerade diese verschiedenen Qualitäten sind es, die durch die Funktionen erklärt werden sollen; und nur durch die besondere Qualität seiner Tätigkeit kann der Funktionsbegriff jeweils Realität erhalten. Somit muß eine Vielheit von Funktionen bestehen.

Welche und wieviele Funktionen in Frage kommen, dies freilich bestimmt sich nur empirisch nach der von uns angegebenen Regel. Soweit eine Erklärung psychischer Tätigkeiten aus fundierenden anderen Tätigkeiten möglich ist, soweit ist auch die Annahme berechtigt, eine Vielzahl von Tätigkeiten unter der Einheit einer funktionalen Erklärung zusammenzufassen. Und nur wo Qualitäten als unauflöslich und nicht weiter zurückführbar feststehen, muß eine Besonderheit der sie fundierenden Funktion als ursprünglich gegeben angenommen werden. Die Funktionen also sind die Realgründe und Erklärungsgründe für die inneren Tätigkeiten; diese letzteren aber sind die einzigen Erkenntnisgründe der Funktionen.

Die Frage, auf welche Weise nun die einzelnen Funktionen in ihrer Realität erkannt werden, und welches die Rechtsgründe dieses

Erkennens sind, gehört nicht mehr hierher; sie ist eine Teilfrage der psychologischen Analyse und ihres Verhältnisses zur Phänomenologie. Hier genügt der Nachweis, daß wissenschaftstheoretisch nur eine Vielzahl von Funktionen der psychischen Realität zu genügen vermag.

Über die Annahme einer einzigen »psychischen Kraft«.

Unter denjenigen, welche den Kraftbegriff im Psychischen auf eine einzige funktionale Einheit zugespitzt haben, übergehen wir die Rationalisten, welche dies mit der Besorgnis um die Einheitlichkeit ihres Seelenwesens zu rechtfertigen suchten; aber eigenartigerweise finden wir auch einen wirklichen Psychologen unter ihnen: Lipps hat, im Anschluß an Herbartsche Gedankengänge, folgende Formulierungen entwickelt[1]): »Die psychische Kraft ist eine einzige, das Eigentum der einheitlichen Seele, und steht jedem einzelnen psychischen Vorgang in gleicher Weise zur Verfügung. Diese Aneignung aber geschieht jederzeit auf Kosten der anderen gleichzeitigen psychischen Vorgänge. Es gilt die Regel: jeder psychische Vorgang hat die Tendenz der Aneignung der psychischen Kraft auf Kosten aller übrigen.« Zu dieser Auffassung kommt Lipps von einem dem unseren nahe verwandten Ausgangspunkt. Auch er[2]) sieht in dem Kraftbegriff das theoretische Mittel, die Gesetzmäßigkeit seelischen Geschehens zu bestimmen. Auch er stellt fest, daß der in der Seele zurunde liegende Begriff von Tätigkeit über den Kreis bloßer Beobachtung hinausgehe, und daß man berechtigt und genötigt sei, darüber hinauszugehen. Aber das führt ihn weiter zu dem Schlusse, daß wir überhaupt über unsere Akte — unsere psychischen Vollzüge — nichts aus unmittelbarer Beobachtung, sondern nur etwas aus ihren Gegenständen erfahren. Mithin sollen alle Unterschiede im Psychischen nur solche der Gegenstände sein; und damit kommt er naturgemäß nur zu einer einzigen psychischen Kraft. Er übersieht aber dabei, daß, wenn wirklich alle Unterschiede an psychischen Vollzügen nur solche der Gegenstände dieser Vollzüge sind, die Psychologie als besondere Wissenschaft, aller Inhalte beraubt, aufhört zu bestehen. Und dabei ist diese Behauptung vom Grunde des Unterschieds psychischer Vollzüge weder von Lipps praktisch befolgt, wie Meyerhof[3]) ihm nachweist, noch an sich selber richtig. Beim Denken und beim Wahrnehmen eines und desselben Gegenstandes kann doch wohl von einem bloß intensivem Unterschiede des Bewußtseins nicht die Rede sein; und da der Gegenstand

---

[1]) Leitfaden der Psychologie. 3. Aufl. 1909. S. 81.

[2]) Grundtatsachen des Seelenlebens. 1883. S. 16. 25. 156ff.

[3]) Er schreibt (a. a. O. S. 40): »Lipps sagt: ‚Unserer Denkakte sind wir uns nicht bewußt ... Aber woher weiß Lipps etwas von den Denkakten? Er könnte doch nur von ihren Gegenständen etwas wissen, wenn er außer diesen nichts wahrnähme.«

der gleiche ist, müssen die phänomenalen Unterschiede in psychischen Qualitäten beruhen. Hiermit fällt aber das einzige Argument für die Einzigkeit der psychischen Kraft in sich zusammen; alles übrige ist Begriffsmythologie konstruktiver Art.

Das Wundt-Herbartsche Argument: den Funktionsklassen entspricht keine konkrete Wirklichkeit.

Damit kommen wir zum dritten der möglichen Einwände gegen den hier geforderten Funktionsbegriff: Daß nämlich das unter diesem Begriff jeweils zusammengefaßte psychische Geschehen nicht ein reales psychisches Einheitsgebilde sei, sondern bloß eine willkürliche Abstraktion. Wundt hat diesen Einwand dahin formuliert, daß man sich bei Bildung derartiger Begriffe »begnügt, Erscheinungen auf Grund gewisser übereinstimmender Merkmale in ein Wort zusammenzufassen«[1]). Sie seien nichts anderes als »eine abstrakte Generalbezeichnung für eine Menge von einzelnen Tatsachen, die überall nur als konkrete Einzelinhalte des Bewußtseins vorkommen«[2]), und somit nur »Überlebnisse des Nominalismus«[3]). Dieser Einwand Wundts stammt bereits von Herbart[4]). Herbart führt aus, daß die psychischen Zustände und ihr kontinuierliches Fließen gar nicht in festen Abstraktionen aufgefaßt werden könnten, ohne eine Entstellung ihrer eigentlichen Natur. Indem wir abstrahieren, müssen wir eine Menge Bestandteile des psychischen Geschehens aufgeben, eben um einen festen Begriff zu fassen. Und wenn wir nun aus solchen abstrakten Begriffen die Zustände des Seelenlebens erklären wollen, treffen wir damit die Wirklichkeit gar nicht mehr.

a) Die Unvermeidlichkeit der Abstraktion in der Wissenschaft.

Bei diesem Einwande von Wundt und Herbart gehen zwei Tendenzen durcheinander. Erstens nämlich betont er die Schwierigkeiten des Abstrahierens überhaupt angesichts der Kontinuität des Psychischen. Diese Schwierigkeit besteht nun ganz gewiß. Was vom Verhältnis der Abstraktion zur Wirklichkeit darin behauptet wird, gilt aber nicht allein von der psychischen Wirklichkeit und der psychologischen Abstraktion, sondern genau so auch von der physischen Natur. Es besagt nicht mehr und nicht weniger als die alte Wahrheit, daß das Abstrakte niemals eine getreue Wiedergabe der vollen Wirklichkeit des Konkreten sein kann. Das hat die Wissenschaft nicht gehindert, auch in der physischen Natur von der Ab-

[1]) Physiol. Psychol. 5. Aufl. III. Bd. S. 296.
[2]) a. a. O. S. 241.
[3]) a. a. O. S. 219.
[4]) Handbuch d. empir. Psychol. S. 3, 7ff. Psychologie als Wissenschaft. S. 22ff.

straktion stets den notwendigen und umfassenden Gebrauch zu machen — eben um Wissenschaft zu sein und Wissen zu verbürgen. Denn unsere Erkenntnis ist nun einmal so beschaffen, daß dies ein unvermeidliches Verfahren ist. Alle Naturwissenschaft verfährt notwendig so: ihr Weg ist, zur Erklärung der konkreten Anschauung der Wirklichkeit diese in das wissenschaftliche Bewußtsein zu heben, für die Reflexion zu formen. Und dazu bedürfen wir der Urteile und Begriffe. Letztere aber erhalten wir durch Abstraktion. Lehnen Wundt und Herbart für die Psychologie um der konkreten Wirklichkeit willen alle Abstraktionen ab — so müssen sie der wissenschaftlichen Form und Bearbeitung überhaupt entsagen. Aber das tun sie natürlich nicht[1]). Herbart z. B. in seiner mathematisch behandelten Lehre von der Hemmungssumme der Vorstellungen setzt als Gegenstände seiner Berechnungen doch Kräfte von verschiedener Stärke voraus; und was sind Kräfte anders als »Abstraktionen« in seinem Sinne? Sie werden doch auch erst zu den Beobachtungen der konkreten Wirklichkeit hinzugedacht.

Die erste Interpretation des Herbart-Wundtschen Einwandes gegen den Abstraktionscharakter psychologischer Begriffe trifft also nicht nur den Funktionsbegriff, sondern jeden psychologischen Begriff überhaupt, also auch ihre eigenen. Und ganz besonders sollte sich der Neuerfinder des psychologischen Apperzeptionsbegriffes, dieses Musterbeispiels ungenügender und unzulänglicher Abstraktion, davor hüten, aus dem Glashause mit Steinen zu werfen. Ferner aber trifft diese Tendenz nicht nur die Psychologie, sondern alle Empirie überhaupt. Und endlich erschwert oder behindert der Charakter der Abstraktion zwar die Wissenschaft, macht sie aber andererseits allererst möglich. Der Einwand, soweit als er die eben angedeutete Tendenz zum Ausdruck bringen soll, ist also nur von komparativer Gültigkeit; er fordert methodische Besonnenheit in der Anwendung der Abstraktion und einwandfreie Maximen für dieselbe; mehr besagt er nicht.

Freilich ist die Sache damit noch nicht ganz erledigt. Der Wirklichkeits- und Konkretheitscharakter psychischen Geschehens ist doch, gegenüber dem der körperlichen Natur, noch von besonderer Art. Dies liegt an dem bloßen Zeitkontinuum und der Gegebenheitsweise der psychischen Wirklichkeit. »Wir können uns einem Menschen vergleichen, der von einem dunklen Zimmer aus durch ein kleines Fenster die sonnenbeschienene Welt betrachtet: draußen ist alles leicht unterscheidbar, kehrt er sich aber um, so findet er sich schwer in seiner dunklen Behausung zurecht. Im Inneren finden wir einen

---

[1]) Ebensowenig tut dies etwa Heinroth, der noch viel schärfere Worte gegen »die Vergötterung der sogenannten Wissenschaft« in der Psychologie findet (Psychologie als Selbsterkenntnislehre. 1827. S. 4); oder Moebius, der ähnlich argumentiert; und am krassesten, fast wie ein Witz der Geistesgeschichte, wirkt dieser Widerspruch zwischen dem antiwissenschaftlichen Programm und der Methode bei Bergson.

Strom nur zeitlich geordneter Erlebnisse, die nicht nur des Maßes spotten, sondern auch wie ziehende Wolken zerfließen, wenn wir sie festhalten wollen. Während sich das Ereignis vollzieht, können wir es nicht betrachten, und ist es vorüber, so verändert es sich sofort in der Erinnerung[1]).« Es liegt daher im Wesen der Sache, daß die Schwierigkeiten der Abstraktion und der Analyse psychischer Tatbestände — ja auch schon der Begriff eines psychischen Tatbestandes selber — besonderer methodologischer Klärung bedürfen. Wir geben diese in einem späteren Zusammenhang dieses Buches ausführlich[2]), und verweisen zum Problem der Analyse auf Cornelius[3]) und vor allem auf Meinongs[4]) grundlegende Arbeit. Als Ergebnis genügt hier, daß diese Schwierigkeiten nicht unauflöslich und prinzipiell sind, — wären sie das, so gäbe es Psychologie als Wissenschaft nicht. Sie ändern daher am grundsätzlichen Gebrauche der Abstraktion nichts.

b) Verwechslung von Abstraktion und Induktion beim Wundt-Herbartschen Einwand.

Die zweite Tendenz des Herbart-Wundtschen Einwandes geht dahin, daß den abstraktiv gewonnenen Begriffseinheiten in der Wirklichkeit keine realen psychischen Einheiten entsprächen, sondern nur künstliche Gebilde von bloß logischer und nominaler Geltung. Auch hierin geht richtiges und falsches durcheinander. Zunächst beruhen die Funktionen gar nicht, wie diese beiden Forscher meinen, auf Abstraktionen allein; sondern sie sind das Ergebnis von Induktionen. Sie stellen Gesetze für den Ablauf von bestimmten psychischen Erscheinungsreihen dar, und zwar kausale Gesetze. Diese werden niemals durch Abstraktion erreicht, welche immer nur eine einfache logische Klassenbildung hervorbringt und Begriffe erzeugt, aber keine Gesetze, d. h. Urteile. Solche Gesetze für psychisches Geschehen beanspruchen aber die Funktionen zu sein. Sie sind das Ergebnis induktiver Schlußweisen aus einem — durch Abstraktion freilich begrifflich und generalisiert gestalteten — empirischen Material. Diese Induktionen haben natürlich niemals bloß logische, sondern reale Geltung; und ebenso die aus ihnen gefällten Gesetze. Es liegt also im Anspruch der Funktionen, real und nicht bloß logisch-klassifikatorisch zu gelten. Und diese Geltung haben sie auch in jedem einzelnen Falle, wenn sie richtig sind. Sind sie aber falsch,

[1]) Moebius, Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. 1907. S. 12.
[2]) Vgl. S. 381 ff.
[3]) Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Philosophie. 1892. S. 404 ff. 1893. S. 30 ff. Ztschr. f. Psychol. Bd. 24. S. 117 ff.
[4]) Beiträge zur Theorie psychischer Analyse. Ztschr. f. Psychol. 1894. S. 340 und 421 ff. Besonders sei betont, daß ich mich keineswegs mit allen Darlegungen des ausgezeichneten Denkers in Übereinstimmung befinde. Dennoch gebrauche ich den Ausdruck »Abstraktion« hier nur im synonymen Sinne mit Analyse, um das psychologische Problem der Zerlegung gar nicht erst anzuschneiden.

so haben sie gar keine Geltung: weder reale noch logische. Dieser Teil des Einwandes beruht also auf einer Verwechslung von Klassifikationen und Induktionen.

c) Das Kriterium der Realität von psychischen Klassen liegt in der leitenden Maxime ihrer Bildung.

Nun ist jedoch etwas richtig Gemeintes an ihm, wenngleich in der verfehlten Formulierung, die wir zurückwiesen. Nämlich ohne zuvor erfolgende Analyse und ohne Abstraktion, ohne Klassenbildung aus dem empirischen Material wären die induktiven Schlüsse auf die Funktionen gar nicht möglich. Und diese Klassifikationen sind willkürlich und entstellen die Wirklichkeit. Das letztere wurde schon als unvermeidliche Voraussetzung aller wissenschaftlichen Arbeit überhaupt dargetan. Es führte dazu, ein Kriterium methodischer Art für die Abstraktion zu fordern: in welchem Falle ist das Abstraktionsergebnis sozusagen induktionsreif? In welchem hat es nur seinen künstlichen klassifikatorischen Sinn, ohne Induktionen auf reale Einheiten kausal fundierender Art zu gestatten? Der Wundt-Herbartsche Einwand könnte zum Ausdruck bringen wollen, ein solches Kriterium fehle in der psychologischen Theorie; und daher habe man keine Gewähr dafür, ob eine aus derartigen Abstraktionen gewonnene induktiv erfaßte Funktion wirklich als natürliches Gesetz zu gelten habe oder nicht, d. h. gar kein Gesetz sei, sondern ein Irrtum, der sich als Gesetz für Psychisches nur fiktiv und künstlich ausgebe.

Hierzu ist zu bemerken, daß dieses Bedenken fraglos für die alte Vermögenspsychologie in weitem Umfang zutraf. Es geht natürlich nicht an und ist unpsychologisch im höchsten Grade, irgendwelche komplexen psychischen Abläufe unter einem willkürlich herausgegriffenen Abstraktionsgesichtspunkt zusammenzustellen, — ohne Rücksicht auf ihre gesamte sonstige Struktur — und von diesem Abstraktionsprodukt sodann ein funktionales Gesetz auszusagen. So könnte man leicht zu beliebigen unmöglichen, ja direkt läppischen psychischen »Funktionen« gelangen, die in der Tat nichts anderes wären als ein leerer Nominalismus, dem keine reale psychische Einheit entspräche. So könnte man beispielsweise auch eine psychische Funktion des Rätselratens, des Violinspielens, des Wurzelziehens aufstellen — womit denn psychisch einheitliche Gesetze des Rätselratenkönnens, des Violinspielenkönnens, des Wurzelziehenkönnens oder ähnliche Gebilde als Realitäten behauptet würden.

Ein derartiger Unsinn wird aber für die hier entwickelte wissenschaftstheoretische Ableitung des Funktionsbegriffes im Psychischen vermieden, wie wir schon früher ausführten. Einmal nämlich ist uns die Art der phänomenologischen Analyse und Abstraktion selber, so wie wir sie noch entwickeln werden, durch die Allseitigkeit ihrer Deskriptionsgesichtspunkte eine Gewähr für eine größtmögliche Adäquation der Bearbeitung an das Reale. Sodann aber haben wir

ja das Kriterium für die Rechtsgründe zur Annahme einer Funktion als wahrhafter psychologischer Entität an der Hand der Brentanoschen Formel bereits im Voraus entwickelt. Wir haben damit eine leitende Maxime gewonnen sowohl für den Gesichtspunkt des Abstrahierens als für die Ausdehnung der abstraktiven Regression. Wir wissen aus ihm, wie wir zu abstrahieren anfangen und wo wir damit aufhören sollen. Seine Anwendung besagt, daß das psychische Sichvollziehen als Tätigkeit aufgefaßt werden soll, und daß von allen temporalen, quantitativen und gegenständlichen Differenzierungen abgesehen werden soll, um die reine Weise der Tätigkeit, die rein qualitative und in Relationscharakteren bestehende Komplexion herauszuschälen. Was unter diesen Leitgesichtspunkten als unauflösliche, psychologisch nicht weiter zurückführbare psychische Qualitätsklassen zurückbleiben, welche die Tätigkeit, die Objektbeziehung des Subjekts in ihrer Sonderart auszeichnen, dies ist das Abstraktionsmaterial, aus welchem die Induktion auf besondere entsprechende Funktionen sich notwendig ergibt. Diese sind dann die Realgründe der reinen Qualitäten; und letztere sind notwendig selber real, gemäß der Definition des Qualitätsbegriffes. Wir verbleiben also bei diesem ganzen Verfahren jeden Augenblick in innigster Berührung mit den Sicherheiten anschaulicher Wirklichkeit.

d) Die Möglichkeit einer natürlichen Systematik von Funktionen.

Den komplexeren Qualitätsstrukturen entsprechen die ihnen adäquaten funktionalen Komplexionen, und jedes Merkmal eines psychischen Vollzuges muß auch seinen Realgrund in einer Zusammensetzung und Komplizierung fundierender Funktionen haben. Diese kann man natürlich nur durch abstraktive Analyse der Merkmale an den Vollzügen selber auffinden. So ergibt sich eine doppelte Systematik, deren beide Seiten einander entsprechen: erstens eine Systematik der Arten, auf die sich funktionale Strukturen komplizieren können — welche Weisen des Verschmelzens, Sichverbindens, Aufeinanderaufbauens vorkommen können; und zweitens dementsprechend eine Systematik der so entstehenden funktionalen Gebilde von den letzten fundierenden Grundfunktionen an bis zu den verwickeltsten funktionalen Grundlagen seelischer Spezialleistungen und Vollzüge. Diese abstraktive Systematik ist immanent und verhält sich zu den künstlichen Systemen der alten Vermögenspsychologie, wie die natürlichen Systeme der Tiere und Pflanzen sich zu den Linneschen Systemen verhalten. Das ganze System ist von rein empirischer Geltung. Seine Aufstellung ist aber nur eine ideale Forderung. Sie kann nur der Abschluß einer auszubildenden Phänomenologie und Funktionspsychologie sein. Bisher sind noch nicht einmal die rohen Grundmauern dazu gelegt. Wissen wir doch noch nicht einmal eindeutig, welche letzten fundierenden Grundfunktionen

es überhaupt mit Sicherheit gibt. Allein die Brentanosche Schule glaubt dies zu wissen. Brentano hat nur drei generisch verschiedene Weisen der Bewußtseinsbeziehung auf Gegenstände anerkannt, denen die Phänomene des Vorstellens, des Urteilens und des »Liebens und Hassens« entsprächen. Bereits Meinong versuchte diesen Kreis auszugestalten, wie seine Theorie der Annahmen beweist. Husserl ließ noch eine Reihe weiterer Funktionen als möglich zu, ohne aber bestimmte als Realitäten aufzustellen. Bei Brentano kommt noch hinzu, daß er die letzten beiden Klassen seines funktionalen Systems ihrerseits wieder auf die fundierende Klasse »Vorstellung« zurückbezog. Möbius hat sich mit sehr scharfen Worten gegen diesen Primat der vorstellenden Funktionen gewandt[1]), und schon Fries hat dargetan, daß das Vorstellen nur alsabgeleitete Funktionsklasse in Frage kommen kann, — wenn es überhaupt eine reale psychologische Einheit ist. Wir werden den alten Streit, der nur in der Phänomenologie und ontologischen Theorie schlichtbar sein wird, hier, wo es sich nicht um materiales Einzelerfahren, sondern um dessen wissenschaftstheoretische Sicherung handelt, nicht erneuern[2]). Es liegt jedenfalls kein Grund vor, die Brentanosche Aufstellung schon als abgeschlossene Systematik der fundierenden Funktionen und ihrer Komplizierung zu allen möglichen seelischen Vollzügen zu betrachten. Gibt sie selber sich doch als Produkt der Erfahrung — und wann wäre diese je abgeschlossen?

Uns genügt es, an Brentanos Leitmaxime zur Auffindung von Funktionen den Ariadnefaden für alle derartigen Untersuchungen an der Hand zu haben. Vorläufig aber, solange wir noch am Anfang aller funktionspsychologischer Arbeit stehen, bedürfen wir einer Systematik noch gar nicht, welche erst das Ergebnis derselben sein kann. Vorläufig begnügen wir uns damit, die gefundenen realen Funktionen in Klassen zusammenzufassen, deren Bezeichnung wir dem gewöhnlichen Sprachgebrauch[3]) entnehmen. Wir reden in diesem Sinne vom Erkennen, der Wahrnehmung, dem Urteil, dem Gefühl, den Trieben usw. und meinen damit die unter diesem gewöhnlichen Sprachgebrauch zusammengefaßten, durch Analyse und

---

[1]) a. a. O. S. 28.

[2]) Hierüber handeln ausführlich der folgende Band dieser Untersuchung.

[3]) Auch wir schließen uns — wie Nelson es ohne Kenntnis desselben tat — dem Bekenntnis Moebius' an, für die in der Umgangssprache niedergelegte Psychologie »die innigste Verehrung zu fühlen« (a. a. O. S. 13). Andererseits haben wir »als Psychologen zu sprechen«, und die Abnutzung und Verschwommenheit der vulgären Termini nötigt dann dazu, daß, wie Moebius sagt, »dann das Populäre aufhören muß«; »es müssen die Begriffe mit derselben Sorgfalt behandelt werden, mit der der Physiker seine Begriffe behandelt; ja wegen der Schwierigkeit der psychologischen Begriffe muß die Vorsicht verdreifacht werden«. Die Termini der Umgangssprache, auf die wir zurückgreifen wollen, bedürfen also, um Klassenbegriffe zu bezeichnen, der sorgsamsten definitorischen Abgrenzung. Aber es ist törichter Hochmut, eine Psychologie nur deshalb als »Vulgärpsychologie« a*b*zulehnen, weil sie sich vulgärer Termini bedient und mit dem schönen Wort »Assoziation« nicht fortwährenden Mißbrauch treibt.

Induktion aufgefundenen und nach bestimmten Merkmalen logisch vereinigten einzelnen Funktionen, welche wir als Realgrund hierunter fallender Vollzüge erfaßt haben. Diese Klassenbildungen sind künstliche und gelten nur logisch; die Funktionen selber aber, welche wir unter ihnen subsumieren, gelten real und sind real genau bestimmt als echte Ergebnisse psychologischer Forschung. So machen wir uns ein in der Tat künstliches System zurecht, auf welches wir an sich keinen Wert legen. Wichtig ist allein, daß unter diesem System nicht bloß die realen Vollzüge, sondern die sie fundierenden eigentlichen psychischen Kräfte, die Funktionen, als Wirklichkeiten erfaßt und zusammengestellt werden können. Ob es uns gelingt, hinter diesen logischen Klassen natürliche aufzufinden, ist Sache späterer Untersuchung.

Vorläufiges Ergebnis.

Mit den bisherigen Ausführungen zum Problem der psychischen Kausalität haben wir die eine Hälfte unserer Lösung abgeschlossen. Diese bietet den Vorteil, daß die ewig lebendigen und wahren Grundlagen Kantischer Kritik und Wissenschaftstheorie nicht verschüttet werden mit den künstlichen und intellektualistischen Systemen der von ihm und seinen Nachfolgern darauf aufgerichteten Psychologie. Wie diese durch eine hundertjährige Forschung in ihrer Überlebtheit verdrängt worden sind und werden mußten, so ist leider in der Gegenwart auch die Basis der Kantischen Lehre gerade hinsichtlich dieses psychischen Kausalproblems in Verfall geraten. Der Erfolg war, daß die größten Bereicherungen materialer und methodischer Einzelarbeit in der modernen Forschung grundsätzlich in der Luft hingen und sich widersprachen. Ein System tat sich neben dem anderen auf, jedes mit dem Stigma der Vergänglichkeit und des Irrtums behaftet; und direktionslos schwankte die psychologische Einzelforschung als ungeformtes Gebilde zwischen ihnen hin und her. Hier wird die Möglichkeit geboten, die Ergebnisse dieser Einzelforschung, ohne sie in ihrem wesentlichen Wert zu modifizieren, in eindeutiger und gerichteter Weise an das Bleibende des philosophischen Gerüstes der Kant-Friesschen Lehre anzuknüpfen, ohne aber den weiteren Fortgang der Arbeit dadurch systematisch oder methodisch, formal oder materiell zu präjudizieren[1]).

[1]) Man wird bisher eine Erörterung der geisteswissenschaftlichen, kulturwissenschaftlichen und geschichtsphilosophischen Ansprüche an einen besonderen Typus von Begriffsbildung an psychischem Material und eine besondere psychische Kausalität vermißt haben. Wir geben sie an späterer Stelle (S. 194ff.), um hier erst einmal unsere positiven Entwicklungen durchzuführen — ohne jenem Anspruch damit vorgreifen zu wollen.

5. Weiteres über die Probleme der psychischen Kausalität. Der seelische Zusammenhang und das Unbewußte.

Kausalität und seelischer Zusammenhang.

Aber mit der bisherigen Bearbeitung des Kausalproblems im Psychischen haben wir erst die halbe Arbeit geleistet. Um dies zu erkennen, müssen wir uns die psychologische Fragestellung deutlich vor Augen halten, welche die Erörterung psychischer Kausalität erst erzeugt. Wir wollen doch feststellen, ob und wie wir das Wesen seelischen Zusammenhängens erkennen können. Wir wollen begreifen, wie Seelisches aus Seelischem hervorgeht, und ob sich für dieses Auseinanderhervorgehen Gesetze aufstellen und bestimmen lassen. Was haben wir bisher dieser Fragestellung gegenüber für eine Antwort geben können; und welche weitere Antwortmöglichkeit haben wir noch?

Wir haben bisher den Ablauf, das Sichvollziehen der einzelnen Arten seelischer Phänomene als jeweils durch ein funktionales Gesetz bestimmbarer Art ursächlich determiniert erwiesen, dessen allgemeine Form und dessen theoretisches Fundament wir darstellten. Dieses funktionale Gesetz erklärt uns, warum der einzelne Vollzug seiner formalen und qualitativen Struktur nach so erfolgt, wie er erfolgt. Es erklärt uns nicht, warum er erfolgt. Es gibt — und auch dafür haben wir eine allgemeine Begründung bezeichnet — den Grund der Möglichkeit, nicht den der Wirklichkeit des in Frage kommenden abhängigen phänomenalen Gebietes wieder.

Damit ist zur Reduktion psychischer Strukturen und Qualitäten auf ihre psychologischen Fundamente und zu ihrer Erklärung aus diesen als ihren Realgründen zwar schon einiges getan. Aber die Wirklichkeit des Eintritts, des Hervorgerufenwerdens, der Auslösung des einzelnen seelischen Phänomens ist mit diesen theoretischen Grundlegungen noch nicht gegeben. Gerade sie aber ist es, auf welche das Problem seelischen Zusammenhängens sich zuspitzt. Die Formulierung dieses Problems hat zwei Seiten. Gehen wir von einem unmittelbar erlebten seelischen Gegebensein aus, so muß gefragt werden: wodurch die Verbindung und Zusammensetzung der Funktionen gerade zu dem gegebenen seelischen Gebilde in seinem komplexen Sosein hervorgerufen wurde. Zweitens aber muß man nach den Veranlassungen der jeweiligen inhaltlichen[1]) Erfüllung der funktionalen Strukturen fragen, welche das gegebene seelische Gebilde zum Bewußtseinsinhalt machen. Beide Seiten der Frage hängen eng zusammen.

---

[1]) Wir gebrauchen in dieser ganzen Abhandlung die Begriffe »Inhalt«, »Form«, »Struktur«, »Materie« noch »naiv«, ohne jene exakte Klärung, welche nur die später behandelte Phänomenologie ihnen zu geben vermag. Wir verwenden andererseits diese Termini nur dann, wenn über die Eindeutigkeit ihres »Sinnes« jeweils ein Zweifel nicht möglich ist.

Der Begriff des Reizes.

Nun fanden wir bereits in der Deduktion der Funktionen als empfänglicher, anregbarer, auslösbarer seelischer Kräfte, in der Eigenschaft ihrer Bestimmbarkeit als Bedingung ihrer Aktualisierung einem Fingerzeig. Diesem folgen wir weiter. Wir leiteten jene Merkmale deduktiv aus dem Prinzip der rezeptiven Spontaneität als dem Grunde der Möglichkeit alles einzelnen Seelischen überhaupt her. In späteren Abhandlungen zur Phänomenologie werden wir den umgekehrten Weg vom unmittelbar gegebenen seelischen Gebilde aus analytisch zu gehen haben, und auf ganz gleiche Ergebnisse stoßen. Hier genügt die Deduktion, um uns an dieser Stelle den Begriff des Reizes für die Aktualisierung seelischer Phänomene und damit die Gewährleistung seelischen Zusammenhängens nahe zu bringen.

Die Bedeutung des Reizbegriffes für die psychische Kausalität wird von den verschiedensten Standpunkten psychologischer Denker in gleicher Weise anerkannt und determiniert. So spricht Lipps[1]) vom Unterschiede der zuständlichen und der aktuellen psychischen Gründe von Bewußtseinsgegebenheiten und meint mit den ersteren dasjenige, welches er das Reale, Unbewußte nennt, mit den letzteren ausdrücklich die es zum Gebilde bestimmenden Reize. Bei Schopenhauer[2]) tritt die Kausalität im Psychischen ebenfalls als Ursache und daneben als Reiz auf; und ein derartigen Spekulationen völlig abgeneigter Forscher wie Bleuler schreibt:[3]) .»Wir haben es in der Psyche wie bei organischen Funktionen überhaupt meistens nicht mit direkten, sondern mit auslösenden Ursachen zu tun. Der Unterschied zwischen den Fällen, wo wir Äquivalenz zwischen Ursache und Wirkung haben, und den anderen ist also nicht entsprechend dem zwischen Physisch und Psychisch, sondern er ist einer der Komplikation oder wenn man will des Ursachenbegriffes« . . . Für das Psychische hat er die Bedeutung »der Beeinflussung eines bestehenden oder der Auslösung eines neuen Vorgangs«.

Potentielle Bereitschaft und auslösende Bedingung.

Wir haben hier abermals die Analogie der Psyche mit dem Organismus, dessen Lebensäußerungen als eine Spontaneität definiert sind, welche sich gemäß veränderten äußeren Bedingungen in veränderter Weise aktualisiert. Und wir können die Definitionen der physiologischen Reizlehre ziemlich unverändert auf die psychische Analogie übernehmen[4]). Bevor wir dies aber tun können — wie es

[1]) Psychische Vorgänge und psychische Kausalität. Ztschr. f. Psychol. Bd. 25. S. 177. 197ff.

[2]) Über die vierfache Wurzel usw. Kap. IV. § 20. Die Motivation als dritter Kausalzusammenhang bei Schopenhauer (s. auch Renouvier, Les dilemmes de la métaphysique. 1901. S. 130ff.) kommt hier nicht in Frage. Bergmann (l. c. S. 80ff.) hat hierzu bereits das Notwendige gesagt.

[3]) Psych. Kausalität und Willensakt. Zeitschr. f. Psychol. Bd. 69. S. 44ff.

[4]) Verworn, Allgem. Physiologie 1909. S. 409ff.

weiter unten geschehen wird —, ist freilich notwendig, den Kraftbegriff im Psychischen noch einmal in Vergleich zu dem der Physiologie und Physik zu stellen. Wir sagten, der Unterschied des physischen Kraftbegriffes vom psychischen bestehe darin, daß ersterer mathematisch konstruierbarer quantitativer Gesetzbildungen fähig sei, letzterer nicht. In dieser Aussage liegt nicht, daß im Psychischen derartige Gesetze nicht bestünden. Vielmehr wird nur gesagt, ihre Erkenntnis sei durch die nichtextensive Art psychischen Gegebenseins unmöglich. Die mathematische Bestimmbarkeit physikalischer Kräfte führte zum Energiegesetz. Aussagen über dessen Geltung im Psychischen sind unmöglich. Diese Unmöglichkeit besagt nicht, daß dieses Gesetz nicht gilt, sondern daß wir es empirisch nicht zu verifizieren vermögen. Nach der Kantischen Lehre nun ist das Energiegesetz kein induktiv gefundenes empirisches Gesetz, sondern ein wissenschaftstheoretisches Gesetz a priori für die physikalische Natur. Dem steht nicht im Wege, daß es erst durch Erfahrung entdeckt werden mußte. Es ließe sich denken, daß dies Gesetz in der allgemeineren Form causa æquat effectum nicht bloß für die äußere Natur, sondern für die Natur überhaupt a priori gilt. Die Ableitung wird freilich immer nur für das Energiegesetz im eigentlichen Sinne gemacht, wozu das Prinzip der Extensität nicht zu umgehen ist. Bestimmung als gleich, größer und kleiner ist aber auch jenseits der Extensität, jenseits der physikalischen Natur für alles zeitliche Geschehen überhaupt möglich. Freilich wäre eine Bestätigung an psychischen Intensitäten schon deshalb nicht möglich, weil die Intensität der causa, nämlich der Funktion selber, unabhängig von dem als Wirkung gedachten Funktionieren gar nicht bestimmbar ist. Die Differenz beider Kraftbegriffe bliebe also bestehen. Und doch ermöglicht uns diese Überlegung, den Energiebegriff der Physik jenseits der mathematischen Theorie auf Grund dieses Gesichtspunktes auch ins Psychische zu übernehmen. Wir brauchen ihn hier, um die Begriffe der potentiellen und der aktuellen Energie bilden zu können. Dann können wir die Funktionen unabhängig von ihrem Vollzuge unter dem Begriff der potentiellen Energie denken; und unter den Reizen können wir diejenigen Bedingungen verstehen, welche sie aktualisieren. Es wäre dann so, daß jedes seelische Geschehen eine ihm adäquate Form seelischer Energie beansprucht, deren Größe wir aber nicht exakt bestimmen können. Diese Energie ist — als Funktion — potentiell gegeben und wird durch auslösende Bedingungen jeweils aktualisiert. Diese nennen wir Reize.

Die Kategorie der Wechselwirkung im Psychischen.

Es sind dann immer in jedem Augenblick eine große Anzahl verschiedener seelischer Energien in einem labilen Gleichgewichtszustand in potentieller Bereitschaft; und es hängt ganz von den jeweiligen

Reizen ab, welche von ihnen aktualisiert wird. Diese Bereitschaften bestimmen sich nach einer ganzen Reihe von Gesichtspunkten, deren Einzelheiten hier nicht genauer erörtert werden können, in individuell und momentan besonderen Weisen: Erstens in den Dispositionen und Anlagen der Persönlichkeit zur Beanspruchung bestimmter bevorzugter Funktionen und Funktionsverbindungen; zweitens in den Reproduktionsdispositionen der individuellen Vergangenheit; drittens in der Konstellation (worunter etwas weiteres gemeint ist als der Ziehensche Begriff der Assoziationskonstellation) der psychischen Individualität nach Maßgabe der verschiedensten noch zu erörternden äußeren Bedingungen jedes individuellen Momentes; viertens in dem gewohnheitsmäßig und dispositionell vorgegebenen Schema zeitlichen Aufeinanderfolgens der einzelnen Funktionskategorien und ihrer Fundierungen durch jeweils andere, von denen der Wahrnehmung an über die des Vorstellens, Urteilens, Interessehegens und Strebens bis zum Entschluß, — wovon ebenfalls noch zu sprechen sein wird, also auch wieder einer reproduktiven Tendenz, freilich einer ihrer Stellung nach ganz besonderen[1]). Dies alles als Totalität individueller psychischer Bereitschaften eines Augenblicks läßt sich unter der Kategorie der Wechselwirkung vereinigt, als energetisches oder dispositionelles Ganzes psychischer Spontaneität erklären. Die Art der Wechselwirkung ist hierbei, weil ebenfalls ein anschauliches Nebeneinander nicht besteht, nicht näher bestimmbar. Man kann die Tatsache, daß immer nur ein Bereitschaftskomplex in einem Zeitmoment aktualisiert wird, als gegenseitige Hemmung der Bereitschaften in ihrer Aktualisierung deuten; und so geschieht dies ja auch von Herbart bis Lipps. Man muß sich nur darüber klar sein, daß der Ausdruck Hemmung hierbei nichts erklärt, sondern nur diese denkbare Wechselwirkung allgemein in einem Worte umschreibt; eine nähere Bestimmung oder gar ein mathematisches Gesetz dieser Hemmung, wie etwa das Herbartsche, läßt sich aus unseren wissenschaftstheoretischen Erwägungen heraus nicht aufstellen. Macht man diese Annahme, so liegt es ganz bei den jeweils auftretenden Reizbedingungen, welche Bereitschaft aus diesem labilen Gleichgewicht heraus aktualisiert wird[2]); und die Wirkung

[1]) Denn es bildet ein besonderes Problemgebiet, ob die Wirklichkeit und Aktualität einer Funktionsklasse durch eine andere fundiert wird: das Streben durch Funktionen des Interesses, diese durch vorstellende Funktionen usw. — und wie dies »fundiert sein« verstanden werden muß.

[2]) Hierfür gibt es eine ganze Reihe wertvoller direkter experimenteller Hinweise. Unter den experimentell am besten durchgearbeiteten hier einschlägigen Auffassungsprüfungen nenne ich nur folgende:

Ranschburg (Ztschr. f. Psychol. 30, 1): Über die Hemmung gleichzeitiger Reizwirkungen. Aall (Ztschr. f. Psychol. 47, 1): Zur Frage der Hemmung usw. Schutz (Ztschr. f. Psychol. 52, 1ff.): Unters. über die Wirkung gleicher Reize usw.

In einem mehr indirekten Sinne lassen auch die mannigfachen Konstellationsversuche der verschiedenen Autoren die oben dargelegte Gesetzmäßigkeit als gültig erkennen.

dieser Aktualisierung muß derart beschaffen sein, daß durch sie das labile Gleichgewicht dieser Bereitschaften selber wieder hergestellt wird, sonst wäre ein Fortgang des psychischen Geschehens nicht möglich.

Die weiteren theoretischen Probleme des seelischen Zusammenhanges.

Hieran knüpft sich nun eine Reihe von Fragen. Wir wollen sie zunächst kurz formulieren, um sie dann einzeln zu besprechen. Erstens nämlich die Frage nach der Natur dieser aktualisierenden Bedingungen, dieser Reize. Zweitens aber die fast noch wichtigere Frage nach der Natur des nichtaktuellen Psychischen, nach der Natur dieser Bereitschaften funktionaler Art, und drittens die Frage nach ihrem Verhältnis zum aktuellen psychischen Gebilde und Geschehen. Es ist klar, daß eine Teilfrage dieser letzteren das Bewußtseinsproblem bilden wird. Es ist ferner klar, daß die erste und zweite Frage unter anderem auch auf das Problem der psychophysischen Beziehung führen; es ist endlich auch dies klar, daß die zweite Frage und auch die dritte den Begriff des Unbewußten in die Erörterung hineinziehen.

Bewußtsein und seelischer Zusammenhang bei Lipps.

Um mit dem Bewußtseinsbegriff anzufangen, so ist mit aller Entschiedenheit zu betonen, daß er für uns ein rein empirischer Befund am Psychischen ist. Nirgends ist seine apriorische Notwendigkeit wissenschaftstheoretisch verankert. Keine kategoriale Schematisierung erzwingt ihn, und es ist ein Denkfehler, Psychisches durch ihn zu definieren. Ist dies festgestellt, so gehört seine Erörterung in eine phänomenologische Deskription. Dort und nur dort kann er als Wesensmerkmal des phänomenalen Bestandes psychischer Phänomene erschöpfend geklärt werden. Wir verweisen daher für diese Klärung auf spätere Arbeiten dieses Buches. Hier genügt es, ihm seine theoretische Stellung angewiesen zu haben. Das unmittelbar Gegebene, sofern es als Meines, als mir zugehörig gegeben ist, definieren wir als erlebt oder bewußt. Bewußtsein ist mithin — sofern die Analyse einen einheitlichen Grund dieses unmittelbaren Gegebenseins als eines Mir-Gegebenseins aufzuweisen vermag — der psychologische Grund dieser unmittelbaren Ichgegebenheit. Schon Lipps[1]) hat von diesem phänomenalen Psychischen, welches er Bewußtseinsinhalt nannte, daß nur Hinzuzudenkende unterschieden. Er analogisiert einmal psychologische und physikalische Erklärung darin, daß der bloße Phänomenbestand in beiden Naturreichen als

[1]) a. a. O.

Zeichen oder Symbol genommen wird für eine nur denkbare Wirklichkeit eigentlicher Art, in der die notwendigen Verknüpfungen erfolgen, deren symbolische Gebilde die Phänomene sind. Dieser an sich ja uralte Gedanke findet eine originale Auslegung bei ihm im Hinblick auf das psychische Geschehen. Bewußtseinsinhalte im obigen Sinne sind hiernach nur Epiphänomen und Symbol für eine nur denkbare psychische Wirklichkeit, für das unbewußte psychische Reale, in dem die eigentlichen notwendigen Verknüpfungen sich vollziehen; es besteht nicht irgendeine Art von Verknüpfung zwischen den Bewußtseinsinhalten; sie besteht vielmehr ausschließlich in jenem psychisch realen Geschehen, welches jeden Phänomenalitätscharakter und damit jedes Bewußtsein ausschließen muß, um Anspruch auf Realität zu erheben.

Der reale psychische Zusammenhang im Unbewußten bei Lipps.

In der psychologischen Erklärung, meint Lipps, werde dieses zugrundeliegende Reale im Sinne des Unbewußten dreifach herangezogen: die Psyche habe bestimmte Anlagen, sie trage ferner eine individuelle Fülle von Gedächnisspuren, endlich stehe sie unter der Wirkung physiologischer Reize. Unbewußt sind alle diese Faktoren in dem Sinne, in welchem alles Reale unbewußt ist. Sie können zwar gedacht und durch dieses Denken Gegenstände des Bewußtseins werden, jedoch ist ihr Dasein unabhängig davon, ob ich von ihnen ein Bewußtsein habe oder nicht. Das reale psychische Leben bedingt seinerseits die Bewußtseinsinhalte und stellt sich dem Erfassen nur durch diese mittelbar dar. Der psychische Lebenszusammenhang ist aber eigentlich ein solcher dieser realen psychischen Vorgänge und nur mittelbar ein solcher der Bewußtseinsinhalte; er ist ein Zusammenhang des Realen, ein Zusammenhang des Unbewußten. Das folgt bei Lipps aus der Definition des psychisch Realen. Lipps sagt dann: Wenn mich ein Gesicht an einen Bekannten erinnert, so ist nicht der Inhalt der Wahrnehmung es, welcher den Inhalt der Vorstellung kausal nach sich zieht, sondern der Vorgang des Wahrnehmens erzeugt die Vorstellung. Das Sicherinnern ist nicht einfach das Dasein des Erinnerungsbildes, nach dem dasselbe vorher nicht da war, sondern ist eine Tätigkeit, ein reales inneres Geschehen. Diese Auffassung liegt ganz im Sinne der von uns gegebenen psychologischen Wissenschaftstheorie, wenngleich auch die Inhalte als Reize zur Aktualisierung produktiver Tätigkeiten ihre bedeutsame noch zu erörternde Rolle spielen. Lipps verlegt nun das reale innere Geschehen jenseits des Bewußtseins. Er bestreitet also eine psychische Kausalität der Bewußtseinsinhalte, »die erst von den Psychologen künstlich geschaffen ist«, und behauptet dagegen die Kausalität der realen psychischen Vorgänge. Er warnt vor der Vermengung beider Begriffe. Bewußtseinsinhalte als Phäno-

mene haben kein Dasein als das Dasein in meinem Bewußtsein. Es hat keinen Sinn, ihnen Prädikate zu geben, die nicht Merkmale meines Bewußtseinsinhaltes sind, und damit nur von phänomenaler Geltung. Der psychische Lebenszusammenhang ist aber ein realer. Es hat also keinen Sinn, von ihm in bezug auf Phänomene zu sprechen. Wir unterscheiden also nach Lipps den phänomenalen und den kausalen Zusammenhang. Der phänomenale Zusammenhang besteht nur in der Beziehung aller gegenständlichen Bewußtseinsinhalte auf mich, auf das unmittelbar erlebte phänomenale Ich. Es finden sich auch hierbei mannigfache Bedingtheiten, Tätigkeiten und Weisen des Hervorgehens; diese sind aber nur die besonderen Icherlebnisse und die Weisen meines unmittelbaren seelischen Bezogenseins auf gegenständliche Bewußtseinsinhalte. Im Gegensatz hierzu steht nach Lipps der Kausalzusammenhang, die reale Gesetzmäßigkeit des Psychischen. Zwischen beiden besteht eine Beziehung, insofern wir den phänomenalen Zusammenhang gedanklich an ein Reales, speziell an die entsprechenden realen psychischen Vollzüge anknüpfen. Dadurch wird der phänomenale Zusammenhang gewissermaßen real zeitlich und kausal lokalisiert. Tatsächlich jedoch sind die psychischen Vorgänge das seelisch Substantielle und Einheitliche, das an sich Unbekannte, welches den positiven und aktuellen psychischen Grund für das Dasein der Bewußtseinsinhalte in sich schließt. Indem Lipps diese realen psychischen Vorgänge den aktuellen Grund des Daseins der Inhalte nennt, stellt er sie in Gegensatz zu den nichtaktuellen zuständlichen Bedingungen, den Beschaffenheiten der Psyche, den in ihr ruhenden Gedächtnisspuren usw. Zu den aktuellen psychischen Gründen treten bei Lipps die Reize. Die Prozesse, die durch einen Reiz ausgelöst auf das Dasein seines Bewußtseinsinhaltes abzielen, passieren auf dem Wege zu diesem Ziele eine Sphäre, in welcher sie untereinander und zugleich mit den gleichzeitigen Geschehnissen, die ohne Wirkung eines äußeren Reizes in dieser Sphäre selbst ihren Ursprung nehmen, in Wechselbeziehung treten. Diese Sphäre nun, dies ist die von der Sphäre des Bewußtseinslebens unterschiedene Sphäre des realen psychischen Geschehens. Die Reize bedingen die gegenständliche Beschaffenheit der Inhalte, die subjektive Seite der psychischen Organisation bedingt ihre Struktur.

Kritik der Lippsschen Theorie.

An dieser Lippsschen Lehre ist ein großer Gesichtspunkt richtig und zu einem bleibenden Gewinn aller psychologischen Forschung geworden: nämlich der der akzidentellen Natur des Bewußtseins, wie wir ihn auch vorhin betont haben. Fast alles übrige bei Lipps ist freilich schief. Schief ist erstens sein Begriff des Unbewußten. Zweitens die Vermengung eines erkenntnistheoretischen Phänomenalismus mit der psychologischen Phänomenalität. Drittens

seine Ansicht von den Gegenständen, auf welche Naturgesetze sich beziehen. Was seinen ersten Mangel anbetrifft, so sind in dem Begriff des Unbewußten, den er hat, mehrere Bedeutungen konfundiert. Einmal nämlich das nicht bewußte, nicht unmittelbar erlebnismäßig Gegebene. Sofern er dieses als psychisch bezeichnet, behält es aber den Charakter der Ichzugehörigkeit, durch welchen bei ihm gerade sein Bewußtseinsbegriff definiert war. Diese Schwierigkeit läßt sich freilich in einer wissenschaftstheoretisch richtigen Psychologie beheben; sie besteht nur in der Lippsschen Konzeption. Sodann bezeichnet sein Begriff vom Unbewußten das eigentlich psychisch Wirkliche, die psychische Realität; und diese wieder in einem doppelten Sinne. Erstens nämlich als psychologische Realität — wobei dann ein definitorischer Gegensatz besteht zwischen diesem psychisch Realen und der Natur psychischer Erkenntnis. Denn über das psychisch Reale vermag mit den Mitteln psychologischer Erkenntnis ex definitione nichts ausgesagt zu werden, da es ja im Moment, wo es ins Bewußtsein gehoben wird, also Gegenstand psychischer Wahrnehmung wird, seines Realitätscharakters entkleidet ist und nur noch phänomenal gilt. Zweitens bezeichnet sein Unbewußtes das Reale im Sinne des absolut Wirklichen, an sich Existierenden, des nur rein denkend als Träger der gesetzlichen Notwendigkeit erkennbaren wahren Seins. Damit ist der zweite Irrtum Lipps' gegeben: der erkenntnistheoretische; der Gegensatz zwischen Bewußt und Unbewußt wird zu einem solchen zwischen Erscheinung und Wesen, zwischen Schein und Sein. Und es ist eine fast komische Umkehrung der platonisch-aristotelischen Terminologie, wenn Lipps von dem Phänomen als Ideellem, von dem Wesen als Reellem spricht. Eduard v. Hartmann war in seiner Unbewußtseinslehre metaphysisch und erkenntniskritisch viel konsequenter. Wenn man den Begriff des Unbewußten für die Psychologie fruchtbar machen will, muß man sich dieser Vermengung erkenntnistheoretischer Gedankengänge mit psychologischen gänzlich entschlagen. Drittens endlich ist Lipps Behauptung über die Geltung von Naturgesetzen im Physischen wie im Psychischen falsch. Die Gesetze gelten nicht jenseits der Phänomene, sondern für die Phänomene, und wenn noch Phänomene im Psychischen als Bewußtseinsinhalte bezeichnet werden, so gelten notwendige Verknüpfungen für diese und zwischen diesen, aber nicht jenseits derselben, so daß sie gänzlich von der Geltung dieser Verknüpfungen losgelöst und ausgeschlossen werden. Denn das Bereich der Phänomene ist das Gebiet möglicher Erfahrung überhaupt im Sinne Kants, in bezug auf welches die Naturgesetze allein Geltung beanspruchen. Lipps verwechselt hier die Modalität der Geltung von Gesetzen, welche notwendig und apriorisch ist, mit der empirischen Gegebenheit der Gegenstände, auf die sich die Gesetze beziehen. Die Phänomene in ihrer unmittelbaren Gegebenheit haben »reale« Existenz; sie sind sogar das einzig Gegebene, dessen Realität unmittelbar und untrüglich gegeben ist. Über die Evidenz der äußeren

Wahrnehmung mag noch Streit zwischen philosophischen Schulen sein, über die der inneren Wahrnehmung kann es keinen geben und hat es nie einen gegeben. Es ist gänzlich unerfindlich, wie ein Denker von Lipps' Range auf einen derartig abwegigen Gedankengang kommen konnte. In allen übrigen Formulierungen steht Lipps auf dem gleichen Boden wie unsere wissenschaftstheoretischen Festsetzungen; ganz besonders in bezug auf den Tätigkeitscharakter psychischen Geschehens und die zentrale Stellung des Ich als der tätigen Spontaneität. Die alte Kantische Wahrheit fundiert also auch das Richtige in der psychologischen Lehre dieses modernen Führers. Wir können hier hinzusetzen, daß, bei aller Irrtümlichkeit der theoretischen Formulierung, der Gedanke Lipps', die phänomenalen Zusammenhänge des Seelischen von den angeblich eigentlich kausalen des realen Unbewußten zu sondern, einen wertvollen Kern enthalten. Natürlich sind auch die phänomenalen Zusammenhänge nur kausal erfaßbar; Lipps selber spricht von Bedingtheiten, vom Hervorgehen des einen aus dem anderen usw., was anders soll damit umschrieben sein als eine Kausalbeziehung? Aber freilich werden Bewußtseinserlebnisse gemäß den Weisen ihrer Erlebtheit kausal aufeinander bezogen, und zwar vom erlebenden Ich, und zwar auch solche, deren tatsächlicher Kausalzusammenhang durch Zwischenschaltung unbewußter Glieder ein ganz anderer ist, als er dem Erlebenden erscheint; dieser Kausalzusammenhang kann überhaupt fehlen und irrig oder problematisch sein und dem Erlebenden nur als solcher erscheinen. Man muß hier trennen: das Erlebnis des Zusammenhängens für den Erlebenden — und das tatsächliche Zusammenhängen. Wir werden noch Gelegenheit haben, diese Fragen im Verlauf unserer Untersuchung genauer zu klären. Hier denke man nur, um ein Beispiel zu bilden, an den Unterschied zwischen einem Phänomen als Motiv zu einem anderen, und einen Vorgang als Ursache eines seelischen Phänomens. Über die neuerdings aufgekommene Behauptung einer Sonderartung von »verständlichen Zusammenhängen« von Jaspers im Gegensatz zu kausalen wird an späterer Stelle gehandelt werden[1]), ebenso über den Rickertschen Begriff psychischer, individueller Kausalität[2]).

Wenn wir also den Begriff des seelischen Zusammenhängens erklären wollen, und zwar kausal erklären, so ist dasjenige, was zusammenhängt, im Gegensatz zu den Behauptungen von Lipps natürlich das Phänomenale, so wie wir es immer dargestellt haben, also dasjenige, was er Bewußtseinsinhalte nennt. Wir vermeiden den Begriff des Bewußtseinsvorgangs noch wegen seines akzidentellen Charakters und wegen seiner phänomenologischen Schwierigkeiten. Wir meinen hier mit den Gegenständen des Zusammenhängens, mit dem was zusammenhängt, das aktuelle psychische

---

[1]) Vgl. S. 359ff. dieses Buches.
[2]) Vgl. S. 191ff. dieses Buches.

Geschehen. Wir sind uns freilich darüber klar, daß der Bewußtseinscharakter, das Erlebtwerden als Merkmal der Ichqualität vom Psychischen diesen Vollzug modifizieren kann, so daß es ein anderer Gesichtspunkt ist, diesen Vollzug als Vollzug, d. h. als Funktionieren des fundierenden Funktionskomplexes zu analysieren, ein anderer ihn als Erlebnis hinzunehmen. Der erste Gesichtspunkt gilt für alle theoretische funktionspsychologische Bestimmung, der letztere für alle phänomenologische.

Der Begriff des Unbewußten.

Kommen wir nunmehr auf unseren Gegensatz zwischen dem aktuellen Psychischen und den fundierenden Bereitschaften zurück, so wird uns die große psychologische Errungenschaft, welche vor allen anderen Lipps durch seine Verwendung des Unbewußten in der Psychologie geschaffen hat, von Gewinn. Aktuell psychisch, d. h. phänomenal gegeben, mit Bewußtseinscharakter behaftet ist uns dann dasjenige Psychische, welches durch Wirkung irgendwelcher noch zu erörternder Reize aus der Totalität potentieller psychischer Energien, die sich wechselseitig hemmend beeinflussen, ausgelöst wird. Der Auslösungsvorgang selber ist funktionspsychologisch zu erklären, ist phänomenologisch zu beschreiben. Aber die theoretische Frage bleibt zu klären: Welcher Natur sind jene Bereitschaften?

Vergessen wir nicht: Wir haben Psychisches durch die Art seines Gegebenseins definiert. Die Art dieses Gegebenseins schloß Bewußtsein logisch-analytisch nicht ein; andererseits ist uns alles unmittelbar gegebene Psychische bewußt. Würden wir Psychisches durch sein unmittelbares Gegebensein definitorisch begrenzen, so wäre unbewußtes Psychisches nicht möglich. Wie andererseits ist uns Psychisches gegeben, insoweit es nicht unmittelbar gegeben, nicht Phänomen in diesem Sinne ist? Welches sind dessen Realitätsansprüche?

Indem wir hier von unbewußtem Psychischem reden und die Natur jener Bereitschaften in dessen Sphäre verlegen, vollziehen wir zunächst nur eine Forderung, eine Hypothese, welche durch unmittelbare Beobachtung niemals bestätigt werden kann; denn das unbewußte Psychische ist ja seinem Wesen nach gleich dem nicht unmittelbar Gegebenen. Ferner aber verengern wir in einer Weise, deren Zulässigkeit noch durchaus strittig ist, den Umfang der Möglichkeiten, aus welchen die Natur jener Bereitschaften noch sonst erklärt werden könnte (z. B. aus physiologischen Vorgängen o. dgl.). Und endlich fassen wir mit unserer Formulierung den Begriff des Unbewußten so, als wenn seine dem unmittelbar gegebenen Psychischen wesensgleiche Artung — als eines Psychischen, so wie wir eben Psychisches zu erfassen vermögen — schon feststünde, was aber zunächst durchaus noch nicht der Fall ist.

Wir müssen also die Erörterung über den Begriff des Unbewußten

ein wenig erweitern. Freilich beabsichtigen wir nicht, dies Problem in seinem ganzen Umfang auch nur aufzurollen. Selbst seine psychologische Seite wäre erschöpfend nur zu klären an Hand von Untersuchungen über die Art psychischer Wahrnehmung, psychischen Erfahrens, psychischen Gegebenseins und psychischer Tatsächlichkeit. Eine derartige Untersuchung kann aber hier noch nicht ihre Stelle haben. Hier handelt es sich nur um diejenige theoretische und logische Abgrenzung, welche uns den Begriff des Unbewußten im Hinblick auf unseren theoretischen Zweck zu bestimmen erlaubt.

Erste Abgrenzungen des Begriffs.

Hellpach hat einmal[1]) auf die Begriffsverwirrung hingewiesen, welche dadurch entsteht, daß der Terminus Unbewußtes in der Psychologie in allen möglichen Bedeutungen gebraucht wird. Ähnliche Feststellungen über seinen Bedeutungswechsel und die dadurch angerichteten Unklarheiten hat auch Berze gemacht[2]). Beide Autoren nehmen unabhängig voneinander entschiedene Stellung gegen die neuerdings zutage tretende Überschätzung des Unbewußten, welches auf diese Weise als bequemes Erklärungsprinzip für alle möglichen psychologischen Vorgänge herhalten muß. Beide sind sich freilich darüber klar, daß sie mit ihrem Verlangen nach möglichster Einschränkung einer derartigen Verwendung des Unbewußten nur einen Gesichtspunkt geben, welcher über die grundsätzliche Natur des Unbewußten und seine Zulässigkeit nicht entscheidet. Hellpach unterscheidet — ohne Anspruch auf Vollzähligkeit — acht verschiedene Bedeutungen, in denen der Ausdruck Unbewußtes verwandt wird. Zum Teil liegt in dieser Verwendung eine theoretische Erklärung und Deutung, zum Teil aber auch bloß eine Benennung von psychologischen Tatbeständen. Man nennt diese Tatbestände unbewußt, ohne sich viel dabei zu denken, und bezeichnet sie damit bloß als erklärungsbedürftig, ohne daß aber diese Erklärung nun auch wirklich aus einer Theorie des Unbewußten erfolgen müßte. So werden Phänomene der Hypnose, des Traumes, der Dämmerzustände als unbewußt bezeichnet, aber natürlich ohne jede grundsätzliche Berechtigung, lediglich auf Grund der deskriptiven Sonderart ihres aktuellen Gegebenseins. Ferner heißen manche »Instinkt« Handlungen und Reaktionen bei Tieren, selbst dann, wenn sie als kompliziert und zielgerichtet auffallen, wie der Nestbau mancher Vögel, unbewußt — ebenfalls ohne jede zulängliche Begründung. Unbewußt heißen ferner oft Triebhandlungen im allgemeinen. Ferner wird das Unbemerkte oder Ununterschiedene auch als Unbewußtes bezeichnet. Es handelt sich hierbei meist um unbemerkte Teilinhalte eines komplexen Gesamteindrucks, welche selber nicht besonders

[1]) Unbewußtes oder Wechselwirkung? Ztschr. f. Psychol. Bd. 48. S. 238ff.
[2]) Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität. Wien 1914. S. 342 bis 352.

bewußtseinsrepräsentiert sind, besonders Muskel- und Gelenkempfindungen, aber auch Teiltöne eines Klanges; ebenso auch um die »Wahrnehmung, die da sein muß, weil sonst ihr Vielfältiges nicht da sein könnte« (Leibniz, zitiert nach Hellpach): Wenn wir das Rauschen des Regens hören, hören wir nicht den Fall der einzelnen Tropfen, und doch ist das Rauschen des Regens nur ein Vielfaches der einzelnen Tropfengeräusche. Fechner hat für diese unbemerkten Empfindungen den Ausdruck der negativen Empfindung: sie ist als Empfindung nicht da, sondern nur als potentielle Möglichkeit für den Fall einer intensiven Reizsteigerung. Berze fügt dieser Aufzählung noch einige weitere Klassen von Phänomenen hinzu, welche der Sprachgebrauch ebenfalls zuweilen Unbewußt nennt. In allen diesen Fällen ist aber die Deutung ganz unabhängig von dieser Benennung. Sie ist auch aus einer Theorie des gradweises abstufbaren Bewußtseins, der Aufmerksamkeit oder ähnlichen Annahmen möglich[1]). Ja es kommt vor, daß diese als unbewußt bezeichneten Tatbestände von denselben Forschern, die sie unbewußt nennen, durch ein Verhalten des Bewußtseins erklärt werden. Jedenfalls liegt in ihnen keine grundsätzliche Nötigung, ein besonderes Unbewußtes heranzuziehen, wenngleich natürlich ihre Erklärung auch aus diesem stattfinden könnte, falls ein solches Unbewußtes aus anderen Gründen als Erklärungsprinzip vorausgesetzt werden müßte.

Wenn aber derartige Konzeptionen eines Erklärungsprinzips aufgestellt werden, so muß es Tatbestände geben, welche eine andere Erklärungsmöglichkeit nicht oder doch nur gezwungen zulassen. Zu derartigen Tatbeständen gehören die bisher genannten, dem Begriff des Unbewußten unterstellten Tatbestände nicht. Gibt es nunmehr auch diese Tatbestände?

Das Problem der Reproduktion und ihrer theoretischen Möglichkeit.

Sogleich denkt man an den Tatsachenkomplex, welcher für die ganze Psychologie von fundamentaler Bedeutung ist und unter dem Begriff der Reproduktion zusammengefaßt wird. Die Reproduktion mit ihrer Unwillkürlichkeit, Mechanität und dennoch gestaltenden und schöpferischen Wirkung hat denn auch die Konzeption des Unbewußten zuerst entstehen lassen. Hierher gehört ferner alles, was mit dem Problem der Reproduktion in näherem Zusammenhange steht: vor allem dies, daß sich im gegenwärtigen Psychischen Wirkun-

[1]) Vgl. v. Hartmann, Der Begriff des Unbewußten. »Deutschland«. 1903. Heft 13. Das »minder Bewußte« oder nicht gerade auf die verlangte Weise Bewußte »kann nur mit Unrecht als ein Unbewußtes bezeichnet werden«. Nach v. Hartmann hat das Bewußtsein keine Grade, sondern was man so nennt, ist auf Unterschiede im Inhalt des Bewußtseins zurückzuführen (Philos. des Unbewußten. Teil II. S. 51—60ff.). Jedenfalls erkennt er grundsätzlich zwischen dem Bewußtsein und Unbewußtsein keinen bloß intensiven Unterschied an.

gen zeigen, deren auslösende Ursache ihrerseits nicht im aktuellen Psychischen gelegen war. Die Phänomene der Übung und Erlernung, z. B. von »automatischen« komplizierten Bewegungen zweckvoller Art unter Ausschluß »der vorgängigen Wahl« (Wahle) gehören hierher. Ebenso Phänomene des sogenannten Instinktes und der Automatismen anderer Art. Ferner die vielfachen Anzeichen einer schöpferischen und produktiven Tätigkeit, die aber im Bewußtseinsleben nicht auffindbar ist: zu diesen rechnen die sogenannten Freudschen Phänomene. Eine Teilfrage endlich dieses Problems ist nun auch unsere Frage nach dem Verhältnis der Erlebnisse zu den fundierenden Funktionen.

Es dürfen aber hier keine Mißverständnisse aufkommen über dasjenige, was wir denn nun eigentlich fragen und was uns zur Erörterung des Unbewußten zu zwingen scheint. Man kann fragen nach dem Verhältnis eines phänomenalen Erlebnisses zu der Gegebenheitsweise des funktionalen Vollzuges, welcher dies Erlebnis konstituiert. Man kann zweitens fragen nach dem Verhältnis des phänomenalen Psychischen zu den es fundierenden Bereitschaften. Nur diese letztere Frage ist von prinzipieller Art und nötigt zur Hereinziehung des Unbewußten in die Diskussion. Diese Frage läßt sich auch so stellen: gibt es nichtaktuelles Psychisches? Die erste Frage hingegen, welche das Verhältnis der Gegebenheit von Erlebnissen und funktionalen Vollzügen behandelt, ist demgegenüber gleichsam eine Detailfrage innerhalb des Bewußten. Sie ist mit der allgemeinen Regel, daß Jemand, der Gegenständliches erlebt, nicht zugleich auch das Erleben des Gegenstands erlebt, auf das Gleise des Unbemerkten im Sinne eines auch aus dem Bewußtsein deutbaren seelischen Tatbestandes geschoben.

Gleichviel welcher psychologischen Gesamtanschauung man huldigt, so ist unbestreitbar, daß es seelische Tatbestände gibt, die aus dem eigentlich Bewußten nicht zureichend erklärt werden können. Ihre Erklärung ist auf drei Wegen möglich: aus einer Konzeption des Unbewußten, aus Nichtpsychischem (physiologischen Konzeptionen) und aus dem Bewußten unter Zuhilfenahme des Nichtpsychischen. Dabei schließen sich diese Wege der Erklärung keineswegs aus. Es ist sehr wohl möglich, zur Erklärung der Verursachung eines Vollzuges eine unbewußte Bereitschaft, zu deren Aktualisierung und Gehaltsbestimmung aber Nichtpsychisches und Bewußtes als auslösende Bedingungen heranzuziehen[1]).

Für den oben unter Reproduktion im weitesten Sinne zusammengefaßten großen Komplex ist man sich allerseits darüber einig, daß ihr etwas objektives Überdauerndes zugrunde liegen muß. Der eine

[1]) Die scharfsinnigsten Bedenken gegen die Konzeption des Unbewußten äußert Brentano (Psychologie usw. 1874. S. 133ff.). Allein er geht von einem Bewußtseinsbegriff aus, den wir nicht teilen und der mit Notwendigkeit zur Gleichsetzung des Psychischen mit dem Bewußten führen muß. Wir behandeln Brentanos Einwendungen daher erst in der Phänomenologie des Bewußtseins.

Weg dies zu bestimmen, der am häufigsten begangene, verweist uns auf die physiologischen Hypostasierungen. In diesem Sinne ist die Rede von Spuren, Dispositionen usw. als unmittelbaren physischen Korrelaten von aktuell Psychischem. Wir äußern uns hier nicht gegen diese Erklärungsmöglichkeit, welche durch empirische Verifizierung jederzeit eine Wirklichkeit werden kann. Andererseits ist es weder Kantisch noch psychologisch, uns sofort und restlos zu ihr zu flüchten. Psychologisch gewinnen wir gar nichts mit ihr. Ihre Annahme ist geeignet, das Vorliegen von Kausalzusammenhängen im Psychischen überhaupt in Frage zu stellen: sobald man nämlich nichts anderes gelten läßt als die zerebralen Mechanismen und das aktuell Psychische. Damit würde denn psychologische Erklärung überhaupt unmöglich und bedeutungslos, und das Psychische würde wieder zum bloßen Epiphänomen. Wir haben aber in unserer Wissenschaftslehre die Funktionen und Grundfunktionen des Psychischen bereits aus dem Wesen des Psychischen abgeleitet, aus Qualitäten, welche es vor dem Nichtpsychischen voraus hat. Wenn wir freilich das Bewußtsein zum Definitionsmerkmal des Psychischen machen, so nutzt uns das alles nichts. Wir müssen dann auch diese eigentlichen seelischen Triebkräfte aus dem Bereich des Psychischen eliminieren. Aber wir haben ja bereits gesehen, daß wir durchaus keinen Grund dazu haben, Psychisches durch das Bewußtsein zu definieren. Und es wäre nahezu lächerlich, um dieser falschen und willkürlichen Definition willen unsere wissenschaftstheoretischen Grundlegungen zugunsten eines materialistischen Theorems über Bord zu werfen. Sind sie richtig, dann ist auch das Unbewußte an dieser Stelle gefordert. Es ist dasjenige Psychische, welchem das zufällige Merkmal nicht konstitutiver Art, welches wir Bewußtsein nennen, nicht zukommt. Endlich spricht hierfür auch, daß das Reproduzible deutliche Wirkungen im Bewußtsein ausüben kann, ohne selber reproduziert zu werden.

Widerlegung von Bedenken gegen die Zulässigkeit der Konzeption des Unbewußten.

Welche Schwierigkeiten bietet diese Konzeption des Unbewußten? Hellpach, der diese Frage gründlich geprüft hat, und ein Gegner des Unbewußten ist, wendet ein, seine Annahme stelle den Kausalzusammenhang innerhalb des Bewußten in Frage. Diese Folgerung ist selbstverständlich richtig. Aber was schadet das? Das wäre doch nur dann bedenklich, wenn Bewußtsein und Psychisches identisch wären. Ein lückenloser Kausalzusammenhang innerhalb der Bewußtseinsphänomene besteht doch ohnehin nicht. Und wir haben durch die Konzeption des Unbewußten die Möglichkeit gewonnen, die Unabgeschlossenheit der Kausalreihen in vielen Fällen zu vermeiden oder doch zu verringern.

Zweitens wendet Hellpach ein, das Eingreifen des Unbewußten

Reproduziblen ins Bewußte sei eine Deutung. Ganz gewiß: aber die Annahme eines physischen Ursachenprinzips ist das nicht minder. Drittens meint Hellpach, das Reproduzible sei in dieser Fassung nicht bloß Material, sondern indem es zu den Bedingungen des Bewußtseins beitrage, eine mitbestimmende Tätigkeit. Auch dies ist richtig. Aber es ist uns das kein Einwand, sondern eine neue Stütze unserer wissenschaftstheoretischen Grundanschauung vom Charakter alles Psychischen als eines Tuns. Indem wir das Spontaneitätsprinzip auch auf die Reproduktion ausdehnen, erlösen wir sie aus ihrer toten schematischen Gebundenheit an die Formeln einer mißbrauchten Mechanität, in welche die bloße Assoziationspsychologie sie allzulange geschlagen hat. Wir müssen dies auch Berze[1]) gegenüber betonen, dessen sonst so kritische Ausführungen in diesem Punkte den Bereich der intentionalen Psychologie verlassen und in der Reproduktion durchaus keine geistige Tätigkeit, sondern nur eine passive »Ekphorie von Engrammen« sehen wollen — gleich als ob die überflüssige Semonsche Terminologie geeignet wäre, die alte mechanische Lehre zu verjüngen. Bei Berze erklärt sich diese Einschränkung aus einem Mißverstehen des Intentionalitätsbegriffes überhaupt, den er in der Brentanoschen Schule vorgefunden hat und viel zu äußerlich voluntaristisch nimmt, ohne ihn in seinen richtigen theoretischen Fundierungen klar zu erfassen[2]).

Hellpach sieht ferner in der Konzeption des Unbewußten noch eine besondere Schwierigkeit und wirft Hirt, der diese Schwierigkeit

[1]) Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität. S. 349. An anderen Stellen freilich stellt sich Berze auch zu dem Reproduktionsphänomene ganz so, wie wir, im Sinne der Aktionspsychologie.

[2]) Über den Begriff Intention vgl. S. 339ff. dieses Buches. Was Berze anlangt, so spricht er von »intentionaler« und »impressionaler« »Sphäre« als koordinierten Geschehensgebieten; mit letzteren meint er nicht bloß die »hyletischen Daten« Husserls als unselbständige Materialien psychischer, noetischer Phänomenalität, sondern das ganze Gebiet der Assoziationspsychologie, in welches er die Aktivität gleichsam als eine andere Reihe von Elementen (er spricht auch direkt von »intentionalen Elementen«) einschaltet. So liegen die Dinge aber nicht. Wir werden später noch die möglichen Bedeutungen des Intentionalen dartun; schon hier aber läßt sich, rückblickend auf unsere wissenschaftstheoretischen Grundlegungen, sagen: Das intentionale oder noetische Moment, als das konstitutive Wesensmerkmal des psychischen Geschehens als einer Tätigkeit, ist ganz inkommensurabel mit irgendeiner anderen Sphäre, etwa von Impressionen oder Elementen. Diese sind unselbständige Materien, an denen die Intentionen sich realisieren. Die Intentionen zerfallen nicht in intentionale »Elemente«; Elemente sind nur die materialen, gleichsam stofflichen Bausteine, aus denen die Intentionen Erlebnisse bilden. Nach Husserls schönen und klaren Ausführungen (Ideen zu einer reinen Phänomenologie. S. 174ff.) sind die Intentionen die eigentlich »psychische Seite der Erlebnisse«. Elementaranalyse im assoziationstheoretischen Sinne ist nur innerhalb der Erlebniseinheiten an den psychologisch unselbständigen Materien derselben möglich. Und die »Assoziationen« bilden nur insofern einen Gegensatz zur »Aktion«, als sie das Wesen des intentionalen Aktes selber nicht aufzulösen vermögen. Im übrigen bleiben sie als Formen der Verknüpfung von solchen Erlebnissen und Akten untereinander, soweit diese Verknüpfungen nicht selber urteilsartige oder sonst intentionale, noetische, »determinierte« sind, bestehen.

nicht sieht, weil sie nicht besteht, in scharfen Worten vor, er umgehe das eigentliche Problem. Nicht darin liege diese Schwierigkeit, daß das Bewußte abstufbar sei, und daß nicht alles im momentanen Bewußtsein anwesend sei, was in ihm seine Wirkungen äußert. Vielmehr darin, daß man vom Unbewußten im Sinne eines hypothetischen, keinem Menschen als Tatbestand gegebenen Etwas jenseits des Körperlichen und des Bewußten spreche; gerade deshalb sei es fraglich, ob man jene unbestreitbaren Tatbestände unbewußt nennen soll und damit der Verwechslung mit jenem Etwas preis geben dürfe. Hier scheint uns Hellpach selber die Schwierigkeiten künstlich zu schaffen. Auch wir reden nicht davon, daß das Bewußtsein nach Graden abstufbar ist; das ist selbstverständlich und hat mit dem Unbewußten gar nichts zu tun. Ebensowenig reden wir von jenen psychologischen Tatbeständen, welche fälschlich unbewußt genannt werden, obwohl sie aus einem besonderen Verhalten des Bewußtseins erklärbar sind. Sondern wir reden von jenen psychologischen Tatbeständen, die aus einem solchen Verhalten des Bewußtseins eben nicht erklärbar sind. Daß es solche Tatbestände gibt, hat ja Hellpach selber zugegeben, sonst brauchte er das Physische ja nicht zur Erklärung heranzuziehen. Zur Erklärung dieser Tatbestände ziehen wir nun das Unbewußte in der Tat hypothetisch heran, und zwar ganz im Sinne von Hellpachs Beschreibung. Und wenn wir diese Tatbestände, welche wir durch das Unbewußte erklären, nun auch als Unbewußt bezeichnen, so verhalten wir uns logisch völlig einwandfrei. Richtig ist an Hellpachs Gedankengang, daß die Deutung psychischen Geschehens aus dem Unbewußten den Tatbestand dieser Deutung jeder möglichen Verifizierung durch die Wahrnehmung entzieht. Denn das Unbewußte ist nicht wahrnehmbar. Hellpach hat auch darin recht, daß er die Behauptung ablehnt, die Hypnose bringe das Unbewußte zum Erleben. Tatsächlich erlebt man auch in der Hypnose ein Bewußtes, welches uns aber vorher unbekannt war. Bewußtseinscharakter ist das Wesen jedes Erlebnisses; wird also, wie behauptet, unbewußtes in der Hypnose erlebt, so hat es seine Wesensart damit eingebüßt, nämlich die, niemals im Erlebnis gegeben sein zu können.

Aber in dieser grundsätzlichen Unwahrnehmbarkeit — nicht Unerkennbarkeit, wie Hellpach will, — liegt doch keine grundsätzliche Schwierigkeit. Kräfte können wir, um ein Beispiel zu nennen, ebenfalls nicht wahrnehmen: welcher Mensch wird aber die Annahme von Kräften deshalb ablehnen?

Über die Möglichkeit positiver Bestimmung des Unbewußten.

Viel schwieriger als die Begründung der Existenz des Unbewußten und seiner theoretischen Zulässigkeit, seines Gefordertseins als psychischer Sphäre ist es nun freilich, positive Bestimmungen an ihm

zu treffen. Hier gibt es zwei grundlegende Möglichkeiten. Die erste, der wir uns anschließen, geht dahin, genau so, wie wir den Bewußtseinscharakter am Psychischen für akzidentell halten, auch den Unbewußtseinscharakter für akzidentell zu halten. Soweit die Sphäre der Bewußtseinsgegebenheit von Psychischem geht, behandeln wir sie beschreibend, d. h. gewinnen positive Merkmale und Bestimmungsstücke aus der Wahrnehmung. Das übrige Gebiet des Psychischen wird durch die Wahrnehmung nur negativ oder einschränkend bestimmt; seine Bestimmungsstücke werden denkend entwickelt, und zwar gemäß den regulativen Gesichtspunkten, welche uns die Wissenschaftslehre für das Psychische überhaupt an die Hand gibt.

Der zweite Weg, das Unbewußte positiv zu determinieren, ist der einer konstruktiven theoretischen Konzeption über dasselbe, wobei die Bestimmungsstücke entweder nach Analogie oder aus dem Gegensatz zu denen gebildet werden, welche dem phänomenalen Psychischen der Bewußtseinssphäre konstitutiv sind. Hierbei wird das bewußtseinsgegebene Psychische zu einem gewissermaßen bloß zufälligem Nebeneffekt des Unbewußten. Die Bestimmung dieses Unbewußten überschreitet also die ihr gezogenen logischen und methodischen Erkenntnisgrenzen im Sinne dieser konstruktiven Vereinheitlichung des Psychischen überhaupt, und seiner Einbeziehung in das Unbewußte.

Nochmals Unbewußtes und psychische Realität.

So ist bei Lipps das Unbewußte zugleich das psychisch Reale. Wir haben uns hierzu bereits weiter oben geäußert. Es ist gar keine Frage, daß das Psychische in seiner Realität gänzlich unabhängig ist vom Bewußtseinscharakter; somit ist auch das Unbewußte real. Freilich ist seine Realität nicht in der unmittelbar evidenten Weise gegeben wie die des bewußten Psychischen. Sie wird denkend erkannt. Der Gegensatz, den Lipps hier hineinträgt, ist also nicht ein solcher des Gegenstandes, sondern ein solcher des Erkennens. Im übrigen sehen wir in den Konzeptionen von Lipps einen fruchtbaren Gewinn auch für die Weiterentwicklung unseres Problems der psychischen Kausalität. Seine Konzeption des Unbewußten ermöglicht, wofern nicht andere Hindernisse noch auftauchen sollten, in der Tat den lückenlosen Kausalzusammenhang alles Psychischen. Dieser tritt gleichsam nur an einzelnen Punkten in der Sphäre der bewußten Phänomenalität hervor, spannt sich aber zwischen ihr und dem Unbewußten kontinuierlich aus. Wir fragen natürlich nach der Verursachung und nach dem Zusammenhang von Phänomenen. In der Antwort aber werden wir auf unbewußte Bereitschaften, auf die Möglichkeit unbewußter auslösender Bedingungen und Reize, auf die Möglichkeit unbewußter Wirkungen und Zwischen-

glieder hingewiesen. Dadurch läßt sich eine dynamische Psychologie von der Phänomenologie aus, aber ihre Grenzen durchaus überschreitend, auf Grund unserer wissenschaftstheoretischen Obersätze auferbauen.

Freud.

Auf Lippsschem Boden steht auch Freud hinsichtlich seiner Theorie des Unbewußten. Aber indem er die schöpferische Kraft dieses Unbewußten zu erklären sucht, muß er ihm Bestimmungsstücke zufügen, welche bei Lipps noch fehlen. Er entnimmt sie, wie Hellpach richtig bemerkt, dem Bewußtseinsleben, indem er dessen zielgerichtete Beherrschung durch Verstand und Willen auf das Unbewußte analogisierend überträgt. An dieser Stelle, wo es sich um reine Theorie handelt, kann dazu nur gesagt werden: als heuristische Konzeption ist ein derartiger Gedanke durchaus möglich. Nur muß Freud dann auch die seelischen Funktionen angeben, welche durch ihren Vollzug diese der bewußten Reflexionsarbeit analogen Ergebnisse im Unbewußten bewirken. An späterer Stelle wird sich zeigen, wieweit er dieser Forderung zu genügen vermag.

Jedenfalls besteht zunächst kein Grund, mit Hellpach in dem Verfahren Freuds eine Überschätzung der Analogieschlüsse zu erblicken. Derartige Hypothesen sind genau so berechtigt, wie alle anderen.

Bedenklicher ist Lipps Definition des Bewußtseins, welche Freud aufgenommen hat, als Organ zur Wahrnehmung von psychischen Qualitäten. Aber hierüber kann erst in einer Phänomenologie des Bewußtseins gehandelt werden.

Ergebnis der Untersuchungen über das Unbewußte.

Wir betonen also nochmals: eine derartige Konzeption des Unbewußten, auf welches alle von uns vorher entwickelten Definitionsmerkmale des Psychischen überhaupt zutreffen und welches den Obersätzen psychologischer Theorie genau so untersteht wie alles Psychische, hat keinerlei theoretische Schwierigkeiten. Sie ist nicht nur heuristisch, sondern sogar theoretisch gefordert. Daß das Bewußtsein kein konstitutives Merkmal des Psychischen ist, ist nicht ihre Folge, sondern eine völlig unabhängige Feststellung.

Es bliebe noch der Einwand: woher wir denn wüßten, daß dieses Unbewußte etwas Seelisches sei, da doch die Merkmale des Unbewußten auf jedes transzendierende Sein paßten. Man sieht aus dem Vorangegangenen leicht, daß dieser Einwand die hier entwickelte Konzeption gar nicht zu berühren vermag. Er entsteht daraus, daß es noch immer nicht richtig verstanden wird, wenn die Definition des Psychischen nicht durch das Merkmal des Bewußtseins erfolgt.

Dennoch muß man zugestehen, daß auch die erkenntniskritischen Schiefheiten von Lipps den genannten Einwand verständlich machen. Wenn Lipps das Unbewußte als das eigentliche psychisch Reale, als das wahre psychische Sein definiert, so muß man dem entgegenhalten, daß ein so definiertes wahres Sein weder etwas Psychisches ist, noch etwas Reales. Der Begriff des Psychischen und des Physischen umfaßt bereits Phänomene. Ein Unbewußtes, das zur Erscheinungswelt in Gegensatz tritt, ist tatsächlich nicht mehr Psychisch. Ebensowenig ist es Physisch. Es ist »wahres Sein«, also transzendent. Es ist auch nicht real, denn Realität ist eine kategoriale Prädikation von Phänomenen. Es ist ideal. Damit wären wir dann beim Hartmannschen Unbewußten gleich dem Absoluten[1]).

---

[1]) Es ist natürlich nicht möglich, den Gedankenbau eines großen philosophischen Denkers über sein Zentralproblem mit ein paar Worten zu umschreiben, geschweige denn zu diskutieren. Eduard von Hartmann hat das Problem des Unbewußten in verschiedenen Werken behandelt. Es seien zitiert: Philosophie des Unbewußten, 10. Auflage, besonders Bd. 2, S. 153—200, 482ff., Bd. 3, S. 295—330; Archiv für systematische Philosophie, Bd. 6, S. 373ff. und vor allem die moderne Psychologie, S. 75ff., 121ff., 274ff. Hier sei nur gesagt: Seine Lehre vom Unbewußten akzeptieren, heißt seine gesamte Philosophie annehmen. Eine Herauslösung und psychologische Fruchtbarmachung seiner Unbewußtseinslehre aus ihrem philosophischen Gesamtrahmen ist unmöglich. Bei Hartmann ist es dem Unbewußtsein wesentlich, daß es etwas Psychisches ist, und zwar etwas individuell Psychisches. Und doch ist das Unbewußte kein Teil oder Bereich der Erscheinungen. Die Phänomenalität des Psychischen wird durch ihren Bewußtseinscharakter definiert. Alles was unter sie fällt, ist vom Begriff des Unbewußten ausgeschlossen. Hartmann ist sich seines Widerspruches voll bewußt, erklärt ihn aber für auflöslich. Er vollzieht diese Auflösung etwa folgendermaßen: Das psychische Urphänomen ist das Gefühl. Aus Gefühl wird durch kategoriale Funktionen die Empfindung, aus Empfindungen durch andere kategoriale Funktionen die Anschauung, aus Anschauungen wieder durch andere kategoriale Funktionen die Vorstellung. Aus dieser Begriffe usw. Alle diese Bildungen sind psychische Phänomene und als solche notwendig auch Inhalte eines Bewußtseins. Sie sind psychische Phänomene nur insofern sie für irgendein Bewußtsein bewußt sind, nicht aber insofern sie für ein anderes Bewußtsein unbewußt sind. Er unterscheidet also verschiedene Bewußtseine in demselben Individuum, ein oberstes Bewußtsein und Bewußtseine niederer Individualitätsstufen. Mit Bezug auf das oberste Zentralbewußtsein können die genannten Phänomene relativ unbewußt sein. Relativ unbewußte Bildungen sind aber psychische Phänomene nur als relativ bewußte, nicht aber als unbewußte Phänomene. Das Paradoxe an ihnen liegt darin, daß sie Phänomene der individualen Seele sind und doch nicht im obersten Zentralbewußtsein, welches gewöhnlich für das einzig vorhandene Bewußtsein schlechthin gehalten wird.

Wollen und Denken hingegen gehen über den Phänomenalitätscharakter des Psychischen hinaus. Von beiden muß anerkannt werden, daß ihre phänomenale Bewußtseinsrepräsentation nur Symbol ist für eine außerbewußte psychische Tätigkeit. Und erst diese außerbewußte psychische Tätigkeit ist es, die mit dem Worte Wollen eigentlich gemeint ist. Dasselbe gilt für das Denken. In dem Sinne, in dem diese Tätigkeit selber gemeint ist, gehört sie dem absolut Unbewußten an. Absolut unbewußt sind psychische Tätigkeiten, die als Tätigkeiten in kein Bewußtsein fallen, wenngleich ihre Produkte als psychische Phänomene bewußt sind. Alle psychischen Tätigkeiten müssen als Tätigkeiten absolut unbewußt sein. Alle Passivität ist irgendwie bewußt, alle Aktivität als solche unbewußt. Alles Bewußte ist rein passiv, aktionsunfähig, alles Unbewußte ist aktiv und produktiv. Daß

Unsere Korrektur des Unbewußten befreit dasselbe von der Wirkung dieses Einwandes. Es umfaßt ein Bereich potentieller Phänomene und phänomenal wirkender Kräfte. Und es ist lediglich akzidentell, daß die potentiellen Phänomene, sobald sie aktuelle werden, nicht mehr dem Unbewußten angehören. Es liegt dies daran, daß die Wahrnehmung selber, die ja nicht nur Erkenntnis, sondern zugleich auch immer ein psychischer Vollzug ist, zu denjenigen Vollzügen gehört, welche Bewußtseinscharakter involvieren. Daß dies so ist, ist aber nicht theoretisch notwendig, sondern eine phänomenologische Tatsache. Damit ist denn dies ganze Problem seines grundsätzlichen Charakters entkleidet.

---

auch das Bewußtsein aktiv sein könne, diese Meinung entspricht einer Verwechslung des phänomenalen Ich mit dem unbewußt tätigen Subjekt.

Die psychischen Phänomene des obersten Zentralbewußtseins sind das Endprodukt einer langen Reihe aufeinander gebauter funktionaler Bildungen. Die Inhalte dieser funktionalen Bildungen gehören den schichtenweise einander überlagernden niederen Bewußtseinen (Unterbewußtseinen) der Individualität an, deren Grundlage die Tätigkeit des Zentralnervensystems bildet. Aus ihnen erwirken die Kategorialfunktionen immer höhere aber nur unterbewußte Produkte und zuletzt die phänomenalen Gegebenheiten des obersten Zentralbewußtseins. Die Inhalte der Unterbewußtseine (elementare Bestandteile der höheren Bildungen) entziehen sich der direkten Analyse, weil sie relativ unbewußt sind. Die Kategorialfunktionen entziehen sich der Beobachtung, weil sie als Tätigkeiten dem absolut Unbewußten angehören. Die relativ unbewußten Phänomene sind eine Vorbedingung für die Bewußtseinsinhalte.

Die Dispositionen, welche Hartmann rein physisch faßt, und die Tätigkeiten des Zentralnervensystems sind mit relativ unbewußten psychischen Phänomenen dauernd verknüpft. Um dieser Verknüpfung willen bezeichnet er diese Tätigkeiten selber als einen Teil des relativ Unbewußten mit dem Begriff des physiologischen Unbewußten. Bewußtseinsgegebenheiten bauen sich also auf aus dem physiologischen Unbewußten und der absolut unbewußten psychischen Tätigkeit. Das physiologische Unbewußte wäre an sich ein bloß Bewußtloses und nicht Unbewußtes, wenn die Materie selber etwas durchaus Unpsychisches wäre. Nach Hartmann jedoch ist die Materie ein bloßes Produkt aus dem Zusammenwirken individueller Kräfte, denen sie als objektiv reale Erscheinung entspricht. Diese Kräfte selber sind Individuen unterster Individualitätsstufe. Ihre Kraftäußerungen sind absolut unbewußte psychische Tätigkeiten. Ihnen entsprechen primitivste psychische Phänomene, Lust- und Unlustgefühle, die noch nicht qualitativ zusammengefaßt sind, aber die primitive Bausteine zu der Synthese von Individuen der nächst höheren Stufe abgeben. So entfalten die Atome sowohl absolut unbewußte Tätigkeit als auch psychische Phänomene, welche dem Bewußtsein höherer Stufe unbewußt bleiben, also etwas relativ Unbewußtes sind. Das physiologische Unbewußte besteht sonach selber auch seinerseits wieder im absolut Unbewußten und relativ Unbewußten.

Das absolut Unbewußte, welches einerseits das physiologisch Unbewußte als einen Teil der Natur hervorbringt, welches ferner das relativ Unbewußte als einen Teil der psychischen Phänomene umfaßt, ist demnach der Grund und die übergreifende Einheit der Natur und des Geisteslebens überhaupt. Das absolut Unbewußte ist der metaphysische Urgrund alles Seins hinter Materie und Bewußtsein. Es ist weder material noch bewußt. Es ist das wahre Sein der Identitätsphilosophie, welche ebenso wie sie nur als Immaterialismus möglich ist, auch nur als Philosophie des Unbewußten möglich ist.

Wir geben diese kurze Darstellung hier wieder, einmal weil wir dies dem

6. Die Reize und die allgemeinen Bedingungen psychischer Dynamik.

Der Reizbegriff und seine Merkmale.

Nach dieser notwendig gewordenen Einschaltung können wir zur weiteren Auflösung des Kausalproblems im Psychischen zurückkehren. Die psychischen Vollzüge, welche sich phänomenal als Erlebnisse oder Teile von solchen im weitesten Sinne darstellen, sind, wie wir sahen, die Wirkung von Funktionen und Funktionskomplexen, welche als potentielle Bereitschaften im Unbewußten liegen, und zur Aktualisierung der Auslösung durch Reize bedürfen. Die Reize, die Erregungs- und Auslösungsbedingungen sind also die eigentlichen Gründe der Wirklichkeit aller seelischen Vollzüge. Von ihnen gilt im Psychischen das Gleiche, was Verworn[1]) für die Reize der Physiologie ausgesprochen hat: »Wir müssen es als Charakteristikum des Reizvorgangs betrachten, daß zwischen Reiz und Reizwirkung überhaupt kein bestimmtes Verhältnis bezüglich der Energiegrößen besteht.« Dies würde auch für denjenigen Fall gelten, in welchem sich für die psychische Kausalbeziehung der Satz causa aequat effectum als zu Recht bestehend erweisen ließe. Denn die Reize sind nicht die causa, sondern diejenige hinzukommende Bedingung, durch deren Eintritt die causa zur causa wird. Alle weiteren Bestimmungen über die Wirkungsintensität der Reize sind demgemäß heuristisch-empirische. Ihnen entspricht kein theoretischer Ordnungsgesichtspunkt als leitende Maxime. Wir wissen es von der empirischen Forschung, daß die Reize im Psychischen einen Schwellenwert ihrer aktualisierenden Eignung haben, und daß dieser Schwellenwert nach der Reizqualität und den subjektiven Bedingungen schwankt. Wir wissen weiter, daß unterschwellige Reize sich zu summieren und aufzuspeichern vermögen. Die große Mehrzahl der als Reize in Frage kommenden Veränderungen — z. B. unserer Wahrnehmungswelt, —

---

großen deutschen Denker schuldig zu sein glauben, sodann aber, um zu verhüten, daß seine Konzeptionen, soweit sie die Psychologie als empirische Forschung betreffen, aus dem philosophischen Gesamtgebäude, in dem sie stehen, herausgerissen und auf die empirische Materie ohne weiteres übertragen werden. Hartmanns Konzeptionen verlieren außerhalb seines Systems jeden Sinn und jede Berechtigung. Dies zeigt sich schon an seinen besonderen Begriffen von Phänomenalität und seinem Herausheben der Begriffe des Psychischen und des Materialen aus dem Bereich des Phänomenalen in unserem Sinne. Es zeigt sich ferner an seiner Definition des Bewußtseins und ihrer konstitutiven Geltung für den Phänomenalitätscharakter des Psychischen. Wir, die wir uns nicht zu seinem System bekennen, müssen die in diesen Definitionen liegenden Konsequenzen, die zu seiner psychologischen Theorie der Bewußtseine und des relativ Unbewußten geführt haben, für unsere Arbeit ablehnen.

[1]) Allgem. Psychologie. 1909. S. 419ff. Ausgezeichnete Ausführungen zum Reizbegriff bietet auch der erste Teil von Semons »Mneme« (1904); freilich ist vor den fehlerhaften Konzeptionen des Engrammbegriffs, des *πρῶτον ψεῦδος* seiner ganzen Lehre, zu warnen.

bleibt unter der Schwelle auslösender Intensität und verschwindet. Eine Vielzahl von Reizen strömt ständig der Psyche zu oder entsteht in ihr, ohne aber deshalb wirklich alsbald zu Reizen zu werden, wenigstens in ihrer unmittelbaren und isolierten Gegebenheit. Die Reizsummation ist nur eine Teilerscheinung der gegenseitigen Beeinflussung überhaupt, im fördernden summativen, wie im hemmenden, wie endlich auch in einem die Gesamtqualität der resultierenden auslösenden Reizkomplexion modifizierenden Sinne. Die Forschung hat erstens die Bedingungen in der Psyche zu studieren, auf welche die Reize in ihrer aktualisierenden Tendenz auftreffen, und zweitens die Natur der Reize selber ordnend zu bestimmen.

Reiz und Disposition.

Die erste der beiden Fragen, nach der Natur der subjektiven Bedingungen für die Wirksamkeit von Reizen überhaupt, läßt sich als eine Teilerscheinung der psychischen Individualität umschreiben. Sie umfaßt, wie schon einmal angedeutet, die Dispositionen und Anlagen, worunter wir insbesondere solche zur Beanspruchung bestimmter bevorzugter Funktionen und Funktionskomplexe verstehen, unter Zurückdrängung und Ausschaltung anderer. Ferner gehören hierhin alle Reproduktionsdispositionen und Bereitschaften der individuellen Vergangenheit in der besonderen Anhäufung und Ordnung, welche sie in der betreffenden Individualität inne haben. Zu diesen beiden Momenten sei hier kurz bemerkt: wir fassen sie nicht als physische, sondern als psychische Daten auf. Nicht daß wir ihre physische Repräsentanz leugnen oder für unwesentlich halten. Aber unsere Ausschaltung des psycho-physischen Problems aus der eigentlichen Psychologie zwingt uns zu dieser Stellungnahme. Nicht die psychologischen Forschungen und ihre theoretischen Grundlegungen werden den alten Streit über die Natur dieser Dispositionen und reproduktiven Spuren darzustellen und auszutragen haben, dessen Ergebnis sie in dem eben genannten Sinne vorwegnehmen müßten, um allererst möglich zu werden. Ferner gehören hierher die im Zeitmoment der jeweiligen Reizwirkung gegebene Konstellation der psychischen Bereitschaften des betreffenden Subjekts. Dieser Begriff soll nur besagen, daß der labile Gleichgewichtszustand, in welchem sich die Bereitschaften und Funktionen in jedem Augenblick psychischen Lebens befinden, das Ergebnis einer Reihe unübersehbarer psychischer Vollzüge der Vergangenheit ist, welche von Individuum zu Individuum anders sind und die Bevorzugung ganz bestimmter Materien und Strukturen für die Aktualisierung zu dem in Frage kommenden Zeitpunkte erwirken. Zu diesen Momenten der Konstellation gehört auch der Zeitpunkt, in welchem die schematisch vorgegebene Abfolge der verschiedenen Funktionsvollzüge aufeinander, so wie wir sie noch entwickeln werden, von dem auftreffenden Reize jeweils geschnitten wird. Es ist, um

ein Beispiel zu bilden, für den Fortgang psychischer Vollzüge ihrer Qualität nach nicht gleichgültig, ob ein Wahrnehmungsreiz im Momente, in dem eine Wahrnehmung erwartet wird, oder im Momente eines Entschlusses oder einer Handlung die Psyche berührt.

Schwierig wird die Übersicht nun durch folgendes: sowohl in den Dispositionen zur Beanspruchung bevorzugter Funktionskomplexe, als auch in den Dispositionen zu deren reproduktiver Erfüllung mit bevorzugten Materien, als auch endlich in der Konstellation liegen ihrerseits wiederum Reizmomente, welche auch ohne äußere Bedingungen auslösend auf bestimmte Funktionen zu wirken vermögen. Und ferner sind alle diese Faktoren ihrer Natur nach geeignet, die Reiznatur der auftreffenden Reize gleichsam elektiv zu beeinflussen, und zwar in verschiedenen Richtungen. Diese Fähigkeit der Erregbarkeit hängt ab von einer vorgegebenen und wiederum nur individuell faßbaren Adäquationsbeziehung zwischen Reizen und Bereitschaftszuständen des Ich, welche irrational und nur empirisch heuristisch feststellbar ist. Wenn Bleuler[1]) zu ihrer Auflösung den Schaltungsgedanken heranzieht, so ist das Bild der Schaltung zwar ein ganz glückliches, aber viel zu einfaches Symbol. Monakows Diaschisis ist eine Teilerscheinung dieser dispositionellen Individualitätsdifferenzierung für Reizreaktionen; wenigstens ist ihre Erklärung nur auf diesem sehr komplizierten Unterbau möglich.

Arten der Reize.

Was nun die Arten der Reize und ihre Natur anbelangt, so muß auf Grund unserer gesamten theoretischen Auffassung betont werden, daß wir sie insgesamt und restlos als psychische Reize auffassen. Wir erkennen somit eine direkte und unmittelbare Wirkung physischer Reize oder physiologischer Reize auf die Bestimmung und Aktualisierung funktioneller Bereitschaften nicht an. Diese Frage ist eine Teilfrage des psychophysischen Problems, dessen Behandlung, wie gesagt, hier auszuscheiden hat. Zum Verständnis hier nur soviel: es fällt uns natürlich nicht ein, die Tatsachen der zerebralen Lokalisation, soweit dies Tatsachen und nicht Behauptungen sind, zu leugnen. Ebensowenig wird die Rolle der Hirntätigkeit und der Alteration derselben als Bedingung psychischen Geschehens und psychotischer Prozesse auch nur im mindesten angetastet. Um diese Frage handelt es sich aber bei unserer jetzigen Erörterung gar nicht. Vielmehr gehen wir von der psychologischen Fragestellung aus, welche durch die Anregbarkeit der psychischen Kräfte zu spontaner Auswirkung gestellt ist. Diese Anregbarkeit ist ein psychologisches Merkmal. An sich würde diese Feststellung nichts darüber besagen, daß nicht auch solche Bedingungen zum Wirksamwerden seelischer Funktionen gehören, welche nicht

[1]) a. a. O. S. 50ff.

psychisch sind; und wie gesagt, wir halten das Vorliegen solcher physischer Bedingungen sowohl für die Möglichkeit des seelischen Geschehens überhaupt als auch für die Möglichkeit des hic et nunc bestimmten seelischen Geschehens für eine selbstverständliche Tatsache. Aber diese physischen Bedingungen stehen zum psychischen Geschehen in einem ganz anders orientierten theoretischen Verhältnis, als diejenigen Bedingungen, welche durch den Begriff der psychologischen Anregbarkeit gefordert werden. Jenes theoretische Verhältnis geht uns hier noch nichts an; dieses aus dem Begriff der psychischen Anregbarkeit zu bestimmende setzt die psychische Natur des anregenden Reizes voraus, wenn anders überhaupt psychische Kontinuität, psychische Kausalität, psychologische Wissenschaft von mehr als epiphänomenalen Gegenständen möglich sein soll. Die psychische Natur der Reize folgt zwar nicht analytisch aus der Definition der Anregbarkeit, wohl aber aus unserer Hypostasierung vom Wesen des Psychischen überhaupt. Und diese Hypostasierung hängt nicht in der Luft, sondern ist an wissenschaftstheoretischen Notwendigkeiten verankert[1]).

Wenn also physiologische Vorgänge zerebraler Natur als psychische Reize imponieren, so beruht dies auf einer Äquivokation in der Anwendung des Reizbegriffes. Nicht ihr Bedingungscharakter, sondern ihr Reizcharakter in dem allein hier gemeinten psychologischen Sinne für eine Dynamik des Psychischen wird grundsätzlich abgelehnt. Und was die Reize der Außenwelt anlangt, so kommen sie zu psychischer Auslösungswirkung immer nur als Bestandteile der Wahrnehmung oder Empfindung, also als Bestandteile der Psyche selber. Im übrigen haben auch diejenigen physiologischen Vorgänge innerhalb des Organismus, welche man sonst erst als Reize in dem hier gemeinten Sinne verwerten wollte, immer eine psychische Repräsentanz, welche jenen erwähnten andersartigen psychophysischen Bedingungen unmittelbar entspricht. Und diese psychische Repräsentanz, Organgefühle, vitale Partial- oder Gesamtgefühle, Körpersensationen, Empfindungen und unbemerkte oder unterschwellige inhaltliche Gegebenheiten, sind es ihrerseits, welche als auslösende Reize fungieren.

---

[1]) Reize der »Außenwelt« sind natürlich auch psychische: nämlich durch Empfindung und Wahrnehmung erst gegebene. Dies nur zur Abwehr von Mißverständnissen, wie sie vor allem die Tierpsychologie vielfach durchsetzen. Die Bedingungen des Zustandekommens dieser Reize bilden einmal ein psychophysisches Problem vom oben bezeichneten Ordnungstypus (Verhältnis der Affektion der Sinnesorgane und Zentren zum psychischen Vorgang); zweitens ein rein physiologisches Problem (Wirkung der physischen Reize auf diese Sinnesorgane und Zentren); drittens ein metaphysisches Problem (das Problem der Möglichkeit und des Wesens der »Außenwelt«), welches in der Regel mit dem psychophysischen Problem verwechselt oder gar erkenntnistheoretisch umgebogen wird. Nur das psychophysische Problem hat für die Psychologie seine Erledigung zu finden. Wenn die Tierpsychologie das begriffen haben wird, wird die in ihr herrschende Konfusion vielleicht etwas nachlassen.

Die dynamische Verknüpfung des psychischen Geschehens.

Die Natur der funktionsauslösenden Reize steht uns sonach als psychische fest. Eine weitere Einteilung derselben wäre nun nach dem Erfolge ihrer Auslösungswirkung denkbar. Wir würden dann solche Reize unterscheiden, welche die Struktur bestimmter Vollzüge determinieren, und solche, welche die inhaltliche oder materiale Erfüllung dieser Struktur bestimmen. Indessen wäre diese Einteilung an sich allein unpsychologisch. Denn ob ein Reiz größeren Einfluß im Sinne der einen oder der anderen dieser beiden Möglichkeiten gewinnt, hängt erst in letzter Linie von ihm selber ab. In weit höherem Maße hängt dies vielmehr von der Gesamtheit der Bedingungen ab, unter denen er aktuell ist. Immerhin sind die Inhaltsbestimmung und die Strukturbestimmung psychischer Vollzüge durch Reize wichtige Gesichtspunkte einer Klassenbildung.

Ganz besonders ist dies der Fall, wenn wir uns vergegenwärtigen, was wir mit der Feststellung der psychischen Natur von Reizen eigentlich besagen. Unter Reiz verstehen wir eine Bedingungsvariation, eine Veränderung; und hiernach hat jede psychische Veränderung Anspruch darauf, als auslösender Reiz wirksam werden zu können. Jede psychische Veränderung hat potentiellen Reizcharakter.

Diese Feststellung ist von ungeheurer Tragweite. Durch sie ist allererst die Kontinuität des psychischen Geschehens bestätigt. Sie ermöglicht es uns, in den vorüberflutenden Strom seelischen Ablaufens die Ordnung des Gesetzes hineinzutragen. Sie ermöglicht uns allererst, auch Individualpsychologie nach naturwissenschaftlicher Methode zu treiben. Denn sie macht eine Determination des einzelnen psychischen Geschehens nicht nur nach seiner allgemeinen Ursache, sondern auch hinsichtlich der besonderen Bedingungen seines wirklichen Eintritts, hinsichtlich seiner individuellen Genese, möglich, und verbleibt dabei doch völlig im Rahmen des empirischen und induktiven wissenschaftlichen Arbeitens.

Über den Anteil der im Unbewußten liegenden psychischen Faktoren an der Rolle von Reizen haben wir bereits weiter oben einiges gesagt; und beschränken uns an dieser Stelle auf das dort Gesagte. Wichtiger ist uns hier eine andere Folgerung, eine Folgerung aus dem Reizwerte jeder psychischen Veränderung. Psychische Veränderungen entstehen nämlich durch den Vollzug von Funktionen und Funktionskomplexen. Und da diese Vollzüge einander kontinuierlich folgen, so muß jeder Vollzug eine Reizbedingung für den nächstfolgenden bzw. dessen Auslösung sein. Diese Forderung ergibt im Zusammenhang mit unserer Feststellung von dem labilen Gleichgewichtszustand der Totalität seelischer Bereitschaften, der in jedem Augenblick besteht und unter allen Umständen

durch jeden seelischen Vollzug sich wiederherstellen muß, um seelisches Geschehen überhaupt zu ermöglichen, eine weitere regulative Maxime für die Determination der Reihenfolge in der Auslösung psychischer Funktionen.

Dies läßt sich nämlich so denken. Als auslösender Reiz wirkt der einzelne Vollzug einmal, insofern er erlebt wird, als Erlebnis. Der Bewußtseinscharakter von Erlebnissen haftet nun, wie die Phänomenologie lehrt, an ihrer materialen Bestimmtheit oder Erfüllung. Diese wirkt, wie sich heuristisch dartun läßt — die gesamte Assoziationspsychologie ist nichts weiter als ein einziger Beweisversuch dafür, — auf die Inhaltsbestimmung der folgenden Vollzüge. Freilich wirkt sie, da jede Materie auch auf die Qualität ihrer funktionalen Gegebenheitsweise von Einfluß ist, mittelbar auch strukturbestimmend und damit ablaufbestimmend und zielrichtend auf das psychische Geschehen ein. Wenn der psychische Ablauf bei einer Reihe von Denkvollzügen stationär bleibt, statt zur Entschließung fortzuschreiten, oder wenn er sich in erinnerungsmäßigen Reproduktionen ausbreitet, so ist diese Modifikation der Struktur und des Ablaufs fast immer, soweit sie nicht willkürlich ist, einem Überwiegen des Reizwertes der materialen Elemente, der Inhalte, zuzuschreiben. — Ferner aber wirkt der Vollzug auch als Vollzug auslösend auf weitere Funktionen. Und zwar ist seine Wirkung ganz vorwiegend eine ablaufbestimmende und damit strukturbestimmende.

Einfache heuristische Überlegungen zeigen dies an Beispielen ohne weiteres. Wahrnehmungsakte ziehen reproduktive Akte nach sich, und zwar mit Notwendigkeit. Wissen wir doch, daß in jeden vollständigen Wahrnehmungsakt auch reproduktive Akte miteingehen. Wahrnehmungsakte sind nicht der Grund der Möglichkeit von reproduktiven Akten, diese beruhen vielmehr auf entsprechenden reproduktiven Funktionen. Diese letzteren sind also Ursache der reproduktiven Akte. Aber der Vollzug des Wahrnehmungsaktes ist der Grund des Eintritts der Realisierung reproduktiver Akte. Er ist also das auslösende Moment, oder wie wir sagen, der Reiz, welcher reproduktive Funktionen und Bereitschaften aktualisiert. Und zwar tut er dies als bloßer Vollzug. Der Vollzug des Wahrnehmungsaktes aktualisiert den Vollzug reproduktiver Akte. Er ist mithin strukturbestimmend und damit die Richtung des psychischen Ablaufs bestimmend (nämlich auf die Reproduktion hin). Das materiale Wahrnehmungserlebnis aktualisiert als Reiz entsprechende andere Materien. Diese Materien erfordern ihrerseits gemäß ihrer materialen Natur, in Vorstellungsqualitäten aktualisiert zu werden. Das materiale Wahrnehmungserlebnis ist also ein aktualisierender Reiz für die weitere materiale oder inhaltliche Bestimmtheit oder Erfüllung der folgenden psychischen Vollzüge; ferner aber ist es, da diese materiale Bestimmung ihrerseits ganz bestimmte funktionale Qualitäten erfordert, mittelbar auch strukturbestimmend

und damit ebenfalls ablaufbestimmend. Mithin werden diejenigen reproduktiven Bereitschaften aktualisiert, welche erstens Vorstellungsqualitäten und zweitens die erforderte inhaltliche Bestimmtheit aufweisen. Es liegt also eine mehrfache Determination des psychischen Ablaufs durch den vorangegangenen vor. Phänomenologisch äußert sich das so, daß einer Wahrnehmung ein Erinnerungserlebnis, welches »innerlich zu ihr gehört«, folgt; oder wie man sagt, daß aus der Wahrnehmung ein Erinnerungserlebnis »hervorgeht«.

An Hand dieses Beispiels, welches sich für jeden einzelnen Teil des psychischen Gesamtablaufs leicht wiederholen ließe, wird wohl klar geworden sein, wie sich mit Hilfe unserer theoretischen Grundlegungen die Abfolge eines psychischen Vollzuges auf den anderen als eine psychologisch notwendige kausale Determination darstellt. Zugleich ist deutlich, daß dieser Zusammenhang auch zwischen den Erlebnissen besteht und hier nichts anderes ist, als eine Teilerscheinung der gesamten Determination[1]).

Hier sei noch folgendes eingeschaltet: Der Reizcharakter kann bei einem psychischen Vollzuge mit dem Erlebnisse des Vollzuges zugleich miterlebt werden. Dies gehört eigentlich in die Phänomenologie. Also nicht nur das Erlebnis hat tatsächlichen Reizwert, sondern das Erlebnis dieses Reizwertes geht als Teil in das Erlebnis des Vollzuges selber mit ein. Dies ist insbesondere in der Phänomenologie der Aufmerksamkeit, der Erwartung usw. der Fall. Ebenso kann das Hervorgegangensein eines Erlebnisses aus einem anderen erlebt werden. Freilich liegen die phänomenologischen Verhältnisse hier viel schwieriger. Dem wird später gefolgt werden. Der Zusammenhang selber kann niemals unmittelbar erlebt werden. Sofern er überhaupt eine Bewußtseinsrepräsentanz hat, ist es eine den zusammenhängenden Erlebnissen folgende und in reflektionellen Sonderakten vollzogene. Der Begriff des »verständlichen Zusammenhangs« im Sinne eines unmittelbar erlebten ist sinnlos. Im Begriff des Zusammenhangs stecken weder anschauliche noch inhaltliche Momente, die ein Erlebnis unmittelbar erfüllen könnten.

Hiernach kämen wir nun zu den näheren Bestimmungsstücken, welche für die Regeln der Inhaltsbestimmung und der Strukturbestimmung (oder Ablaufbestimmung) psychischer Vollzüge gelten. Mit großer Entschiedenheit muß nochmals betont werden, daß die Heraussonderung von jeder dieser beiden Reihen von Regeln eine durchaus künstliche ist und der wahren Determination des Psychischen, so wie sie im Einzelfalle vorliegt, psychologisch nicht ent-

---

[1]) Natürlich ist dies nur ein Gesichtspunkt allgemeinster Art für die psychische Dynamik. Daneben stehen die intentionalen Richtkräfte des Psychischen. Werden sich die erstgenannten Faktoren zu den assoziativen und perseverierenden, so werden sich die intentionalen zu den determinierenden Tendenzen ausgestalten lassen. Dies ist Sache der später zu gebenden psychologischen Dynamik als Teildisziplin genetischer Theorie des Psychischen, wovon noch gehandelt werden wird.

spricht. Wir wiesen schon oben darauf hin; und unser Beispiel vom Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Erinnerung zeigte es auch: der lebendige Zusammenhang erfordert immer ein Ineinandergreifen und Verschmelzen der beiden künstlich gesonderten Betrachtungsweisen zu einer Einheit. Diese ist das wahre psychologische Konstituens psychischer Kausalität. Nur zu Darstellungszwecken zerlegen wir uns diese determinierende Einheit unter unseren beiden Gesichtspunkten.

Die Rolle der Assoziation.

Die inhaltliche Determination der psychischen Vollzüge durch einander ist der eigentliche Gegenstand der Assoziationstheorien gewesen. Wir werden noch an späterer Stelle Gelegenheit haben, uns mit den Lehren von der Assoziation ausführlicher zu beschäftigen[1]). Hier sei nur folgendes gesagt: Die Assoziationstheorie als einzige Fundierung seelischen Zusammenhängens ist falsch. Sie übersieht den später zu erörternden Einfluß der Willkür; sie übersieht, wenigstens in ihrer bisherigen Fassung, ferner den Einfluß der Struktur psychischer Vollzüge auf den psychischen Ablauf. Wenn sie überhaupt etwas erklären kann, so kann es höchstens der Einfluß der Inhalte aufeinander sein. (Auch die sogenannten äußeren Assoziationen und Klangassoziationen sind solche der Materien oder Inhalte.) Ihr Erklärungsanspruch ging aber bisher viel weiter. Er erstreckte sich auf das gesamte Psychische. Tut er aber das, so besagt er nicht mehr, als daß alles Psychische unter sich zusammenhängt. Das wissen wir aber auch so. Die Weise des Zusammenhängens klärt der Assoziationsbegriff nicht; höchstens bezeichnet er den der Willkür entzogenen Charakter dieses Zusammenhängens, und für diesen, aber auch für ihn allein ist der Begriff der Assoziation von Inhalten brauchbar. Die bisherige Ausbildung der Assoziationslehre hat nun zwei allgemeine Gesichtspunkte geliefert, nach welchen das Zusammenhängen von Inhalten beurteilbar wird: die Kontiguität und die Ähnlichkeit. Beide sind aber weder erschöpfend noch in der Mehrzahl der Fälle eine wesentliche psychologische Aussage, mit der sich im Einzelfalle etwas anfangen ließe. Es kommt noch hinzu, daß die Assoziation neben den Weisen temporaler Abfolge auch die ganz andersartigen Beziehungen erklären soll, die unter den Begriffen Verschmelzung, Verflechtung, Verwebung, Assimilation, Komplikation usw. zusammengefaßt werden. Diese gehen nicht auf die temporale Abfolge von Inhalten; sie haben damit nicht das geringste zu tun. Sie bezeichnen vielmehr die verschiedenen Weisen, wie sich einfache Funktionsvollzüge nach Qualität

[1]) Vgl. S. 330ff. Was hier in Kürze gesagt wird, ist nur prinzipieller und theoretischer Natur; alles das, was den Assoziationsbegriff mit psychischem Leben erfüllt und in seinen Eigenarten von anderen Verknüpfungsweisen abhebt, kann erst in der psychologischen Dynamik entwickelt werden.

und Materie zu komplexeren seelischen Gebilden simultan vereinigen können. Sie bezeichnen also die Simultaneität einer Mannigfaltigkeit von seelischen Vollzügen in der Form einer Ganzheit. Es ist bezeichnend für die Leere des Assoziationsbegriffes, daß er in ganz gleicher Weise für die temporalen Beziehungen in der Form des Zusammenhanges und für die simultanen Verbindungen zum seelischen Gebilde einstehen muß. Eine solche leere Formel umfaßt dann eben alles psychische Geschehen und überhebt die Psychologie jeder weiteren Bemühung. Und tatsächlich ist es in der Assoziationspsychologie auch so: es gibt nur Inhalte und Assoziationen. Da wir aber der Mannigfaltigkeit und dem Reichtum seelischen Geschehens nicht mit leeren Formeln, sondern adäquat gerecht werden wollen, reden wir lieber weiter von Auslösung und Determination der psychischen Abfolge; und überlassen die Formen und Weisen der simultanen Komplexion zum Gebilde den Untersuchungen der Phänomenologie und Funktionspsychologie. Den Assoziationsbegriff benützen wir nur zur Erklärung willkürfreier temporaler Verknüpfung von Inhalten.

Gegenüber dem leeren Schema der Assoziation nach Kontiguität und Ähnlichkeit stellen die modernen Lehren von Freud, Jung, Bleuler und insbesondere Adler den Assoziationsbegriff in einer weitaus reicheren Ausgestaltung dar. Sie erstreben eine echte Determination der Inhalte durch besondere, den individuellen Inhalten gemeinsam zugrunde liegende dynamische Tendenzen. Der Einzelausbau dieser Lehre gehört nicht zu den Gegenständen, welche eine theoretische Grundlegung der Psychologie überhaupt in ihrer Allgemeinheit an diesem Orte zu erörtern hätte. Jedoch kann schon hier gesagt werden, daß das gesamte Forschungsgebäude dieser Forscher, wofern es sich empirisch und durch die Tatsachen verifizieren läßt, mit Leichtigkeit erhalten bleiben kann, wenn man ihre Assoziationslehre in die hier gegebenen theoretischen Grundlinien transformiert.

Der psychische Ablauf.

Von ähnlicher Ärmlichkeit wie die näheren theoretischen Bestimmungen der inhaltlichen Dynamik sind auch die des Strukturzusammenhangs und Ablaufszusammenhangs psychischer Vollzüge. Wir wissen hier nur: es gibt ein vorgegebenes Schema des psychischen Ablaufens. Es beginnt mit Wahrnehmungsvollzügen, diese bedingen die Auslösung reproduktiver Akte und Vorstellungsweisen. Letztere fundieren Urteilsakte und Bewertungsakte im Sinne eines »Gefühls«, denen individuale Interessen entsprechen. Gemäß diesen finden sich sodann Akte des Strebens, Begehrens, Sichentschließens bis zur motorischen Innervation, der Handlung. Wir nannten dieses Schema, das nur vorläufig ist und auf psychologische Genauigkeit noch keinen Anspruch erhebt, vorgegeben. Und in der Tat ist es als eine nicht weiter zurückführbare Tatsache des Psychi-

schen hinzunehmen. Es ließe sich zwar denken, daß es seiner Natur nach aus dem Wesen der Psyche, nämlich aus Rezeptivität und Spontaneität, irgendwie deduzierbar sein müßte, indem nämlich diese beiden Funktionen der Psyche in ihm zu vollem Ausgleich gelangen; aber andererseits fehlen alle Bestimmungsstücke für eine solche Deduktion; und wir wollen nicht künstlich konstruieren. Auch kommen die genannten beiden Grundfunktionen ja nicht nur im Ganzen dieses Ablaufes, sondern in jeder einzelnen Funktion bereits zum aktuellen Ausgleich. Es ließe sich ferner denken, daß das Prinzip von der Erhaltung des labilen Gleichgewichts seelischer Kräfte und Bereitschaften sich nur aufrecht erhalten läßt, wenn das Ganze des seelischen Ablaufs der Regel nach so beschaffen ist, wie er uns von der Wahrnehmung bis zur Handlung gegeben ist. Aber auch dies wäre eine künstliche — zum mindesten unbeweisbare — Konstruktion. Genau solche künstlichen Konstruktionen sind übrigens alle genetischen und biologischen Erklärungsversuche dieser Ablauftendenz von der Wahrnehmung bis zur Handlung, etwa aus dem Reaktionsprinzip der Biologie, oder aus dem Reflexmechanismus der Nervenphysiologie, wie in er Psychiatrie z. B. erstere von Arndt, letztere von Wernicke am deutlichsten und folgenreichsten versucht wurden und vor allem in der Tierpsychologie am Platze sind. Es steht der Forschung in der menschlichen Seele aber besser an, die Tatsache der Beschaffenheit des psychischen Gesamtablaufs als etwas Letztes hinzunehemn, als gegebene reale, geordnete Mannigfaltigkeit, für welche der Grund der Wirklichkeit nicht weiter bestimmbar ist. Diese Beschaffenheit wird dadurch zum empirischen Ausgangsmaterial, gerade so, wie dies für die Physik die gegebene Außenwelt mit diesem gegenwärtigen Stande der Energieverteilung bedeutet, zum Ausgangspunkt für die Forschung, der als vorgegeben einfach hingenommen wird und die Bildung allgemeinerer Gesetze seinerseits faktisch fundiert, aber in der unendlichen Vielzahl seiner Bedingungen als Mannigfaltigkeit nicht restlos auflösbar wird.

Soviel ist an diesem psychischen Ablauf jedenfalls sicher, daß jeder einzelne Vollzug in ihm der Grund der Wirklichkeit des nächstfolgenden ist, daß es sich also nicht um eine Aufreihung, sondern um einen dynamischen Zusammenhang handelt; und zwar um einen solchen, der in sich eine gewisse Abgeschlossenheit und Ganzheit aufweist. Innerhalb dieses Ablaufs müssen dann an der Hand der Brentanoschen Regel die einzelnen Funktionskategorien aufgesucht werden; ihr Zusammenbau zu komplexeren Gebilden ergibt ein weiteres empirisches Problem.

Hiermit wäre das Wesen der seelischen Kausalität seiner allgemeinen Art nach so bestimmt, wie dies aus reiner Theorie möglich ist. Wir haben damit das theoretische Gerüst gewonnen, welches uns die gesetzmäßige Erklärung seelischen Zusammenhängens seinen Grundlagen nach in jedem Einzelfalle formal ermöglicht.

7. Die Erkenntnis der Individualität und ihre wissenschaftstheoretischen Grundlagen. Erster Teil.

Übersicht über die Problemlage.

Was haben die bisherigen Erörterungen für Ausblicke gezeitigt, hinsichtlich der wissenschaftlichen Bearbeitung psychologischer Materien; und was bleibt zu klären übrig?

Viel ist bereits gewonnen. Wir haben die universale Geltung des Kausalgesetzes im Psychischen begründet und seinen Charakter näher bestimmt. Wie wir mit unseren wissenschaftstheoretischen Feststellungen bereits die Grundlage der deskriptiven Theorie des Psychischen geschaffen haben, so ermöglichten uns unsere bisherigen Ausführungen über das Kausalgesetz nun auch die der genetischen Theorie des Psychischen. Wir haben diese genetische Theorie des näheren als eine dynamische bestimmt, haben die psychische Natur der in ihr wirksamen funktionalen Kräfte bestimmt, haben ferner die Lückenlosigkeit des Kausalzusammenhanges durch die Konzeption des Unbewußten begründet, und haben die Reizmomente, welche den Fortgang des psychischen Geschehens regelnd bestimmen, innerhalb des psychischen Geschehens als eines Ganzen determiniert. Es ist nunmehr lediglich Aufgabe der empirischen Einzelforschung, diese wissenschaftstheoretischen Erklärungen und Begründungen nun auch anzuwenden: Phänomenologie und deskriptive Theorie zu produzieren, genetische und dynamische Theorie zu gestalten, und beides zu den gesamttheoretischen Typen psychologischer Persönlichkeit zu synthetisieren. Haben wir hierfür in der psychologischen Empirie erst einmal die Regeln, Materialien und Formen geschaffen, so bedarf es zur Anwendung in der allgemeinen Psychiatrie dreier weiterer Untersuchungen: Erstens muß festgestellt werden, inwieweit diese psychischen Materialien und Formen auf »krankes« Seelenleben übertragbar sind. Hierbei wird an das Problem des Wissens vom fremden Ich und seiner Grenzen anzuknüpfen sein. Zweitens müssen die ganz andersartigen Gesichtspunkte, welche für das »kranke« Seelenleben gelten, aus den Kriterien heraus entwickelt werden, die sich aus den Grundlegungen möglicher Krankheitsbegriffe im Psychischen gewinnen lassen. Und drittens wird es notwendig sein, die Gesichtspunkte aufzufinden, unter welchen sich die Ergebnisse dieser beiden Untersuchungen miteinander an ein und demselben Erfahrungsmaterial, nämlich dem »kranken Seelenleben« verschmelzen lassen, welches also sowohl Seelenleben ist und damit psychologisch-theoretischen Kriterien gehorcht, als auch »krank« ist, und damit den ganz heterogenen Kriterien untersteht, die sich gerade aus seiner Divergenz vom eigentlichen Seelenleben ergeben. Der Gang der weiteren Untersuchungen ist uns damit für das Folgende klar vorgezeichnet.

Der Begriff der Persönlichkeit als Naturobjekt.

Aber bevor wir sie in Angriff nehmen, ist es notwendig, hier gleichsam anhangsweise noch ein Problemgebiet zu behandeln, welches an den Begriff der psychischen Persönlichkeit oder Individualität anknüpft. Wir sagten vorhin, daß ihre theoretische Bestimmung eine Synthese sei aus den Ergebnissen der deskriptiven und der genetischen Forschung. Und wir haben kein Hehl daraus gemacht, daß diese beiden Forschungsreihen entsprechend ihrer wissenschaftstheoretischen Fundamentierung ins Gebiet der Naturforschung zu fallen hätten. Wir sind bei unseren wissenschaftstheoretischen Untersuchungen von einem Begriff von Natur ausgegangen[1]), welcher diese Konsequenz zu einer Notwendigkeit erhebt. Die Art der Synthese von deskriptiver und genetischer Forschung haben wir aber mit einer gewissen Absicht völlig unbestimmt gelassen. Sie ist nicht wissenschaftstheoretisch fixierbar, höchstens ihre Voraussetzungen sind auf diesem Wege bestimmbar. Und in dieser Bestimmung läge nur eine negative und einschränkende Absicht für die Synthese selber. Die Synthese ist ihrerseits ganz abhängig von dem Persönlichkeitsbegriff, den man ihr substituiert; von den Seiten und Kriterien der Persönlichkeit, gemäß denen man ihr Wesen bestimmen will. Persönlichkeit, Individualität ist an sich ebensowenig ein naturwissenschaftlicher Begriff wie der des Organismus. Lediglich die Bestimmungsstücke beider Begriffe, welche man für jeweils konstitutiv hält, sind naturwissenschaftlich zu fundieren und zu erforschen.

Wie gesagt, in der Phänomenologie, Dynamik, der Normen- und Typenpsychologie wird an späteren Stellen dieses Werkes von diesen Fragen noch gehandelt werden. Hier werden sie nur gestreift, um daraus die Berechtigung dafür herzuleiten, daß es zum Problem gemacht werden kann, ob der Persönlichkeitsbegriff selber mit den Methoden der Naturforschung restlos zu erschöpfen ist.

Problematik dieser Auffassung. Individuelle Kausalität?

Ist diese Problematik einmal zugegeben, so ist auch die Berechtigung anerkannt, das bisherige wissenschaftstheoretische Fundament aller Psychologie (und damit auch der Individualpsychologie) für nicht ausreichend zu halten, um das Wesen der Persönlichkeit unter den Obersätzen unserer Wissenschaftstheorie als theoretisch determinierbar anzusehen. Und es erscheinen Versuche verständlich, ein Korrektiv für diese behauptete Unzulänglichkeit an den Formulierungen der Wissenschaftstheorie selber anzubringen. Soweit sich derartige Versuche auf die Wissenschaftstheorie des Psychischen selber unmittelbar beziehen, haben wir ihrer

[1]) Siehe S. 121.

hier noch anhangsweise zu gedenken. Diese Versuche wissenschaftstheoretischer Fundierungen der Individualität neben und jenseits der bisher gegebenen Wissenschaftslehre vom Psychischen erstrecken sich gerade auch auf das Kausalproblem des Psychischen überhaupt. Sie lassen sich zuspitzen auf die Fragen der individuellen Kausalität und der Persönlichkeitsfreiheit, auch Willensfreiheit genannt.

Diesen wissenschaftstheoretischen Fragen soll, bevor wir unserer Aufgabe gemäß weiter schreiten, noch eine Erörterung zuteil werden. Wir bemerken aber sogleich, daß wir uns nicht einlassen werden auf mehr oder weniger spekulative und schöngeistige Ausführungen, welche sich mit den Prätentionen der »Philosophie« oder der Geisteswissenschaft nur allzuoft in der Erörterung dieser Probleme breit gemacht haben. Die Kriterien strenger Wissenschaft werden auch hierbei für uns maßgebend bleiben.

Das Problem der individuellen Kausalität — oder besser der wissenschaftstheoretischen Möglichkeiten der Erkenntnis des Individuellen — ist neuerdings herausgewachsen aus dem von Windelband aufgestellten Gegensatz der idiographischen und nomothetischen Wissenschaften. Die letzteren gehen auf allgemeine Gesetze. Die ersteren suchen das individuelle Wirkliche in der Ganzheit dieser Wirklichkeit zu erfassen. Der behauptete Gegensatz dieser beiden wissenschaftlichen Richtungen ist ihm identisch mit dem der Naturwissenschaft und der Geisteswissenschaft.

Die Erkennbarkeit des Individuellen als Problem.

Daß das Individuelle etwas Einmaliges ist, in seinem Sosein nicht wieder als dies eine Mal erfahren wird, liegt bereits in seiner Nominaldefinition. Zur Annahme und Ausgestaltung einer besonderen, auf die Individualität des Individuellen gerichteten Wissenschaftstendenz nötigt diese Feststellung nicht. Erst wenn es im Wesen des Individuums liegt, einzig und einmalig zu sein, wenn das Individuum etwas grundsätzlich Unwiederholbares, Nicht-Identifizierbares darstellt, erst dann ist das Problem einer idiographischen Forschungstendenz wirklich gegeben. Denn alles Geschehen ist einmalig. Jedes wirkliche einzelne Geschehen ist die Folge einer unübersehbaren Zahl von Bedingungsreihen. Die unübersehbare Mannigfaltigkeit der empirischen Natur bleibt bestehen bei einem jeden beliebigen Zeitschnitt durch dieselbe; wir können den Zeitschnitt beliebig weit, ja ins Unendliche zurückverlegen; immer treffen wir auf diese unübersehbare Mannigfaltigkeit. Die Verfolgung dieses Gedankens führt zur ersten Kantischen Antinomie und damit zu den übrigen. Denn diese unendliche Mannigfaltigkeit ist Wirkung und ist auch wieder Ursache für das weitere Geschehen. In der realen Wirklichkeit ist also jedes einzelne Sein und Sichereignen, das physikalische sowohl als das organische, unter den Bedingungen des Gesamtzustandes

dieser unüberschbaren Mannigfaltigkeit erwirkt und damit einmalig. Es ist zugleich damit auch empirisch, d. h. in der Natur nicht wiederholbar, wenngleich die Wiederholbarkeit denkhaft nicht auszuschließen ist. Es fragt sich, wieweit diese Tatsache unser Wissenkönnen einengt und begrenzt. Es fragt sich weiter, ob eine Methode denkbar ist, welche diesem Tatbestande zum Trotz gerade das individuelle Wirkliche in seinem Einzelsein wesenhaft zu erfassen vermag.

Diese Feststellung über die Einmaligkeit des Individualen seinem Sein nach, also des Individuums als einer Form[1]) des Seins, ist so alt wie die aristotelische Philosophie selber. Sie gilt in gleicher Weise von der anorganischen und der organischen Natur. Und es bedurfte der Mühe gar nicht, welche Bergson darauf verwendet hat, um diese Geltung für das lebendige Geschehen und das seelische Ablaufen nochmals in besonders eindringlicher Weise darzutun[2]). Wo er einen Gegensatz der Welt des Organischen zur physikalischen Welt unter diesem Gesichtspunkt herauskonstruiert, er mag ihn begründen wie er wolle, ist dieser Unterschied kein grundsätzlicher, sondern nur ein gradueller. Freilich ist er, wenn man an die Individualität der Struktur eines Atoms einerseits, an die einer psychischen Persönlichkeit andererseits denkt, in seinem Gradunterschied ein ungeheuerlicher. Aber auch diese ungeheure Differenz darf den bloßen Gradcharakter des Unterschiedes beider Individualitäten nicht verwischen.

Wir sehen also die Individualität eines Geschehens in der Natur gegeben durch die unendliche Bestimmtheit seiner qualitativen Gestaltung. Wir sehen sie nicht in solchen Bestimmungen, welche nicht qualitativer Art sind, sondern etwa auf einem formalen Prinzip der Individuation beruhen, wonach das begriffliche Wesen eines jeden Objektes von individueller Existenz ist, gleichviel ob und wie oft man den darunter fallenden Gegenstand realisiert zu finden vermöchte. Aus der Tatsache, daß die Objekte, die in den Umfang eines solchen Begriffes eines individuellen Objektes gehören, beliebig oft denkbar sind, ohne sich qualitativ voneinander zu unterscheiden, hat man den Begriffsrealismus der Scholastik mit hergeleitet, welcher eine irrige Konsequenz der aristotelischen Lehre ist. Allein die formalen Momente, welche den Begriff eines individuellen Objektes fallweise begründen, sind natürlich wissenschaftlich zerlegbar; der Begriff eines Objektes als einer Individualität, d. h. einer seinem Wesen nach besonderen Zusammengehörigkeit, ist eben in die Merkmale aufzulösen, welche zur Konzeption der Zusammengehörigkeit in ihrer Besonderheit geführt haben. Dies mag eine unvollendbare Aufgabe sein, grundsätzliche Schwierigkeiten bietet sie nicht. Z. B.

[1]) Form hier wie überall in diesen Untersuchungen gleich Bezugseinheit.

[2]) Wenigstens im Essai sur les données immédiates de la conscience. Paris 1889; während er in Matière et mémoire (1896) davon wieder zurückzukommen scheint (z. B. S. 200ff.).

läßt ein grundsätzlicher Einwand gegen die Naturforschung, welche die einzelnen Merkmale und ihre Verknüpfungsweisen rekonstruiert, die etwa zum Begriff des Organismus geführt haben, sich nicht daraus herleiten, daß diese Aufgabe vollständig niemals wird gelöst werden können.

Entscheidend für das Schicksal der Naturforschung, inwiefern sie und ihre Methoden zur Erforschung des Individuellen zulänglich sind, kann allein derjenige Begriff des Individuellen werden, welcher das Wesen des Individuums nicht aus begriffsrealistischen formalen Prinzipien der Individuation gewinnt, sondern die Unwiederholbarkeit in der qualitativen Synthese der Realität selber, in deren unendlicher und daher tatsächlich qualitativ unwiederholbarer Bedingtheit begründet sieht — unter den Gesichtspunkten der Ableitung, die wir oben dafür gegeben haben.

Der Lösungsversuch der Geisteswissenschaften bei Rickert.

Hier sind es nur vor allem die scharfsinnigen und bedeutenden Werke Rickerts gewesen, welche das Problem der individuellen Kausalität zugleich mit dem der Erkenntnis des Individuellen überhaupt von einem Standpunkte aus in Angriff genommen haben, welcher dem des vorliegenden Buches diametral widerspricht. Rickert hat damit Schule gemacht; nicht nur Simmel, nicht nur maßgebende Historiker und Soziologen, auch der größte Teil der zeitgenössischen Philosophen hat seine Ausführungen, allerdings zum Teil in modifizierter Form, übernommen und für historische und kulturwissenschaftliche Forschung zum wissenschaftstheoretischen Fundament gemacht. Wir halten uns im folgenden lediglich an Rickerts Ausführungen selber, welche an systematischer Durchsichtigkeit von keinem seiner Anhänger wieder erreicht worden sind, und zwar an sein berühmtes Werk: »Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung«[1]). Wir stellen seine Gedankengänge etwas ausführlicher kritisch dar aus zwei Gründen. Einmal gibt uns das den Anlaß, unsere eigene Ansicht vom Wesen der Erkenntnis des Individuellen klarer hervortreten zu lassen; und ferner erhalten wir neben seinen Fehlern, auf die wir hinweisen werden, so viele wertvolle Gesichtspunkte auch für den Fortgang unserer eigenen Untersuchung, und in so ausgezeichneter Begründung, daß sie uns da, wo wir sie nicht bekämpfen müssen, zur wertvollen Stütze vieler späterer Ausführungen werden. Es ist die Wissenschaftstheorie der Erkenntnis des Individuums, wie sie im Gegensatz zur Naturwissenschaft die Geisteswissenschaft darbieten zu können glaubt.

Von dem Gegensatz der Naturwissenschaft und der Geisteswissenschaft geht Rickert aus. Er sieht diesen Gegensatz nicht

[1]) Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften. 1902.

in dem Gegenstand beider Wissenschaften, etwa derart, daß die Natur gleich der Körperwelt und der Geist gleich den seelischen Vorgängen wäre; dieser Gegensatz liegt vielmehr lediglich in der logischen Struktur beider Wissenschaften, und das gleiche Objekt kann einer wissenschaftlichen Bearbeitung durch jede der beiden Methoden unterzogen werden. »Es wird sich zeigen, daß unter rein formallogischen Gesichtspunkten die gesamte gegebene Wirklichkeit sowohl Objekt einer naturwissenschaftlichen als auch einer geisteswissenschaftlichen Darstellung werden könnte«[1]). Schon hier ist an das Wort Darstellung ein Fragezeichen zu heften. Es handelt sich doch nicht um die bloße Darstellung, sondern um die Erkenntnis der untersuchten Gegenständlichkeit! Diese Erkenntnis soll den Anspruch auf Wahrheit erheben, und nur eine Erkenntnis kann diesem Anspruch genügen. Mehrere gleiche Erkenntnisse über den gleichen Gegenstand, die einander widersprechen, sind unmöglich. Entweder führen beide Methoden, die hier als gleichberechtigt bezeichnet werden, zu derselben richtigen Erkenntnis, dann ist ihre Entgegensetzung grundsätzlich nicht wichtig; und wenn man die naturwissenschaftliche hat, braucht man die geisteswissenschaftliche nicht erst zu begründen; oder sie führen zu widersprechenden Erkenntnissen, dann ist mindestens eine von ihnen falsch. Welche richtig ist, kann nur die Erkenntniskritik entscheiden; und diese verweist, da es sich um ein empirisches Gegenstandsbereich handelt, an das empirische Ausgangsmaterial als sachliches, an die Wissenschaftstheorie als formales Kriterium der Richtigkeit. Rickert spielt schon hier bedenklich mit jenem Relativismus, welcher in des gleichgerichteten Simmels Werken ganz unverhüllt zum Ausdruck kommt.

Rickerts Analyse der naturwissenschaftlichen Erkenntnis.

Rickert wendet sich zur Analyse der naturwissenschaftlichen Erkenntnis; und sieht nun, wie sogleich bemerkt sei, den Träger dieser naturwissenschaftlichen Erkenntnis nicht im Gesetz, also einem Urteil von allgemeiner und notwendiger Geltung, sondern im Begriff. Hierin liegt sein schwerster methodischer Fehler. Begriffe sind immer willkürliche Schöpfungen des Verstandes, Abbreviaturen der Reflexion. Sie werden unter den verschiedensten Gesichtspunkten gebildet und gelten problematisch, d. h. sie erheben keinen Anspruch darauf, anerkannt zu werden, wie dies jedes Urteil tut. Rickert läßt diesen fundamentalen Unterschied zwischen Begriff und Urteil völlig außer acht. Für ihn ist die Naturwissenschaft keine Gesetzeswissenschaft, sondern eine Begriffswissenschaft; und die Aufgabe des naturwissenschaftlichen Begriffs ist nach ihm die »Überwindung der extensiven und intensiven Mannigfaltigkeit

[1]) Seite 29.

der Dinge«[1]). Und zwar wird im Umfange des Begriffs die extensive, im Inhalte die intensive Mannigfaltigkeit »überwunden«. »Selbst in den einfachsten Urteilen, in denen wir nichts weiter tun, als die Wirklichkeit beschreiben, nehmen wir immer bereits eine weitgehende Vereinfachung und eine logische Bearbeitung der Wirklichkeit vor . . . Weil ein Urteil über die Wirklichkeit immer nur mit Hilfe eines Begriffs möglich ist, so können wir auch sagen, daß alles Gesehene oder Gehörte in ein Urteil immer nur als Glied einer Klasse eingeht . . .«[2]) Der Inhalt dieser Sätze ist richtig und entspricht völlig unseren Anschauungen; er begründet, genau wie wir es tun, die immanente Notwendigkeit des Theoretischen in jeder wissenschaftlichen Bearbeitung, selbst in der bloßen Deskription. Aber diese Sätze sollen zur Begründung des Primats der Begriffe in der wissenschaftlichen Bearbeitung dienen — und sie zeigen dennoch bloß den Primat der Urteile in ihr auf. Es macht das Wesen des Urteils nicht aus, daß es ein Begriff ist, der in ihm prädiziert wird; daß etwas in ihm prädiziert wird, macht sein Wesen aus. Rickert verwechselt beides. Aber daß er es tut, hindert uns nicht, die wertvollen Wahrheiten anzuerkennen, die er gleich darauf über die Behauptung feststellt, die Aufgabe der Naturwissenschaft sei die möglichst vollständige Beschreibung — eine Ansicht, zu der sich selbst ein so hervorragender Naturforscher wie Kirchhoff bekannte. Rickert erkennt sehr deutlich in jeder Beschreibung bereits den Charakter der klassifikatorischen Ordnung und damit der theoretischen Bearbeitung. »Soll das Wort Beschreibung als Bezeichnung für den ersten Schritt zur naturwissenschaftlichen Erkenntnis der Dinge, zur Unterscheidung von dem zweiten Schritt, der Klassifikation, einen Sinn haben, so darf man darunter nur die Art der Klassifikation verstehen, welche die Gestaltung der Wirklichkeit lediglich mit Hilfe der ohne bewußte logische Absicht entstandenen Wortbedeutungen vereinfacht. Das ist . . . bisweilen notwendig; aber warum diese Vereinfachung vor anderen einen Vorzug haben soll, ist nicht einzusehen. Die Naturwissenschaft auf Beschreibung der Tatsachen in diesem Sinne einschränken, würde heißen, daß die Untersuchung bei der ursprünglichen, durch äußerliche Ähnlichkeiten entstandenen Ordnung der anschaulichen Mannigfaltigkeit stehen bleiben müsse. Dies führt aber für die Logik . . . höchstens als Vorstufe für das wissenschaftliche Denken, zu nichts«. Derartige Ausführungen möchte man manchem seiner Anhänger auf psychologischem Gebiet, z. B. Jaspers, ins Stammbuch schreiben.

Nachdem Rickert einmal die Stellung von Begriff und Urteil im Wesen der wissenschaftlichen Bearbeitung verwechselt hat, muß er den weiteren Schritt tun, dem Begriff zuzubilligen, worauf er nicht das mindeste Anrecht hat und was nur das Urteil beansprucht: die

---

[1]) Seite 36.
[2]) Seite 45.

Geltung. Er tut dies ohne weiteres. »Wir haben zu fragen, ob die Wissenschaft nicht die Aufgabe hat, Begriffe zu bilden, die ihrem logischen Werte nach Urteilen gleichzusetzen sind.« Vergeblich fragt hier einfachste Logik: Wie macht man das? Rickert untersucht diese Frage nicht, sondern bejaht sie ohne jede Begründung; und doch hätte es nahe gelegen zu prüfen, ob die Wissenschaft statt der Aufgabe »Begriffe zu bilden, die ihrem logischen Werte nach Urteilen gleichzusetzen sind«, nicht die viel einfachere Aufgabe habe, Urteile zu bilden, die richtig sind. Rickert bleibt bei seinen Begriffen. »Solche Begriffe (die ihrem logischen Werte nach Urteilen gleichzusetzen sind) würden unter den Gesichtspunkt der Wahrheit gestellt werden können, und sie müßten die dem Urteile wesentliche Beurteilung, wenn auch nicht explicite, so doch implicite enthalten.« »Nur dann, wenn wir die Begriffe als potentielle Urteile auffassen, sind sie fähig, die Unendlichkeit der anschaulichen Welt wirklich zu überwinden«[1]). Diese Fähigkeit scheint uns einzig und allein dem Urteil anzuhaften. In der Tat, wenn Begriffe Urteile wären, so würden sie diese Fähigkeit besitzen. Sie sind es aber nicht; die Schwäche von Rickerts Stellung wird hier überaus deutlich.

Aber in dieser Schwäche bleibt Rickert sich treu. So spricht er im folgenden von Begriffen, welche, »wegen ihrer lediglich empirischen Allgemeinheit« dem Zwecke der Naturwissenschaft nicht genügen. Es ist ganz klar, daß er hier Urteile meint, wenn er Begriffe sagt. Aber diese Verwechslung geht sofort über die bloße Namenvertauschung hinaus. Denn er setzt diese angeblichen Begriffe von empirischer Allgemeinheit mit Klassenbegriffen gleich und begründet so auf falschem Wege die richtige Forderung, daß die naturwissenschaftliche Begriffsbildung »überall die rein klassifikatorische Begriffsbildung zu verlassen strebe« auf Grund ihrer »Einsicht in die naturgesetzliche Notwendigkeit der Dinge«. Rickert sagt hier selber naturgesetzliche, nicht naturbegriffliche, wie es konsequent wäre. »Sie wird sich niemals bei Begriffen begnügen, die bloße Merkmalskomplexe sind, sondern es wird jede Zusammenfassung zu einem Begriff immer nur unter der Voraussetzung geschehen, daß die zusammengefaßten Elemente in einem naturgesetzlich notwendigen, d. h. unbedingt allgemeingültigen Zusammenhange stehen«[2]). Diese Behauptung ist falsch. Es gibt zwar Begriffe, welche nicht eine Klasse von Dingen oder Vorgängen, sondern eine Klasse von Gesetzen umfassen; aber auch diese Begriffe sind Klassenbegriffe. Richtig und wertvoll ist hier nur der Gedanke, daß eine jede Klassifikation immer willkürlich ist, — wie das im Wesen der Begriffsbildung als willkürlicher Schöpfung des Verstandes liegt. Eine notwendige Klassifikation kann daher immer nur in Rücksicht auf eine Theorie vorgenommen werden, welche als Regulativ

[1]) Seite 67.
[2]) Seite 69.

den Gesichtspunkt des Abstrahierens gibt. Für Rickert ist es natürlich konsequent, in seinen Begriffen, welche potentielle Gesetze darstellen, gleichsam »Vereinigungspunkte von Urteilen« zu sehen. Wobei der Terminus »Vereinigungspunkt« gerade die nötige Verschwommenheit besitzt, um unklar zu lassen, wie man sich den logischen Mechanismus einer derartigen Begriffsbildung denken soll. Schon Sigwart hat gegen diese Begriffskonzeption die Frage gewendet, was sollen die Subjekte und Prädikate dieser Urteile sein, welche in derartigen Begriffen ihren »Vereinigungspunkt« haben? Der Gravitationsbegriff z. B. besagt doch an sich gar nichts über die Bestimmungen, welche das Gravitationsgesetz von der in ihm beurteilten Materie notwendig aussagt. Und der Begriff des Gravitationsgesetzes ist neben diesem Gesetz selber völlig irrelevant. Sigwart nennt derartige Begriffe von Gesetzen Relationsbegriffe und weist nach, daß alle derartigen Relationsbegriffe, wie die Urteile überhaupt, Dingbegriffe voraussetzen, für welche Rickerts Feststellungen nicht gelten. Rickert nun gibt dies zu, behauptet aber, in einer logisch vollkommen gedachten Naturwissenschaft spiele der Dingbegriff nur eine sehr kleine Rolle; den Forderungen einer solchen logisch vollkommenen Naturwissenschaft könne nur genügt werden, wenn auch in dem Dingbegriff der »dunkle Kern« geklärt werde, welchen die Beziehungen seiner Elemente zueinander darstellen, d. h. wenn auch jeder Dingbegriff zu einem Relationsbegriff werde. Dies »bedeutet nichts anderes, als daß die Naturwissenschaft die Tendenz haben muß, die Dingbegriffe soweit wie möglich in Relationsbegriffe umzuwandeln«[1]). Uns scheint: Es handelt sich für die Naturwissenschaft nicht um Auffindung der Relationsbegriffe, sondern der Relationen. Gegen Rickert spricht hier die einfache Forderung, daß doch immer etwas in Relation stehen muß, und dieses etwas ist für die Naturwissenschaft schließlich doch nicht ganz unwesentlich. Sie hat es nämlich nicht mit den Relationsbegriffen, sondern mit der Natur zu tun. Rickert kommen derartige Bedenken auch; und so gibt er denn in der Folge zu, daß sich die Ausschaltung der Naturobjekte, auf welche sich die gesetzmäßigen Relationen der Naturwissenschaft beziehen, auch in der Naturwissenschaft, die er für logisch vollkommen hält, schlechterdings nicht wird durchführen lassen. Er spricht freilich naturgemäß nicht von den Objekten, sondern von den Dingbegriffen, und räumt ein, daß die Ausschaltung des Dingbegriffes auch für eine logisch vollkommene Naturwissenschaft nicht möglich, ja nicht einmal als logisches Ziel wissenschaftlichen Strebens zu betrachten sei. Der Dingbegriff, den es also auch in einer logisch vollkommenen Naturwissenschaft geben muß, ist nach ihm freilich nur ein Grenzfall, der »unsere Theorie im allgemeinen unberührt läßt«. Rickerts Ideal einer logisch vollkommenen Naturwissenschaft ist sonderbar genug und weicht von

[2]) Seite 79.

dem Ideal aller großen Naturforscher, von Helmholtz bis Pasteur, recht weit ab: das Ideal der Rickertschen Naturwissenschaft ist nämlich, »die allgemeinsten Gesetze zu finden, die ausnahmslos alles körperliche Geschehen beherrschen«, und zwar dadurch, daß sie einen Begriff von der Körperwelt bilde, in dem nur noch die unausschaltbaren Dingbegriffe vorkommen, sonst aber nur Relationsbegriffe. Der von der Naturwissenschaft beizubehaltende, weil unausschaltbare Dingbegriff, den Rickert noch allenfalls toleriert, muß nach ihm ein Begriff von Dingen sein, welche weder quantitative noch qualitative Unterschiede mehr aufweisen. Letzteres ist nötig, weil in der Natur sonst Dinge mit neuen Qualitäten auftauchen könnten, welche in den bisherigen Relationsbegriffen nicht auflöslich wären, wodurch denn in der Tat die »Vollkommenheit« dieser Naturwissenschaft bedenklich gestört würde. Nun stelle man sich diesen Dingbegriff vor, dessen Schöpfung das unerreichbare Ideal der ganzen naturwissenschaftlichen Arbeit sein soll: Er hat weder quantitative noch qualitative Merkmale mehr. Rickert nennt ihn den Begriff des einfachen unanschaulichen Dinges. Das sind — omnis determinatio est negatio — zwei negative Merkmale. Welche positiven Merkmale hat aber ein solcher Dingbegriff überhaupt noch? Gar keine! Das also ist Rickerts Ideal der vollkommenen Naturwissenschaft: Sie bildet den Gesetzesbegriff und den Dingbegriff, beide möglichst merkmalsfrei und frei von irgendwelchen Bestimmungen; darunter fällt dann natürlich in letzter Linie alles, unter anderem auch die gesamte Natur. Diese »logischen« Forderungen an eine »ideale« Naturwissenschaft sind, wie uns deucht, leicht zu erfüllen. Es bedarf nur einer in wenigen Augenblicken zu vollziehenden Abstraktion von allem Wirklichen und Denkbaren, die man im bequemen Schreibtischsessel anstellt. Und es bleibt nur erstaunlich, daß trotz einem so bequem zu verwirklichenden »Ideal« immer noch Generationen ernster Forscher in der Naturwissenschaft, der Betätigung in Werkstatt und Laboratorium, in fernen Ländern, in den Lüften, auf und unter dem Meere Probleme über Probleme und Arbeit über Arbeit finden! Aber so muß es kommen, wenn die Anmaßlichkeit »geisteswissenschaftlicher« Spekulation mit einem Federstrich Ziel und Grenzen der Naturforschung zu geben sich vermißt, ohne auch nur eine Ahnung von ihrer wirklichen Arbeitsweise zu haben! Es ist derselbe Gestus dünkelhafter Herablassung gegenüber der empirischen Forschung, den wir schon bei dem gleichgesinnten Windelband an anderer Stelle zurückweisen mußten[1]). Nur neben-

[1]) Vgl. S. 72 dieses Buches. Es gilt auch hier das Sprichwort: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen! Man lese etwa, wie der Rickertschüler Kroner (Zweck und Gesetz in der Biologie. Tübingen 1913) mit wirklich leutseliger Duldsamkeit den naturwissenschaftlichen, biologischen Methoden und Fragestellungen immerhin noch ein bescheidenes Plätzchen im Werke der Biologie übrig läßt, wenn er sie auch gleichsam moralisch vernichtet und »in ihre logischen Grenzen zurückweist« durch seine Methode »logischer Besinnung«.

bei sei erwähnt, daß eine derartige Einstellung, wie die Rickertsche, natürlich auch nicht im geringsten in der Lage sein kann, die wahre Bedeutung der Mathematik für die Aufgabe der Naturwissenschaften zu erfassen. Daß die mathematische Behandlung der Natur durch die raumzeitliche Gegebenheit der Natur erfordert wird, und deren Wesen mit Notwendigkeit zur Darstellung bringt, daran geht Rickert vorüber. Bei ihm folgt die Bedeutung der Mathematik lediglich aus seinem Begriffe des einfachen Dinges, auf dessen Mannigfaltigkeit »die Zahlenreihe« anwendbar wird. Freilich soll auch diese Mannigfaltigkeit durch den Gesetzesbegriff überwunden werden; und so sind die in Frage stehenden mathematischen Methoden nur ein beiläufiges und vorläufiges Aushilfsmittel der Naturwissenschaft. Immerhin kann selbst Rickert nicht übersehen, daß es ja auch eine Mannigfaltigkeit von »Relationsbegriffen« gibt; auch diese will er mathematisch behandeln, womit er aber nicht etwa meint, daß er die Relationen mathematisch bestimmen wolle, sondern die Mannigfaltigkeit der Begriffe. Er läßt hierbei offen, ob er diese Mannigfaltigkeit zählen oder ordnen will; etwas anderes dürfte er mathematisch kaum mit ihr anfangen können. Daß auch die raumzeitlichen Bestimmungen der Natur einen Grund der Möglichkeit mathematischer Behandlung bieten können, ist ihm äußerst unbehaglich, läßt sich aber für die Phoronomie nicht ganz vermeiden. Die Bewegung ist ja ebenfalls »mannigfaltig« und daher mathematisch darstellbar. Von einer mathematischen Behandlung der Dynamik hört man nichts bei Rickert. Für ihn ist die ganze Sache damit erledigt, daß aus der empirischen Unendlichkeit durch die mathematische Behandlung eine »übersehbare mathematische Unendlichkeit« wird[1]). Dies zur Belehrung der theoretischen Physik!

Wir wandten uns schon gegen die logische Struktur des Begriffs des einfachen unanschaulichen Dinges bei Rickert. Er selber bemerkt im Verlauf dieser Untersuchung ebenfalls, daß die Merkmale dieses Begriffs, so wie er ihn fordert, lediglich negativer Art sind. Mit einem verblüffenden Sprung vollzieht er daher die Verwandlung auch dieses Dingbegriffes, den wir nur so behandeln, als ob er ein Dingbegriff wäre, in einen Relationsbegriff. Er dekretiert: Im Grunde setze sich auch der logisch vollkommene Dingbegriff aus

---

eine sonderbare Art von spekulativen Deduktionen und Dekreten über »chemische Einheit« (!?) und Organismenbegriff. Diese »logischen« Besinnungen instauriert er seinerseits dafür als die wahre Fundamentierung aller Biologie. Inhaltlich sind sie oftmals ungenießbar, von einer auch stilistischen Dunkelheit, welche ihre biologische Falschheit geschickt, aber wirkungslos, verschleiert. Es ist Geist vom Geiste der Schellingschen neuen Zeitschrift für spekulative Physik: und bevor man an die kritische Diskussion dieser Ausführungen herantritt, fühlt man sich versucht, an den Autor dieser pseudo-isidorischen (oder besser pseudo-Rickertschen) Dekretalien die bescheidene Frage zu richten, ob er überhaupt schon jemals in seinem Leben auch nur die schülerhafteste biologisch-physiologische Versuchsreihe angestellt habe.

[1]) Seite 92.

lauter Urteilen zusammen. So kommt er zu dem Schlusse: »Der Inhalt aller logisch vollkommenen naturwissenschaftlichen Begriffe besteht aus Urteilen«[1]). Daß dies abstrus ist, brauchen wir kaum mehr zu wiederholen.

Hat Rickert auf diese Weise die Urteilscharaktere in das Wesen der Begriffe hineingeheimnist, so muß er auch die Konsequenz ziehen, daß Begriffen notwendige Geltung zukommt. Man unterscheidet danach drei Stadien der Begriffsbildung: Erstens Wortbedeutungen von empirischer Allgemeinheit noch ohne logischen Wert (»Beschreibung«). Zweitens logische Bestimmtheit zu Merkmalskomplexen (»Klassifikation«). Drittens notwendige Geltung (»Erklärung«). So verwaschen diese »logische« Gliederung der Begriffsbildung auch ist, so führt sie ihn zu einer Konsequenz, die wir für sehr wertvoll und richtig halten: dazu nämlich, daß er jede prinzipielle Unterscheidung zwischen Beschreibung und Erklärung verwirft. Die Erklärung ist kein Gegensatz zur Beschreibung, denn auch Beschreibung ist ohne Begriffe nicht möglich. Die Beschreibung arbeitet nur mit logisch weniger vollkommen geklärten Begriffen als die Erklärung. Eine vollständige Beschreibung ist wegen des begrifflichen Wesens ihrer Hilfsmittel unmöglich. Beschreibung kann bedeuten: Erstens Klassifikation. Das wäre lediglich eine zweckmäßige Vereinfachung der Tatbestände als Vorarbeit zur Anwendung von noch nicht auffindbaren Gesetzen. Wenn die Begriffe dieser Beschreibung ihrem Zweck genügen, so »gelten« sie damit im Rickertschen Sinne; an sich gelten sie nicht. Auch hier meint Rickert wieder die Urteile, in denen diese Begriffe vorkommen, aber nicht die Begriffe selber. Die Tatsache dieser Geltung aber verwischt, wie er richtig sagt, den prinzipiellen Unterschied zur Erklärung, oder, wie wir sagen würden: zur Theorie.

Zweitens kann Beschreibung bedeuten deskriptive Tatbestandsanalyse. Eine solche ist an sich immer wertlos und hat nur Sinn als Vorarbeit für eine erklärende oder deskriptive Wissenschaft. Auch diesen Satz unterschreiben wir durchaus: Ja, wir sind der Meinung, daß es gar keine deskriptive Analyse von Tatbeständen geben könne, in welche nicht schon Elemente der erklärenden Wissenschaft eingegangen wären. Um so überraschender und bedeutsamer ist demgegenüber Rickerts neuer, hier hervortretender Gesichtspunkt[2]), daß auch reine Deskription an sich wertvoll sein könne, aber nur, soweit keine naturwissenschaftliche Absicht im engeren Sinne vorliegt. Wird durch diese Beschreibung nämlich die Mannigfaltigkeit der Anschauung nicht überwunden, sondern gerade herausgehoben, so handele es sich nicht um Naturwissenschaft. Wir würden die neue Lehre gern annehmen, wenn wir erfahren könnten, wie überhaupt eine Beschreibung möglich sein soll, welche

[1]) Seite 96.
[2]) Seite 141.

die Mannigfaltigkeit des Anschaulichen nicht abstraktiv vereinfacht, sondern gerade in ihrer individuellen Fülle heraushebt. Immerhin sind wir im Negativen mit Rickert völlig einer Meinung: »Tatsachen kann die Naturwissenschaft gar nicht beschreiben. Diese sind in ihrer anschaulichen Vereinzelung durch die Abstraktion der Naturwissenschaft nie vollständig faßbar.« »Da ohne Begriffe ein naturwissenschaftliches Denken überhaupt nicht möglich ist, so . . . geht das einzelne Faktum als solches auch in die naturwissenschaftlichen Urteile, die Tatsachen konstatieren, gar nicht ein[1].« Dieser letzte Satz ist wieder in mehrfacher Hinsicht bedenklich. Ohne Begriffe ist nicht nur naturwissenschaftliches Denken, sondern Denken überhaupt unmöglich. Würde die Konsequenz Rickerts gelten, daß, da ein Denken ohne Begriffe unmöglich ist, das einzelne Faktum als solches niemals beurteilt werden könnte, so würde diese Konsequenz nicht nur das naturwissenschaftliche Denken, sondern das Denken überhaupt, also auch das historische, treffen. Diese Konsequenz ist aber falsch. Die Möglichkeit singulärer Urteile über einzelne Tatsachen ist logisch von der Begrifflichkeit des Denkens ganz unabhängig. Rickert bringt seinem Dogma nach und nach die gesamte Logik zum Opfer.

Rickerts Analyse der psychologischen Erkenntnis.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen unternimmt es Rickert, der Psychologie ihre Stellung zur Naturwissenschaft und dem Wissenschaftsganzen überhaupt anzuweisen. Er geht von einer Prüfung der landläufigen Trennungslinie der Psychologie von den Naturwissenschaften aus, welche dadurch gezogen sein soll, daß die Naturwissenschaften sich mit den Objekten beschäftigen, die dem Subjekt gegenüberstehen, die Psychologie hingegen ihren Gegenstand in diesem erkennenden Subjekt unmittelbar findet. Wir begrüßen es, daß Rickert diese Trennung ebenso verwerflich findet, wie wir selber. In der Tat zeigt einfachste Überlegung, daß das erkennende Subjekt, um seinerseits wissenschaftlich erkannt zu werden, zum Objekt einer auf es gerichteten Erkenntnistätigkeit werden muß. Ist dies nicht möglich, so ist Erkenntnis von ihm nicht möglich, sie sei nun naturwissenschaftlich oder nicht naturwissenschaftlich. Ist es aber möglich, das erkennende Subjekt seinerseits zum Objekt einer Erkenntnis zu machen, so ist dies »Subjekt« dann von sämtlichen anderen möglichen Objekten einer Erkenntnis nicht mehr grundsätzlich unterschieden. Es steht dann wie alle Objekte einem erkennenden Subjekt gegenüber, nämlich dem Subjekt der auf es bezüglichen Erkenntnis. Definiert man aber Naturwissenschaft — (fälschlich) — als Wissenschaft von den Objekten, die einem erkennenden Subjekt gegenüberstehen, so ist es dann ebenfalls ein

[1]) Seite 145.

Gegenstand der naturwissenschaftlichen Erkenntnis — oder es ist überhaupt kein Gegenstand irgendeiner möglichen Erkenntnis. Diesen sonnenklaren Tatbestand wollen wir uns durch noch so geistvolle Spekulationen der Trias Natorp, Münsterberg und Bergson nicht verdunkeln lassen!

Wir folgern aus dieser Überlegung nicht etwa, daß »das Ich« Gegenstand naturwissenschaftlicher Erkenntnis sei, wir folgern aus ihr vielmehr die Falschheit der genannten Definition von Naturwissenschaft und ihrer Trennungslinie gegen die Psychologie. Den naturwissenschaftlichen Charakter der Erkenntnis des Seelischen haben wir ja an anderer Stelle aus allgemein wissenschaftstheoretischen Erwägungen abgeleitet[1]). Für das individuelle Wesen des Seelischen steht er aber hier noch in Frage. Soviel ist uns klar, daß er durch die genannte logische Merkmalsbildung nicht beantwortet zu werden vermag.

Rickert ist darin ganz unserer Ansicht. Aber der Weg seiner Prüfung ist ein viel komplizierterer. Er fragt sich: welche Subjektsbegriffe sind denn möglich, welche als erkennend den naturwissenschaftlichen Objekten gegenüberstellbar sind — wenn wir jene behauptete Trennungslinie einmal als gültig voraussetzen?

Als erstes kommt das psychologische Subjekt in Frage: Das Ich als Gesamtheit von Körper und Seele. Die Entgegensetzung des Ich als Subjekt zum Umkreis von Naturobjekten kommt dann durch eine eigentümliche Lokalisation des Seelischen innerhalb dieses »psychophysischen Ich« zustande. Wir sprechen von der Körperwelt als der »Außenwelt«, dem Seelenleben als der »Innenwelt«, und behalten diesen Gegensatz auch in denjenigen psychologischen Systemen bei, welche den Seelenbegriff selber nicht mehr anerkennen. Diese Trennung hat aber nur Sinn, wenn beide Begriffe, Außenwelt und Seelenleben, auf verschiedene Teile der räumlichen Welt, in welcher das psychophysische Subjekt drinsteht, bezogen werden. Dadurch aber wird die abzuleitende Trennung des Körperlichen und des Seelischen aufgehoben; denn das Seelische wird zu einem Teil des Räumlichen, nämlich zu dem Räumlichen »im« psychophysischen Ich. »Machen wir uns nur klar, daß das Innere des Menschen sein Gehirn, seine Nerven, seine Muskeln, seine Eingeweide, aber nicht sein Seelenleben ist«. Natürlich ist das Seelenleben psychophysisch von diesem »Innenleben« abhängig; jedoch ist das prinzipiell für unsere Frage belanglos. Selbst wenn man aber den so gewonnenen Gegensatz von Natur und Seelenleben anerkennen würde, so würde aus ihm noch nicht folgen, was doch eigentlich aus ihm folgen sollte: daß die Methode der wissenschaftlichen Bearbeitung des »Innenlebens« eine grundsätzlich andere sein müßte, als die der »Außenwelt« in diesem psychophysischen Sinne. Es ist logisch bedeutungslos, wenn gesagt wird, die

[1]) Siehe S. 123ff. dieses Buches.

Psychologie als Geisteswissenschaft hätte es mit dem Innenleben, die Naturwissenschaft mit dem Außenleben zu tun, weil aus diesem Gegensatz gar keine logische Differenzierung der Erkenntnismethoden folgt[1]).

Der zweite Begriff von Subjekt, welcher möglich wird, ist nach Rickert der des Bewußtseins. Seelisches Leben würde hiernach als Bewußtseinsvorgang definiert. Das tun tatsächlich fast alle neueren Psychologen! Was von dieser Gleichsetzung des seelischen Seins mit dem Bewußtsein zu halten ist, werden wir in der Phänomenologie noch zu erörtern haben. In der Wissenschaftstheorie haben wir bereits einige Andeutungen darüber gemacht, daß und warum wir diese Identifizierung für falsch halten. Folgen wir aber Rickert vorerst weiter. Er kommt zu dem, wenn man die Gleichsetzung des Seelischen und des Bewußtseins wirklich ernst nimmt, völlig richtigen auch schon von Wundt zugestandenen Ergebnis: Was wir mit dem Begriff Bewußtsein meinen, können wir nicht erklären. Aber er hat einen anderen Einwand gegen diese Gleichsetzung des Seelischen mit dem Bewußtsein. Der Bewußtseinsbegriff umfaßt nach ihm mehr als bloß das Psychische. »Wir kennen in der Erfahrung kein Sein, das wir zu den Bewußtseinsvorgängen in einen Gegensatz bringen können.« Auch die Körperwelt ist in diesem Sinne Bewußtseinsvorgang. — Mit dieser Konsequenz wird ein uralter Fehler begangen, welcher aber noch heute allem Panpsychismus und ähnlich gerichteten monistischen Dogmen zugrunde liegt[2]). Die gesamte Körperwelt, sie sei welcher Art man immer annehmen will, ist uns nur vermittels »Bewußtseinsvorgängen«, nämlich solchen des erkennenden Bewußtseins, gegeben; sie ist Gegenstand von Bewußtseinsvorgängen, und hierin unterscheidet sie sich nicht von irgendwelchen beliebigen anderen Gegenständen erkennender Bewußtseinsvorgänge, die wir nicht zu ihr rechnen. Die Gegebenheit der Körperwelt durch erkennende Bewußtseinsvorgänge, und selbst die ausschließliche Gegebenheit derselben durch Bewußtseinsvorgänge, ist aber nicht identisch mit der Existenz dieser Körperwelt

---

[1]) Vgl. Avenarius, Bemerkung zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie (Vierteljahrsschrift f. wiss. Phil. usw. Bd. 18. S. 141—150ff.).

[2]) Es ist im Grunde das alte erkenntnistheoretische Immanenzprinzip, welches sich hier in einer psychologisierenden Färbung wieder auftut. Wir gehen auf die erkenntnistheoretische Seite im folgenden nicht ein, sondern beseitigen nur einige aus dieser falschen Fragestellung herrührende psychologische Schwierigkeiten. Über das philosophische Dogma der Immanenzphilosophie hat Kant sich, wider Berkeley und dessen »dogmatischen Idealismus«, grundlegend geäußert, gerade auch in bezug auf jene psychologische Einzelfrage nach dem Bewußtsein einer Außenwelt (K. d. r. V. 1. Ausg. S. 274—279). Er zeigt hier, daß »das unmittelbare Bewußtsein des Daseins äußerer Dinge ... nicht vorausgesetzt, sondern bewiesen wird, die Möglichkeit dieses Bewußtseins mögen wir einsehen oder nicht«. — Die beste systematische Darstellung zur Ideengeschichte des Immanenzprinzips und seiner Überwindung in Hume gibt Otto Selz, Die psychologische Erkenntnistheorie und das Transzendenzproblem, Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 16. Heft 1 und 2.

als Bewußtseinsvorgänge. Was den Bewußtseinsvorgängen, durch die uns die Körperwelt gegeben ist, als Objekt tatsächlich entspricht, ist eine erkenntnistheoretische Frage: die Unlösbarkeit derselben haben wir ebenso wie ihre Vermeidbarkeit an früheren Stellen dargetan[1]); die Behauptung, diese entsprechenden Objekte seien selber Bewußtseinsvorgänge, ist eine erkenntnistheoretische Antwort, welche wie alle erkenntnistheoretische Antworten eo ipso falsch ist. Für unsere vernunftkritische Überzeugung sind diejenigen Bewußtseinsvorgänge, durch welche Seelisches erkannt wird, und diejenigen, durch welche uns eine Körperwelt gegeben wird, zwei verschiedene, unauflösliche, als etwas Letztes hinzunehmende unmittelbare Erkenntnisgrundformen; ihre wissenschaftstheoretische Derivation aus der erkennenden Vernunft selber haben wir dargetan. Beide gelten mit gleicher unmittelbarer Gewißheit und Untrüglichkeit; damit erübrigen sich für uns alle weiteren hier anzuschneidenden Probleme.

Rickert hat es nicht so einfach. Er hat die Konsequenz auf sich genommen, daß alles Sein, auch das der Körperwelt, Bewußtseinsvorgang ist. Und es ist ihm nun überaus schwierig, die Sonderart des psychischen Seins als Bewußtseinsvorgang von der des physischen Seins als Bewußtseinsvorgang zu trennen. Da die Verschiedenheit beider Seinsgebiete evident ist, so entsteht mit unwiderstehlicher Folgerichtigkeit jene Konsequenz, welche aus gleichen Voraussetzungen wie Rickert sowohl Wundt als auch Brentano und seine Schule für ihre Philosopheme gezogen haben: die Körperwelt muß dann mehr sein als dasjenige, was wir als anschauliche Welt von räumlichen Dingen und Vorgängen unmittelbar erkennen. Diese Erkenntnis ist vielmehr nur ihr Abbild oder ihre Erscheinung. Diese Erkenntnis nun gehört dem Seelenleben an; und so ist auch die Körperwelt in der Form dieser Erkenntnis, als Erscheinung, mittelbar dem Seelenleben angehörig. Daraus folgt weiter, daß uns das Seelenleben allein unmittelbar gegeben ist; soweit das Seelenleben Körperwelt ist, ist die Körperwelt nur als Erscheinung Seelenleben, also mittelbar. Wenn alles unmittelbar gegebene Sein Bewußtseinsvorgang, und jeder Bewußtseinsvorgang etwas Psychisches ist, so kann das Psychische allein unmittelbar, die Körperwelt dagegen

[1]) Es ist nur merkwürdig, daß das Immanenzprinzip sich auch in den Gedankengängen transzendentalistischer Philosophen, wenigstens als gebilligte Problemstellung in dieser psychologischen Fassung, noch heutigen Tages ab und zu vorfindet — vom Panpsychismus und den verschiedenen Monismen gar nicht zu sprechen. So hier bei Rickert; ferner bei Wundt; ferner bei Münsterberg (Grundzüge der Psychol. I. 1900. S. 204, 71 ff.); und selbst bei Natorp (Allgemeine Psychologie. I. 1912. S. 114 ff.). Allerdings sieht der letztere, welcher überall bei psychologischen Statuierungen die sonderbare Voreingenommenheit hat, eine »Verobjektivierung« zu wittern (denn die Wissenschaft vom Seelischen darf doch beileibe nicht Objektivität anstreben!), sogar im Begriff des Bewußtseinsvorganges eine solche »Verobjektivierung«. Was würde Kant zu diesem Kantianer gesagt haben!

nur mittelbar gegeben sein; d. h. wir müssen alles Psychische als Realität, die Körperwelt hingegen als Phänomen bewerten. Der Erkenntniswert des psychischen Erkennens bleibt also der einer unmittelbaren untrüglichen Erkenntnis; der des physischen Erkennens hingegen sinkt zu einer mittelbaren und trügerischen Erkenntnisweise, deren Kriterien weder in der Gewißheit der Erkenntnisvollzüge liegen können noch in den Gegenständen, die ja nur durch diese trügerische und mittelbare Erkenntnis gegeben sind. So begründet sich dann auch bei Wundt[1]) und Brentano[2]) und stellenweise auch bei Lipps[3]) der Vorrang der inneren über die äußere Erkenntnis, und die innere Wahrnehmung wird zum Korrektiv für die Geltung der äußeren[4]).

In dieser ganzen Deduktion liegt der gleiche Fehler, den wir schon in ihren Voraussetzungen aufwiesen: die Verwechslung von Inhalt und Gegenstand des Erkennens. Wir verweisen auf unsere Widerlegung dieser Voraussetzung: daß alles Sein ein Bewußtseinsvorgang wäre. Beide Erkenntnisweisen, die innere und die äußere, setzen sich, wie wir nachgewiesen haben, aus irreduziblen Materialien zweier

---

[1]) Wundt, Physiol. Psychol. 5. Aufl. III. S. 766.

[2]) Brentano, Psychol. I. 1874. S. 184.

[3]) Lipps, z. B. in Grundtatsachen des Seelenlebens. S. 10.

[4]) Zum Problemkreise der inneren Wahrnehmung äußern wir uns in der Phänomenologie. Wird die äußere Wahrnehmung als mittelbar und vom Korrektiv der inneren abhängig aufgefaßt, so wird ihre Geltung als Erkenntnis damit problematisiert. Hiergegen behaupten wir: Erstens die Frage, wie man zum Inhalt der Wahrnehmung hinsichtlich seiner Trüglichkeit Stellung nehmen solle, ist sinnlos — mag es sich nun um äußere oder innere Wahrnehmung handeln. Zweitens fehlt uns jedes Kriterium, um den Zweifel an der Geltung der Wahrnehmung zu entscheiden oder zu begründen. Mit dem Nachweis dieser beiden Behauptungen ist die untrügliche und unmittelbare Geltung der Wahrnehmung — es sei dies nun äußere oder innere — gegeben. Wir führen diesen Nachweis hier für die äußere Wahrnehmung, deren Geltung in Frage steht.

Erstens: Die Frage, ob eine äußere Wahrnehmung richtig oder irrig ist, ist sinnlos; denn mit der Wahrnehmung ist die Richtigkeit der Wahrnehmung schon unmittelbar psychologisch gegeben. Jeder Wahrnehmung liegt vermöge ihrer eigenen Natur ursprünglich und unvermeidlich ihr assertorisches Wesen zugrunde; dies bildete von vornherein einen unabtrennbaren, integrierenden Bestandteil des Wahrnehmungsaktes. Ein Zweifel an der Wahrnehmung im Hinblick auf diese Assertion ist psychologisch nicht möglich.

Zweitens: Wäre er möglich, wie könnte er beseitigt werden? Durch ein Kriterium, welches über die Richtigkeit von äußeren Wahrnehmungen entschiede. Dies Kriterium kann nicht der Gegenstand sein, welcher ja erst in der Wahrnehmung gegeben ist. Es müßte also eine Erkenntnis sein, welche unabhängig von der äußeren Wahrnehmung gilt. Als solche könnte es entweder eine Erkenntnis a priori sein — in ihr aber kann ein solches Kriterium für die äußere Wahrnehmung nicht liegen wegen ihrer modalischen Inkongruenz mit dieser; oder es könnte eine innere Wahrnehmung sein —, in dieser aber kann das Kriterium nicht liegen wegen ihrer gegenständlichen Inkongruenz mit der äußeren Wahrnehmung, deren gegenständliche Geltung sie prüfen soll. Mithin ist ein solches Kriterium überhaupt unmöglich. Der Zweifel an der Geltung der äußeren Wahrnehmung ist nicht nur psychologisch sinnlos, ihre Problematisierung ist auch logisch undurchführbar. Mithin bildet die Geltung der äußeren Wahrnehmung überhaupt kein mögliches Problem.

verschiedener, jeweils anschaulich-evidenter und untrüglicher Erkenntnisgrundformen zusammen, welche durch eine begriffliche Theorie in die gesamte Erkenntnis der Vernunft eingeordnet werden. In gewissem Sinne ist die psychische Anschauung sogar mittelbarer als die äußere Anschauung, nämlich insofern, als sie von körperlicher Zeitbestimmung abhängig ist. Wie Kant sagt, ist sie »in der Zeit nur durch die Existenz wirklicher Dinge, die ich außer mir wahrnehme, möglich . . ., so daß folglich innere Erfahrung selbst nur mittelbar ist, nur durch äußere möglich ist«[1]). Rickert denkt kantisch genug, um jene Konsequenzen zu mißbilligen, welche sich aus der Gleichsetzung der Körperwelt mit Bewußtseinsvorgängen notwendig ergeben müssen. Aber da er das ganze Problem der Möglichkeit einer Psychologie als Wissenschaft und ihrer Stellung zur Naturwissenschaft von vornherein, wie wir zeigten, unter der falschen Fragestellung erschöpft sieht: welche Subjektsbegriffe es denn seien, welche für die Materien der Psychologie (und für die Körperwelt) als erkennende in Frage kämen, so geht er einen Irrweg, um jene von ihm mißbilligten Konsequenzen zu widerlegen. Das Subjekt für alles Gegebene ist nach ihm nicht identisch mit dem Subjekt des psychisch Gegebenen. Fassen wir Subjekt als das aktive, Objekt als das passive Moment des Erkenntnisvorganges auf, so läßt sich eine Reihe denken. Der Ausgangspunkt sei das psychisch-physische Subjekt. Von diesem wird zunächst der Körper Objekt für den gleichsam mehr psychischen Anteil des psychophysischen Subjekts. Eine Reihe von psychophysischen Subjektsbegriffen, in denen auf diese Weise das Physische immer kleiner wird, führt uns allmählich zum psychologischen Subjekt, welches seinerseits gar nichts körperliches mehr enthält, hinüber. Diese Reihe läßt sich auch noch über das psychologische Subjekt hinaus weiter verfolgen. Einmal kann das psychologische Subjekt in seiner Ganzheit als das Aktive den Körpern in ihrer Gesamtheit als passiven Objekten gegenüberstehen. Aber auch in sich selber kann das psychologische Subjekt in eine aktive und in eine passive Seite zerfallen. Die passive Seite erhält Objektcharakter; und es ist dann so, daß gleichsam ein Teil des Subjekts den anderen erkennend betrachtet. Es ist nun möglich, einen jeden beliebigen Teil des psychologischen Subjekts zum Objekt zu machen. Und dieser Prozeß der Objektivierung des Psychologischen läßt sich immer weiter fortgesetzt denken. Denken wir ihn uns vollendet, so bleibt ein reines Subjekt übrig, welches selbst gar kein empirisches Sein mehr enthält, weder physisches noch psychisches, und niemals Gegenstand einer empirischen Wissenschaft werden kann. Nennen wir dieses übrigbleibende reine Subjekt Bewußtsein, so ist alles gegebene Sein Bewußtseinsinhalt. Dies Bewußtsein ist aber nicht das psychologische Subjekt, es enthält nichts psychisches

[1]) Kr. d. r. V. 1. Ausg. S. 275. Vgl. Meyerhof, Psychologische Theorie usw. S. 65.

mehr. Dieser ganze Prozeß ist nach Rickert natürlich nur begrifflich möglich.

Hierzu sagen wir: Das ganze ist eine Konstruktion. Diese Konstruktion Rickerts ist aber logisch falsch. Und ferner beseitigt sie gar nicht, was Rickert doch erstrebt, jene Konsequenzen, welche Wundt und Brentano aus der Annahme gezogen haben, daß auch die Körperwelt in Bewußtseinsvorgängen bestehe.

Jenes übrigbleibende reine Subjekt soll erhalten werden, wenn wir das ganze individuelle Ich restlos objektiviert haben. Also nicht mehr die Individualität des Individuums, sondern lediglich dasjenige ist in diesem Begriffe des reinen Subjekts enthalten, was überhaupt nicht mehr objektivierbar ist, was seinem Wesen nach nicht zum Objekt zu werden vermag. Die Frage liegt nahe, wie Rickert eine Aussage über etwas machen kann, was durch seine Definition gar nicht Objekt zu werden vermag, also auch nicht Objekt einer Aussage. Hier zeigt sich aufs klarste die logische Erkünstelung der ganzen Konstruktion. Die Konstituierung eines Subjektes, welches nicht Objekt zu werden vermag, bildet einen Widerspruch zu dem Inhalt dessen, was diese Konstituierung besagt. Sie ist also logisch unzulänglich. Nun spricht Rickert freilich immer vom reinen Subjekt als einen bloßen Begriff. Hierzu bemerkt Nelson in anderem Zusammenhange sehr fein[1]), der Unterschied der zwischen einem Gegenstande und dem Begriff dieses Gegenstandes besteht, verschwindet auch dann nicht, wenn der Gegenstand selbst ein Begriff ist, und es ist daher genau zu unterscheiden, ob eine bestimmte Aussage sich auf einen Begriff oder auf den Begriff eines Begriffs bezieht. Rickert vergleicht einmal den Begriff eines reinen Subjekts, oder des »Bewußtseins überhaupt«, wie er sagt, mit dem mathematischen Begriff, indem er hervorhebt, daß auch derselbe sich auf keine Wirklichkeit bezieht[2]). Setzen wir also einen derartigen mathematischen Begriff ein, z. B. ein gleichschenkliges Dreieck. Auch die Eigenschaften des gleichschenkligen Dreiecks sind auf das strengste zu trennen von den Eigenschaften des Begriffs des gleichschenkligen Dreiecks. Die Basiswinkel des gleichschenkligen Dreiecks sind gleich; es hat aber keinen Sinn zu sagen, die Basiswinkel des Begrifs des gleichschenkligen Dreiecks seien gleich. Rickert steht also vor folgender Alternative: Entweder seine Aussagen beziehen sich auf das reine Subjekt als einen Begriff; dann ist die Begriffsnatur dieses reinen Subjekts kein Einwand dagegen, daß Aussagen über dasselbe nach der Definition des reinen Subjekts logisch unmöglich sind. Oder seine Aussagen beziehen sich auf den Begriff des reinen Subjekts; dann dürften sie zum Inhalte nur solche Feststellungen haben wie die, ob dieser Begriff widerspruchsfrei sei, welche Merkmale er enthält usw. Derartige Aussagen macht

[1]) Über das sogenannte Erkenntnisproblem S. 496ff.
[2]) Der Gegenstand der Erkenntnis. 2. Aufl. 1904. S. 155.

Rickert aber nicht. Wenn er erklärt, das reine Subjekt vermöge niemals Objekt zu werden, so ist dies eine Aussage über das reine Subjekt, nicht aber über den Begriff des Begriffs reines Subjekts. Damit ist diese Konzeption logisch erledigt.

Rickert sagt, nenne man das reine Subjekt Bewußtsein, so sei das gesamte gegebene Sein Bewußtseinsinhalt. In diesem Satze wird es ganz klar, worin der Fehler in Rickerts Voraussetzungen steckt, welche ihn zu seiner falschen logischen Konstruktion veranlaßt haben. Bewußtsein ist nach dem sonstigen Sprachgebrauch doch immer ein geistiger oder seelischer Vorgang, Zustand oder Habitus oder was man sonst will; dieser Habitus ist aber von dem Subjekt, welches ihn aufweist, scharf zu unterscheiden. Das Subjekt, es sei »rein« oder »psychologisch«, ist nicht Bewußtsein; es besitzt Bewußtsein. In diesem letzteren Sinne geht es schließlich an, alles Gegebene als »Bewußtseinsinhalt« zu bezeichnen, wofern mit dem Bewußtsein eben diejenige Funktion gemeint ist, kraft deren das Gegebene »gegeben« wird. Für wen gegeben? Für ein Bewußtsein, wie Rickert will? Nein, sondern für das Subjekt, dessen gebende Funktion das Bewußtsein ist. Indem Rickert den Akt des Erkennens nicht vom Subjekt des Erkennens, dem Erkennenden, trennt, und für beides die gemeinsame Bezeichnung »Bewußtsein« einführt, muß sich für ihn die Schwierigkeit ergeben, daß ein Ich nicht sich selbst zum »Bewußtseinsinhalt«, also zum Objekt eines Erkennens zu machen vermag. Und darum muß er seine »Reihe« von Spaltungsprodukten des Subjekts aufstellen, von denen immer ein Teil zum Objekt für den anderen werden kann. So endigt er endlich bei seinem logisch unmöglichen reinen Subjekt, welches nie Objekt werden kann. Es ist nur konsequent, wenn er erklärt, dieses Subjekt sei ein anderes als das psychologische, es sei gar nicht mehr individuell, sondern überindividuell und erkenntnistheoretisch[1]).

Trotz dieser Konstruktion entgeht aber Rickert jener Konsequenz gar nicht, die er durch sie zu überwinden hoffte. Die Körperwelt bleibt ja »Bewußtseinsinhalt«, also, sehen wir von der fehlerhaften Terminologie ab, ein Teilphänomen der Vorgänge im Subjekt. Ob dieses Subjekt ein mehr oder weniger »reines« ist, ist völlig belanglos für das Verhältnis der Körperwelt als Teilphänomen einer

[1]) Zu ganz ähnlichen Schwierigkeiten wie Rickert kommt der sonst so scharfsinnige Brentano (Psychologie usw. S. 159, 166ff.) durch seine verfehlte Konzeption des Bewußtseins, die der Rickertschen analog ist. Auch er steht vor den unendlichen Verwicklungen, die in der daraus entspringenden Annahme liegen müssen, daß jedes psychische Phänomen zum Objekt eines psychischen Phänomens werden muß, um »bewußt« zu werden. Er führt den unendlichen Regreß, der hier auftaucht und den Rickert ganz willkürlich mit dem »reinen Subjekt« beendet, in seiner ganzen logischen Absurdität vor. Aber was schließt er daraus? Nicht etwa die Ablehnung seines Bewußtseinsbegriffes als Inbegriff des psychischen Gegebenseins — sondern die rein dogmatische Wendung: Vorstellung und Vorstellung von der Vorstellung seien in einem und demselben Akt gegeben! — Hierüber weiteres in der Phänomenologie.

übergeordneten Klasse, die zu den psychischen Phänomenen gehört, zu dieser Klasse selber. Es sind also von seinem Standpunkt aus bloße Beteuerungen ohne jeden substantiellen Grund, wenn er fälschlich aus diesen falschen Voraussetzungen zu schließen vermeint, was wir sachlich absolut richtig finden: »Wir halten daran fest, daß das Wort Psychisch jeden Sinn verliert, wenn es nicht auf einen Teil der gegebenen Wirklichkeit beschränkt wird, daß eine Körperwelt uns ebenso unmittelbar gegeben ist, wie das Seelenleben.« . . . »Um die Scheidung in Realitäten und Phänomene kümmern wir uns hier nicht weiter . . . es genügt uns, wenn wir zeigen können, daß durch sie jedenfalls das Psychische vom Physischen nicht getrennt werden darf.« Sehr schön; aber das zeigt Rickert ja gar nicht! Er versichert, beides sei letztlich »Bewußtseinsinhalt«. Und aus der gleichen Versicherung haben andere Denker gerade die Konsequenz gezogen, daß beides getrennt werden müsse, daß das Psychische Realität, das Physische Phänomen sei. Rickert ist infolge der unglückseligen Sackgasse, in welcher er steckt, gar nicht in der Lage, eine besondere Begriffsbestimmung des Psychischen überhaupt zu geben. Er macht sich die Sache bequem und meint, nach dem Gesagten kann man »davon absehen«. »Wir wissen, daß das Psychische ein Teil der empirischen Wirklichkeit ist, sogut wie die Körper« (nämlich die »empirische Wirklichkeit« Rickerts ist als »Bewußtseinsinhalt« definiert), »und wir beschränken uns darauf, zu sagen, daß psychisch alle Objekte sind, die nicht physisch sind«. Wie weise! Und wie genügsam, wenn er fortfährt: »Diese negative Bestimmung reicht vollständig aus.«[1]) Aus all diesem Gestrüpp von unzulänglichen Ansätzen zu begrifflicher Klarheit und von völlig richtigen und wertvollen Erkenntnissen, welche aber leider als falsche Schlüsse verfehlter Ableitungen aus irrigen Voraussetzungen geboren werden, wollen wir noch eine Erkenntnis retten, die wir ebenfalls voll unterschreiben können: »Damit hat der Satz, die Psychologie hat es mit dem Subjekt, die Naturwissenschaft mit dem Objekte zu tun, seine Bedeutung verloren. Auch die Psychologie muß alles, was sie untersuchen soll, zum Objekt machen, und wenn die Trennung des psychischen Materials vom erkennenden Subjekt auch schwieriger auszuführen sein mag, so ist sie darum doch nicht minder notwendig.« Die Konsequenz hieraus ist auch bei Rickert die, welche die unserige war: Daß die Psychologie durchaus nach naturwissenschaftlicher Methode verfahren müsse. Und wir fragen vergeblich, was alle die schwierigen Spekulationen Rickerts denn nun dazu beigetragen haben könnten, die Individualpsychologie auf einem Fundament wissenschaftstheoretischer Sicherungen aufzubauen, welches von dem der Naturwissenschaft grundsätzlich verschieden ist.

Aber Rickert versucht das Ziel, wie wir es charakterisierten,

[1]) Seite 183.

noch auf einem anderen Wege zu erreichen, und zwar durch eine Untersuchung der naturwissenschaftlichen Methode in der Psychologie selber und ihrer Erkenntnisgrenzen. Er zeigt zunächst, daß in der Psychologie die Temporalität alles Psychischen es erschwert, das Einzelne, weil es durch seine jeweilige zeitliche Stellung im Strom psychischer Kontinuität immer ein einziges und unwiederholbares ist, restlos erkennend zu erfassen. Er zeigt ferner die Begrenzung des Erkenntnisfeldes für eine jede Psychologie: Es ist nur das eigene Seelenleben des erkennenden Subjekts und ein kleiner nur erschließbarer Teil des fremden. Bei weitem der größte Teil alles psychischen Geschehens bleibt dem erkennenden Subjekt völlig unbekannt; »das, wofür wir bei uns selbst kein Analogon finden, werden wir niemals auch nur zu erraten imstande sein, und es ist daher für die Wissenschaft als Material so gut wie nicht vorhanden«[1]). In diesen richtigen Feststellungen liegt, scheint uns, nichts anderes als die grundsätzliche Anerkennung der Gleichartigkeit des psychischen Gegebenseins mit dem physischen, so wie es Rickert vorher charakterisiert hatte; es liegt darin der Ausschluß jeder nicht naturwissenschaftlichen Individualpsychologie und damit vielleicht der wissenschaftlichen Individualpsychologie überhaupt. Rickert aber folgert nur teilweise das gleiche: »schon aus diesem Grunde wäre es ganz unmöglich, in eine Psychologie, die doch nicht nur das individuelle Seelenleben eines einzelnen Menschen darstellen soll, die psychischen Vorgänge, so wie wir sie erleben, aufzunehmen.« Das ist aber gerade die Frage! Die Individualpsychologie stellt es sich gerade zur Aufgabe, »das individuelle Seelenleben eines einzelnen Menschen darzustellen«; daß die Psychologie das nicht soll, bleibt zunächst Dekret. Rickert folgert es nur aus dem naturwissenschaftlichen Charakter psychologischer Erkenntnis, oder vielmehr aus demjenigen, was er diesem Charakter fälschlich imputiert: der »Überwindung« der gegebenen Mannigfaltigkeit, und dem Drang nach dem allgemeinsten, merkmalsleersten Gesetz. Rickert macht es sich sodann leicht, wenn er Dilthey[2]) darin beipflichtet, daß die naturwissenschaftliche Psychologie nicht die Grundlage historischer Wissenschaft sein könne. Das Problem, ob eine Individualpsychologie nach naturwissenschaftlicher Methode möglich sei, setzt er damit schon als im verneinenden Sinne entschieden voraus; und nichts ist einfacher, wenn man den Sinn der Naturwissenschaft derartig falsch interpretiert. Rickert verneint aber auch die Erfüllbarkeit der Diltheyschen Forderung nach einer beschreibenden, unmittelbar anschaulichen Individualpsychologie; sie sei logisch unmöglich. Und zwar mit Recht. »Bruchstücke des unmittelbar erfahrbaren oder erschließbaren Seins kann man so, wie sie hier und da in der anschaulichen Mannigfaltigkeit gegeben sind, durch eine die Phantasie anregende Beschreibung, wie wir in der

[1]) Seite 187.
[2]) Siehe S. 315ff dieses Buches.

Phänomenologie sehen werden, wenigstens annähernd darzustellen versuchen. Die Gesamtheit des Seelenlebens aber entzieht sich ebenso wie die Körperwelt jeder Darstellung, in der ihr ganzer Inhalt Raum finden soll. Sie ist prinzipiell unerschöpflich, und nicht einmal eine Annäherung an ein Ziel dieser Art ist möglich, sie muß vielmehr auf jeden Fall eine Umformung des ihr gegebenen Materials vornehmen, und diese Umformung kann ebenso wie in den Naturwissenschaften nur eine Vereinfachung sein.«[1]) Um die naturwissenschaftliche Theoretik der Psychologie können wir also nicht herum, freilich bleibt diese immer logisch weniger vollkommen als die physikalische. Immer aber enthalten ihre deskriptiven Begriffe schon erklärende Elemente. So ist Psychologie niemals bloße Beschreibung. Der Einwand gegen ihren allgemeinen Erklärungsanspruch, daß sie am einzelnen, eigenen Seelenleben der erkennenden Individualität gebildet werde, ist nicht stichhaltig. Die Begriffe, welche sie an diese Materie binden, müssen gelten für das Seelenleben überhaupt, gleichviel welches Individuums, sonst ist eine Psychologie als Wissenschaft nicht möglich. Demgemäß ist alle Psychologie nach Rickert zwar individuelle Psychologie, aber niemals bloß Psychologie des Individuums. Wäre sie bloß letzteres, so würde der Inhalt jeder deskriptiven Psychologie von dem jeder anderen verschieden sein müssen. Tatsächlich aber sucht die Psychologie zu der Allgemeinheit und Bestimmtheit ihrer Begriffe auch die notwendige Geltung hinzuzufügen.

Mit allen diesen Ausführungen stimmen wir völlig überein; sie beweisen abermals den naturwissenschaftlichen Charakter der Psychologie und ihre immanente Theoretik, und daß dies von der Individualmaterie, an der die Wissenschaft sich inhaltlich erfüllt, nicht berührt wird. Nur eine Einschränkung machen wir gegenüber den Rickertschen Formulierungen. Diese betrifft das Geltungsbereich der psychologischen Gesetze. Rickert sagt hier, diese Gesetze gelten allgemein, nicht bloß für das Individuum, von dessen Seelenleben sie abgeleitet sind. Das ist nicht richtig. Die »Allgemeinheit« der Geltung bezieht sich nur darauf, daß die Gesetze in jedem Falle gelten, in welchem die in ihnen beurteilte Materie unter den gleichen Bedingungen steht, unter denen die Gesetze gewonnen wurden. Nicht aber liegt in dieser »Allgemeinheit« schon drin, daß diese Umstände, unter denen die Gesetze gelten, bei mehr als einem Individuum realisierbar sein müßten. Rickert beweist hier zu viel. Es kann auch allgemeingültige Gesetze seelischer Individualität geben — wenigstens liegt logisch in dieser Konzeption kein Widerspruch. Die Allgemeinheit eines Gesetzes bedeutet nicht die Ubiquität der in ihm beurteilten Materie, sondern nur die ausnahmslose Geltung für diese Materie.

Es versteht sich bei Rickert von selbst, daß er, nach so weit-

[1]) Seite 189.

gehender Angleichung der Psychologie an die Naturwissenschaft, auch sein seltsames »logisches Ideal« der Naturwissenschaft, welches wir schon gekennzeichnet haben, für die Psychologie als maßgebend erachtet. Wir gehen darauf nicht weiter ein. Lediglich einen Unterschied sieht Rickert zwischen psychologischer und physikalischer Naturwissenschaft, und zwar mit Recht: es ist der alte kantische Gedanke, daß die Quantifizierung der Qualitäten, welche gerade die tiefsten Erkenntnisse der physikalischen Welt verbürgt, in der Psychologie nicht möglich ist. Freilich leitet Rickert selbst diesen einfachen Gedankengang falsch ab: er meint, wenn man in der Psychologie von den Qualitäten abstrahiert, behalte man »nichts« übrig; und übersieht dabei die zeitliche Dauer. Aber er zieht wenigstens günstigere Formulierungen aus diesem Tatbestande als Kant, welcher bekanntlich die Psychologie »vom Rang einer strengen Wissenschaft auf immer entfernt« erachtet.

Rickerts Analyse der historischen Erkenntnis. Seine Lösung der Erkenntnis des Individuellen.

Rickerts ganzer Gedankengang ging dahin, die Erkenntnis des Individuums aus dem Werk der Naturwissenschaft, und auch aus dem der naturwissenschaftlichen Psychologie, grundsätzlich als logisch unmöglich zu verbannen. Unsere Spannung, wie denn nun diese Erkenntnis des Individuums möglich sein soll, löst er endlich durch eine im Wurf zweifellos großartige Gegenüberstellung der naturwissenschaftlichen und der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis. Unter Natur versteht er hierbei von vornherein nicht empirische Wirklichkeit. Er erkennt also unsere Definition von Natur von vornherein nicht an. Kunstwerke, sagt er, sind auch empirische Wirklichkeit und dennoch nicht Objekte der Natur. Hier stocken wir schon. Eine wissenschaftliche Deskription und Erklärung der Genese von Kunstwerken als Gegenständen in der empirischen Wirklichkeit würden wir in unserer Unbefangenheit naturwissenschaftlich zu geben versucht haben — soweit eine derartige wissenschaftliche Bestimmung überhaupt möglich ist. Lediglich die Wertgesichtspunkte, unter denen jene Gegenstände zum Charakter von Kunstwerken gelangen, würden wir als der naturwissenschaftlichen Erkenntnisweise entzogen bezeichnen. Rickert meint, Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft seien Erkenntnisbegriffe verschiedener Gesichtspunkte. Natur sei das vom Gesetz beherrschte Sein, jene Wirklichkeit, die von selbst wird und nicht von anderen gemacht wird. Die Natur ist die Wirklichkeit mit Rücksicht auf das Allgemeine. Und Psychologie ist deshalb eine Naturwissenschaft, weil sie die Wissenschaft von der Natur des Seelenlebens ist, insofern dies Seelenleben aufgefaßt wird im Gegensatz nicht zur Körperwelt, sondern zur Kunst, zur Kultur, zur Sitte, zur Geschichte, als ein in sich ruhender, von immanenten Gesetzen be-

herrschter Zusammenhang. Der Ausdruck Geisteswissenschaft hat gar keine logische Bedeutung, wenn man Naturwissenschaft so definiert, daß darunter jede Wissenschaft fällt, welche ihre Objekte mit Rücksicht auf das Allgemeine betrachtet und in Gesetzesbegriffen zu erfassen sucht. Geisteswissenschaft fiele danach mit der Wissenschaft vom Seelenleben zusammen. Und Geschichte würde zu einem Teil der psychologischen Disziplin. Aber das Wort Geist enthält einen Gegensatz zum bloß Psychischen in diesem Sinne, es bedeutet ein psychisches Leben von besonderer Art. Es bedeutet kurz das individuelle Wesen psychischen Lebens.

Schon hierin liegt das alte *ὕστερον πρότερον*: denn es war ja gerade unser Problem, ob nicht die Psychologie fähig sein sollte, unbeschadet ihres Charakters als Gesetzeswissenschaft das Individuelle zu bestimmen, und wieweit diese Fähigkeit ihr zukam. Aus der bloßen Prüfung auf die Tendenz zum Gesetz, die ihr eignet, kann also dies Problem nicht verneinend entschieden werden. Nur wenn man diese Tendenz zum Gesetz entsprechend dem falschen Rickertschen logischen Ideal ausbaut, hat diese Verneinung Sinn.

Auch Rickert sieht ein, daß durch diese Formulierung das Problem logisch nicht gelöst wird. Er läßt daher die Entgegensetzung zweier Tendenzen in der Psychologie selber, der Tendenz zum Gesetz und der Tendenz zum Individuellen, als logisch nicht faßbar fallen. Für ihn ist es der Begriff der Geschichte, welcher den wahren Gegensatz zum Begriff der Natur ausmacht. Es muß gefragt werden, was von der Wirklichkeit durch ihre Vereinfachung bei der naturwissenschaftlichen Bearbeitung notwendig verloren geht. In denjenigen, was diese nicht in den Inhalt ihrer Begriffe aufnehmen kann, liegen ihre Grenzen zur Geschichte.

Verloren geht nun zweifellos die Anschaulichkeit — allerdings in der Psychologie niemals ganz, da die Qualitäten bestehen bleiben. Hierin liegt nach Rickert nur ein Beweis der logischen Unvollkommenheit der Psychologie. Ferner geht verloren der individuelle Charakter der Wirklichkeit. Dies liegt bereits im Wesen der primitiven Begriffsbildung. Geht aber dieser Charakter nicht in den Inhalt der naturwissenschaftlichen Begriffe ein, so folgt, daß eine Kluft zwischen der Wissenschaft und der Wirklichkeit entstehen muß. »Das was der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung die Grenzen setzt, über die sie niemals hinweg zu kommen vermag, ist nichts anderes, als die empirische Wirklichkeit selbst.« »Jeder Versuch einer Systembildung ist aus logischen Gründen unzertrennlich verknüpft mit einem Absehen von der individuellen Gestaltung der Wirklichkeit, und ebenso sicher ist es, daß alle Wirklichkeit, die wir kennen, lediglich aus individuellen Gestalten gebildet besteht«[1]). So muß die Naturwissenschaft darauf verzichten, das, was wir unmittelbar erleben, in ihre Theorien aufzunehmen.

[1]) Seite 240.

Erkenntnis der Naturwissenschaft ist nie abbildende Erkenntnis. Ihre Wahrheit besteht nicht in der Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande. Das Unendliche und Unübersehbare abbilden zu wollen ist logisch widersinnig. Dennoch steht die Naturwissenschaft in Beziehung zur Wirklichkeit. An Stelle des Seienden, welches ihre Begriffe nicht darstellen können, tritt die Geltung. Die naturwissenschaftlichen Begriffe sind nicht dadurch wahr, daß sie die Wirklichkeit abbilden, sondern dadurch, daß sie für die Wirklichkeit gelten. »Wir sagen damit nichts anderes, als daß das Allgemeine nicht das Besondere ist«. Nun gibt es aber eine Fülle von Dingen und Vorgängen, die uns als anschauliche und individuelle, d. h. als Wirklichkeiten, von Bedeutung sind. Hier tritt die Geschichte ein. Sie kann die Wirklichkeit nicht mit Rücksicht auf das Allgemeine, sondern auf das Besondere vorstellen.

Es könnte scheinen, als wenn durch diese Aufgabe der Geschichte ihr Charakter als Wissenschaft von vornherein verneint werden müßte. Jedenfalls muß das Problem ihrer Möglichkeit als Wissenschaft erst untersucht werden. Der Begriff des Historischen als Wissenschaft vom Wirklichen in seiner Besonderheit ist an sich ganz unabhängig vom sachlichen Unterschied etwa der Natur und des Geistes. Aus dem Begriff einer solchen Wissenschaft vom Individuell-Besonderen folgt weiter, daß der Begriff des historischen Gesetzes zu einem Widerspruch in sich selbst wird. Geschichtswissenschaft und Gesetzeswissenschaft schließen einander aus. Es ist nicht die Kompliziertheit der historischen Persönlichkeiten und Vorgänge, welche die gesetzmäßige Erkenntnis derselben behindert: dies wäre kein grundsätzliches Hindernis. Nicht als komplizierter Tatbestand, sondern als Individualität ist ein Gegenstand der Geschichte unbegreiflich. Diese Unbegreiflichkeit teilt alles individuelle Wirkliche. Alle Wirklichkeit ist irrational. Man kann diesen Gegensatz auch nicht dadurch ausdrücken, daß man der Naturwissenschaft das Sein, der Geschichte das Werden zuweist.

Soweit der grundlegende Gedankengang Rickerts. Sieht man von einigen schiefen Darstellungen über das Wesen der Naturwissenschaft und ihr Verhältnis zur Wirklichkeit ab, welche wir hier als belanglos nicht weiter verfolgen, und fragt man sich, was Rickert denn nun erreicht hat, so müssen wir gestehen, wir finden uns genau so fern von der Lösung des Problems wie am allerersten Beginn unserer Fragestellung. Dies Problem ist doch gerade gewesen: Ist eine Wissenschaft vom Individuellen möglich? Es kann nicht dadurch gelöst werden, daß man dieser problematischen Wissenschaft den Namen »Geschichte« gibt. Tut man dies, so liegt die Gefahr nahe, daß gesagt wird: Geschichte als Wissenschaft ist wirklich vorhanden, also ist eine Wissenschaft vom Individuellen möglich. Es fragt sich doch gerade: inwiefern ist die vorhandene Geschichte erstens eine Wissenschaft, und zweitens eine Wissenschaft vom Individuellen; und ferner fragt sich: sind die Kriterien einer

Wissenschaft mit den Erkenntnismöglichkeiten des Individuellen vereinbar?

Unter Wissenschaft verstanden wir bisher immer ein System notwendiger allgemein gültiger Erkenntnisse, deren wir uns denkend bewußt werden. Derartige Erkenntnis nennen wir Gesetz; und das Gesetz war bisher das konstitutive Merkmal der Wissenschaft. Rickert behauptet hier: Erstens eine Wissenschaft vom Individuellen sei möglich. Zweitens diese mögliche Wissenschaft könne niemals Gesetzeswissenschaft sein. Daraus folgt: Entweder es gibt noch einen anderen Begriff von Wissenschaft, welcher den Begriff der notwendigen allgemein gültigen Erkenntnis nicht einschließt. Oder eine Wissenschaft vom Individuellen ist nicht möglich. Daran ändern alle Einzelausführungen Rickerts nichts.

Es gibt noch eine dritte Möglichkeit der Lösung — die unsrige, wie wir später zeigen werden. Wenn man nämlich die grundsätzlich behauptete Irrationalität des Individuellen und Wirklichen, welche Rickert völlig dogmatisch behauptet, verneint, so fällt die ganze aus ihr abgeleitete logische Alternative fort. Es besteht dann keine grundsätzlich-logische Unmöglichkeit mehr in der Behauptung: eine Wissenschaft im Sinne gesetzesmäßiger Erkenntnis sei auch vom Individuellen möglich. Eine andere Frage ist dann freilich, das Wie dieser Möglichkeit zu begründen. Deren Beantwortung muß sich aus einer Kritik des Individualitätsbegriffs ergeben.

Rickert seinerseits, welcher den anderen Weg erwählt hat, steht konsequenterweise vor der Aufgabe, die Möglichkeit einer Wissenschaft zu begründen, welche nicht aus allgemeingültigen notwendigen Erkenntnissen, gleich Gesetzen, besteht. Wir verfolgen, wie er diese Aufgabe löst.

Er hält sich zunächst an die bestehende wissenschaftliche Geschichtsforschung als Ausgangsmaterial für seine logische Zergliederung — und schon dies kennzeichnet das Bedenkliche seines Verfahrens, die geforderte problematische Wissenschaft vom Individuellen, die Wissenschaft ohne Gesetze, die es unserer Meinung nach gar nicht gibt, »Geschichte« zu nennen und dadurch gleichsam den Nachweis zu erschleichen, daß es diese Wissenschaft tatsächlich gebe. Freilich sagt Rickert: sein Begriff von Geschichte findet sich als Tendenz bereits in den Naturwissenschaften mehr oder weniger ausgesprochen vor. Die Vollkommenheit der Naturwissenschaft hänge ab von dem Grade, in welchem es ihr gelinge, »historische Bestandteile« aus ihren Begriffen zu entfernen. In dieser Behauptung wird offensichtlich die zufällige Wirklichkeit, soweit sie, als Ausgangsmaterial naturwissenschaftlicher Gesetzesbildung. von dieser mit Notwendigkeitscharakteren versehen wird, gleichgesetzt mit dem Rickertschen Begriff des »historischen Bestandteils«. Was ist denn nun »historischer Bestandteil«? Die Wirklichkeit in ihrer zufälligen Zusammensetzung vor der naturwissenschaftlichen Be-

arbeitung, oder die notwendig gemachte Wirklichkeit, welche in dem Naturgesetz als seine Materie geordnet ist? Rickert weiß es offenbar selber nicht. Seine Antwort würde lauten, »das Wirkliche«. Ja, aber sind denn die Naturgesetze nicht wirklich? Ach so, sie »gelten« ja nur. Die Geltung einer Geltung, welche nicht den Sinn notwendigen Seins hat, und damit den des Wirklichkeitscharakters, vermögen wir nicht anzuerkennen. Rickerts Formulierung erscheint uns ein leeres Wortspiel. Ebenso sein umgekehrter Satz, daß auch die Geisteswissenschaft »naturwissenschaftliche Bestandteile« aufweise.

Endlich macht Rickert doch einen schwachen Versuch einer grundsätzlichen Entwicklung seiner Wissenschaft ohne Gesetz, seiner Wissenschaft vom Individuellen. Klugerweise legt er sich sogleich die Frage vor: Sind alle individuellen Wirklichkeiten Gegenstand der Geschichte — wie er diese Wissenschaft nun einmal nennt. Er verneint diese Frage. Der individuellen Wirklichkeit, sofern sie historischer Begriffsbildung unterliegt, muß die Beziehung auf einen Wert eignen. Die Begriffe dieser Wissenschaft müssen teleologische Begriffe sein. Ebenso muß zwar auch der Begriff des historischen Zusammenhangs gebildet werden, aber dieser muß logisch ein anderer Kausalzusammenhang sein als alle naturwissenschaftlich möglichen Kausalzusammenhänge. Auch diese Aufstellungen Rickerts sind zunächst bloße Forderungen. Und man vergegenwärtige sich, was er fordert: die Erkenntnis eines Zusammenhanges, der nicht zufällig, sondern notwendig bestimmt ist und dessen notwendige Bestimmtheit dennoch grundsätzlich nicht durch ein Gesetz gegeben sein soll!

Für die erste dieser beiden Forderungen, die Entscheidung dessen, was von der individuellen Wirklichkeit zu historischem Material zu werden vermag, bedarf es also der Festlegung eines besonderen Auswahlprinzips. Damit scheint bereits der Grundgedanke einer Wissenschaft von der individuellen Wirklichkeit schlechthin durchlöchert. Rickert will freilich darin keine grundsätzliche Schwierigkeit erblicken. Ihm genügt seine Deduktion: In der Naturwissenschaft liege der Schwerpunkt der Probleme in der Geltung der Begriffe, in der Geschichtswissenschaft in der Existenz der Objekte[1]), um seine Individualwissenschaft trotz ihrer materiellen Beschränkung als grundsätzliche Sondergruppe aufrecht zu erhalten. Aber was Rickert hier wieder einmal mit dem verschwommenen Terminus »Schwerpunkt« bezeichnet, gibt gar nicht einander ausschließende Tendenzen wissenschaftlichen Erkennens wieder! Oder wollte Rickert etwa behaupten, für die Geltung naturwissenschaftlicher Gesetzeserkenntnis sei die »Existenz der Objekte« wesenlos? Eine Naturwissenschaft, deren Objekte nicht existieren, oder die unabhängig von der Existenz ihrer Objekte

[1]) Seite 327.

Gesetze bildete, wäre keine Wissenschaft von der Natur; denn Natur ist nichts als der Inbegriff existierender Objekte. Umgekehrt wäre eine Wissenschaft von der »Existenz der Objekte«, aber ohne Geltung ihrer Begriffe, keine Wissenschaft, — mag sie sich nun Geschichte nennen oder sonstwie; denn die Geltung der Begriffe ist das Kriterium wissenschaftlicher Erkenntnis. So bleibt bei Rickert alles eine Rede um die eigentliche Sache herum.

Wie kann man das besondere Individuelle begrifflich darstellen? Rickert gibt die völlig richtige und unserer eigenen Meinung von der individuellen Erkenntnis entsprechende Antwort: Es ist durchaus möglich, daß der Komplex von allgemeinen Elementen als Ganzes einen Inhalt hat, welcher sich nur an einem einmaligen und besonderen Objekt verwirklicht findet; so würde er gerade das darstellen, wodurch sich dieses Objekt von allen anderen Objekten unterscheidet. In dieser Weise werden Begriffe zum Mittel, das Individuelle darzustellen[1]). Zu dieser Erkenntnis hätte es wahrlich des großen Umweges nicht bedurft, den Rickert eingeschlagen hat! Es hätte der Entgegensetzung von Natur und Geschichte nicht bedurft. Denn Rickerts Worte besagen doch nur diese alte Tatsache: Daß jedes einzelne Wirkliche in seinem Sein und Werden eine Folge einer Vielzahl von allgemeinen gesetzlichen Bedingungen ist, deren Erkenntnis in ihrer Gesamtheit (Rickert spricht wieder von Begriffen) es erlauben würde, das einzelne Wirkliche in seinem Wirklichkeitscharakter restlos zu bestimmen. Nichts anderes ist die Aufgabe der Naturwissenschaft! Der Einwand war ja gerade, daß diese Aufgabe wegen der unübersehbaren und daher zufälligen Mannigfaltigkeit jener Bedingungen eine unvollendbare bleiben muß; und die Frage war, ob es neben oder jenseits dieses Weges zum Individuellen einen kürzeren und direkten Weg der Erkenntnis gibt, welche aber doch nicht anschaulich, sondern begrifflich ist?

Rickert fühlt das Ergebnislose seines bisherigen Verhaltens wohl und rafft sich endlich zum entscheidenden Schritt auf, welcher gerade diese Frage beantworten soll. Er sagt: Das wesentliche Merkmal des Individuellen in seiner Mannigfaltigkeit ist seine Unteilbarkeit. Die Einheit des Individuellen ist eine Synthesis des Mannigfaltigen. Diese Feststellung bezieht sich besonders auf die Seele. Für die Geschichte nun kommt lediglich die Seele, als psychologisches Subjekt, in Frage. Die psychische Individualität ist etwas anderes als das seelische Ablaufen, sie ist gleichsam sein unteilbares Zentrum, und nur an der Außenfläche spielen sich die veränderlichen seelischen Prozesse ab. Wo haben wir dieses Zentrum nun zu suchen? Mit Recht sagt Rickert: nicht jenseits, sondern nur innerhalb der empirisch feststellbaren seelischen Vorgänge. Aber nach welchem Prinzip vermögen wir dieses Zentrum von seiner veränderlichen

[1]) Seite 340.

Außenfläche zu unterscheiden? Hier gibt Rickert die epochemachende Antwort, welche eine Quelle unendlicher Irrtümer in der neueren Philosophie der Geschichte geworden ist. Dies Scheidungsprinzip ist der Wert der Einzigartigkeit dieses Zentrums. Individuen sind stets mit Bezug auf einen Wert und nur durch einen solchen Individualität. Rickert gibt diese Antwort ohne jede Begründung. Er behauptet: Dieser Wert müsse ein allgemeiner sein. Jedoch sei diese Allgemeinheit nicht die des naturwissenschaftlichen Gesetzes. Das historische Individuum sei »für alle« (gemeint ist allgemein) bedeutsam durch das, wodurch es anders als alle ist. In ihm wird das, was an ihm gemeinsam mit allen ist, ausgeschieden zugunsten dessen, was an ihm allein für alle bedeutsam sei[1]). Was hat Rickert mit diesem Satz gesagt? Eine leere Tautologie. Die Individualität des Individuellen liegt in demjenigen, wodurch das Individuelle anders ist als alles andere. Das ist eine Nominaldefinition. Die Individualität des Individuellen stellt seinen Wertcharakter dar. Nur unter diesem Wertgesichtspunkt ist das Individuelle wirklich individuell. Der Grund dieses Wertes liegt in dem, was es von allen anderen unterscheidet. Dadurch war doch aber gerade die Individualität definiert worden! Wir kommen also auf folgende leeren Sätze: Die Individualität des Individuellen liegt in seiner Individualität. Diese stellt einen Wertgesichtspunkt dar. Der Grund dieses Wertes liegt in der Individualität. Und so haben wir es herrlich weit gebracht! Wir werden Rickert um so dankbarer sein, für die tiefsinnige Warnung, diese »Beziehung auf einen Wert« sorgfältig zu unterscheiden von der Bewertung. Ich wenigstens bin nicht imstande, einen faßbaren Sinn mit dieser Unterscheidung zu verbinden. Beziehe ich ein beliebiges Objekt auf einen Wert — die Beziehung mag reell oder logisch sein, — so vollziehe ich damit eine Bewertung des betreffenden Gegenstandes.

Wir kommen also mit Rickert nach seinen bisherigen Darstellungen zu schönen runden Formulierungen, wie etwa der, daß der naturwissenschaftliche Begriff das gemeinsame, der historische das unterscheidende enthalte . . . Wir erfahren ferner, daß die historische Erkenntnis das Individuelle keineswegs nur benützt, um zur Erkenntnis typischer Geschehensweisen zu gelangen. Typus bedeute entweder einen Durchschnitt oder ein Vorbild. Und nur in letzterem Sinne sei ein Typus historischer Vorwurf. Diese Fragen der Typik werden uns später noch beschäftigen.

Es ist bemerkenswert, wie Rickert immer, wenn er einen Gedankengang anscheinend wirklich zum Ende geführt hat, ihn sofort aufgibt und verläßt, als fühle er selber, daß sich praktisch damit nichts anfangen ließe. So auch hier. Kaum hat er den Wertcharakter des Individuellen in dasjenige verlegt, wodurch sich dasselbe als indi-

[1]) Seite 360.

viduell erweist, seine Unterschiedenheit — so geht er schon wieder völlig davon ab, und sucht neue Wertgesichtspunkte historischer Erkenntnis. Er sucht eine Hierarchie geltender Werte, auf welche die historische Begriffsbildung bezogen wird. Die Anerkennung unbedingter Werte wird dazu vorausgesetzt. Und die Begriffsbildung der Historie findet teleologisch in bezug auf dieses Wertsystem statt. Das Wertsystem selber wird nicht bei ihm entwickelt — so interessant dies für uns wäre. Lediglich der Begriffsbildung werden noch Ausführungen gewidmet. Individuum und Zusammenhang in der Geschichte seien als Teile eines Ganzen nicht wie Glied und Gattung in der Naturwissenschaft. »Die Einordnung eines historischen Objekts als eines Gliedes in einen allgemeinen historischen Zusammenhang ist lediglich die Einordnung in ein anderes umfassenderes Individuum, nicht eines Exemplares unter eine Gattung«[1]). Auch hierzu muß der Logiker bescheidentlich fragen: wie ist es logisch möglich, ein Individuum in ein anderes einzuordnen? Uns ist doch dunkel so, als wenn das Individuum durch seine Unterschiedenheit, durch die Unmöglichkeit seiner begrifflichen Einordnung definiert wäre! Rickert kümmert dies nicht. Er dekretiert: In der Geschichte enthält der Umfang des Ganzen die einzelnen Teile; in der Naturwissenschaft enthält der Inhalt des Gattungsbegriffes die besonderen Exemplare. Auch in dieser schönen runden Formel irrt Rickert, was die Naturwissenschaft anlangt: Nicht der Inhalt, sondern der Umfang des Gattungsbegriffes dient zur Subsumtion der einzelnen Individuen. Aber dies ist noch sein geringster Irrtum!

Mehr weiß Rickert über das Wesen historischer Begriffsbildung vom Individuellen nicht zu sagen, in einem, annähernd 600 Seiten starkem Buche über diesen Gegenstand.

Rickert steht nun vor der Aufgabe, auch den Zusammenhang »in einen individuellen Begriff zu bringen«[2]). Der gewöhnliche Mensch und Logiker würde dieses logische Verfahren individueller Begriffsbildung als Benennung bezeichnen, sintemal individuelle Begriffe nur Namen sind. Bei Rickert aber bedeuten individuelle Begriffe eines Zusammenhanges, daß die Elemente dieses Zusammenhanges »sich mit Rücksicht auf die Bedeutung zusammenschließen, welches das Gesetz durch seine Besonderheit besitzt«. Er schreibt den unanfechtbaren Satz nieder: Auch die Geschichte hat ihre Kausalität[3]); und jene individuelle Begriffsbildung mit Rücksicht auf die Bedeutung der Besonderheit eines Zusammenhanges — dies ist für ihn die historische Kausalität. Ausdrücklich sagt er: Der Begriff der Kausalität ist nicht mit dem der Naturwissenschaft identisch. Daß das Sein kausal bedingt ist, macht die Aufstellung von Naturgesetzen erst möglich. Die Voraussetzung der Möglichkeit

[1]) Seite 395.
[2]) Seite 398.
[3]) Seite 414.

von Naturgesetzen kann nicht selbst ein Naturgesetz sein. Das Kausalprinzip ist also kein Gesetz.

Für einen Kantianer ist diese Deduktion ungeheuerlich. Wer, außer dem krassesten Empirismus, hat jemals behauptet, das Kausalprinzip sei ein Naturgesetz? Rickert schließt hier: Was kein Naturgesetz ist, ist kein Gesetz. Sollte der Transzendentalphilosoph die Existenz metaphysischer — oder wie wir sagen — wissenschaftstheoretischer Gesetze leugnen wollen?

Je weiter es geht, um so schlimmer wird es bei Rickert. Er sagt: Jeder historische Kausalzusammenhang ist anders. Völlig richtig. Was aber folgert er daraus? Historisch sei die einmalige und individuelle Kausalität. Wie dieser Begriff der individuellen Kausalität zwischen zwei als Ursache und Wirkung bezeichneten Wirklichkeiten zu definieren sei, dafür »können wir uns jederzeit auf ein Erlebnis berufen«. Worin dies Band besteht, »läßt sich vielleicht sehr schwer beantworten, aber wir brauchen gar nicht danach zu fragen, solange wir nur den Unterschied naturwissenschaftlicher und historischer Kausalität feststellen wollen«[1]).

Rickert macht es sich bequem. Er definiert nicht einmal, was er unter individueller Kausalität versteht, geschweige denn versucht er auch nur den Schein einer Begründung. Er dekretiert sie einfach als von naturwissenschaftlicher Kausalität unterschieden. Nach allen weiteren »braucht man nicht zu fragen«. Er dekretiert weiter, der Satz der Äquivalenz von Ursache und Wirkung gelte für die Geschichte nicht. Freilich vermag er auch dem elementarsten Einwand nicht zu begegnen; er muß zugeben: die Darstellung historischer Kausalzusammenhänge ist nur mit Hilfe von Begriffen möglich, die einen allgemeinen Kausalbegriff oder ein Naturgesetz enthalten[2]). Und er flüchtet sich lediglich in die phraseologische Behauptung, die wir schon kennen: es käme eben nicht auf die Elemente, sondern auf ihre Zusammensetzung zum besonderen Fall für die Geschichte an[3]).

Rickert ist derartig verwachsen mit seinem individuellen Kausalbegriffe, daß er jedes andere Argument für die Besonderheit einer historischen Methode verwirft. So wendet er gegen die Hineinziehung der Willensfreiheit ein, auch die historische Methode arbeite an empirischem Material, in welchem die transzendentale Willensfreiheit sich nicht geltend mache. Das Argument, die Zufälligkeit des psychischen Geschehens bedinge eine besondere Erkenntnismethode, weist er damit zurück, daß Zufall noch nicht Ursachlosigkeit bedeute. Beides ist richtig; aber es beweist nichts zu seinen Gunsten.

[1]) Seite 420.

[2]) Seite 432.

[3]) Schon Max Scheler hat sich gegen die Logik Rickerts zur individuellen Kausalität gewandt (Die transzendentale und die psychologische Methode. 1900. S. 142ff.). Wir selber behandeln das Problem der individuellen Kausalität im folgenden Kapitel zusammenhängend.

Was folgt aus Rickerts Darlegungen für die Psychologie der Individualität? Zunächst dies, »daß das geistige Leben Eigenschaften besitzt, die in höherem Maße als das physische Sein eine historische Darlegung fordern«[1]). Ferner, daß die exakte Psychologie niemals zum Hilfsmittel historischer Wissenschaft zu werden vermag; jene ist systematisch, diese unsystematisch; jene ist naturwissenschaftlich, diese nicht. Historie kann also niemals in der Psychologie aufgehen: um Psychologie zu sein, müßte Geschichte Naturwissenschaft sein. Der Historiker ist Psychologe nur in dem Sinn, daß er Kenntnis von bestimmten individuellen Vorgängen besitzt; er hat aber keine Veranlassung, diese Kenntnisse in eine allgemeine Theorie umzusetzen. Somit bleiben zwei Arten von Psychologie übrig: einmal die historische — die Fähigkeit individuelle psychische Vorgänge nachzuerleben. Zweitens die naturwissenschaftliche. Aber — und nun kommt die große Enttäuschung: jene Fähigkeit des anschaulichen Erkennens individuell psychischer Vorgänge ist nicht etwa historische Wissenschaft; sie ist nur Ausgangsmaterial für eine solche. Die individuelle Psychologie Rickerts ist methodisch ihrem Wesen nach, wie Rickert selber sagt, keine Wissenschaft. Ihr fehlt die Beziehung auf einen Wert, in welche die Geschichte ihre Objekte setzt. Diese Beziehung auf einen Wert aber stellt das geistige Geschehen allererst, als Objekt besonderer Geisteswissenschaft, dem nicht auf den Wert Beziehbaren gegenüber.

Für die Individualpsychologie, welche dauernd im Vorhof wissenschaftlicher Zulässigkeit zu verharren hat, gibt es auch nach Rickerts Feststellungen kein wissenschaftliches Fundament.

8. Die Erkenntnis der Individualität und ihre wissenschaftstheoretischen Grundlagen. Zweiter Teil.

Individualität und Typus; die idealtypische Begriffsbildung.

Rickerts Werk hat in den historischen und soziologischen Disziplinen ungeheuren Beifall gefunden. Die Gründe dafür liegen wohl nur zum Teil in dem glänzenden Stil seiner Didaktik; zum größeren Teil gehen sie darauf zurück, daß hier ein Werk vorlag, welches mit hinreißender Unwiderstehlichkeit endlich die Pforte aufzutun schien zur Erkenntnis dessen, was sich kraft seines Wesens aller Erkenntnis entziehen wollte. Wir haben gesehen, wie wenig eine exakte Kritik von dem Bau Rickertscher Gedanken stehen lassen durfte. Es hat auch schon vorher nicht an zahlreichen Bedenken gefehlt; und in zwei Richtungen war man bemüht, die von Rickert betretene Bahn zu befestigen und zu sichern: Einmal hinsichtlich des

[1]) Seite 532.

Erfassens der Individualität als eines Typus; und zweitens hinsichtlich der Begründung der individuellen Kausalität.

Typus und Individualität sind in der Tat keine prinzipiellen Gegensätze. In welchem Sinne man den Begriff des Typus auch anwende, immer fallen Gruppen von Individuen darunter, welche hinsichtlich ihrer wesentlichen Merkmale irgendwie vergleichbar sind. Und auch ohne logische Klärung des Begriffes eines Typus und seiner Bildung liegt es nahe, den Typus als Denkmittel zum Begriff der Individualität zu verwenden[1]). Schon Rickert selber hatte den Begriff des Typus andeutungsweise zur Erkenntnis des Individuellen herangezogen. Und zwar nicht in dem bisherigen biologischen Sinne eines variativen Durchschnitts, sondern in dem eines »Vorbildes«. Diese Fassung wurde aufgegriffen und ausgebaut. So meint Weber[2]): in allen historisch bedeutsamen Abläufen ist ihre besondere Bedeutsamkeit nicht aus Gesetzen deduzierbar, sondern hängt an der qualitativen Färbung des Einzelvorgangs. Eine psychologische Analyse nach Art der naturwissenschaftlichen würde für das Wesen solcher Abläufe nicht mehr besagen, als etwa chemische Daten für die Biogenese. Man könnte das Spezifische aus ihnen nicht deduzieren; die Verständlichmachung von Grund und Art dieser Bedeutsamkeit fehlte. Die Bedeutsamkeit eines Vorgangs setze die Beziehung desselben auf einen Wert voraus. Sie falle daher nicht mit dem Gesetz dieses Vorgangs zasammen. Historische Erkenntnis aber sei die Erkenntnis einer in diesem Sinne bedeutsamen Erscheinung. Unter den unendlich vielen Bedingungen eines Phänomens sind nur diejenigen wissenswert, welche zu dieser seiner Bedeutsamkeit in kausaler Beziehung stehen; also die Ursache seiner »wesentlichen« Bestandteile; nicht das Gesetz, sondern der einzelne individuelle Zusammenhang. Hieraus folgert er: es sei »Zurechnungsfrage«, welcher individuellen Konstellation ein Phänomen seinem Zusammenhang nach angehört. Zur Beantwortung dieser Frage müsse man eine entscheidende Abwendung vollziehen von der Reduktion des Phänomens auf allgemeine, »inhaltleere« Gesetze. Man müsse aus der Fülle der Phänomene »kraft der Wertideen« das Moment, den »winzigen Bestandteil« herausheben, »auf dessen Betrachtung es allein ankommt«[3]). Hier wird ganz deutlich Rickert selber überwunden. Nicht mehr die Erkenntnis des Individuellen wird auch nur angestrebt, sondern es findet eine Restriktion statt auf die Erkenntnis des individuell Bedeutsamen, mag dies gleich nur einen »winzigen Bestandteil« des Individuellen ausmachen. Die Bindung dieser Bedeutsamkeit wird richtig als eine subjektive des Erkennenden aufgefaßt; sie

[1]) Über die Grundfragen psychologischer Typik und ihr theoretisches Fundament äußern wir uns erst später S. 423 ff.

[2]) Max Weber, Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. Arch. f. Sozialwissenschaft. 1914. S. 22 ff.

[3]) Seite 56.

liegt in der Anerkennung bestimmter Wertideen. Folgerichtig kommt Weber zu dem Satze: das »Persönliche« an wissenschaftlichen Werken ist das allein Wertvolle. Dies mag sehr geistreich sein. Aber dem Logiker liegt die Frage nahe, wie und wodurch bei dieser entscheidenden Rolle des Persönlichen und Normativen — nicht für die Genese, sondern für den Inhalt der Erkenntnis — der Charakter der Wahrheit, der Erkenntnis, der Wissenschaft verbürgt werde. Weber versichert, daß Wissenschaft vorliege; daß jene Erkenntnis trotz allem Persönlichen eine kausale sei.

Er sucht dies auch zu begründen. Er findet dafür eine besonders sichere Quelle: ein »evidentes Verstehen« individueller Abläufe in ihrer Individualität, im Gegensatz zu ihrer Erklärung (»Deduzierbarkeit«) aus Gesetzen. Dieses Verstehen gehe aus auf die »Idee« eines historischen Zusammenhanges, auf eine Utopie, die »durch gedankliche Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit gewonnen ist«[1]). Es ist eine »Veranschaulichung« am »Idealtyp«. Diese »idealtypische Begriffsbildung« ist keine Hypothese, sondern »ein Ausdrucksmittel der Darstellung«. Sie beruht auf einseitiger Steigerung eines oder mehrerer Gesichtspunkte an Einzelerscheinungen. Sie ist ein rein idealer Grenzbegriff. Sie versucht historisches Geschehen »in genetische Begriffe zu fassen«. Sie ist nicht mit der Bildung von Gattungsbegriffen identisch.

Diese idealtypische Begriffsbildung ist auch bereits in die Psychopathologie eingedrungen. Jaspers[2]) hat dies auf sich genommen. »Idealtypen sind umfassende Einheitsbildungen, die zwar bei Gelegenheit der Erfahrung, aber nicht durch die Erfahrung, vielmehr aus wenigen gegebenen Voraussetzungen mit apriorischen Mitteln konstruiert werden«. »Aus dem Wesen des Idealtypus ergibt sich, daß sie zunächst gar keine empirische Bedeutung haben, daß sie aber der Maßstab sind, an dem wir die wirklichen Einzelfälle messen. Soweit diese dem Idealtypus entsprechen, begreifen wir sie.« »Wo die Wirklichkeit dem Idealtypus nicht entspricht, fragen wir weiter, woher das kommt; entspricht die Wirklichkeit aber völlig, so ist die Erkenntnis auf eigenartige Weise befriedigt, und wir fragen nur nach der Ursache des Ganzen.«

Auch hierbei ist wieder klar, daß der Sinn dieser Erkenntnisweise nicht mehr die restlose Erkenntnis der Individualität ist, sondern eine Erfassung des Wesentlichen an ihr. Dies wesentliche, notwendige, gültige, welches sonst das Gesetz einer Erkenntnis zu verleihen pflegte, wird hier vom Idealtypus aus bestimmt. Dieser ersetzt gleichsam das Gesetz in seiner logischen Funktion.

Aber die Ableitung dieses Idealtypus ist ein stümperhaftes logisches Flickwerk. Hier ist die Rede von einer Begriffsbildung, welche auf Steigerung eines Merkmals beruht, unter Absehen von

---

[1]) Seite 64.
[2]) Allgemeine Psychopathologie. 1913. S. 270.

dem Übrigen und welche dennoch nicht Abstraktion sein soll, nicht zu Gattungsbegriffen führen soll! Hier ist die Rede von Begriffen a priori empirischer Gegenstände! Hier ist die Rede von Begriffen, welche etwas »genetisch« fassen — einer Aufgabe, welche bisher dem Kausalurteile vorbehalten war! Wir finden alle Rickertschen Fehler vergröbert wieder. Allen diesen Konzeptionen liegt seine ominöse Verwechselung von Begriff und Gesetz zugrunde. Was Weber unter genetischen Begriffen versteht, ist schleierhaft. Natürlich sind seine sogenannten idealtypischen Begriffsbildungen, logisch betrachtet, ganz gewöhnliche Abstraktionen; und der historische Gesichtspunkt für die Bildung dieser Abstraktionen ist die »Bedeutsamkeit« des herausgehobenen Merkmals für einen subjektiven vorausgesetzten Wert.

Ob so etwas in der Historie notwendig oder wünschenswert ist, geht uns hier nichts an — die Sachlichkeit Rankes scheint diese Notwendigkeit hinreichend zu widerlegen. Daß diese Methode in der Psychopathologie nichts zu suchen hat, ergibt sich schon daraus, daß diese keine Wertwissenschaft ist und auch kein Derivat einer solchen, sondern ihrem idealen Ziel nach reine deskriptive und genetische Theorie. Woher sollte denn der vorausgesetzte Wert, im Hinblick auf den die einzelnen psychologischen Phänomene in jeweils besonderer Weise »bedeutsam« sind, genommen werden? Aus der Ethik, aus der Ästhetik oder aus irgendeiner sozialen Teleologie? Im letzteren Falle wäre es also Sache des politischen Bekenntnisses, wie man letzten Endes psychopathologische Typen fundierte! Und auch im ersteren träte eine unerwünschte Relativierung und Subjektivierung unserer Wissenschaft ein, die ihr jedes Kriterium des objektiven Fortschrittes entzöge. Weber sagt ganz richtig, es sei »Zurechnungsfrage«, wie man solche Typen bilde. In der Tat verlieren die psychopathologischen Typen und sogar die Krankheitseinheiten ihren Sinn als Ausdruck realer gesetzmäßiger Zusammenhänge; sie werden zur Sache des Gesichtspunktes; und seine Gesichtspunkte hat bekanntlich jeder Mensch für sich. Der Sinn der Wissenschaft hört hier für unsere Arbeit auf zu bestehen.

Solche begrifflichen und methodischen Verirrungen sind gerade in der Psychopathologie begreiflich als Reaktionsprodukte auf die Sterilität und die Trivialitäten einer nur auf die Elementaranalyse gerichteten Experimentalpsychologie. Man sollte aber das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und sich von der naturwissenschaftlichen Arbeitsweise und ihrer logischen Fundierung überhaupt abwenden, bloß weil eine einzelne Methode versagt.

Individuelle Kausalität und Gesetz.

Wenden wir uns nunmehr zur individuellen Kausalität. Rickert lehnte es ab, die kausal bedingte Veränderung gleichzusetzen mit der gesetzmäßigen Veränderung. Er hat hierin recht.

soweit diese Ablehnung nur besagen will, daß »das Allgemeine nicht das Besondere ist«, daß also nicht der einzelne Fall dasselbe ist wie die allgemeine Regel. Er irrt sich aber in der Konsequenz hieraus: daß in einem Urteil, welches eine Kausalverknüpfung zweier Ereignisse behauptet, nur ein Urteil über den individuellen Vorgang enthalten sein soll. Ist nämlich nicht nur von der Abfolge zweier Ereignisse in der Zeit die Rede, sondern von ihrer kausalen Abfolge als etwas notwendigem, so wird der Gedanke der Bewirkung des einen Ereignisses durch das andere hinzugebracht. Dieser Gedanke aber ist kein anderer als der der Gesetzmäßigkeit dieses Vorgangs, der Gedanke, daß unter gleichen Verhältnissen jeweils der eine Vorgang den anderen zur Folge haben müsse. Die Behauptung einer Gesetzmäßigkeit geht über eine Aussage bezüglich des individuellen einmaligen Vorgangs weit hinaus. Die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit kann nicht lediglich den Beobachtungen beider Vorgänge, nicht dem »Erleben« oder »evidenten Verstehen« entnommen worden sein; wollen wir uns ihrer gesondert bewußt werden, so kann dies in der allgemeinsten Form nur geschehen durch das Urteil: jede Veränderung hat eine Ursache. Dies Gesetz enthält implizite auch den Grund der Möglichkeit für die Erkenntnis der Kausalität des individuellen Vorgangs, den wir besonders beurteilen. Die Tatsache, daß ich ein »Wirklichkeitsurteil« fälle, wenn ich jenes individuelle Urteil fälle, beweist gar nichts gegen die Gesetzesnatur der darin ausgesagten kausalen Abhängigkeit; denn die Gesetze gelten in der Wirklichkeit. Gewiß ist das Gesetz, oder im Sinne Rickerts der Gesetzesbegriff, ein Abstraktionsprodukt, ein Produkt der Wissenschaft; aber nur insofern, als es in dem, wovon ich es abstrahiere, schon enthalten ist. Es ist also mehr als ein bloßes Darstellungsmittel, wie Rickert immer will; es ist so wirklich, wie die Wirklichkeit selber, in der es gilt. Es ist also der Sinn des Kausalbegriffes, daß durch seine Anwendung auf einen Einzelfall dieser Fall unter ein allgemeines Gesetz gestellt wird. Der Begriff einer einmaligen Kausalität enthält einen Widerspruch in sich selbst, wenn er besagen soll, daß dieser Kausalität der allgemeine Geltungsanspruch fehlt und nur individuell ist. Mit Recht sagt auch Bergmann in scharfsinnigen Erörterungen: Die Behauptung sei falsch, »daß eine volle individuelle kausale Verknüpfung wie jede volle Wirklichkeit nur zu erleben, aber niemals direkt wissenschaftlich darzustellen ist«[1]). Daß eine volle Wirklichkeit nur zu erleben ist, trifft zu, wenn man unter Wirklichkeit nur die anschauliche Wirklichkeit versteht. Aber dann ist es falsch zu behaupten, die individuelle kausale Verknüpfung verhielte sich wie diese »volle Wirklichkeit« der Anschauung. Denn Kausalität wird eben nicht erlebt, sie wird gedacht und dem Geschehen unterlegt, welches dadurch auf ein Gesetz bezogen

[1]) Der Begriff der Verursachung usw. Logos 1914. S. 94ff.

wird. Sobald wir von Kausalität sprechen, haben wir die volle Anschauungswirklichkeit schon verlassen und befinden uns in der begrifflichen Bearbeitung der Anschauung. Und wenn es auch wahr wäre, daß das Individuum nur anschaulich erkennbar und nicht denkender Erkenntnis erschließbar sein könne, dann würde individuelle Kausalität abermals zu einem Widerspruch in sich selbst; denn dieser Begriff des Individuellen würde kausale Erkenntnis der Definition nach ausschließen.

Bergmann fragt mit Recht: warum soll das Individuum nicht Gegenstand eines allgemeinen Urteiles sein? Die Struktur eines solchen gibt keinen Grund dafür, daß auch ein allgemeines Urteil nicht auf einen einmaligen Vorgang Anwendung finden könnte. Die Allgemeinheit eines Gesetzes bedeutet nur, daß es sich erfüllen muß, falls die Bedingungen seiner Anwendung gegeben sind. Ob aber diese Bedingungen jemals gegeben sind und wie oft sie gegeben sind, ob einmal oder mehrmals, davon enthält das Gesetz nichts. Die Allgemeinheit eines Urteils ist ein Bestandteil der Urteilsform, das individuelle Ereignis geht als Beurteiltes in die Urteilsmaterie ein. Daß ein allgemeines Urteil auf eine individuelle Materie geht, ist durchaus nicht widersprechend; sagt es doch nur aus, daß sich diese niemals anders verhalten wird, als wie dies das Urteil aussagt.

Individualität als kategoriale Erkenntnisform.

Damit ist denn auch die individuelle Kausalität abgetan. Und so bleibt nur noch eine letzte Methode wissenschaftstheoretischer Sicherung für die Erkenntnis des Individuellen übrig: nämlich die Individualität selber als eine Erkenntnisgrundform unauflöslicher Art in den notwendigen Grundformen des Erkennens überhaupt wissenschaftstheoretisch zu verankern. Meines Wissen hat nur Driesch einmal einen Versuch in dieser Richtung unternommen[1]). Driesch geht von dem gleichen Naturbegriff aus, den wir selber haben. Natur umfaßt die Gesamtheit dessen, was Objekt ist, oder sich auf Objekte bezieht. Es ist die Gesamtheit aller Faktoren raumzeitlichen Geschehens, nicht nur der räumlichen, wie er ausdrücklich hervorhebt. Driesch folgert nun aus seinen biologischen Feststellungen, daß Natur nicht erschöpfend gekennzeichnet wird, wenn man sie ein mechanistisches System irgendwelcher Art nennt; Natur ist jedenfalls nicht nur ein mechanistisches System. Alle diejenigen Faktoren, welche in der Natur wirken, ohne jedoch selber räumlich zu sein oder eine Art von Energie darzustellen, bezeichnet er mit dem aristotelischen Terminus Entelechie. Er gibt an, diese Entelechie sei nur denkbar, nicht vorstellbar, hypostasiert

[1]) Über den Begriff Natur. Bericht über den dritten internationalen Kongreß für Philosophie 1908. S. 514—519. Neuere Werke des ausgezeichneten Denkers und Forschers, in welchen er diesen Versuch vielleicht ausgebaut haben könnte, waren mir leider nicht zugänglich.

aber ihre Wirklichkeit für die Biologie auf Grund empirischer Daten. Sodann aber fährt er fort[1]): »Es kommt die positive Rechtfertigung dazu: es kann gezeigt werden, daß es neben den Kategorien der Substanz-Inhärenz und der Kausalität eine dritte gleichberechtigte Relationskategorie gibt; nicht Wechselwirkung, wie Kant wollte, sondern Individualität. Finalität würde eine besondere Unterart dieser Kategorie sein. Ohne den Besitz der Individualitätskategorie würde es unmöglich sein, über aus Teilen zusammengesetzte Ganzheiten Erfahrung irgendwelcher Art zu machen.

»Die neue Relationskategorie, Individualität, ist, um kantisch zu sprechen, ebenso konstitutiv wie die Kategorien Substanz und Kausalität, und nicht etwa nur regulativ . . . Wie wir auf die Kategorie Substanz und Kausalität Faktoren des Wirklichen gründen . . ., ganz ebenso gründen wir auf die Individualität Faktoren des Wirklichen . . . Anders gesagt: die Kategorie Individualität erlaubt uns gewisse Faktenreihen der Gegebenheit zu »verstehen«, und diesem Verstehen wird durch Schöpfung der Entelechie als eines Gegebenheitsfaktors Ausdruck verliehen . . . Freilich ermangeln alle auf die Individualkategorie gegründeten Wirklichkeitsfaktoren nicht nur jeder Anschaulichkeit, sondern sie ermangeln auch jeder Räumlichkeit, sogar des bloßen Ortes . . .«.

Hierwider ist Driesch eingewendet worden, er müsse diese bloße Behauptung, die Individualität sei die wahre dritte Relationskategorie, und Kant habe mit seiner Einsetzung der Wechselwirkung geirrt, auch methodisch auf dem gleichen Wege begründen, den Kant zur Auffindung der Kategorien aus der Tafel der logischen Urteilsformen gebahnt hatte. Driesch muß entweder nachweisen, daß Kants transzendentaler Leitfaden falsch ist, oder daß sich Kant bei seiner Anwendung geirrt hat. Driesch deutet das letztere an, wenn er[2]) erklärt, die Kategorie der Individualität »lasse sich sehr wohl deduzieren aus der Tafel der Urteile, wenn man nur die Gruppe der hypothetischen Urteile (wenn . . .) gehörig klassifiziert (weil, damit usw.)«.

Mit diesem Einwand scheint aber Driesch die logischen Urteilsformen mit den grammatischen zu verwechseln. Das deuten die eingeklammerten Konjunktionen offensichtlich an. Eine positive Begründung der Kategorie der Individualität im Kantischen Sinne hat Driesch bisher jedenfalls noch nicht gegeben. Auch schlägt er das Bedenken zu leicht an, welches daraus folgt, daß seiner eigenen Angabe nach dieser angeblichen Kategorie der Individualität jeder anschauliche Schematismus mangelt. Was nützt mir eine Erkenntnisgrundform des Naturgeschehens, wenn diese gar keine Möglichkeit der Anwendung auf das Naturgeschehen bietet!

---

[1]) Seite 515.
[2]) Seite 523.

Die Lösung des Individualitätsproblems.

Nach allen diesen Wegen und Irrwegen steht das Problem der Erkenntnis des Individuellen nunmehr folgendermaßen: Wir haben nachgewiesen, daß irgendeine wissenschaftstheoretische Möglichkeit der Erkenntnis des Individuellen neben oder jenseits der von uns bisher festgelegten Wissenschaftstheorie, nach welcher das Individuelle ein Teil der Naturobjektivität und daher unter den Gesetzen der Naturerkenntnis allein zu erfassen ist, nicht besteht. Wir haben nachgewiesen, daß, wenn es überhaupt einen Weg zur Erkenntnis des Individuellen geben kann, dieser Weg nur der der Naturerkenntnis sein kann. Wir haben nachgewiesen, daß die Fassung des Individualitätsbegriffs, soweit sie dessen Wesen in der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der zufälligen Zusammensetzung aller Geschehensbedingungen begründet, die Erkenntnisaufgabe der Naturwissenschaft in bezug auf das Individuelle zu einer unvollendbaren, aber methodisch nicht grundsätzlich von der theoretischen Erklärung unterschiedenen macht. Wir haben aber einen Begriff des Individuellen als möglich hingestellt, wonach es im Wesen des Individuellen liege, einzig zu sein, wenn auch nicht hinsichtlich seiner begrifflichen Wirklichkeit, so doch hinsichtlich seiner qualitativen Tatsächlichkeit. Für diesen Individualitätsbegriff liegt noch eine letzte Schwierigkeit vor hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Auflöslichkeit in Gesetzen; ihr widmen wir noch einige Schlußworte.

Es wird sich nämlich nicht gut leugnen lassen, daß dieser Begriff von Individualität mehr oder weniger deutlich auf alle einzelnen Naturobjekte zutrifft, so wie sie zeitlich und im Raum erscheinen. Aber hier muß unterschieden werden: Inwieweit ist diese Einmaligkeit und Einzigartigkeit für das betreffende Naturobjekt ein zufälliges, außerwesentliches, inwieweit ist es ein konstitutiv wesentliches Merkmal? Ein Kriterium dafür, ob individuelle Eigenschaften an einem Naturvorgang oder -objekt — und ein solches ist auch die menschliche Persönlichkeit — zufällig oder nicht zufällig sind, ist zunächst die Vergleichbarkeit des betreffenden Vorgangs oder Objekts mit anderen ähnlichen. Wir wissen, daß diese Ähnlichkeiten, die Vergleichung erlauben, in der Natur außerordentlich weit gehen. Soweit die Vergleichbarkeit möglich wird, soweit ist die Anwendung von Gesetzen möglich. Zwar untersteht auch das Unvergleichbare dem Naturgesetz, aber dies Naturgesetz ist empirisch nicht auffindbar. Nun wissen wir aber: grundsätzlich wird, wenn auch nicht das Ganze, so doch jeder einzelne Teil innerhalb der Objektwelt irgendeinmal gesetzmäßig verstanden werden. Die Naturwissenschaft hat hier keine Schranke. Daraus folgt für das einzelne Naturgeschehen oder Naturobjekt: Der Anteil des Vergleichbaren an ihm wird sich grundsätzlich immer weiter ziehen lassen. Der indivi-

duelle Rest des noch nicht Vergleichbaren wird immer kleiner werden.

Hieraus folgt: in diesem stetig sich verkleinernden Rest von Unvergleichbarem kann das Wesen des Individuellen nicht liegen. Dieser ganze Abriß ist ja nichts als eine neue Wendung des alten Gedankengangs von der Unvollendbarkeit empirischer Erkenntnis. Es ist in bezug auf diese Erkenntnis, in bezug auf den Anteil des Vergleichbaren, bereits Naturgesetzen Unterstellbaren an Naturobjekten und Vorgängen rein zufällig, wieweit sie in dieser Hinsicht noch individuell und unauflöslich, wieweit sie schon unter Gesetze zu bringen sind. Wenn wir also vom Wesen der Individualität sprechen, so kann dieser durch den Stand unserer Erkenntnis begrenzte zufällige Charakter des Unvergleichbaren, zeitlich und örtlich Einmaligen nicht gemeint sein. Das Wesen des Individuellen, soweit es sich auf seine faktische qualitative Eigenart bezieht, aber als notwendig und konstitutiv erfaßt wird, muß vielmehr liegen in der besonderen Synthese verschiedener naturgesetzlicher Bestimmungen, deren Schnittpunkt gerade das hic et nunc bestehende Einzelne nicht als ein zufälliges, sondern als ein so besonders Bestimmtes und Notwendiges erscheinen läßt. Es ist also — im Gegensatz zu allen bisherigen Auffassungen von Individualität, gerade der gesetzmäßige Charakter, das besondere Zusammentreffen einer Vielzahl von Gesetzen in bezug auf die Einheit eines Vorgangs oder Zustandes, welches diese Einheit als eine notwendige erscheinen läßt, dasjenige was das wahre Wesen der Individualität ausmacht. Nicht die empirische Einmaligkeit und Unvergleichbarkeit, sondern notwendige Einheit in einem Naturvorgange oder Objekte als eine gesetzmäßig bestimmte, als ein Schnittpunkt einer Vielzahl von Gesetzen, — nicht das zufällige Sosein, sondern die Notwendigkeit des gerade Soseinmüssens als Naturobjekt macht seinen individuellen Charakter aus. Und dieser individuelle Charakter transzendiert durchaus nicht über die Naturerkenntnis, er setzt die Erkenntnis von Naturgesetzen zu seiner Möglichkeit erst voraus. Wir werden später zu zeigen haben, wie vom Begriff des gesetzlich bestimmten Einzelfalles über den Begriff des Typus zum Begriff des Gesetzes selber eine Kette logischer und methodologischer Notwendigkeiten führt.

Damit schalten wir die Irrationalität des Individuellen aus. Wir leugnen sie nicht im Sinne einer unvollendbaren Aufgabe für die Erkenntnis, aber soweit diese Aufgabe unvollendet ist, betrachten wir das irrationale Moment als nach Art und Umfang zufällig. Wir behaupten im Gegensatz zu diesem Begriff des Individuellen aber gerade einen zweiten, welchem die völlige Rationalität zum konstitutiven Merkmal wird; dieser ist kein anderer als der der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen, die vom

Gesetz bestimmt ist. Ihre Erkenntnis ist aber durchaus nicht unvollendbar; sie ist methodisch und sachlich gesichert und vom Geltungswert echter naturwissenschaftlicher Erkenntnis.

9. Bemerkungen zum Problem der Willensfreiheit und ihrer Vereinbarkeit mit der Naturbestimmtheit psychischen Geschehens.

Psychologische und transzendentale Freiheit.

Nur ein Moment ist es noch, welches im Anschluß hieran eine besondere Klärung erfordert, ehe wir das Kausalproblem und damit die Wissenschaftstheorie des Psychischen verlassen können: es läßt sich zusammenfassen in dem Problem vom Eingreifen der Willkür in den Zusammenhang der seelischen Abläufe. Diese Willkür hat die verschiedensten Benennungen und Theorien gezeitigt: »das Ich«, »der Wille«, »der Verstand«, »die Tatkraft« — etwas, was unter all diesen Benennungen verstanden werden soll, greift in das psychische Geschehen irgendwie zielrichtend ein. Es richtet »die Aufmerksamkeit« auf bestimmte Materien, es bedient sich reflektioneller Akte und reproduktiver Funktionen in einer Weise, die durch den bloßen naturbestimmten Fortgang des Geschehens in der Seele gar nicht beeinflußt zu werden scheint, es erzwingt Entschließungen und Handlungen, welche den Trieben und Interessetendenzen nicht nur nicht zu unterliegen scheinen, sondern direkt zuwiderlaufen können. Was ist dies für ein Moment des Seelischen? Seiner theoretischen Bestimmung innerhalb des seelischen Ganzen muß eine besondere Untersuchung gewidmet werden. Dabei wird es sich nicht vermeiden lassen, sowohl an das Problem der Willensfreiheit im psychologischen Sinne als auch an die Frage der Freiheit des Menschengeistes überhaupt und ihrer Vereinbarkeit mit der kausalen Determination alles Naturgeschehens, auch des psychischen, kurz zu rühren.

Auch bei der Berührung dieser Frage werden wir es uns zur Richtschnur machen, so präzise und exakt wie möglich zu sein und uns genau über die Grenzen klar zu werden, innerhalb deren sich unsere wissenschaftlichen Aussagen bewegen können und sollen. Alles Eingehen auf die Fülle der Behauptungen, Konjekturen, Dogmen, Konstruktionen und Fragestellungen, welche eine wahre Hochflut philosophischer Literatur auf diesem Gebiete seit dem hellenischen Altertum mit sich gebracht hat, werden wir vermeiden. Einen methodologischen Führer durch das Labyrinth von Erkenntniskritik und Spekulation, welches sich mit der Frage der menschlichen Freiheit auftut, besitzen wir, wie wir ihn sicherer und behutsamer uns nicht zu wünschen vermögen: es ist ein Gedankengang meines Lehrers

und Freundes Leonard Nelson, eine seiner schönsten Geistestaten, tiefsinnig und exaktwissenschaftlich zugleich[1]); an diesen wollen wir uns aufs engste anlehnen.

Wenn wir von Willkür und Freiheit im Seelenleben reden, so müssen wir zwei Begriffe scharf auseinanderhalten: den Begriff der transzendentalen[2]) Willensfreiheit einerseits, den der psychologischen Freiheit, wie Kant sagt, andrerseits. Die psychologische Freiheit besteht in der Möglichkeit so zu handeln, wie man will. Der Begriff der psychologischen Freiheit besagt also weiter nichts als die Abhängigkeit eines Geschehens von einem Wollen. Diese Abhängigkeit eines Geschehens von einem Wollen ist eben dadurch die Abhängigkeit eines Geschehens von einem anderen Geschehen, nämlich dem Vollzuge der Willensfunktionen. Insofern liegt dasjenige, was hier psychologisch Freiheit genannt wird, ganz im Bereich der Naturnotwendigkeit, und es wird zu ihr keine Unabhängigkeit von der Notwendigkeit des Müssens erfordert; handelt es sich doch bloß um eine bestimmte Art des Müssens. Wir bezeichnen also, wenn wir die psychologische Willkürlichkeit eines Geschehens behaupten, nur eine bestimmte Art der Ursache des Geschehens, nämlich ein Geschehen, welches dadurch verursacht ist, daß wir es wollen. Ob dieses Wollen seinerseits ursächlich bedingt ist oder nicht, diese Frage wird hierbei noch nicht berührt. Mag dies der Fall sein oder nicht: daß dies Wollen die Ursache für ein anderes Geschehen ist, ist davon unabhängig, wie dies Wollen selbst verursacht ist und ob es verursacht ist. Im Gegensatz hierzu bedeutet die transzendentale Freiheit die Unabhängigkeit meines Wollens von der Notwendigkeit eines Müssens. Also: ein Geschehen ist willkürlich oder psychologisch frei, wenn es nur von meinem Willen abhängt, ob es stattfindet oder nicht. Welches aber die Ursache dieses Willens ist und ob es für diesen Willensentschluß überhaupt eine Ursache gibt, diese Frage betrifft nicht die psychologische Freiheit, sondern die transzendentale. Über diese Unterscheidung muß man sich zunächst völlig klar sein.

Die Antinomie von Freiheit und Gesetz.

Man kann den Unterschied der psychologischen von der transzendentalen Freiheit auch so fassen, daß jene die Unabhängigkeit von äußeren Ursachen, diese die Unabhängigkeit von Ursachen überhaupt in sich begreift. Aus der Verwechselung dieser beiden

[1]) Kritik der praktischen Vernunft. 1917. Postulate der Anwendbarkeit des Sittengesetzes. S. 280, 295ff.

[2]) Unter dem Terminus transzendental verstehen wir mit Kant »den Grund der Möglichkeit des Apriori«. Die hier gemeinte Freiheit heißt transzendental, weil sie den Grund der Möglichkeit sittlichen Handelns gibt, ein Postulat der Anwendung des Sittengeszes (das a priori gilt) ist. Der Terminus transzendental sagt nichts aus über die Modalität dessen, wovon er prädiziert wird; die transzendentale Freiheit kann also, trotz ihrem transzendentalen Charakter, empirisch sein.

Begriffe von Freiheit erklären sich die vielen verfehlten Stellungnahmen, die wir in der philosophischen Literatur vorfinden. Es ergeben sich nämlich aus dieser Verwechselung folgende zwei Möglichkeiten. Erstens: die Verwechselung besteht darin, daß man die bloße Willkürlichkeit des Handelns schon als transzendentale Freiheit nimmt; dann muß man folgern, daß die Fähigkeit, zu wollen, bereits die Schranken der Naturnotwendigkeit überschreitet. Daraus folgt dann der Fehlschluß des gewöhnlichen Indeterminismus, daß das Faktum der Willkürlichkeit des Handelns bereits an sich die transzendentale Freiheit des Ganzen beweise. Zweitens: Man geht von der Unmöglichkeit der Freiheit in der Natur aus. Psychisches Geschehen ist ein Naturgeschehen. Daraus folgt der Schluß, daß willkürliches Handeln unmöglich ist, und eine leere Fiktion des Erlebens bedeutet. Dies ist der gewöhnliche Fehlschluß des Determinismus.

Diese Antinomie besteht also in der wechselseitigen Ausschließung der Voraussetzungen der Freiheit einerseits und der Naturgesetzlichkeit alles Geschehens andererseits. Freiheit schließt Gesetzlichkeit des Geschehens aus, letztere führt zur Unmöglichkeit von Freiheit.

Logische Zergliederung der Voraussetzungen der Antinomie.

Aus einer Prämisse allein ist aber kein Schluß möglich. Es kann daher weder aus dem Postulat der Freiheit allein auf die Ungesetzlichkeit des Geschehens, noch aus der Gesetzlichkeit des Geschehens allein auf die Unmöglichkeit der Freiheit geschlossen werden. Es müssen also in jedem dieser beiden Schlüsse noch andere Voraussetzungen enthalten sein. Diese wollen wir genau bestimmen.

Was behauptet das Postulat der Freiheit? Offenbar, daß die Naturgesetze nicht hinreichen, um das Geschehen zu bestimmen. Was behauptet andererseits die Naturgesetzlichkeit alles Geschehens? Offenbar, daß die Naturgesetze für alles Geschehen uneingeschränkt gelten.

Wenn daher von dem Postulat der Freiheit auf die Ungesetzlichkeit des Geschehens geschlossen wird, so ist dieser Schluß nur unter der weiteren Voraussetzung möglich, daß die Naturgesetze nur insofern uneingeschränkt gelten, als sie auch hinreichend sind, um das Geschehen zu bestimmen. Diese zweite Voraussetzung besagt also, daß die Naturgesetzlichkeit alles Geschehens dessen vollständige Bestimmtheit durch die Naturgesetze einschließt.

Wenn dagegen aus der Abhängigkeit alles Geschehens von Naturgesetzen gefolgert wird, daß die Naturgesetze hinreichend sind, um das Geschehen zu bestimmen, so daß Freiheit unmöglich wird, — so liegt bei diesem Schlusse dieselbe Voraussetzung vor wie bei den erstgenannten. Daß nämlich das Geschehen, sofern es unter Naturgesetzen steht, durch sie vollständig bestimmt sein muß.

Schließt die Naturgesetzlichkeit des Geschehens dessen vollständige Bestimmtheit ein?

Diese zweite Voraussetzung ist es, vermittelst derer das erste Mal von der Gültigkeit des Vordersatzes auf die des Nachsatzes geschlossen wird, vermittels derer das zweite Mal aber von der Ungültigkeit des Nachsatzes auf die Ungültigkeit des Vorsatzes geschlossen wird.

Um diese Frage zu entscheiden, müssen wir das logische Verhältnis zwischen dem Vordersatz und dem Nachsatz dieser Voraussetzung untersuchen. Wir müssen uns fragen, ob der Nachsatz logisch aus dem Vordersatz folgt. Wenn dies der Fall sein sollte, so müßte die Verneinung des Nachsatzes mit dem Vordersatz in Widerspruch stehen. Es müßte also die Annahme, daß das Psychische durch die Naturgesetze nicht vollständig bestimmt ist, im Widerspruch stehen mit der Naturgesetzlichkeit alles Geschehens.

Dies ist nun aber keineswegs der Fall. Rein logisch widerspricht der Behauptung der Gesetzlichkeit des Geschehens nur die Behauptung der Ungesetzlichkeit des Geschehens. Nun kann zwar ein nichtgesetzliches Geschehen auch nicht durch Gesetze vollständig bestimmt sein; wohl aber kann das Geschehen unter Gesetzen stehen, ohne durch diese Gesetze vollständig bestimmt zu sein. Wenn es nämlich positiv nicht durch Gesetze bestimmt ist, so braucht es darum noch nicht überhaupt ungesetzlich zu sein. Mit anderen Worten, wenn die notwendige Bedingung eines Geschehens seine Gesetzmäßigkeit ist, so braucht dies noch nicht zugleich seine hinreichende Bedingung zu sein.

Nelson bestätigt diesen Gedankengang daran, daß die Naturgesetze zwar die Abfolge eines Vorganges aus dem vorhergehenden bestimmen; daß aber kein Naturgesetz uns unmittelbar etwas darüber sagt, welcher Art der vorhergehende und so auch der folgende Zustand ist. Diese Feststellung über die wirkliche Existenz eines Zustandes gibt uns nur die Beobachtung.

Man kann dies auch so darstellen: wenn alles Geschehen unter Naturgesetzen steht, so kann es in keiner Hinsicht zufällig sein. Denn zufällig nennen wir das, was nicht mit Notwendigkeit bestimmt ist. Gehen wir davon aus, daß das, was wirklich geschieht, auch notwendig so geschieht, wie es geschieht, dann können wir allerdings behaupten, daß durch die Gesetzmäßigkeit des Geschehens alle Zufälligkeit ausgeschlossen ist. Dann ist alles Geschehen schon eindeutig und vollständig durch die Gesetze bestimmt.

Nun gehen wir tatsächlich von der Vorstellung aus, daß es in der Wirklichkeit keine Zufälle geben kann. Wenn wir etwas als zufällig bezeichnen, so behaupten wir nicht, daß es an sich unbestimmt sei, sondern nur, daß wir seine Notwendigkeit nicht einsehen. Wo wir also vom Zufall sprechen, tun wir dies nur mehr mit Bezug auf unsere Erkenntnis. Nicht das Sein an sich ist zufällig, sondern

wir setzen voraus, daß an sich nichts wirklich ist, was nicht auch notwendig so ist, wie es ist. Nicht dem Gegenstand, der wirklich ist, kann die Notwendigkeit seines Seins fehlen, sondern nur uns die Erkenntnis dieser Notwendigkeit.

Nun folgert Nelson weiter: Diese Feststellung ist ihrerseits wieder nicht logisch selbstverständlich. Es liegt nicht im Begriff des Wirklichen, daß es auch so, wie es ist, notwendig ist. Der Begriff der Notwendigkeit ist vielmehr ein eigener, von dem der Wirklichkeit unabhängiger Begriff. Wenn wir also behaupten, daß der Zufall nicht aus sich bestehen kann, sondern nur in einem Mangel unserer Erkenntnis besteht, so machen wir damit eine besondere, logisch nicht selbstverständliche Voraussetzung. Und nur vermittels dieser logisch nicht selbstverständlichen Voraussetzung können wir behaupten, daß die Gesetzlichkeit alles Geschehens seine vollständige Bestimmtheit einschließe. Denn ein Geschehen, welches durch die Naturgesetze nicht vollständig bestimmt wäre, bleibt insofern zufällig.

Aber noch eine zweite Voraussetzung ist notwendig, um von der Behauptung der Gesetzmäßigkeit hin zu derjenigen der vollständigen Bestimmtheit des Naturgeschehens zu gelangen. Aus dem Satze: Das an sich Wirkliche kann in keiner Hinsicht zufällig sein, — folgt der Schluß: das Naturgeschehen kann in keiner Hinsicht zufällig sein — nur unter der stillschweigenden Hinzunahme dieser zweiten Voraussetzung: daß das Naturgeschehen etwas an sich Wirkliches sei. Auch diese Voraussetzung ist logisch durchaus nicht selbstverständlich, denn sie behauptet nichts anderes, als die Unabhängigkeit des Naturgeschehens von unserer Erkenntnis — eine Behauptung, welche sich mit rein logischen Mitteln nicht begründen läßt; denn wir können sie verneinen, ohne auf einen logischen Widerspruch zu geraten.

Nelson faßt hiernach zusammen: Die Ausschließung der Zufälligkeit des Naturgeschehens enthält zwei allgemeine, logisch nicht selbstverständliche Voraussetzungen: Erstens: daß das an sich Wirkliche nicht zufällig sein kann, und zweitens, daß das Naturgeschehen etwas an sich Wirkliches ist.

Die Auflösung der Antinomie.

Greifen wir jetzt auf unsere Antinomie zurück. Man sieht nun, daß die Schlüsse, auf denen sie beruht, durchaus nicht logisch zwingend sind. Wenn man nämlich eine von den genannten beiden stillschweigenden Voraussetzungen aufhebt, so kann man die beiden ausgesprochenen Prämissen, von denen die Antinomie ausging, widerspruchslos vereinigen. Wir können also das Postulat der transzendentalen Freiheit und die Voraussetzung der Naturgesetzlichkeit alles Geschehens widerspruchslos vereinigen, wenn wir einen dritten Satz aufgeben, nämlich entweder den, daß das an sich Wirkliche

nicht zufällig sein kann, oder den, daß das Naturgeschehen etwas an sich Wirkliches ist. Mithin ist dargetan, daß jene Antinomie zwischen Determinismus und Indeterminismus logisch nicht zwingend ist. Das Postulat der transzendentalen Freiheit bedeutet also keinen logischen Widerspruch zu der Voraussetzung einer Naturwissenschaft, welche in der Naturgesetzlichkeit alles Geschehens besteht.

An dieser Stelle mehr zu sagen und Nelsons Gedankengang weiter zu verfolgen, ist für unseren wissenschaftstheoretischen Zweck nicht notwendig. Indem wir die widerspruchslose logische Vereinbarkeit des Postulats der transzendentalen Freiheit mit der Naturgesetzlichkeit alles Geschehens erwiesen haben, haben wir ein Gebot wissenschaftstheoretischer Klarheit erfüllt, welches uns auf die Schranke gesetzmäßiger Erkenntnis überhaupt hinweist. Für unsere psychologische Aufgabe aber haben wir uns innerhalb dieser Schranken, innerhalb der Sphäre des Geschehens zu bewegen, insofern es naturgesetzlich bestimmt und bestimmbar ist. Diejenige Freiheit, welche wir hier in der Seele anzutreffen vermeinen, vermögen wir mit diesen Erkenntnismitteln nur aufzufassen als die psychologische Freiheit, die Freiheit zu handeln wie das Wollen es bestimmt. Das Wollen sowohl als auch seine Wirkung im Handeln fallen damit unter die Objekte naturwissenschaftlicher Erkenntnisweisen; und diese Freiheit, welche die bloße Willkür des Handelns zum Ausdruck bringt und deren Erscheinungsweisen sich aus der Phänomenologie und Theorie der wollenden Funktionen werden entwickeln lassen, liegt auch schon unterhalb der Sphäre wissenschaftstheoretischer Feststellungen. Diese Freiheit ist, wie Kant einmal bemerkt, nur die Freiheit eines Bratenwenders, der, wenn er aufgezogen ist, sein Geschäft von selber verrichtet.

Prolegomena zur allgemeinen Psychiatrie als strenger Wissenschaft.

Die allgemeine Psychiatrie und die psychiatrische Gesamtforschung.

Wenn wir es unternehmen, im folgenden die Grundlinien der allgemeinen Psychiatrie zu entwickeln, so drängt uns dazu die Erkenntnis von der unumgänglichen Notwendigkeit, innerhalb des Ganzen psychiatrischer Forschung einen grundsätzlich neuen, anderen Begriff von allgemeiner Psychiatrie zur Verwirklichung bringen zu müssen, als ihn die bisherige Literatur, so reich an Lehrbüchern und Synopsien sie ist, zur Geltung gebracht hat. Angesichts der überwältigenden Fülle didaktischer Werke, in welchen die Geistesarbeit von zwei Generationen bedeutender Forscher zusammengefaßt wird, erscheint es vermessen, ein neues Unternehmen mit dem Anspruch, das Lehrgebiet der Psychiatrie in bestimmter Form neuer und richtiger zu vermitteln, als dies bisher geschah, in die Welt zu setzen. Und besonders schwer muß das Gefühl der Verantwortung für ein solches Unterfangen zu einem Zeitpunkt sein, wo die Forschung selber in allen ihren Einzelzweigen ein Entwicklungsstadium durchmacht, in dem sich eine ordnende Zusammenfassung ihrer Methoden und Ergebnisse von selber zu verbieten scheint.

Wenn im folgenden diese ordnende, didaktische Zusammenfassung eines Teilgebietes der Psychiatrie dennoch wenigstens begonnen wird, so besteht hierfür nur eine einzige, aber zwingende Rechtfertigung: Es wird über das Wesen der Psychiatrie als Wissenschaft, über ihre Grundlegung und Methodologie prinzipiell neues gesagt werden; und dieses Neue wird von bestimmendem Einfluß auch auf die systematische und didaktische Bearbeitung der materialen Bestände psychiatrischer Forschung sein.

Nicht als ob die Gesichtspunkte, für deren systematische Anwendung wir den Charakter der Neuheit in Anspruch nehmen, sich nicht schon in Arbeiten und Werken einzelner hervorragender älterer und jüngerer Forscher fänden. Aber wo sie sich fanden, blieben sie in Vereinzelung und ohne die systematische und methodische Anwendung, welche wir im folgenden zu geben die Absicht haben.

Als Aufgabe der allgemeinen Psychiatrie betrachten wir die Grundlegung, Sicherung und Begrenzung des Erkenntnischarakters und der Wissenschaftlichkeit psychiatrischer Forschung überhaupt.

Das Thema dieser Untersuchung schließt also die Voraussetzung in sich, daß die Grundlagen der Psychiatrie als Wissenschaft ein Problem bilden. Indem sie die Lösung dieses Problems in Angriff nimmt, setzt sie dieses Unternehmen mit dem Begriff einer allgemeinen Psychiatrie gleich.

Die Berechtigung der Voraussetzung, daß die Grundlagen der Psychiatrie als Wissenschaft nicht feststehen, sondern problematisch sind, wird durch die folgenden Untersuchungen eingehend dargetan werden. Es darf übrigens als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden, daß diese Problematik von der Mehrzahl der Verfasser didaktischer Werke in der Psychiatrie erfaßt worden ist; worauf sich dann alsbald das Schauspiel abzuspielen pflegt, daß jeder dieser Autoren es unternimmt, diese Problematik auf eigene Faust in der Einleitung zur materialen Darstellung gleichsam en passant und nebenbei zu »erledigen« — durch irgendeine unausgegorene psychophysische oder sonstige Konzeption[1]).

Indessen um diese Problematik, der das ganze vorliegende Werk sich widmet, handelt es sich uns hier nicht. Zunächst ist die andere Berechtigung zu erweisen, daß nämlich eine derartige Untersuchung über die Grundlagen, Möglichkeiten und Grenzen der Psychiatrie als Wissenschaft gleichgesetzt werden dürfe mit dem Inbegriff des Wissensgebietes, welches bisher als »allgemeine Psychiatrie« bezeichnet worden ist.

Lassen wir es noch dahingestellt, inwieweit die Psychiatrie den Anforderungen und Kriterien der Wissenschaft überhaupt bisher zu genügen vermocht hat, so ist doch soviel sicher, daß diese als Wissenschaft auftretende Lehre ihrer Natur nach keine theoretische Disziplin, sondern daß sie eine praktische, angewandte Wissenschaft war und sein wollte. Und ferner ist klar, daß die Psychiatrie in diesem wissenschaftlichen Gewande nicht auf Prinzipien und Maximen, Grundsätze und Methoden eigenen Wesens aufgebaut, nicht autologisch war, sondern daß sie sich auf eine Reihe ihr zugrunde liegender anderer Wissenschaften zu ihrem eigenen Aufbau stützen, berufen und zurückbeziehen mußte. Das liegt in der Natur der für die Psychiatrie zur Forschung sowie zur Lehre dienenden Ausgangspunkte und Gegebenheiten. Diese sind in ihrem Wesen recht heterogener Art. Psychologische Aussagen von Erlebnissen und Vorgängen in ihren Kranken, objektiv psychologische und psychophysische Feststellungen und Messungen, experimentellpsychologische Abwandlungen gebräuchlicher normalpsychologischer Versuchsmethoden — drei Gegebenheitsreihen, die in sich wesens-

[1]) In der Ära nach Griesinger hat von allen Autoren synoptisch-didaktischer Werke nur Dittmar (Vorlesungen über Psychiatrie. Bonn 1878) einen besonderen ersten Band »Grundlegungen der Psychiatrie« erscheinen lasesn. Er entschuldigt sich auch entsprechend wegen der Ausführlichkeit dieses Unternehmens, welches ihm übrigens den (sachlich nicht unberechtigten) Spott Westphals zuzog (Archiv f. Psychiatrie. IX. S. 451ff.).

verschieden sind, weisen in ihrer wissenschaftlichen Gewinnung und Ordnung auf die Psychologie als dasjenige zugrunde liegende Wissenschaftsgebiet hin, dessen eigene Voraussetzungen, Grundlagen, Methoden und Ergebnisse hier nur ein neues Feld ihrer Anwendung und Betätigung finden. Physiologische, hirnanatomische und neurologische Gesichtspunkte und Fragestellungen, biologische und allgemeinpathologische Annahmen und Lehren über die Vererbungsgesetze und das Konstitutionsproblem besitzen in der Psychiatrie ebenfalls ein neues materiales Bestimmungsfeld, wurzeln aber mit ihren Grundlagen in ihren eigenen Sondergebieten. Die klinische Heuristik, die Zusammenstellung und Ordnung der Zustandsbilder und Verlaufsformen, ja die Anwendung des Krankheitsbegriffes selber und das Aufsuchen seiner konstituierenden Merkmale, die Schaffung von Symptom- und Krankheitsentitäten mit all ihrer Komplizierung, die Stellung von Diagnose und Prognose sind ihren Prinzipien nach aus dem Arsenal allgemeiner medizinischer Fundamente entlehnt. Und dennoch sind sie ihrer grundsätzlichen psychiatrischen Geltung nach, sieht man einmal von allen wohlbegründbaren praktischen Konventionen ab, zunächst nicht mehr als ungeheure problematische Metaphern[1]). — Hier sei eine Einschaltung gestattet. Die heutige Forschung ist sich der Metaphorie ihres Krankheitsbegriffes in seiner psychiatrischen Anwendung kaum deutlich bewußt. Er ist ihr etwas selbstverständliches. Daß er in unklarster Weise von der symptomatologischen nach der nosologischen Seite hin und her schwankt, daß es faßbare Kriterien einer psychiatrischen Krankheitseinheit generell überhaupt nicht und in der Praxis nur für ein umschriebenes organisches Gebiet gibt, dies alles und noch unendlich viel anderes macht sie in der prinzipiellen Selbstverständlichkeit nicht irre, mit welcher sie den Krankheitsbegriff als solchen von der Medizin her übernimmt. Dies war historisch keineswegs immer so. Die spekulative und moraltheologisch orientierte Psychiatrie der älteren Periode sah das hier sich aufführende Problem in seiner abstrakten Reinheit noch deutlich. Sie löste es methodisch und systematisch falsch[2]). Aber sie überging es nicht. Und noch Grie-

[1]) Man kann sich dies sofort klarmachen: man denke nur etwa an die Verschiedenheit der Bedeutung des Krankheitsbegriffes bei der Krankheit Paralyse, der »Krankheit« Hysterie, der »Krankheit« Schizophrenie — ferner etwa der »Krankheit« Idiotie und der »Krankheit« moral insanity; man denke ferner an die Schwierigkeiten des Begriffs des Pathologischen und seines Verhältnisses zum Abnormen, an die Begriffe »pathologischer Charakter«, Psychopathie usw. Kein einziger dieser Krankheitsbegriffe, auch der der Paralyse nicht, zeigt mehr als eine bloße Analogie zu den Krankheitsbegriffen der Klinik körperlicher Organ- und Funktionsstörungen; einzelne ähneln logisch körperlichen »Krankheiten«, wie Sechsfingrigkeit, Linkshändigkeit oder Situs inversus, die selber als Krankheiten nur metaphorisch bezeichenbar sind.

[2]) Kieser, Elemente der Psychiatrik, 1855, aus dem Begriffe Gottes, Heinroth (Psychisch gerichtl. Medizin. Leipzig 1825) und Hoffbauer (Krankheiten der Seele. Halle 1803) aus dem Begriff der Schuld und aus dem »Widerspruch zur Naturbestimmung« (Hoffbauer, I. S. 274—276); ähnlich Reil u. a. m. Längst

singer, der dem Unfug dieser Richtung praktisch und theoretisch ein Ende bereitete, sah dieses Problem und suchte ausführlich zu begründen, warum er in der Psychiatrie nur den symptomatologischen Krankheitsbegriff gelten lasse und ihm den pathogenetischen einer Hirnpathologie als ideale Forderung gegenüberstellte, zugleich mit der Resignation hinsichtlich der Hauptforderung, beide in einer nosologischen Einheit jemals verschmelzen zu können[2]). Schon Westphal, dem ersten Kliniker im modernen Sinne, war aber dieser theoretisierende Standpunkt zu »spekulativ«[3]). Für ihn bildete die klinische ungeklärte Übernahme des Terminus Krankheit auf diejenigen Beobachtungskomplexe, welche der Kliniker autonom zusammenfassen zu dürfen glaubte, kein besonderes Problem. Und seitdem ist der klinische Arbeitsgesichtspunkt ja der selbstverständliche, »voraussetzungslose« geworden, welchem jeder Primat gegenüber den »Hilfswissenschaften« zusteht. Und doch ist die Übernahme des Krankheitsbegriffes in die Psychiatrie keine so einfache und problemfreie Sache. Vielmehr besteht hier genau solch ein Problem wie bei allen heterologischen Arbeitsmaximen, seien sie nun physiologischer, biologischer oder psychologischer Art. Ihr Nebeneinander und Durcheinander soll aber im wissenschaftlichen Gesamtgebäude der Psychiatrie zu einem Miteinander, zu einer synthetischen Einheit werden, in welcher die Geltungssphäre jedes einzelnen dieser Arbeitsgesichtspunkte sich klar und scharf umreißen läßt[4]). Dies soll schon hier betont werden.

Um nun in unserer Aufzählung der heterologischen Erkenntnisquellen der Psychiatrie fortzufahren, so sind endlich auch die soziologischen und die kriminologischen Gesichtspunkte mit ihren larvierten normativen Stigmaten von einer anderen »Grenzwissenschaft« her, also gleichsam von außen, der Psychiatrie zugebracht worden und ihr im Kerne wesensfremd.

---

vor ihren maximenlosen, zu Unrecht gerühmten Gegnern Nasse und Jacobi trat von philosophischer Seite aus Fries derartigen Bestrebungen entgegen (Psych. Anthropologie. II. Jena 1820). Er erkennt klar die ärztliche Zuständigkeit zu psychiatrischer Forschung (S. 108), verwirft die »ethisch-theologische« Wendung des Krankheitsbegriffs (S. 110) mit feinem Spott, betont den symptomatologischen Charakter der gefundenen psychischen »Krankheitseinheiten« (S. 154ff., immer zit. nach der 2. Aufl. 1837) und die somatisch-pathogenetische Basis derselben, und durchdringt dennoch die psychische Symptomatik mit dem ganzen Scharfsinn des psychologischen Denkers.

[2]) Pathol. u. Therapie der psychischen Krankheiten. Braunschweig 1861, zit. 3. Aufl. 1871, 1. Abschnitt.

[3]) Archiv f. Psychiatrie. Bd. I. 1868.

[4]) Es ist — unter der Herrschaft dieses reinen Klinizismus — noch verständlich, wenn z. B. Isserlin (Aschaffenburgs Handbuch. 1913. A 2. S. 112ff.) die Notwendigkeit der Anwendung psychologischer Methoden für die klinische Forschung nicht ohne weiteres anerkennt, sondern zum Problem macht — welches er übrigens naturgemäß bejahend löst. Daß aber ein Denker seines Ranges diesen Primat des Klinizismus selber in all seiner Verschwommenheit zum Angelpunkt seiner Fragestellungen zu machen für selbstverständlich und fraglos hält, übersteigt mein Verständnis. Bei Kraepelin selber ließe eine solche Einstellung sich allenfalls begreifen!

Dieses stumme Verharren der Psychiatrie, als einer autochthonen Wissenschaft, geht so weit, daß sie selbst auf das Auffinden eigener, für sie wesensspezifischer wissenschaftlicher Möglichkeiten beinahe verzichtet zu haben scheint und jeden Fortschritt der Erkenntnis lediglich von solchen äußeren Anstößen erwartet. So ist in den letzten Jahrzehnten die Anwendung serologischer und biochemischer Forschungen, besonders in der Erkenntnis der endokrinen Drüsenfunktionen, gleichsam die neue Zukunftshoffnung geworden, von der auch die Psychiatrie wissenschaftlichen Fortschritt erwartet.

Es wird nicht etwa hier bestritten, daß der Psychiatrie durch diese Abhängigkeit von den verschiedensten heterologen wissenschaftlichen Disziplinen allererst wissenschaftliches Leben, Wachstum, Vertiefung und Größe, Einsicht und Fortschreiten gewährleistet ist. Diese Abhängigkeit als solche wird hier vielmehr als Faktum behauptet und für die Psychiatrie in ihrem bisherigen wissenschaftlichen Charakter als wesentlich bezeichnet. Die sogenannte spezielle Psychiatrie hat auch niemals mehr sein wollen, als eine praktisch brauchbare, dem jeweiligen Stande der Einzelerkenntnis entsprechende Darstellung des unter diesen heterologen Gesichtspunkten bearbeiteten Gegebenheitsmaterials nach den Regeln der Klinik, des ärztlichen Tuns. Die forensische Psychiatrie wandelte dann, mit meist nicht einmal sehr viel Talent, die medizinischen Leitmaximen in logische Kompromißbildungen zwischen medizinischen und kriminologischen Lehrbegriffen um.

Einzig die allgemeine Psychiatrie erstrebte von jeher eine systematisch-sachliche Darstellung des Gegebenheitsmaterials unter Gesichtspunkten der Zusammenstellung und Ordnung, welche ihrerseits vom praktisch-klinischen Zweck sich in gewisser Weise loszulösen suchten. Aber die Gesichtspunkte dieses Verfahrens blieben auch dann noch heterologische. So werden z. B. in der allgemeinen Psychiatrie zwar keine Krankheitsbilder nach mehr oder weniger groben Analogien zu körperlich-medizinischen Krankheitsbildern aufgestellt, aber das grundlegende allgemeine Problem wissenschaftlichen Denkens, ob und in welchen verschiedenen Bedeutungen der medizinisch-somatische Krankheitsbegriff auf die Gegebenheitsreihen der Psychiatrie übertragbar ist, in welchen Beziehungen Symptom und Krankheit dort zueinander stehen, bildete für die bisherige allgemeine Psychiatrie nicht einmal eine Fragestellung. Wie in der speziellen Psychiatrie, so wurden auch in der allgemeinen die Materialien der Psychiatrie gleichsam in ein Repertorium gebracht. Die Ordnungsgesichtspunkte dieses Repertoriums sind nun zwar andere als die klinischen der speziellen Psychiatrie, aber auch sie sind höchst anfechtbarer Art. Entweder nämlich stammen sie aus einer willkürlichen, subjektiv hypostasierten psychophysischen, hirnpathologischen, biologischen oder normativen Theorie, welche der betreffende Autor gerade für besonders wichtig hält, sind also dogmatisch und damit

unwissenschaftlich. Oder, im günstigeren Falle, sind die Ordnungsgesichtspunkte der Tatsachensammlung wahllose, unkritisch übernommene, ungeordnet nebeneinander gereihte Maximen jener heterologischen Hilfsdisziplinen, die oben aufgezählt wurden. Ihre Fundamente und Geltung werden ebenso vorausgesetzt, wie ihre Übertragung und Anwendung in der allgemeinen Psychiatrie selbstverständlich und problemfrei erscheint. Eine systematische Beziehung derselben in die Form einer Einheit findet nicht statt.

Dies jedoch ist gerade die Aufgabe und das Problem für eine allgemeine Psychiatrie, welche als reine Wissenschaft auftreten will. Ein bloßes Sammeln aller möglichen heterogenen Tatsachen und Meinungen ohne inneres Gesetz und ohne tieferen Sinn, nach irgendwelchen zufälligen und ganz unbewiesenen Gesichtspunkten der Wahl — ein Repertorium solcher Art ist überflüssig. Es trägt der wissenschaftlichen Aufgabe in keiner Weise Rechnung, welche der allgemeinen Psychiatrie gesetzt ist. Die allgemeine Psychiatrie soll kein Repertorium sein, sie darf dies ruhig der speziellen überlassen. Sie müßte gerade zur Aufgabe haben, die oben angeschnittenen Fragen einer Klärung zuzuführen. In ihrer bisherigen Form bleibt die allgemeine Psychiatrie genau so äußerlich und in ihrer Berechtigung als Wissenschaft unbewiesen, wie es die Repertorien der speziellen Psychiatrie sind. Die letztere hat nur wenigstens den praktisch ärztlichen Zweck zur Begründung ihres Verfahrens für sich; sie ist angewandte Wissenschaft: die allgemeine Psychiatrie soll strenge Wissenschaft sein[1]).

Die allgemeine Psychiatrie, wie sie sein müßte und zu fordern ist, hat den wissenschaftlichen Charakter psychiatrischer Forschung darzutun, zu beschreiben, zu rechtfertigen, zu begründen und zu begrenzen. Nicht auf die systematisch sachliche Tatsachensammlung läuft sie hinaus, sondern auf die methodische und theoretische Sicherung einer solchen Tatsachensammlung als einer Ordnung und Wissenschaft, die dann in der speziellen und klinischen Psychiatrie ihre Anwendung und Bewährung findet. Sie hat in diesem Sinne Logik und Theorie der Psychiatrie überhaupt zu sein und zu enthalten.

Der theoretische Charakter der allgemeinen Psychiatrie.

Wir haben gesagt, es sei die Aufgabe der allgemeinen Psychiatrie, die Logik und Theorie der Psychiatrie überhaupt zu begründen und zu entwickeln.

Dieses Postulat gilt für jeden Fall, auch für den — logisch immer-

[1]) Lediglich der geistvolle Hellpach empfand die hier bestehende Aporie und suchte ihr in seiner Weise abzuhelfen. Vgl. Hellpach, Grundgedanken zur Wissenschaftslehre der Psychopathologie. I. Archiv f. d. ges. Psychologie. VII. S. 143—226.

hin denkbaren —, daß eine Psychiatrie als Wissenschaft sich als unmöglich, als unrealisierbar erweisen sollte. Ein solcher Nachweis könnte nur auf Grund der Ergebnisse der geforderten Untersuchungen über den Wissenschaftscharakter der Psychiatrie erbracht werden. Auch zu seiner Erbringung also werden derartige Untersuchungen bereits vorausgesetzt.

Ebenso gilt unser Postulat auch dann, wenn zwar nicht der Wissenschaftscharakter der Psychiatrie überhaupt, wohl aber ihre Möglichkeit als autochthone Wissenschaft, als Wissenschaft eigenen Wesens, eigener Fundamente, Methodik und Struktur in Frage steht und zum Problem gemacht wird. Dieses Problem besteht de facto, und es besteht auch zu Recht. Ihm ist ein großer Teil der folgenden Untersuchungen gewidmet. Es könnte nun dieses Problem verneinend entschieden werden; aber auch dann ist es notwendig, die Möglichkeiten, die Tragweite und die Grenzen der Anwendung anderer Wissenschaften, ihrer Fundamente, Maximen und Methoden in der Psychiatrie wissenschaftlich zu untersuchen und ihr gegenseitiges Verhältnis, ihre Ordnung und Rangordnung in der Einheit des psychiatrischen Materialgebietes logisch und theoretisch darzutun. In diesem Sinne hat jede allgemeine Psychiatrie theoretische Psychiatrie zu sein — oder sie wird eine unwesentliche Zusammenstellung von Tatsachen, deren wissenschaftliche Dignität und Bedeutsamkeit dogmatisch hingenommen, ungeklärt belassen oder heteronom begründet erscheint.

Indem wir diese Aufgabe einer allgemeinen Psychiatrie als theoretischer Psychiatrie, als Klärung der Grundlagen und Möglichkeiten der Psychiatrie als Wissenschaft, behaupten, sind wir uns bewußt, daß die Mehrzahl der Psychiater selber eine derartige Aufgabestellung so grundlegender Art mit erstauntem Mißtrauen, ja mit Widerstreben hinnehmen wird. Der Begriff des Theoretischen in der Psychiatrie ist mit einem gewissen Odium behaftet. Theoretische Untersuchungen gelten als unzeitgemäß, ja, als bedenkliche Verirrungen. Und das ist nach mancherlei schlechten Erfahrungen gerade in der Psychiatrie nicht frei von einer gewissen Berechtigung. Sogleich wird sich daher auch diesmal wohl der Einwand erheben, was wohl theoretische Erörterungen zu bedeuten haben und nützen können gegenüber einer im äußersten Fortschritt begriffenen, mit allen Mitteln moderner Forschung arbeitenden praktischen Disziplin. War doch bisher psychiatrische Theorie meist nicht viel anderes als ein zweckloses Schwelgen in unerfreulichen Terminologien ohne Wert für den Fortschritt des Erkennens. Ja diese Theorien haben vielfach gerade den wahren Fortschritt der Psychiatrie — den ihr erst die Anwendung und der Ausbau naturwissenschaftlicher Verfahrensweisen gebracht haben, in der älteren Ära der psychiatrischen Forschung lange Jahrzehnte hintangehalten, bis Griesinger als erster Psychiatrie auf die moderne praktisch-klinische Basis zu stellen vermochte. Vielleicht wird mancher Forscher in dem bloßen Versuch einer Wiedereinführung

theoretischer Bestimmungen und Besinnungen in die Psychiatrie bereits ein erneutes Auftauchen des seit jener Ära erloschenen Anspruchs befürchten, den die Geisteswissenschaft mit Kant[1]) an die Seelenkrankheitskunde gestellt hatte und der sie nur in Irrweg und Gestrüpp festhielt, bis große Naturforscher sie mühsam befreiten.

So ist vorauszusehen, daß die Mehrzahl der Forscher die hier gestellte Aufgabe einer allgemeinen Psychiatrie als theoretischer Grundlegung der Psychiatrie als Wissenschaft nur wie ein abseitiges Kuriosum betrachten wird. Sie wird zu ihren Mikroskopen und Meerschweinchen, zu ihren Ergostaten und rotierenden Trommeln, zu der erprobten klinischen Empirie der gerade beliebten Schule zurückkehren. Das läßt sich nicht ändern. Der Anspruch aber der Probleme selber aber bleibt bestehen; sie lassen sich nichts abdingen.

Das Odium alles Theoretischen in unserer Wissenschaft erfordert von vornherein die Abwehr von Mißverständnissen gegenüber unserer Aufgabenstellung. Und so sei sogleich betont: die Aufgabe von Untersuchungen zur allgemeinen Psychiatrie kann und soll es nicht sein, der Fülle dogmatischer Theorien des Psychischen oder des Psychotischen eine »bessere« oder »richtigere« hinzufügen. Den Unwert aller derartiger Theorien sollen und werden sie vielmehr klar erweisen. Ebenso beabsichtigen sie nicht, Psychiatrie als Naturwissenschaft und ihre verschiedenen so erfolgreichen Verfahrensweisen in ihrem Werte herabzusetzen, oder den Anspruch dieser Verfahrensweisen an die Bearbeitung psychiatrischer Probleme irgendwie, sei es grundsätzlich oder im einzelnen, auch nur im mindesten einzuschränken oder anzuzweifeln. Aber allerdings gehen sie von der Überzeugung aus, daß die systemlose und unkritische Anwendung jener Methoden trotz aller durch sie erzielten Einzelergebnisse nicht genügt, um Psychiatrie aus dem Stande bloßen Wissens in den der Wissenschaft zu erheben. Und sie sehen in dieser Ordnung der

[1]) Die berühmte Stelle (Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 1799. S. 152ff.) ist übrigens nicht so radikal in dieser Hinsicht, als die medizinischen und psychiatrischen Zitatoren sie auffassen. Sie enthält sogar ein Gran attischen Salzes, das noch heute nicht taub geworden ist. Sie lautet in ihrem vollständigen Zusammenhang: »Wenn jemand vorsetzlich ein Unglück angerichtet hat und ... ausgemacht werden muß, ob er damals verrückt gewesen sey oder nicht, so kann das Gericht ihn nicht an die medizinische, sondern müßte ihn an die philosophische Facultät verweisen. Denn die Frage: ob der Angeklagte bey seiner Tat im Besitz seines natürlichen Verstandes- und Beurteilungsvermögens gewesen sey, ist gänzlich psychologisch und, obgleich körperliche Verschrobenheit der Seelenorganen vielleicht wohl bisweilen die Ursache einer unnatürlichen Übertretung des (jedem Menschen beywohnenden) Pflichtgesetzes seyn möchte, so sind die Aerzte und Physiologen überhaupt doch noch nicht so weit, um das Maschinenwesen im Menschen so tief einzusehen, daß sie die Anwandlung zu einer solchen Gräueltat daraus erklären, oder ... sie vorher sehen könnten ...« Kant vermißt also die Erkenntnis der somatisch-pathogenetischen Basis psychischer Krankheiten bei den Medizinern, und innerhalb der rein psychologischen Sphäre durchschaut er klar das Metaphorische des Krankheitsbegriffes. So kommt er zu seiner Stellungnahme.

disjecta membra unseres Wissens zu einer systematischen Einheit, die ihre Rechtsgründe und ihren Aufbau in sich selber zu rechtfertigen vermag, einen wesentlichen Fortschritt des Erkennens für unsere Wissenschaft nicht weniger als für alle Einzelwissenschaften.

Hierin erblicken sie ihre Aufgabe, und diese ist methodologischer, logischer und theoretischer Natur.

Argumente für den praktischen Nutzen theoretischer Untersuchungen in der allgemeinen Psychiatrie.

Dem Zweifel an der Zweckmäßigkeit einer Untersuchung, wie sie hier in Angriff genommen wird, möchten wir noch weiter entgegenkommen. Bevor wir die immanente Notwendigkeit der Inangriffnahme des uns gestellten Problemgebietes dartun und so den kritischen Zugang zu seiner Lösung erarbeiten, möchten wir gerade den praktischen Zweckgesichtspunkt solcher Arbeit betonen. Er ergibt sich zwanglos aus einem kurzen Rundblick über die gegenwärtige Lage der psychiatrischen Forschung, so wie er an früherer Stelle dieses Buches gegeben wurde[1]); und die aus ihr hervorgehende, offen zutage liegende Zweckmäßigkeit eines solchen theoretischen Einstellungsversuches auf die in der Psychiatrie wesentlichen Fragen dient als vorläufige Argumentatio ad hominem für die Nützlichkeit dieses Unterfangens. Es wird hierzu kein Gesichtspunkt benötigt, der nicht in gewöhnlichen Tagesgesprächen der Psychiatrie immer wieder zutage träte.

Da ist zunächst die nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß die gegenwärtig geübten Bearbeitungsweisen unseres Gebietes zurzeit nicht gerade von glänzenden Erfolgen gekrönt zu sein scheinen. Dies Urteil soll wahrhaftig nicht den gewaltigen Fortschritt verkleinern, den die Menschlichkeit und Fürsorge des Arztes in der Behandlung und Pflege der Geisteskranken innerhalb weniger Generationen geschaffen hat, und den uns neuerdings Kraepelin[2]) wieder vor Augen gestellt hat. Noch weniger entspringt diese Meinung aus einem Mangel an Kenntnis oder Achtung des wissenschaftlichen Gebäudes, welches unsere großen Forscher aus den Bausteinen der Histopathologie und Lokalisationslehre, der Biologie, Serologie und Chemie, der Psychologie und des klinischen Erfahrungsreichtums zusammengemauert haben. Daß diese Bearbeitungsweisen der Psychiatrie notwendig und wesentlich zu eigen sind und die Träger und Grundmauern ihrer bisherigen Erfolge, dies zu leugnen wäre verbohrt, es dankbar anzuerkennen und sich in praktischer Eigenarbeit dieser Wege zu bedienen, ist selbstverständlich. Was aber das wissenschaftliche Ganze der Psychiatrie und den Fortschritt des

[1]) Vgl.: Ein Rundblick über den gegenwärtigen Stand usw. S. 97 ff.
[2]) Hundert Jahre Psychiatrie. 1918.

Erkennens darin anbetrifft, so besteht in ihrem gegenwärtigen Stande kein sichtbarer Ausweg vor der beklemmenden Tatsache, daß diese genannten Methoden sich allmählich in der Fülle ihrer Ergiebigkeit zu erschöpfen drohen, daß eine gewisse Sterilität der Forschung herannaht, die in einem oft schwer empfundenen Mißverhältnis zu der Fülle, der Mühseligkeit, dem Scharfsinn und der Selbstlosigkeit der geleisteten Arbeit steht. Und was bedenklicher ist — es ist nach Lage der Sache auf absehbare Zeit hierin keine wesentliche Änderung zu erwarten. Um zu einem solchen Schlusse zu kommen, ist es freilich geboten, den Blick nur auf grundsätzliche Errungenschaften zu richten, sich aber nicht täuschen zu lassen durch die wohl zu erwartenden Einzelergebnisse im Fluß befindlicher Forschungsweisen, welche grundlegend Neues, Weiterführendes nicht aus sich zu erzeugen vermögen. Wie sich dieser Stand unseres erkenntnismäßigen Fortschreitens in unserer Disziplin ändern ließe, darüber sind uns nur unsichere Zukunftsvermutungen möglich. Immer liegen diese Aussichten gleichsam auf Nebenkriegsschauplätzen; immer wirken sie als äußere Ausflüsse fremder Disziplinen. Die Psychiatrie selber muß sich tatlos gedulden, bis vielleicht die physikalische Chemie und chemische Biologie der inneren Sekretion zu grundlegenden neueren Entwickelungen gelangt, die dann auch auf unsere Disziplin anwendbar wären. Kurzum fremde Hilfswissenschaften sind es, auf die wir zur Legung neuer Wege und zur Urbarmachung von Neuland hilflos angewiesen zu bleiben scheinen. Erst wenn sie dazu führen sollten, uns etwa die Befunde der Morphologie des Zentralnervensystems biologisch oder physikalisch chemisch begreifen zu lassen, rücken auch wir wieder einen Schritt vorwärts. Von allem dem war schon an früherer Stelle ausführlich die Rede; und bereits dort hat es uns zu der Frage geführt: soll die Psychiatrie in tatloser Abhängigkeit auf diesen Tag warten, und bis dahin Kärrnerarbeit zu ihrem alleinigen Gegenstande machen?

Wer diese Frage bejaht, für den besteht das Problem nicht, ob Psychiatrie als autologe Wissenschaft möglich und gefordert ist. Dies wäre nun an sich noch nicht unstatthaft; denn eine dahin zielende Untersuchung könnte ja zu dem Ergebnis führen, daß die Möglichkeit der Psychiatrie als Sonderwissenschaft zu verneinen wäre. Gewöhnlich aber enthält die Bejahung unserer Frage noch etwas anderes, nämlich das Bekenntnis zu der Überzeugung, daß die einzige wissenschaftliche Möglichkeit für die Psychiatrie von der Seite der physischen Forschung her zu erwarten sei und sein dürfe. Nun wissen wir ja, daß die Sonderstellung der Psychiatrie, welche ihre Eigenart, ihre Schwierigkeiten und ihr wissenschaftliches Zurückbleiben hinter anderen Forschungsweisen bedingt, auf der Tatsache beruht, daß ihr physische und psychische Gegebenheiten gleichzeitig als Material und Ausgangspunkt dienen. Die Inkommensurabilität dieser beiden Gegebenheitsreihen scheint es mit prinzipieller Notwendigkeit verhindern zu müssen, das Wissen von ihrem Neben-

einander und Miteinander in die Form einer übergeordneten wissenschaftlichen Einheit zu bringen, deren Inhalte exakt bestimmbar wären. Jedoch wenn wir auch das Verhältnis des Psychischen und Physischen nicht zum Range exakt bestimmbarer Erkenntnis zu erheben vermögen, so folgt daraus noch nicht, daß nicht dennoch eine wissenschaftliche Disziplin systematisch einheitlicher Art möglich wäre, die beiden Gegebenheitsreihen in logisch adäquater Weise gleich gerecht zu werden vermöchte. Man hat hiernach nur nicht genügend gesucht. Man hat sich an das Greifbare gehalten aus Bequemlichkeit oder Resignation: und dies Greifbare, dessen Durchführung den naheliegenden Erfolg verhieß, das methodisch und sachlich leichter durchführbar war, bestand eben in der Bearbeitung der quantifizierbaren, extensiven, durch immer zu wiederholende Veranschaulichung kontrollierbaren physischen Gegebenheitsreihe. Natürlich ist die somatologische Forschung in der Psychiatrie von ungeheurer Bedeutsamkeit. Maß und Tragweite derselben bilden aber ein wissenschaftskritisches Problem. Für die praktische Arbeit braucht dieses Problem freilich nicht zu bestehen. Und selbst gegen die Ausschließlichkeit somatologischer Forschungsgesichtspunkte in der Psychiatrie wäre nichts einzuwenden, selbst wenn es sich um das wissenschaftliche Ganze der Psychiatrie und ihrer künftigen psychophysischen Systemeinheit handelt — mag diese auch in ein unlichtbares Dunkel gehüllt sein — wofern nur bei allen Forschern die klare Erkenntnis besteht, daß die somatologische Orientierung nur ein vorläufiger heuristischer Arbeitsgesichtspunkt wäre und nicht zum systematischen Dogma erstarrt. Jeder Erfolg spräche für Recht und Bedeutung dieses Arbeitsgesichtspunktes.

Abwehr der Ausschließlichkeit somatologischer Einstellung in der allgemeinen Psychiatrie.

a) Vom Standpunkte der Psychologie aus.

Dem ist aber nicht so. Für viele einflußreiche Forscher ist der somatologische Gesichtspunkt in der Psychiatrie keine praktische Arbeitsmaxime, sondern eine unerschütterliche Grundüberzeugung[1]). Schon die Einstellung auf diejenigen Disziplinen, von deren eigenen Fortschritten die Psychiatrie in ihrem künftigen Ausbau vorhin als

[1]) Es wird oft gesagt, dieser Standpunkt sei »längst überwunden«. Dem ist aber irrig. So bezeichnet noch ganz neuerdings Juschtschenko sein Repertorium biologisch-chemischer Untersuchungen in der Psychiatrie mit dem Titel: »Das Wesen der Geisteskrankheiten«, und schreibt: »Der Grundgedanke der Vorlesungen ist der, daß dem Wesen der Geisteserkrankungen Störungen des Stoffwechsels, Erscheinungen der Selbstvergiftung und andere Störungen der biochemischen Prozesse zugrunde liegen« (Dresden u. Leipzig 1918). Sieht er denn nicht, daß, wenn sich Derartiges nachweisen läßt, die Probleme der Psychiatrie nicht gelöst sind, sondern die Fragen nach dem Wesen der Geistesstörungen erst in ihrer ganzen Schwere beginnen?

abhängig dargestellt wurde, schon diese Einstellung beweist das. Indes wäre dies nur ein Irrtum von Personen; und er brauchte die nützliche Arbeit nicht zu stören und zu hemmen. Schwieriger und bedenklicher ist aber das tatsächliche Hemmnis, welches der Psychiatrie als Ganzem aus ihrer Unterstellung unter somatologische Gesichtspunkte und Problemstellungen allmählich erwuchs. Mindestens sollte man erwarten, daß die heterologische Kausalisierung des Psychischen durch das Somatische — wenn dies das letzte Ziel somatologischer Ordnung in der Psychiatrie sein soll — erst in Angriff genommen werden darf und kann, wenn das seelische Geschehen seinerseits so autologisch durchgearbeitet ist, daß es überall bis auf seine letzten, autologisch irreduziblen Eigencharaktere zurückführbar geworden ist. Außerdem müssen alle Zusammenhänge, Koordinationen und Abhängigkeiten des zerebralen Systems in ihrer morphologischen und funktionellen Eigengesetzlichkeit bekannt und systematisiert sein. Erst dann kann mit wissenschaftlicher Sicherheit der Versuch gemacht werden, diese systematischen Erkenntnisse zu dominierenden zu machen und den psychischen überzuordnen. Was geschieht aber an Stelle dessen tatsächlich? Man geht in einseitiger Weise, ohne sich um das psychische Material mehr als ganz oberflächlich zu kümmern, vom anatomischen Präparat aus; und zwar mit Vorliebe vom bequemen, zu groben Analogieschlüssen verlockenden, nivellierenden Markfaserbild. Von der Forschung in diesen Gebieten bis zu der dadurch nahegelegten Übernahme von Konzeptionen aus der Physik, der Elektrizitätslehre, ist nur etwas Veranschaulichungsbedürfnis nötig. »Verbindung«, »Zentrum«, »Hemmung«, »Bahnen« und »Leitungen«, »Widerstand« usw.! Diese ursprünglich analogisch gebildeten Leitvorstellungen werden im anatomisch physiologischen Erkennen bald als ernsthafte Realitäten bewertet; und zu deren weiterer Übertragung auf das als abhängig gedachte Seelische ist nur ein kleiner Schritt. Seelisches verknüpft sich ja auch miteinander: warum sollen nicht die morphologischen Verknüpfungen auch die psychologischen darstellen? Letztere werden dann also anschaulich-morphologisch beschreibbar, und das Seelische selbst muß dann in dem »verbundenen« Hirnteilen, den Assoziationsfeldern »sitzen«. Die Lehre von der sensomotorischen Projektion und ihr Erfolg wird diesem Verfahren zur mächtigen Stütze. Es fehlt nur die Aufforderung, die verschiedenen Zelltypen ordentlich auf das Psychische »in« ihnen durchzusuchen! Natürlich wird diese Forderung nicht mit solcher Drastik ausgesprochen; tatsächlich aber wird selbst heute noch oftmals, mehr oder weniger naiv, nach ihrer Erfüllung gestrebt. Von allen Einzelfehlern abgesehen hat dieses Verfahren einen grundsätzlichen Mangel: die Eigenstruktur psychischen Geschehens bleibt außer Spiel. Sein Ablaufen erfolgt nicht nach eigenem Gesetz, sondern als das zufällige Produkt einer vorgestellten physiologischen assoziativen Dynamik; es wird zu dem toten

Mechanismus eines nicht durch sich selbst bedingten Nacheinanders; damit wird der Reichtum seiner Inhalte, Formen und Strukturen völlig wesenlos und gleichgültig; zu seinem Verständnis genügt das dieser Hirnphysiologie entlehnte rohe Schema. Wobei diese Art von Hirnphysiologie nur vergißt, daß sie ihr Eigengesetz wiederum erst aus der Lehre vom Bau elektrischer Telefone entlehnt hat! Das Psychische besteht dann aus Elementarteilen, die man nach ihrer physiologisch angenommenen Topik ganz willkürlich herausabstrahiert und als gleich setzt. Und diese sind verbunden — nicht auf Grund ihres psychischen Soseins und Bedeutens, sondern auf Grund der dynamischen Aktualität jener angeblichen hirnphysiologischen Verbindungen. Durch diese allein entstehen die psychischen Inhalte und Gebilde. So wird das Seelische zum wesenlosen Epiphänomen materieller Abläufe.

Diese heterologische Vereinfachung des Seelischen ist aber keine Wissenschaft, sondern das Zerrbild einer solchen. Das psychische Problemgebiet wird nicht geklärt, sondern vergewaltigt, in dürre Schematismen hineingepreßt und besten Falles völlig unbestimmt gelassen. Dieser Vergewaltigung aber macht sich keineswegs nur der »rohe« und dogmatische Assoziationspsychologe schuldig. Auch wer als Tribut besserer eigener psychologischer Einsicht etwa den Apperzeptionsbegriff mit in sein Schema aufnimmt, schließt nur ein Kompromiß, in der Hoffnung, auch dieser werde sich wohl noch physiologisch interpretieren und unterbringen lassen. Ja, ein Forscher wie Berze hat es jüngst sogar fertig gebracht, die Intentionalität, diesen Grundbegriff phänomenologischer Analyse des seelischen Geschehens, infolge davon, daß er diese Analyse und diesen Begriff nicht völlig richtig verwertet hat, mit Hilfe von unbeabsichtigten Bedeutungsverschiebungen und Verwaschungen lokalisatorisch zu plazieren und mit dem alten Schema zu verbinden![1])

Man würde das alles noch erträglich finden, wenn man damit nur weiter käme! Nun aber haben wir uns aber bei unserem früheren Rundblick davon überzeugen müssen, daß selbst mit dieser Fülle von gewissensbedrückenden Konzessionen an die Somatologie eine Periode der Stockung einzutreten droht, daß wir trotz konsequenter Durchführung jener Leitideen am Gestade unbekannten Meeres zu verweilen gezwungen sind ohne ein weiterführendes Schiff.

Fortsetzung der Argumentation.

b) Vom Standpunkt der Klinik aus.

Eine ähnliche Erwägung gegen die Ausschließlichkeit somatologischer Forschungseinstellung läßt sich auch, noch bevor überhaupt theoretische und psychologische Fragestellungen entschieden sind,

[1]) Die Insuffizienz der psychischen Aktivität. 1914. S. 139ff. Willensstörungen sind danach »eine Hypofunktion des subkortikalen Tonuszentrums«; dort reguliert sich »der Tonus der intentionalen Sphäre, der Bewußtseinstonus«.

aus der klinischen Praxis heraus führen. Und es ist uns hier eine erfreuliche Stütze, daß diese Erwägung gerade in neuerer Zeit von Meistern der klinischen Forschung selber des öfteren angestellt worden ist. Keiner hat sie wohl geistvoller und zwingender und zugleich früher durchgeführt als vor einem Menschenalter Rieger[1]). Und wir können nichts besseres tun, als seine Ausführung einfach zu der unsrigen zu machen. Rieger spricht von abnormen Seelenzuständen im allgemeinen und sagt: »Die Versuche, solche abnormen Zustände . . . physiologisch und streng naturwissenschaftlich durch ein Zurückgehen auf . . . Veränderungen im Gehirn zu erklären, sind wertlos und bisher stets mißlungen. Wollten wir z. B. die jeder direkten Stütze entbehrende theoretische Annahme machen, das Bedingende seien hier Zirkulationsstörungen im Gehirn, etwa teilweise Blutleere, so würde uns das zur Förderung unseres Verständnisses der Symptome gar nicht helfen. Denn wir wissen nichts konstantes und zuverlässiges darüber, was die Anämie des Gehirns für psychologische Symptome hervorruft. Dürften wir uns . . . auf einen physiologischen Standpunkt stellen, so müßte der Satz auch umgekehrt werden und wir müßten die Behauptung vertreten können, daß, wie die und die Prozedur Anämie des Gehirns und damit die und die Symptome hervorruft, so nun auch eine aus ganz anderen Ursachen, etwa starkem Blutverluste, hervorgegangene Anämie des Hirnes die gleichen Symptome hervorruft. Hiervon kann aber nach irrenärztlicher Erfahrung nicht im entferntesten die Rede sein. Wir können bei Betrachtung solcher Zustände uns nicht auf den Standpunkt derjenigen Anschauung stellen, nach der wir zu begreifen suchen, wie aus sichtbaren Veränderungen im Hirn veränderte psychische Symptome hervorgehen müssen. Selbst diejenigen Geisteskrankheiten, in denen wir auf Grund reicher Erfahrungen den pathologisch-anatomischen Standpunkt zum maßgebenden machen dürfen, gestatten uns durchaus keine befriedigende Einsicht in den Zusammenhang desjenigen, was wir am Hirn der Leiche beobachten, mit den Symptomen, die der betreffende Kranke während des Lebens geboten hatte.« Rieger weist auf das Beispiel der Paralyse hin, bei welcher ein annähernd konstanter morphologischer Hirnbefund von den mannigfaltigsten psychischen Syndromen begleitet sein kann. Er fährt dann fort: »Während aufs Entschiedenste verlangt werden muß, daß dem anatomischen Standpunkt da stets Rechnung ge-, tragen wird, wo wir eine solide, erfahrungsgemäße und naturwissenschaftliche Basis für ihn haben, so ist andererseits aufs entschiedenste dagegen Verwahrung einzulegen, daß man bloß auf ganz schwachen Analogien sinnlich wahrnehmbare Veränderungen da theoretisch postuliert, wo sie unsere Sinne uns noch nie gezeigt haben. Es ist absolut wertloses Gerede, wenn man glaubt, die Zustände mancher Verrückter dadurch klar zu

[1]) Rieger, Der Hypnotismus. 1884. S. 37—48ff.

machen, daß man ihre Hirnganglienzellen als verändert darzustellen versucht. Hiervon wissen wir nichts. Es ist nicht nur deswegen, weil unsere Kenntnisse mancher feinerer Veränderungen des Nervensystems noch nicht so entwickelt sind, als sie es noch werden könnten, sondern wir werden uns darüber endlich klar werden müssen, daß ein sehr großer Teil aller Geisteskrankheiten auf Veränderungen rein funktioneller Natur beruht, die stets nur der psychologischen Analyse zugänglich sein werden. Aus diesem Grunde darf auch der heutzutage fast zum psychiatrischen Dogma erhobene Satz: »Alle Geisteskrankheiten sind Hirnkrankheiten« — nur cum grano salis verstanden werden. Er ist zwar insofern ganz richtig, als wir wissen, daß wir mit dem Hirn denken, und daß deshalb bei einem pervers denkenden Menschen das Hirn nicht in Ordnung sein kann. Der Satz ist aber falsch, wenn man unter dem Worte »Krankheit« Veränderungen versteht, die sich früher oder später, je nach der Entwickelung unserer Untersuchungsmethoden, als unseren Sinnen zugängliche dokumentieren müßten. Diejenigen Kranken, die bei völliger Intaktheit ihrer übrigen Funktionen . . . durch ihre psychische Störung nicht im mindesten eine Beeinträchtigung ihrer Lebensdauer erfahren . . . sind nur in dem Sinne hirnkrank, daß die Verknüpfungen in ihrem Hirn abweichen von der Norm . . .« (Rieger versteht hierunter nicht etwa nur die Psychopathen, sondern, wie er ausdrücklich sagt, vor allem auch die chronisch Verrückten.) »Die Vorgänge an und für sich aber sind ganz die gleichen wie bei allen anderen.« . . . »An welche veränderten Bewegungsvorgänge im Hirn diese Veränderungen der psychischen Äußerungen geknüpft sind, davon wissen wir, wie schon gesagt, nichts. Hypothesen darüber zu ersinnen, hat keinen Wert. Nur soviel ist sicher, daß es nicht etwa andere Hirnteile sein können, unter deren Vermittlung im normalen und abnormen Zustand gehandelt und gesprochen wird. Wem dieser Satz nicht unmittelbar aus den angeführten Tatsachen evident ist, für den wäre auch jede weitere Beweisführung verloren. Da wir uns alles natürliche Geschehen bekanntlich nur nach dem Schema der Kausalität vorstellen können und diese Vorstellung schließlich in räumlich zeitlicher Ordnung auf den Begriff der Bewegung führt, so können wir uns auch die Vorgänge im Hirn innerhalb der Schranken unseres Vorstellungsvermögens in letzter Instanz immer nur als Bewegung denken. Diese Vorstellung hat Wert zur Erklärung mancher Dinge, für Betrachtung psychischer Vorgänge hilft sie uns sehr wenig. Ich bin kein Freund vom Analogisieren organischer oder gar psychischer Dinge mit Sachen der Physik oder Chemie: einen Vergleich aber will ich doch hier anführen, den ich Unterredungen mit einem großen Naturforscher verdanke, und der, einfach und schlagend wie er ist, jedermann sofort klar machen muß, um welchen Gegensatz es sich handelt. Wenn ein Stück Eisen magnetisch wird, woran erkennt man

dessen veränderten Zustand? An seinen Wirkungen. Was eigentlich im Eisen vorgegangen ist, fällt keinem Physiker ein durch Mikroskop oder Reagens erkennen zu wollen. Dem Physiker kann es nur opportun erscheinen, sich wenigstens Hypothesen zu bilden über veränderte Molekularverhältnisse des Eisens, weil er es eben mit einem einfachen physikalischen Objekt zu tun hat. Sehr wenig Wert haben aber solche Hypothesen in Anwendung auf das menschliche Hirn, dem wir doch viel besser beikommen von innen heraus, da wir selbst gleichsam darinstecken. Und darin besteht ja wieder der größte Vorteil des Psychologen vor dem Physiker. Daß alle psychischen Vorgänge an materielle Veränderungen im Hirn geknüpft sind, das ist freilich deswegen selbstverständlich, weil wir nicht anders als in dieser uns naturnotwendig innewohnenden kausal-mechanischen Weise denken können, soweit wir uns einem Naturvorgang gegenüberstellen. Nur können wir mit dieser ganz allgemeinen Vorstellung dem psychischen Geschehen gegenüber nichts anfangen, weil sie viel zu leer und inhaltlos ist. Und da wir uns zum Glück in einer viel besseren Situation befinden als der Physiker seinem Objekt gegenüber, weil uns die betreffenden Phänomene auch durch unsere innere subjektive Anschauung zugänlich sind, so ist jedes Wort, das auf Hypothesen jener Art verschwendet wird, ein Zeitverlust. Wenn man bedenkt, wie reich das psychische Leben in seiner Erscheinung ist, welch unerschöpfliche Fundgrube es der Betrachtung und Analyse bietet, so kommen einem die Versuche, gerade das Entlegenste, Allgemeinste und darum Inhaltärmste sich zum Zielpunkt zu nehmen, vor, wie etwa die Bestrebungen eines Menschen, der glaubte, die Betrachtung der Venus von Milo in besonderem Maße zu fördern durch eine Analyse ihres Marmors, und wir können bei der Sixtinischen Madonna jenem Forscher bereitwillig einräumen, daß Raffael ohne Farben nicht hätte malen können.

Damit glaube ich deutlich genug gesagt zu haben, was ich unter einer psychologischen Auffassung verstehe und wohin ich meine, daß diese passe, im Gegensatz zu einer physiologischen, die an ihren Platz gehört. Erstere ist für die Betrachtung psychischer Vorgänge nicht nur deshalb vorzuziehen, weil sie die reichere und fruchtbarere ist, sondern aus dem noch viel einfacheren Grunde, weil sie innerhalb der Schranken unserer menschlichen Intelligenz auch die einzig mögliche ist. Für denjenigen wenigstens, der vor bloß schematischen Vorstellungen und schablonenhaft konstruierten Möglichkeiten den gründlichen Abscheu hegt, ohne den der Sinn für Naturrealität nicht bestehen kann.«

Und damit kehren wir zu dem eigentlichen Zweck unseres Rundblicks als einer Argumentatio ad hominem zurück, von welchem wir ausgegangen waren. Wir wollten durch ihn die praktische Nützlichkeit theoretischer Überlegungen für den Fortschritt der Psychiatrie nahelegen, ehe wir die immanente Notwendigkeit wissen-

schaftlicher Theoretik als Grundlage der Möglichkeit einer allgemeinen Psychiatrie als Wissenschaft aufweisen.

Wir fragen nämlich jetzt, im Hinblick auf diesen Zweck: sollte unserer Forschung in der geschilderten Lage nicht der Anlaß zu einer kritischen Selbstbesinnung erwachsen? Es wird von dieser Selbstbesinnung hier nicht mehr gefordert, als die vorläufige Befreiung von einem Vorurteil. Nicht daß der physiologische Gesichtspunkt in der psychiatrischen Methodik falsch sei, oder auch nur jemals in seinem Erklärungswert und seinen Arbeitsansprüchen beschränkt werden dürfe, wird hier gefolgert; sondern nur: es dürfe nicht vergessen werden, daß seine restlose und ausschließliche Geltung das Verhältnis von Körperlichem und Seelischem als in allen Einzelheiten beider Geschehensreihen erkenntnismäßig bestimmbar voraussetzt, daß aber eben diese Voraussetzung ein Problem bildet. Die Alleinherrschaft des physischen Gesichtspunktes läßt außer acht, daß die Forschungsmaterialien der Psychiatrie aus zwei Reihen von Gegebenheiten bestehen; nämlich aus der physischen und aus der psychischen[1]) — unter letztere lassen sich auch die soziologischen, kriminologischen, und selbst normativen Elemente, welche in sie hineinragen, letzthin irgendwie subsumieren. Psychiatrie vermag schon hiernach niemals allein somatische Wissenschaft zu sein; so wenig wie sie allein Seelenwissenschaft zu sein vermag. Wir lassen die Frage vorläufig noch offen, ob und inwieweit das psychische Ausgangsmaterial in einer erkenntnismäßigen Bearbeitung Psychiatrie als Wissenschaft zu konstituieren oder auch nur zu fördern geeignet sei. Wir behaupten hier zunächst nur, daß auch diese Frage ein Problem enthält; und wir behaupten weiter, daß die Lösung dieses Problems, nämlich der Aufbau der Psychopathologie als Wissenschaft, den Primat wenigstens für den Beginn einer Grundlegung wissenschaftlicher Psychiatrie überhaupt zu beanspruchen hat. Mit dieser

[1]) Isserlin (Aschaffenburgs Handbuch. 1913. A 2. S. 111) meint ganz richtig, diese Feststellung allein genüge nicht zur Begründung der Forderung, der psychischen Reihe »als solcher ein eindringlicheres Interesse zu widmen«; es reiche möglicherweise aus, »sie nur äußerlich als Handhabe zur Erfassung ganz andersartiger Erscheinungsreihen zu benützen und auf eine Einsicht in ihre besonderen ihnen eigentümlichen Gesetzmäßigkeiten zu verzichten«. Aber wie will Isserlin diese »Gegenfrage« beantworten, ohne die Tragweite der Erkenntnismöglichkeit psychischer Daten auch im Hinblick darauf, eine solche »Handhabe« zu bieten, vorher theoretisch festgelegt zu haben? Die »Handhabe« soll offenbar der Klinik dienen, und da genügt ja auch Isserlin selber der »vorwissenschaftliche« Charakter psychologischer Bearbeitungen zu diesem Zwecke nicht mehr. Sollte nicht die Aufgabe, welche Isserlin selber sich stellt, auch im Interesse der Klinik über diese Vorläufigkeit psychologischer Erkenntnis hinauszukommen, durch die schließlich nicht von dem unbelehrtesten Kliniker zu leugnende Tatsache ihre Rechtsgründe erhalten, daß wir eine Wissenschaft Psychiatrie wollen und brauchen, daß sonst alles Gerede und Geschreibe ein müßiger Sport bleibt? Solche Einwendungen, zumal wenn sie von einem so feinen Psychologen wie Isserlin ausgehen, können mit ihrer sinnlosen Tendenz, den Anspruch psychologischer Erkenntnis zu beschränken, der Forschung selber geradezu verhängnisvoll werden.

Feststellung freilich wissen wir noch nicht, was für eine erkenntnismäßige Arbeit an dem psychischen Material möglich und gefordert ist, was für eine Psychopathologie zur wissenschaftlichen Aufgabe zu werden hat; wir wissen noch nichts über ihre Tragweite für die soziologischen und kriminologischen Anwendungen, wissen noch nichts über ihren Einfluß auf die Gestaltung somatologischer Forschung. Alles dies sind Grundfragen der allgemeinen Psychiatrie als Wissenschaft; sie müssen in einer solchen ihre Bearbeitung finden. Hier folgern wir nur, daß eine solche Psychopathologie für den wissenschaftlichen Aufbau der Psychiatrie ein genau ebenso berechtigter Arbeitsgesichtspunkt ist, wie das für den physischen in seinen anatomischen und biologischen Anwendungen mit Erfolg anerkannt wird. Daß diese Behauptung trivial und nicht neu sei, kann aber gerade die bisherige Psychopathologie selber mit gutem Gewissen nicht von sich sagen. Wer den Stand der Dinge und der Arbeit genauer kennt, hat immer aufs Neue die enttäuschende Erfahrung machen müssen, daß bis auf vereinzelte Ausnahmen im Gebiete der Psychopathologie absolut nicht der strenge Maßstab der Wissenschaft, der exakten Beobachtung und eindeutigen begrifflichen und urteilsmäßigen Bearbeitung herrscht, welcher auf der anderen Seite, der somatologischen, selbstverständliches Allgemeingut ist. Vielmehr liegt in der Psychopathologie, um es einmal scharf zu sagen, ein in jeder Weise willkürliches, ungezwungenes oft anekdotisches Gerede vor, vielfach vermengt mit versteckten normativen Merkmalen, welche für die mangelnde Klarheit der Beschreibung einstehen müssen; es besteht ein breites Kennertum, das der Tiefe ermangelt; die Erfassung seelischer Zusammenhänge schwankt bei den einzelnen Persönlichkeiten von vulgarisierender Trivialität bis zu literarisch aufgemachter ästhetisierender Phantastik, welche letztere in unsicherem Gleichgewicht gehalten wird von den seelenlosen Schematismen heterologischer Herkunft aus physiologischen Gesichtspunkten. Das ist selbst bei den bedeutendsten gegenwärtigen Klinikern der Psychiatrie so. Man lese nur — um von anderen ganz zu schweigen — etwa Kraepelinsche Symptomatologieen etwelcher klinischer »Krankheitsformen«: Systemlose, redselige Breite, jeder präzisen begrifflichen Scheidung und Vertiefung abhold, für »Anschaulichkeit« ausgebend, was bloß ein bequemer Verzicht auf Denken ist. Wahrhaftig, die Aufgabe, Psychopathologie zur Grundlage eines Aufbaus der Psychiatrie als strenger Wissenschaft zu machen, ist noch weit von ihrer Lösung! Dies ist nicht Schuld eines einzelnen; ein Kraepelin war berufen, andere Probleme in Angriff zu nehmen und der Lösung zuzuführen; es liegt im Stande unserer Wissenschaft überhaupt. Die wissenschaftliche Fundierung der Psychopathologie selber steht noch in Frage.

Wir ersehen also bereits jetzt, noch bevor wir uns in irgendwelche Untersuchungen systematischer und begrifflicher Art begeben haben,

lediglich aus jenem Rundblick über den Stand der gegenwärtigen psychiatrischen Forschung, daß eine theoretische Besinnung auch für das Fortschreiten dieser Forschung von größter Fruchtbarkeit werden müßte, welche sich auf zwei grundlegende Probleme erstreckt. Nämlich erstens auf die grundsätzliche Frage, welche Stellung und welcher Erkenntniswert somatologischen Bestimmungen im ganzen der Psychiatrie zukommt; und zweitens auf die Frage, ob und wieweit Psychopathologie als strenge systematische Wissenschaft sich ermöglichen läßt.

Diese beiden Fragen sind nur Teilfragen des methodologischen Grundproblems der allgemeinen Psychiatrie, wie sie hier verstanden wird, überhaupt; des Problems: wie ist Psychiatrie als Wissenschaft möglich?

Die allgemeine Psychiatrie als Logik und Wissenschaftslehre der Psychiatrie.

Wenn wir nun diese Frage zum Ausgangsproblem einer allgemeinen Psychiatrie machen wollen, so haben wir ihre Berechtigung nicht, wie wir das bisher getan haben, aus praktischen oder methodischen Schwierigkeiten in der Bearbeitung psychiatrischer Einzelgebiete herzuleiten. Wir müssen vielmehr, da diese Frage das Ganze der Psychiatrie ins Auge faßt, ihre Berechtigung darin erweisen, daß wir den Blick unbefangen auf psychiatrisches Denken und Handeln richten, so wie wir es tatsächlich vorfinden und ausüben. Und wir müssen uns angesichts dessen fragen: Ist dieses Denken und Handeln Wissenschaft? Kann es zur Wissenschaft werden? Ist es notwendig, daß es zur Wissenschaft wird? Und erst wenn wir uns über diese Vorfragen eine vorläufige Klarheit geschaffen haben, können wir uns weiter fragen: Wie kann es zur Wissenschaft werden? Bis zu welchem Grade von synthetischer und systematischer Einheit kann diese Wissenschaft ausgebaut werden, welche Stellung nehmen die einzelnen Teile und Methoden der Bearbeitung zueinander und im ganzen dieser Wissenschaft logisch und theoretisch ein?

Die Antwort auf diese Frage ist die erste Aufgabe der allgemeinen Psychiatrie, der Ausbau der so gewonnenen Wissenschaft ist ihre zweite. Die erste Aufgabe der allgemeinen Psychiatrie ließe sich vielleicht klar und zweckmäßig als Logik der Psychiatrie umschreiben. Allein es ließ sich bereits in den wissenschaftstheoretischen Studien zeigen, daß es sich hierbei nicht lediglich um formale Logik handelt, daß die Umgrenzung dieses Fragekreises eine weitere ist. Es handelt sich um einen Untersuchungsbereich, den wir nach dem Vorgang großer Denker auf anderen allgemeineren Erkenntnisgebieten als Wissenschaftslehre bezeichnen möchten. Und zwar findet diese Wissenschaftslehre Anwendung auf ein nicht leicht begrenzbares und heterogenes Gegenstandsgebiet, welches wir eben-

falls erst noch begrifflich zu bestimmen und in seinem Einheitscharakter aufzuweisen und zu begrenzen haben werden. Man bedenke nur, was alles in diesem Gegenstandsgebiet an Fragen und Materialien für das forschende Erkennen zusammenkommt: Die Formen geistigen Siechtums und Reichtums, die Spielarten des Wahnsinns, die Abartungen nervöser und seelischer Minderwertigkeit, das Verbrechen, die Verzerrungen der Charaktere, merkwürdige und noch unerklärte seelische Sonderfähigkeiten, Hellsehen und Genialität, Prophetie und Märtyrertum, die Erleuchtung des Apostolats und des schöpferischen Künstlers, die Extasen der Religiosität und ihre verzerrten Abwandlungen bei krankhaften Geisteszuständen, Krampf und Lähmung, Sprachtaubheit und Rindenblindheit; die Gehirnschnitte und Blutuntersuchungen, die lokalisatorischen Tierversuche und die Kriminalstatistik, der Reaktionstaster, das Chronoskop, die Jugendfürsorge, die Psychologie der Massen und die Religionswissenschaft . . . und des Aufzählens ist kein Ende! Welches ist das geistige Band, das alle diese Dinge verbindet, welches ist die übergeordnete Einheit, in die sie alle als Glieder einer Rangordnung eingehen? Tatsächlich ist hier alles noch dunkel. Und wenn es auch naheliegt, zu sagen, es seien die Vorgänge und Abläufe des geistigen Geschehens, und wenn auf diese Weise ein ursprünglicher Primat des Psychischen vor dem Physischen im weitesten Sinne einleuchtend erscheint, wenigstens für den Anfang des Forschens und seiner Maximenbildung, so erheben sich doch sogleich weitere Fragen. Vor allem die Frage nach der Abgrenzung unseres Sondergebietes von dem der Psychologie. Warum ist neben dieser allgemeinen Psychologie noch eine Psychopathologie notwendig, und inwiefern spielt diese die Rolle einer selbständigen Wissenschaft? Wodurch unterscheidet sich prinzipiell und den Grundlagen nach die Gegebenheitsfülle, die wir an fremden Ichen als Seelenkrankheitsmerkmale und -ausflüsse bezeichnen, von dem Gegenstandsgebiet der Psychologie? Was ermöglicht die Unterstellung eines einzelnen seelischen Ablaufs, was die einer seelischen Gesamtpersönlichkeit unter den ersten oder zweiten Bereich des Erkennens? Wie verhalten sich beide Erkenntnisbereiche methodisch zueinander?

Ähnliche Fragen, in etwas anderer Formulierung, haben wir schon im Eingangskapitel unserer Untersuchung über die Wissenschaftstheorie des Psychischen aufgeworfen. Die Schwierigkeit ihrer Lösung liegt darin, daß ihre logische Stringenz nur verbürgt wird, wenn man sich völlig frei macht von allen Krankheitsbegriffen und Vorstellungen, welche man gleichsam von außen her an die Materie heranbringt. Man ist genötigt, sich ganz an den einzelnen Vollzug psychischen Geschehens zu halten, so wie er phänomenal gegeben ist. Die Kriterien dafür, ob dieser einzelne psychische Vollzug dem einen oder dem anderen Weg der Erkenntnis zugehörig ist, müssen völlig in ihm selber liegen. Diesem Grundsatz entsprechend urteilt auch in

der Tat — zwar nicht die bisherige Wissenschaft, wohl aber das psychologische Verständnis gefühlshafter Art, mit welchem der unvoreingenommene Mensch sich zu irgendeinem einzelnen psychischen Geschehen stellt. Nur vermag er das Kriterium nicht zu formulieren, nach welchem er urteilt. Es würde sich etwa so aussprechen lassen: Psychisches Geschehen muß, vom Ich des Erlebenden aus, dem einen oder dem anderen Erkenntnisgebiet unterstellt werden. Psychologie umfaßt diejenigen Erlebnisse und Abläufe, welche diesem Ich gemäß sind, und durch irgendein psychologisches Selbsterkenntnisverfahren einfühlend und analogisierbar erfaßt zu werden vermögen. Der Psychiatrie bliebe die Erkenntnis derjenigen seelischen Phänomene und Verknüpfungen vorbehalten, welche ihrem Sein und ihrem Sosein nach nicht »ichgemäß« in diesem genannten Sinne sind, sondern denen das Ich des Erlebenden als etwas **Fremdem**, außer ihm Stehendem, in ihm nicht Vollziehbarem gegenüber steht.

Dies Kriterium ist nun aber weit davon entfernt, logisch und psychologisch einwandfrei formuliert zu sein. Es enthält in sich die **Aufgabe** für eine allgemeine Psychiatrie, ihm diese einwandfreie Prüfung zuteil werden zu lassen. Nun kommt noch hinzu, daß auch bei solchen Menschen, in welchen »ichfremde« Erlebnisse und Abläufe beobachtbar werden, diese Ichfremdheit keineswegs dem ganzen Ablauf anhaftet, sondern reduzierbar ist auf einzelne besondere Strukturen, welche herauszuarbeiten sind. An ihnen muß sich unser Kriterium allgemein ableiten lassen. Und ferner sind derartige ichfremde Abläufe immer nur einzeln und eingebettet in den Gesamtstrom des psychischen Geschehens, welches sie durchsetzen, das aber trotz seiner engen Verflochtenheit und Wechselwirkung mit diesen ichfremden Elementen an sich nicht ichfremd ist. Aus dieser Wechselwirkung ergeben sich die »sekundären« Symptome des seelisch Kranken; und eine genaue Abgrenzung des Ichzugehörigen, des originär Ichfremden und des Sekundären, sei es strukturell oder inhaltlich aus Beidem Verflochtenen, sei es endlich der »reaktiven Momente« auf ein ichfremdes Erleben[1]) (bei denen wieder das Unterproblem entsteht, womit reagiert wird: mit ichzugehörigen oder ichfremden Erlebnisweisen) ist anscheinend unmöglich. Man darf auch nicht übersehen, daß, so sehr diese Trennung echtem psychologischen Verständnis entspricht, sie im Grunde unsere Frage doch nur auf ein methodisches Geleise verschiebt: Die Frage kehrt in der neuen Formulierung zurück, wo die Grenzen der Erlebensfähigkeit für ein Ich liegen, und welches somit die Kriterien dieser Ichgemäßheit und ihres Gegenteils auf seelischem Gebiete sind.

Aber man muß noch weiter fragen: Die Voraussetzung der Möglichkeit eines derartigen Kriteriums ist offenbar, daß das Ich des Erlebenden berechtigt ist, Angelpunkt und normatives Kriterium

[1]) Wir gebrauchen den Terminus »sekundär« hier wie Wernicke in seiner Paranoialehre, den Terminus »reaktiv« wie Bleuler in der Schizophreniedarstellung.

der Unterscheidung beider seelischen Klassen — derjenigen, welche psychologisch, und derjenigen, welche psychiatrisch subsumiert wird, zu setzen. Ist diese Voraussetzung begründet? Hier liegen Probleme von ungeheuerlicher Tragweite und ungeahnten Schwierigkeiten! Wir werden diese Dinge, deren Problemnatur wir hier nur aufzeigen wollten, später im einzelnen verfolgen. — Dies sind nur einige wenige Beispiele für die vor jeder Abgrenzung unseres Gebiets zu lösenden Vorfragen; vorerst, vor jeder sicheren Umgrenzung, kennen wir das fragliche Gegenstandsgebiet nur seinem ungefähren Umfange nach aus der Praxis unserer seelenärztlichen Arbeit; seine Einzigartigkeit vermögen wir nur gefühlsmäßig zu vermuten; hilflos stehen wir vor seiner anscheinenden Unbegrenzbarkeit und wesenhaften Heterogenität. Wenn ein Vergleich der oben genannten grundsätzlichen Ausgangsprobleme, welche wir einer allgemeinen Psychiatrie gestellt haben, mit einem anderen Gebiete geistiger Arbeit gestattet ist, so verhält sich die allgemeine Psychiatrie zur Psychiatrie überhaupt und ihrem Denken und Handeln etwa ebenso, wie sich Logik und Erkenntnislehre zur Philosophie verhält. Insofern weisen wir den perhorreszierten Gedanken nicht von uns, mit derartigen Untersuchungen nicht nur eine Logik, sondern sogar eine Philosophie der Psychiatrie zu intendieren. Freilich verstehen wir unter Philosophie nicht irgendeinen dämonologischen Luftbau wie der alte Heinroth, noch sonst irgendein dem Inhalte nach mystisches Begriffsgespinst. Wir hoffen vielmehr durch die Tat zu beweisen, daß wir überall in enger Beziehung zum festen Boden tatsächlicher Gegebenheiten verbleiben und ihn nur formal und begrifflich in eindeutigen Regressen in seiner ganzen Fülle vom Wesen des Gesetzes und der systematischen Ganzheit umspannen lassen. Wir werden keine Theorie, sondern eine Theoretik der Psychiatrie zu geben haben, welche allererst den Grund der Möglichkeit sämtlicher formalen und begrifflichen Bestimmungen, sämtlicher Gesetzesbildungen sichert, diese mit den nichtgegenständlichen Kriterien des Richtigen und Falschen versieht und in ihrer gegenseitigen Ordnung abgrenzt. Wenn man den Begriff des Logischen über das formale Apriori hinaus ins Synthetische erweitern will, wenn man auch die formalen Grundlagen werttheoretischer Unterscheidungen und dynamischer Verknüpfungen zu ihm hinzunimmt, so hat man das Recht, diese Untersuchungen immerhin als Logik der Psychiatrie zu bezeichnen. Dann darf man sagen: Den ersten Hauptteil der allgemeinen Psychiatrie hat ihre Logik zu bilden.

Indem wir diesen Satz aufstellen, nehmen wir für die geforderte »Logik« oder »Philosophie« psychiatrischen Denkens nicht etwa einen besonderen modalischen Rang, eine besondere Geltungsbasis höherer Art in Anspruch. Wir konstruieren kein wissenschaftliches System a priori. Vielmehr stehen wir fest zu der seit Bacon und Kant über allen Zweifel hinausgehobenen methodologischen Er-

kenntnis, die erst jüngst noch von Marty — bei einem dem unseren gleichen Unternehmen im Gebiete der Sprachwissenschaft — so formuliert worden ist[1]): »Erfahrung und logische Reflexion haben zur Genüge gezeigt, daß die richtige Methode zur Erforschung der die Naturvorgänge beherrschenden Gesetze die empirische ist. Es kann daneben für uns nicht noch eine zweite, nicht empirische geben, die gleichfalls zum Ziel, ja zu tieferliegenden Resultaten führte. Wenn die empirische Methode die richtige ist, um zur Erkenntnis des Details der Erscheinungen und von diesem schrittweise zu den allgemeinen Gesetzen vorzudringen, so kann es daneben für uns nicht noch eine andere geben, die ebenso gut oder etwa gar noch besser zum selben Ziel führt.«

Was bezweckt dann aber unsere Forderung einer Logik der Psychiatrie als einer neben der empirischen Einzelforschung einherlaufenden, diese regulierenden und systematisierenden Disziplin? Kann es zwei Wissenschaften vom gleichen Gegenstande geben? Wir folgen wiederum Marty: »Dem Einwand gegenüber, daß doch beide, wenn sie verschieden sein sollen, nicht vom selben Gegenstand nach derselben Methode handeln könnten, wird man mit einer Antwort nicht in Verlegenheit sein. Denn vom selben Gegenstand kann ja unter verschiedenen Gesichtspunkten gehandelt werden; verschiedene Wissensdisziplinen können verschiedene Teile und Seiten an ihm ins Auge fassen und einen verschiedenen Kreis von Fragen über ihn zur Lösung zu bringen suchen.« Und wenn wir das Wesen der hier geforderten forschenden Einstellung auf die Gegenstände der Psychiatrie mit einem Schlagwort bezeichnen wollen, welches ihren »philosophischen« Charakter ins Licht setzt, so wird es uns wiederum durch Marty nahegelegt: »Philosophisch sind die Untersuchungen des Psychologen und aller auf das Allgemeine und Gesetzmäßige gerichteten Forschungen, die sich auf jene stützen und an sie anlehnen müssen, derart, daß es im Interesse einer zweckmäßigen Arbeitsteilung gefordert ist, sie mit den psychologischen in einer Hand zu vereinigen.«

Lehnt man auch den mitklingenden psychologistischen Standpunkt unseres Führers weit ab, so sind dennoch die in dieser Formulierung gegebenen Gesichts- und Grenzlinien für das Wesen einer allgemeinen Psychiatrie, so wie sie das folgende Unternehmen in Angriff nimmt, von maßgeblicher Geltung. Ja es ist nicht einmal möglich, sich eine allgemeine Psychiatrie als Wissenschaft vorzustellen, die nicht in diesem Sinne Martys eine philosophische Disziplin wäre.

Hierüber wird weiter unten mehr und Ausführlicheres dargetan werden. So wird das Gespenst einer geisteswissenschaftlichen Disziplin in der Psychiatrie, deren Schaffung im Anschluß an die von

[1]) Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. S. 4ff. Halle 1908.

uns widerlegten Rickertschen Gedankengänge ein Scheinleben zu fristen versucht, uns nicht schrecken: Auch die philosophische Disziplin einer allgemeinen Psychiatrie ist Logik und Theorie der Naturforschung; und soweit sie Psychologie ist, ist sie selber Naturwissenschaft, ohne deshalb ihren »philosophischen« Anspruch im obigen Sinne aufzugeben. Vorerst handelt es sich uns aber noch nicht um das Wie dieser psychiatrischen Logik und Theoretik, sondern lediglich um ihren Anspruch auf Geltung und Bedeutung überhaupt.

Die praktischen Aufgaben der Psychiatrie und der Nachweis der immanenten Notwendigkeit ihres Wissenschaftscharakters.

Wir kommen damit zur Aufweisung der immanenten Notwendigkeit der allgemeinen Psychiatrie als systematischer Wissenschaft. Und da müssen wir sogleich betonen, daß der direkte Nachweis dieser Notwendigkeit mit dem ihrer Möglichkeit zusammenfällt. Warum dies so ist, wird sich im Gesamtverlauf dieses Werkes aus all seinen Einzeluntersuchungen ergeben. Ferner aber läßt es sich auf indirektem Wege, durch Ausschluß aller anderen Möglichkeiten, dartun, daß, wenn Psychiatrie als strenge Wissenschaft überhaupt möglich ist, auch die Notwendigkeit ihrer Verwirklichung gebieterisch besteht. Und dies folgt, wie wir schon sagten, aus einer unbefangenen Würdigung des psychiatrischen Denkens und Handelns in seiner Tatsächlichkeit.

Man kann nämlich die Frage aufwerfen: Wozu derartige Rekurse auf systematische Wissenschaft? Ist nicht Psychiatrie ein praktisches Denken und Tun, und in der Praxis seiner Zwecke begrenzt und klar, gleichviel, ob dabei den Anforderungen und Kriterien des Wissenschaftlichen Genüge getan wird? Wir haben die Kranken vor uns und unserer Obhut anvertraut. Sie und ihr Leiden sollen wir verstehen und ihnen helfen. Ist es dafür nicht gleichgültig, zu wissen, in welchen Grenzen der Umfang des Begriffes ihrer Krankheit sich bewegt, welche Inhalte konstitutiv auf ihn bezogen werden können, und ähnliches mehr? Können wir überhaupt, um einen nur allzu beliebt gewordenen Gesichtspunkt Simmelschen und Bergsonschen Betrachtens hierher zu übertragen, den Kranken, diese lebendige Einheit der Persönlichkeit, in den Rahmen formaler Begriffe, Gesetze und Strukturen hineinzwängen, ohne das Lebensvolle, für ihn Spezifische, das funktionale Strömen in seiner Kontinuität, zu ertöten, ohne den Fluß des Werdens und Geschehens in ihm zur Erstarrung zu bringen? Können wir das lebendige Ineinander durch begriffliche Formulierung und Auflösung in festen starren Schematismen uns wirklich klarer machen, als uns das durch jene Art von unbefangenem, praktischen, ganz auf das Individuelle gestelltem Versenken gelingt? Und selbst wenn wir es könnten: Wäre es nötig und gefordert, das zu tun?

Wir scheiden hier das in diesem Einwand mitenthaltene Problem einer Wissenschaft vom Individuellen, speziell einer Psychologie des Individuellen, ganz aus. Die Diskussion der Möglichkeit einer Individualpsychologie als Wissenschaft liegt bereits hinter uns[1]; auch jene Gedankengänge Bergsons, Simmels, der historischen Psychologie, und insbesondere der »Geisteswissenschaft« im Sinne Rickerts und Webers haben wir grundsätzlich abgetan. Der Aufbau der Individualpsychologie auf Grund jener wissenschaftstheoretischen Fundierungen lohnt aber erst, wenn die Notwendigkeit der Psychiatrie als Wissenschaft schon feststeht, und nur der Sondercharakter eben dieser Wissenschaft noch den Gegenstand des Fragens bildet. Mit dem oben gemachten Einwand aber ist gerade der Zweifel zu Worte gekommen, ob Psychiatrie, insbesondere Psychopathologie, als Wissenschaft überhaupt irgendeine wesentliche Bedeutung neben dem praktischen Denken und Tun des Psychiaters und für dasselbe beanspruchen könne.

Über die Rede von der Psychiatrie als Kunst. Fortsetzung des Nachweises der immanenten Notwendigkeit ihres Wissenschaftscharakters.

Es werden damit Einwände laut, welche den Ausdruck des Standpunktes bilden, Psychiatrie als Kunst der Menschenbehandlung und als nichts weiter aufzufassen. Man ist von vielen Seiten und mit den verschiedensten Argumenten zu diesem Standpunkte gelangt. Meist wurde aus der Möglichkeit und Notwendigkeit praktischen psychiatrischen Tuns einerseits, aus den anscheinend bis zur Unmöglichkeit gesteigerten Schwierigkeiten stichhaltiger theoretischer Fundierung dieses praktischen Tuns andererseits der Schluß gezogen: auf diese theoretische Fundierung komme es nicht an; eben jene Praxis stehe im Vordergrunde und könne sich für ihre Zwecke mit vorläufigen, in ihrer Richtigkeit durchaus anfechtbaren Arbeitshypothesen und Konventionen begnügen. Alles käme auf den praktischen Erfolg an. Noch jüngst wurde das Argument gebraucht, Psychiatrie könne zur Wissenschaft nicht werden: für den Seelenarzt bestehe der wesentliche Ausgangspunkt all seines Handelns und Eingreifens, ja bereits all seines Verständnisses und Begreifens dessen, was in seinen Kranken vorgehe, in der subjektiven Fähigkeit, sich in dieselben seelisch zu versenken und einzufühlen. Es gebe aber kein Kriterium objektiver Art dafür, ob das, was der Seelenarzt mit subjektiven Mitteln in seine Kranken eingefühlt habe, ein Gebilde der Wirklichkeit sei oder nicht, richtig sei oder falsch. Dieses letztere Argument nun betrifft schon nicht mehr die Frage, ob Psychiatrie als Wissenschaft notwendig und gefordert sei; es geht lediglich auf das Problem, ob Psychiatrie als Wissenschaft möglich sei oder

[1] Vgl. vorige Abhandl., Kap. VII und VIII.

nicht. Und diese Frage ist einer theoretischen Untersuchung zugänglich. Sie kann durch eine Analyse und Kritik dessen, was sich bei den »Einfühlung« genannten Vorgängen abspielt, entschieden werden. Wir werden sie daher an der ihr in diesem Werk zukommenden Stelle wieder aufzunehmen haben. Wir stehen vorerst noch bei der Vorfrage, ob derartige theoretische Untersuchungen über die Möglichkeit wissenschaftlicher Feststellungen in der Psychiatrie sich überhaupt verlohnen. d. h. für die Praxis wesentlich seien und sein könnten. So zweifellos es ist, daß, wenn theoretische Untersuchungen diese wissenschaftliche Möglichkeit der Psychiatrie verneinen würden, dann immer noch die Bedürfnisse der Praxis bestehen bleiben und sich in diesem Falle eben auf zweckmäßige Konventionen und Hypothesen zu beschränken haben würden, sobald die reine Subjektivität des künstlerischen Erfassens versagt, — so einleuchtend ist auf der anderen Seite, daß die Ablehnung der Möglichkeit wissenschaftlicher Psychiatrie erst erfolgen darf, wenn jene theoretische Untersuchung darüber endgültig verneinend entschieden ist. Dieses Argument darf also erst nach der Inangriffnahme dieser theoretischen Untersuchung über die Möglichkeit der Psychiatrie als Wissenschaft gebraucht werden, und dies auch nur dann, wenn diese Untersuchung erfolglos bleibt. Hiervon unberührt bleibt allerdings jenes andere Beweismittel, welches von der Praxis der Psychiatrie und ihren Bedürfnissen ausgeht, und begriffliche Bestimmungsstücke nur insoweit für zulässig erklärt, als es diese Praxis unbedingt geboten erscheinen läßt, und nicht weiter.

Nun ist in der Tat Psychiatrie als ausübendes Handeln wie als verstehendes Sichversenken in fremde Seelen etwas der künstlerischen Betätigung in gewisser Weise Nahestehendes. Ihre Betätigung ist in sehr viel höherem Grade an subjektive Faktoren der ärztlichen Persönlichkeit gebunden, als die Betätigung anderer, besonders theoretischer, wissenschaftlicher Disziplinen. Und dennoch muß hier, bei aller Bewunderung für das Ideal des rein auf seine erfassende und heilende Menschlichkeit gestellten Seelenarztes, betont werden, daß die bloße Bindung einer Betätigung an subjektive Persönlichkeitsfaktoren nicht den künstlerischen, sondern höchstens den unwissenschaftlichen Charakter der psychiatrischen Praxis dartut. Das wesentliche Merkmal der künstlerischen Betätigung, die schöpferische Potenz, das Herausstellen objektiv wertvoller Gebilde aus reiner Intuition, fehlt der psychiatrischen Betätigung. Darüber sollte Berufsstolz, praktischer Erfolg und persönliche Eitelkeit nicht hinwegtäuschen. Psychiatrie als praktisches Handeln ist noch keine Kunst, bloß weil sie keine Wissenschaft ist; so wenig wie kaufmännische, banktechnische, wirtschaftspolitische Betätigung etwa um deswillen eine Kunst sein müßte, weil sie erfolgreich ist. Insofern sie an besondere Fähigkeiten und Anlagen der Persönlichkeit des Ausübenden gebunden ist, die weder übertragbar noch gar lehrbar sind, fordert sie von ihm eine geistige Artung

von besonderem qualitativen Reichtum, besonderer Differenzierung und Bewußtheit; und setzt diese Eigenschaften in um so höheren Grade voraus, je erfolgreicher sie wird. Aber das ist in keinem der genannten geistigen Berufe anders. Das Wesentliche bleibt das freie und subjektive Spiel individueller Geisteskräfte, in ihrer Anwendung auf bestimmte praktisch vorgesetzte Zwecke. Diese Zwecke aber, und die Mittel zu ihrer Verwirklichung müssen erkannt werden; es bedarf der Reflexion, um sie sich ins Bewußtsein zu bringen. Und so schreitet bereits an dieser Stelle jegliches praktisches Verfahren in der Psychiatrie über die Grenzen bloßer subjektiver Willkür und Zufälligkeit ins Objektive hinüber. Wie liegen denn die Dinge? Zur Auffindung und zum Gebrauch der Mittel, welche diese Zwecke verwirklichen sollen und können, haben sich im Laufe der Zeit Regeln herausgebildet. Diese Regeln sind aus persönlichen Einzelerfahrungen abgehoben, Verallgemeinerungen, welche jeweils auf die Verwirklichung der Zwecke, denen sie dienen sollen, zugeschnitten sind; sie sind lehrbar und Gemeingut. Das ist ebenso in allen jenen anderen praktisch-geistigen Berufen, welche wir vorhin zum Vergleich herangezogen haben. An sich kommt diesen Regeln außer ihrem konventionellen und heuristischen Wert im Hinblick auf den jeweils vorgesetzten Zweck kein dauernder Bestand oder Eigenwert zu. Sie entsprechen dem, was in der Kunst die Regeln des »Handwerklichen«, die Gesetze des Materials und seiner Bearbeitung, sowie der Darstellungsmöglichkeit bedeuten. Für die Kunst besteht daneben, unabhängig von diesen konventionellen Regeln praktischer Art, noch das Gesetz der objektiven, ästhetischen Wertnormen, welches für ihre Betätigung, wo nicht zur leitenden Maxime, so doch zum beschränkenden Kriterium des Künstlerischen an einer Leistung wird. Für die praktisch wissenschaftlichen Berufe, zu denen in erster Linie neben den technischen Fächern die Medizin gehört, schweben aber jene Regeln nicht zusammenhangslos und bedeutungsarm in der Luft; sie orientieren sich vielmehr an einem Grundstock systematischer wissenschaftlicher Feststellungen; und diese Feststellungen behalten wissenschaftlichen Rang und Geltung auch unabhängig von der Tatsache, daß sie praktisch angewendet und verwertet werden können.

Die Frage ist nun, ob für die Psychiatrie eine derartige Orientierung der aus praktischen Bedürfnissen geborenen Regeln an einem wissenschaftlichen Grundstock an sich gültiger Feststellungen faktisch ebenfalls besteht und unvermeidlich ist. Über das Wie dieser Orientierung wird hier noch nichts vorausgesetzt. Diese Frage stellen heißt sie bejahen, wenn anders Psychiatrie überhaupt als ein Teil ärztlichen Denkens und Tuns eingegliedert wird. Um die Absurdität des Gegenteils klar einzusehen, braucht man lediglich zu bedenken, daß ohne diese Orientierung die Psychiatrie mit allen ihren Einzelheiten völlig blind und uneinsichtig fundiert wäre, daß sie völlig der Subjektivität des einzelnen überlassen bliebe, welcher

sie zufällig ausübt, daß sie nicht lehrbar wäre, daß es kein Kriterium des Richtigen oder Falschen in ihr gäbe, daß jede Meinung neben der anderen zu gleichem Recht bestünde. Nichts unterschiede mehr den Scharlatan von dem Forscher; Fortschritt und Lehre wären ebenso vernichtet wie die Aussicht, unseren Kranken jemals wirklich helfen zu können. Psychiatrie bliebe eine Art mystischer Gabe einzelner Persönlichkeiten. Tatsächlich hat noch kein Psychiater, auch wenn er von der Bedeutung der Persönlichkeit des Seelenarztes für die Praxis der Berufsausübung noch so durchdrungen war, jemals diese Orientierung psychiatrischen Denkens und Tuns an den Normen und Kriterien der Wissenschaft — sei es welcher Disziplin immer — als unnütz von vornherein abgewiesen. Überall, wo Einsichten in Krankheitsabläufe oder Zustandsbilder gewonnen werden, wo somatologische Feststellungen getroffen werden, welche Anspruch auf eine mehr als zufällige Einzelgültigkeit in sich tragen, wird diese Orientierung an wissenschaftlichen Grundlagen irgendwelcher Art tatsächlich vollzogen.

Auch historisch läßt sich der ungeheure Fortschritt nachweisen, welchen die Einnahme dieses Standpunktes in der Psychiatrie über die vor Griesingers Zeit herrschende »künstlerisch«-intuitiv spekulierende Willkür darstellte, welche die Formen, Inhalte, Zustände, Verläufe und selbst Wesenheiten geistiger Störung aus der Sünde, dem Dämonismus, der »gewucherten Leidenschaften« ursächlich herzuleiten und zu bestimmen suchte. Wobei denn alles, selbst der Ursachenbegriff, in mystischem Nebel verschwamm.

Damit fällt aber die Rede von der Psychiatrie als Kunst in sich zusammen; die Unumgänglichkeit und damit die immanente Notwendigkeit ihrer wissenschaftlichen Orientierung ist de facto erwiesen. Die Frage bleibt hiernach vielmehr ausschließlich die: Wie weit soll diese Orientierung gehen, wie weit kann sie gehen? Hierbei ist zunächst das eine klar, daß sie weit über die Anlehnung der künstlerischen Betätigung an die objektive Norm des ästhetischen Gesetzes hinausgeht. Die letztere liefert lediglich Kriterien des Künstlerischen an Schöpfungen. Der Psychiater aber verlangt von der Orientierung seines Handelns an der Wissenschaft positive Bestimmungsgründe für die Vorgänge in seinen Kranken, sowie für das Wie und Warum seines ärztlichen Handelns. Er verfährt dabei eben grundsätzlich nicht anders als der Arzt überhaupt. Nur ist es ihm bisher versagt, diese wissenschaftliche Anlehnung ebenso sicher und weitgehend durchzuführen, wie der körperliche Arzt. Die Gründe hierfür liegen sowohl in der geringeren Ausbildung der heuristischen Regeln psychiatrischer Praxis als auch in dem Ausbildungsstande der diese Regeln fundierenden wissenschaftlichen Geltung. Der Spielraum des Subjektiven ist nur die Tugend seiner Not, deren Ursprung in diesen Unzulänglichkeiten liegt. Aus ihm sollte also nicht mit gar so viel Stolz eine Sonderstellung psychiatrischer Betätigung wie etwas Rühmenswertes hergeleitet werden. Die Bezeichnung der Psychiatrie

als Kunst ist nur eine recht durchsichtige Beschwichtigungsformel für das schlechte wissenschaftliche Gewissen.

Mit diesen Ausführungen wäre das Ziel unseres indirekten Argumentierens für die immanente Notwendigkeit einer allgemeinen Psychiatrie als strenger systematischer Wissenschaft erreicht. Wir haben die Frage, ob Psychiatrie als Wissenschaft notwendig ist, entscheidend bejahen müssen unter dem Vorbehalte ihrer Möglichkeit. Wenn diese Möglichkeit besteht, so wird es zur gebieterischen Aufgabe für den wahren Fortschritt der Psychiatrie, sie zur Wirklichkeit werden zu lassen, gerade auch um der Praxis der Psychiatrie und ihrer Arbeitsbedingungen willen. Es besteht die Aufgabe, jene an sich bedeutungslosen konventionellen Zweckregeln, jene vorläufigen Surrogate wissenschaftlicher Feststellungen und Gesetze entweder durch ihre Verankerung an einem wissenschaftlichen Grundstock an sich gültiger Feststellungen zu sichern und auszubauen, oder sie fallen zu lassen und durch solche Gesetze zu ersetzen, deren Auffindung schon ein an sich wertvoller und bleibender Geistesgewinn wäre. Wenn dies geschehen ist, wenn die Sicherung und der Ausbau jener Konventionen der psychiatrischen Praxis zur Systemeinheit einer Gesetzeswissenschaft erfolgt ist, dann ist die Aufgabe der allgemeinen Psychiatrie gelöst. Erweist sie sich als unlösbar, so mag man die getroffenen psychopathologischen und klinischen Konventionen provisorisch beibehalten — aber nur im Bewußtsein ihres Vorläufigkeitscharakters. Diese Alternative hängt gänzlich ab von der wissenschaftlichen Möglichkeit der Psychiatrie.

Diese wird damit zum Grundthema des ganzen vorliegenden Unternehmens und aller seiner logischen und theoretischen Untersuchungen. Sie ist das Verbindende, welches als leitende Maxime alle Erörterung der Einzelfragen beherrscht und stets, auch wo es nicht sichtbar ist, hinter ihnen steht.

Einführung in die Problematik des Wissenschaftsbegriffes.

Wie ist Psychiatrie als Wissenschaft möglich? In dieser Fragestellung steckt noch ein weiteres Problem: nämlich das Problem dessen, was unter Wissenschaft zu verstehen ist. Was meinen wir mit dem Begriff Wissenschaft, wenn wir den Aufbau unserer Erkenntnis vom Gegenstandsgebiet der Psychiatrie zu einer Wissenschaft als Ziel ins Auge fassen? Die Problematisierung des Wissenschaftsbegriffes und alle hier anknüpfenden Untersuchungen haben ihre Lösung zu finden in jenen Disziplinen, welche wir als Erkenntniskritik, Logik und Wissenschaftstheorie (Metaphysik) kennen. Die Ergebnisse dieser Disziplinen müssen für unseren Zweck übernommen werden; unsere Aufgabe ist es lediglich, diese Ergebnisse auf unser Gegenstandsbereich anzuwenden und sie hierfür fruchtbar zu

machen[1]). Es überschreitet den Rahmen unserer Aufgabe und unserer Ansprüche, die Fragen des Begriffs und der Möglichkeit von Wissenschaft überhaupt hier zu erörtern und einer Lösung zuzuführen. Nun ist es uns auf der anderen Seite wohl bekannt, daß auch in jenen Zweigen der Erkenntnis, denen diese Aufgabe besonders obliegt, keineswegs Übereinstimmung unter den Denkern herrscht. Nirgends vielmehr sind die Gegensätze der Meinungen, die Widersprüche in den geistigen Errungenschaften, die grundsätzlichen Zweifel und die methodischen Fehden heftiger als gerade im Gebiet der philosophischen und logischen Erkenntnislehre. Den Gründen, warum dies so ist, brauchen wir hier nicht nachzugehen; und noch weniger haben wir Anlaß, unsere Kompetenz zu überschreiten, indem wir uns als Mitstreiter in dieses Kampffeld hineinbegeben.

Und doch können und dürfen wir ihm nicht völlig fern bleiben, wenn anders wir unsere Fragestellung, was wir unter Psychiatrie als Wissenschaft zu verstehen wünschen, zur notwendigen Klarheit zu erheben in der Lage sein wollen. Wir müssen uns vielmehr klar und eindeutig zu einem Standpunkt bekennen; müssen sagen, was uns Wissenschaft bedeutet — auf die Gefahr hin, daß diese Bedeutung seitens anderer philosophischer Schulen nicht anerkannt, sondern verworfen und befehdet wird. Handelt es sich doch hier gleichsam um den Mittelpunkt allen Strebens nach Erkenntnis, um den Punkt, an welchem das materiale Einzelerkennen und sein Anspruch eintritt in den größeren Kreis der Weltanschauung, welche dem Erkennenden zu eigen ist; verknüpft sich doch hier der schlichte und sachliche Wissenschaftsgedanke mit den transgredienten Grundlagen geistigen Strebens und geistiger Haltung überhaupt, mit den tiefsten Wurzeln der geistigen Persönlichkeit und ihres Weltbildes. Erkenntnislehre wird hier zum Exponenten der gesamten philosophischen Auffassung, deren Tragik und deren Größe es ausmacht, daß sie nicht nur ein Erkennen, sondern auch ein Bekennen ist. Und so sehen wir uns in der Lage, gerade hier Partei ergreifen und einen Standpunkt einnehmen zu müssen, ohne ihn an dieser Stelle anders begründen zu können, als mit dem Hinweis auf die geistigen Führer, als deren Nachfahren wir ihn verfechten.

Der erkenntniskritische Standpunkt, den wir unseren Auffassungen von Wissen und Wissenschaft, vom Erkenntnisvermögen, seinen Quellen und seinen Gültigkeitsgrundlagen im folgenden zugrunde legen, ist der des Kantischen transzendentalen Idealismus, wie ihn große Philosophen der folgenden Generation von anhaftenden Irrtümern gereinigt, strenger formuliert und systematisch ausgebaut haben. In erster Linie ist unser philosophischer Führer Jakob Friedrich Fries, dessen weiterführenden Ausbau Kantischer Erkenntnislehre in den letzten Jahrzehnten Nelson und die neue

[1]) Vgl. hierzu und zum folgenden die gesamte vorhergehende Abhandlung »Über die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Psychologie« usw., S. 113ff. dieses Buches.

Friessche Schule wieder ans Licht geholt und erneut haben. Es ist kein Zeichen mangelnder Objektivität, wenn wir unsere Zugehörigkeit zu diesem philosophischen Standpunkt immer erneut betonen, und dementsprechend alle gerade in der Psychiatrie herrschenden Empirismen und mehr oder minder verschleierte »energetische« Materialismen ebenso abweisen wie jenen »kulturphilosophischen« eklektischen Transzendentalismus, welcher sich neuerdings in einigen Werken psychiatrischer Art einzunisten versucht hat. Klarstes und eindeutigstes Bekennertum und Parteiergreifen ist vielmehr gerade ein Zeichen des Strebens nach Objektivität, insofern man darunter Klarheit, Bestimmtheit und Einsinnigkeit versteht. Würden wir unsern Standpunkt hinter verschwimmenden Allgemeinbegriffen und historischen Abwägungen verschleiern, so würden wir eine Scheinobjektivität vortäuschen, welche der Unklarheit alle Wege offen ließe und dennoch nicht objektiver wäre, als dieses Bekenntnis.

Das schließt nicht aus, daß wir die Feststellung dessen, was wir im allgemeinsten Umriß unter Wissenschaft verstanden wissen wollen, möglichst befreit von allen vorweggenommenen Voraussetzungen aus denjenigen Merkmalen des Wissens und der Wissenschaft ableiten, über welche vor allem Streit der Meinungen ein consensus omnium besteht. Alle Einzelprobleme der Erkenntnisquellen wie der Methodenlehre finden ihre Lösung dann entweder innerhalb der Kant-Friesschen Erkenntnislehre selber, von wo sie hierher einfach übernommen werden, oder in besonderen Erörterungen an denjenigen Punkten der materialen Einzeluntersuchung, wo ihre Aufwerfung notwendig wird. In den folgenden kurzen Sätzen geben wir, ohne Hinweis auf die literarischen Quellen, eine Zusammenfassung der allgemeinsten Aussagen über den Charakter des Wissens und der Wissenschaft, von dem Ausgangspunkte an, über welchen allgemeine Übereinstimmung herrscht, bis zu denjenigen Punkten, die uns zur vorläufigen Kennzeichnung unserer Absicht für dies vorliegende Unternehmen genügend erscheinen. Das Polemische in ihnen dient lediglich der Abwehr grundsätzlich anderer Möglichkeiten, ohne deren prinzipielle Grundlagen erschöpfend bekämpfen zu wollen; es hat also nur den Zweck, unseren Standpunkt reiner hervortreten zu lassen. Leitgedanke ist uns hierbei, daß gerade der Psychiater gut daran tut, einen sehr klaren Begriff vom Wesen seiner Wissenschaft und der in ihr erforderten Denkvollzüge an die Einzelforschung mitzubringen. Nur so kann das konventionelle, unbeglaubigte und verschwommene Gerede, welches immer noch in ihr herrscht, zum Schweigen gebracht werden.

Zum Begriff des Wissens.

Wissen ist eine Art der Erkenntnis, und zwar eine solche, welche dem reflektierenden Bewußtsein angehört. Jede begriffliche Bearbeitung, welche vom Besonderen zum Allgemeinen

führt, jede Verallgemeinerung von Anschauungen, Wahrnehmungen und Beobachtungen, jedes Urteil über solche Wahrnehmungen und Beobachtungen, jedes Vergleichen und Unterscheiden nennen wir Wissen. Die Bewußtseinsprozesse, durch welche die einzelnen Ergebnisse derartigen Wissens entstehen, sind in sich verschiedener Art. Gemeinsam ist ihnen allein ihr Anspruch auf Geltung und tatsächliche Richtigkeit.

So wie wir faktisch das Wissen über irgendein Gegenstandsgebiet vorfinden, stehen seine Ergebnisse, die Erfahrungen, zunächst noch diskret und ungeordnet nebeneinander. Die Art, wie sie gemacht werden, ist anfangs weder methodisch einheitlich noch in gleicher Weise gegen Irrtum gesichert. Auch die Kriterien ihrer Richtigkeit sind von Fall zu Fall andere. Es bedarf einer besonderen Untersuchung, um diese Kriterien und ihr Prinzip für jedes Wissenschaftsgebiet erst besonders zu entwickeln, und ebenso unterliegt bei fortschreitendem Wissen die Berechtigung und die Anwendbarkeit der zu ihm führenden Methoden besonderen Rechtsnachweisen. Ferner steht zunächst niemals fest, ob das Gegenstandsgebiet irgendeiner solchen denkenden Bearbeitung in seinem ganzen Umfang von ihr getroffen wurde oder nicht. Die besonderen Untersuchungen über alle diese Fragen gehören der Kritik an. Jedoch ist es tatsächlich beim Erwerb dieses Wissens so, daß der Geist sich seine einzelnen Erkenntnisse als kühner Pionier im Reiche der unbekannten chaotischen Gegenständlichkeit zuerst ohne alle Rücksicht auf derartige Bedenken der Kritik schafft. Daher ist dieses sein Wissen über irgendwelche Gegenstände anfangs noch mit allen Irrtumsmöglichkeiten des Subjektiven behaftet, ein ständiges Fließen, und ebenso leicht wie es auszubauen ist, auch wieder zu stürzen. Und doch hebt auf der Basis dieses Wissens der Begriff der Wissenschaft sich allmählich stufenweise empor.

Hier zeigt sich bereits der Spielraum und die Breite der Zone von Denkvollzügen, deren Inbegriff wir »Wissen« nennen. Diese Zone, die von den ersten vorläufigen Unterscheidungen bis zum einheitlich festen System des Erkennens reicht, besteht auch für das Gegenstandsgebiet der Psychiatrie. Jede Bearbeitung der unabsehbar strömenden Fülle unseres seelischen und physischen Materials, welche in ihm einzelne Punkte festlegt, herausgreift, welche irgendwie Ordnung oder auch nur Orientierung in ihm sucht, trägt bereits den Charakter des Wissens und gehört in diese Zone, wie subjektiv und vorläufig sie im übrigen auch sei. Wenn wir auf einen bereits vorher geäußerten Einwand zurückgreifen, so geht aus diesen vorläufigen ersten Konstatierungen schon hervor, daß das Wissen seinem eigentlichen Wesen nach, als denkende Verarbeitung, bereits immer ein Fixieren des Strömenden ist, ein Trennen der Kontinuität, ein Erstarren des lebendigen Geschehens, ein Festlegen und Ordnen der sonst unübersehbaren Mannigfaltigkeit. Es ist dem menschlichen Geist wesenhaft zu eigen, Geschehen nicht anders denkend

einfangen zu können als in solchen erstarrenden, ordnenden Prozessen. Und das ist ganz unabhängig von dem Gegenstandsbereich, welches dieser Bearbeitung unterliegt, und gilt vom Psychischen genau so wie vom Physischen. Es geht also auch innerhalb der Psychologie dem ganz persönlichen Sichversenken hierin nicht anders, soweit sein Ergebnis auf Richtigkeit Anspruch erhebt, als es strenger, begrifflicher Formulierung ergehen würde: Jeder Versuch der Erfassung von Seelischem, auch der des in freier Subjektivität sich in die Seele seiner Objekte Versenkenden, ist bereits ein solcher Ordnungsprozeß, und darum gar nicht prinzipiell und methodisch von dem »ertötenden Wissen« geschieden, vor welchem er so viel vorauszuhaben vorgibt. Nicht erst das begriffliche Fortschreiten vom Individuellen zum Allgemeinen, sondern bereits das Festlegen des einzelnen bringt, in seinem Ordnungscharakter, Schnitte durch die Ganzheit des seelischen Lebenskontinuums mit sich; so ist es einem Erstarrungs- und Kristallisierungsvorgang vergleichbar. Jener Einwand, welcher vorher gegen die Psychiatrie als Wissenschaft gerichtet war, erweist sich also schon bei oberflächlichem Zusehen als ein solcher gegen jede geistige Bearbeitung der psychologischen Materie überhaupt; wobei gleichgültig ist, ob diese Bearbeitung bis zur Wissenschaft fortschreitet, oder ob sie in den rudimentären Anfängen ungeordneten Einzelerfahrens von vielleicht noch begriffloser Art stehen bleibt. Diese Erstarrung des Lebensstromes in Begriffen und Regeln ist immer unvermeidlich, wo der denkende Geist einem Gegenstandsbereich gegenübertritt. Die genauen Gründe dafür haben wir in unseren wissenschaftstheoretischen Grundlegungen gegeben. Dem ist nun einmal so, und so ist nicht einzusehen, warum dieses unvermeidliche Verhalten gerade in der Psychologie mehr Schaden stiften sollte, als in irgendeiner anderen Disziplin. Jener Einwand ist wirklich nur ästhetischer und sentimentaler Natur, wenn er sich auch metaphysisch zu verkleiden liebt. Wert und Wesen des Wissens berührt er gar nicht.

Warum aber verhält sich dies so? Warum ist Wissen zugleich immer eine Entfremdung der unmittelbaren Auffassung erlebter Gegenständlichkeit? Die Antwort hierauf gibt die psychologische Erkenntnislehre. Ein jedes Gebiet von Gegenständen des Erfahrens ist uns zunächst in irgendeiner vor allen anderen Weisen des Bewußtseins ausgezeichneten Weise unmittelbar gegenwärtig gegeben, in einer Kontinuität, in der wir es als verflochten in eine räumliche Gesamtheit oder in ein zeitliches Geschehen erleben. Wir nennen die seelische Funktionsklasse, vermittels dessen uns die Gegenstände in dieser Weise unmittelbar gegenwärtig gegeben sind, Anschauung.

Alles Wissen von Gegenständen der Außenwelt und des Seelenlebens ist nur eine allgemeingültige Wiederholung dieses ursprünglichen, anschaulichen Bewußtseins von jenen Gegenständen; d. h. es gilt unabhängig von der Zufälligkeit ihres Erlebtwerdens und

herausgelöst aus ihrer Zufallsbeziehung zu anderen Gegenständen der Erlebniskontinuität, in der sie gegeben waren. Es ist eine willkürliche und mittelbare Wiederbewußtmachung. Diese vollzieht sich in der Sphäre des Denkens. Den Denkvollzügen selber haftet nichts von den anschaulichen Charakteren mehr an, welche die unmittelbare Gegebenheit gekennzeichnet hatten. Sie vollziehen sich durch Begriffe und Urteile. Durch welche psychischen Funktionen Begriffe sich bilden, und wie bei ihrer Bildung die anschaulichen Momente zur allmählichen Ausschaltung gelangen, ist eine psychologische Sonderfrage der Erkenntnislehre, die uns hier nichts angeht; und ebenso ist das Problem der Bildung von Urteilen, ihrer Formen, Gültigkeiten und Grundlagen hier nebensächlich. Es genügt hier, daß die Eindeutigkeit und Herauslösung des Gewußten eben nur um den Preis der Entanschaulichung erkauft werden kann.

Wissen und Wissenschaft.

Wissen nun, das den Anspruch auf Richtigkeit als Zug seines Wesens trägt, vollzieht sich niemals allein in Begriffen, sondern stets in Urteilen. Beides sind willkürliche Schöpfungen des Verstandes; der Begriff aber ist problematisch, eine denkend vollzogene Kombination von Merkmalen, in welcher kein Anspruch auf Existenz und Realität enthalten ist. Demgegenüber liegt es im Wesen des Urteils, einen Gegenstand oder Tatbestand zu beurteilen, eine Aussage darüber zu versichern, eine Beziehung vorzustellen und als gültig zu behaupten. Auch jede Verwerfung ist ihrem Wesen nach die Behauptung eines Geltens.[1]) Im Wesen eines Urteils liegt also der Anspruch auf die Richtigkeit dessen, was es aussagt. Und soweit ein Urteil sich auf Gegenstände und Tatbestände der Außenwelt und des Seelenlebens erstreckt, ist dieses Gelten, dessen Behauptung das Wesen eines Urteils ausmacht, fundiert durch jene unmittelbar gegenwärtige Anschauung des Gegenstandes oder Tatbestandes, von deren anschaulicher Gegebenheit das Urteil ein irgendwie abgeleitetes, reflektiertes Bewußtsein ist. Die Anschauung ist also der Grund der Geltung aller einzelnen Erfahrungen, wie sie sich in Urteilen des einzelnen Wissens niederschlägt; diese Urteile des Einzelwissens sind ja letztlich nichts anderes, als eine Wiederholung der angeschauten Wirklichkeit. Die Reflexion ist an sich leer, sie vermag Wissen aus sich heraus nicht zu erzeugen; sie vermag lediglich die einzelnen Anschauungen zusammenfassend und willkürlich ordnend wieder bewußt zu machen. Hierin aber kann sie auch irren; und das Kriterium hierfür ist immer die Anschauung, deren Abbild zu geben sie berufen ist.

[1]) Ob die Bestimmung von Beziehungen als gültig in jedem Falle, wo sie im Urteil ausgesagt wird, logisch auf die Behauptung einer Existenz zurückgeführt werden muß, ob die synthetischen Urteile auf thetische reduziert werden müssen, wie Brentano will, bildet ein besonderes Problem. Vgl. hierzu meine Ausführungen im Arch. f. d. ges. Psychol. 29. Lit.-Ber. S. 5ff.

Nun können Beziehungen von Dingen zueinander nicht angeschaut, sondern nur gedacht werden. Und wenn die Geltung derartiger Beziehungen als notwendig und allgemein gedacht wird, unabhängig von der vereinzelten Zufallsexistenz des anschaulichen Materials, an welcher sie jeweils erfaßbar werden, so beruht dies auf Grundformen denkender Erkenntnis überhaupt, welche der Form jeder möglichen Erkenntnis bestimmter Art zugrunde liegen. Diese Erkenntnisgrundformen erscheinen in den logischen Urteilsformen; wir nennen sie mit Kant Kategorien. Wie sich diese kategorialen Formen der Erkenntnis mit dem anschaulichen Schema ihrer bestimmten Anwendbarkeit auf die Erfahrung zu den logischen Urteilsformen verbinden, und wie hierdurch denkende Bestimmungen gültiger Art an der Anschauungsmaterie sich ermöglichen, diese Probleme haben uns — für das psychische Gebiet — bereits ausführlich in der Wissenschaftstheorie des Psychischen beschäftigt. Dort haben wir auch gezeigt, wie Realrelationen durch sie bestimmt erkannt werden. Und wir haben im Anschluß daran den Gedanken der Theorie in ihren verschiedenen Formen entwickelt. Auf alles dies sei hier nur noch einmal verwiesen.

Was dadurch erreicht wird, daß die Reflexion die anschaulichen Gegebenheiten in Begriffe bringt und beurteilt, das ist die Überwindung der zufälligen Zusammensetzung und Verknüpfung des reflexionell bearbeiteten Anschauungsmaterials, seine Befreiung vom Hic et Nunc seines Daseins. Es ermöglicht sich auf diese Weise eine Beschreibung des Tatsächlichen auf Grund seiner qualitativen Merkmale unter Absehung von dem ihnen Unwesentlichen. Es ermöglicht sich die Klassifikation des Beschriebenen unter allgemeineren Begriffen, welche durch Absehen von verschiedenartigen Merkmalen und Hervorhebung gleicher Züge an ähnlichen Gegenständen und Abläufen gebildet werden. Wir haben hier keinen Anlaß, die logischen Prozesse des Klassifizierens irgendwie näher zu verfolgen. Ihr Endziel ist eine Systematik begrifflicher Ordnung, bei welcher die individuelle Mannigfaltigkeit in ihrem Einzelsein stufenweise eingeht in eine Rangordnung allgemeinerer und allgemeinster Klassenbegriffe und Abgrenzungen, vermittels deren sie eindeutig inbezug auf ihre Stellung im Ganzen des Wissens bezeichnet werden kann. Die Beschreibung des einzelnen Geschehens und Seins in irgendeinem Gegenstandsgebiet nach seinen wesentlichen Eigenarten, unter Absehen von seiner zufälligen Einzelverflochtenheit, durch die Merkmale der Klassifikation wird so zu einem Gewinn wissenschaftlichen Durchdenkens.

Aber jede Klassifikation bleibt an sich willkürlich und problematisch, wenn sie nicht an irgendwelchen Kriterien orientiert ist, die ihre Berechtigung oder zum mindesten ihre besondere Zweckmäßigkeit dartun. Diese Kriterien nun können nicht aus den Begriffen selber stammen; denn bei der Kontinuität des Mannigfaltigen und alles Anschaulichen ist das Herausheben von Einzelnem, das

Absehen von anderem Einzelnem ein Verfahren, das seinen Rechtsgrund nicht in sich selbst trägt. Der Gesichtspunkt, unter welchem dieser willkürliche Vollzug von Begriffsbildungen geschieht, muß vielmehr seinerseits in irgendeiner Grundlage Wurzel geschlagen haben, die außerhalb der Abstraktion selber liegt und diese erst über ein bloßes Spiel der Willkür und Problematik hinaushebt. Hierfür, für diese leitenden Gesichtspunkte des Abstrahierens und der Klassifikation, kann es die mannigfachsten Motive und Zweckmäßigkeitsgründe geben. Klassifikation ist nie Selbstzweck, wissenschaftlich bedeutsam wird sie, wenn ihr leitender Gesichtspunkt einem Rechtsgrund entspringt, der selber wieder durch das Wesen der Wissenschaft geboten ist. Und hiermit kommen wir zum Sinne der klassifikatorischen Ordnung. Der Sinn und Zweck der Begriffsbildung, die an sich willkürlich und problematisch ist, ist das Urteil, welches bejaht und verwirft, Verknüpfungen als bestehend anerkennt und auffindet, welches gilt, welches Wahres aussagt. Der Sinn und Zweck allgemeiner Begriffe ist das allgemeine Urteil, welches Regeln aufstellt, welches den Zufall durch die Notwendigkeit, das Chaos durch das Gesetz besiegt. Der Sinn der Klassifikation in Begriffen ist systematische Erkenntnis von Gesetzen der Notwendigkeit des empirischen Geschehens, auf das sie sich beziehen.

Das Ziel des Erkennens ist das Gesetz des Geschehens.

Das Wesen des Gesetzes ist allgemeine und notwendige Geltung der in ihm ausgesagten Verknüpfungen des Geschehens. Für alle in empirischen Anschauungen gegebene Gegenständlichkeit vollzieht sich die Auffindung von Gesetzen aus einzelnen Erfahrungsurteilen im Wege des Induktion genannten Schlußverfahrens, dessen Geltung für alle Naturwissenschaft wir bereits vorausgesetzt haben. Dem Wesen der Induktion gehen wir hier nicht nach. Für die physische Gegenständlichkeit, welche in raumzeitlicher Anschauung gegeben ist, hieße ein solches Unterfangen Eulen nach Athen tragen, nachdem Baco, Locke, Hume, Kant, Whewell, Apelt, Mill, Helmholtz, Boltzmann, Poincaré und andere erlauchte Geister dieses Problemgebiet methodologisch geklärt haben. Für das Gebiet des Psychischen ist hier freilich noch viel zu tun; aber das wird an derjenigen Stelle dieses Buches nachzuholen versucht werden, wo es erforderlich wird[1]). Hier verweisen wir ausdrücklich auf diesen Abschnitt. Vorerst genüge hier die Behauptung, daß die Induktion wie im Bereich des Physischen so auch in dem des Psychischen die Methode zur Auffindung von Gesetzen zu sein hat, und daß dies das Ziel wissenschaftlicher Bearbeitung der psychischen Reihe zu bilden hat: Beherrschung ihrer kontinuierlichen Mannigfaltigkeit durch die abstraktiven Ordnungsbegriffe der Klassifikation zum Zweck der Aufstellung von notwendig geltenden Gesetzen des Psychischen im Wege der Induktion. Wir werden diese

[1]) Vgl. S. 386ff. dieses Buches.

Behauptung gegen mancherlei Einwände noch zu rechtfertigen haben und ihre positive Begründung im Laufe des Buches nicht schuldig bleiben. Hier bekennen wir uns, unserem Vorsatz getreu, einfach zu ihr.

Das Wesen der Wissenschaft liegt also für uns in der Erkenntnis notwendiger Gesetze. Diese Erkenntnis ist das Ziel aller Tatsachenbeschreibung. Ihre Methode, die Abstraktion, erfolgt unter dem Zweckgesichtspunkt der Ermöglichung von Induktion. Vermittels der Abstraktion beschreiben wir, vermittels der Induktion erklären wir die Tatsachen und Zusammenhänge. Beides macht uns das Wesen des Wissens aus.

Der Wissenschaftsbegriff der Psychiatrie.

Wissenschaft ist nichts anderes als der Inbegriff der vollendeten systematischen Einheit allen Einzelwissens über ein Gegenstandsgebiet. Die Ergebnisse dieses Einzelwissens sollen sich in der Wissenschaft neben- und untereinander, je nach dem Umfang und der Tragweite ihres Gegenstandsgebiets, ordnen; so sollen Regeln und Gesetze klarer heraustreten, ihren Geltungsbereich deutlicher erkennen lassen und ihr gegenseitiges logisches und reales Verhältnis bestimmbar machen. Und dieser Prozeß der geistigen Durchbildung und Bearbeitung alles Gewußten auf irgendeinem Gebiet soll zu einem logischen Aufbau eindeutiger Art führen, in welchem jedes Wissen wie in einem ungeheuren Rahmen Ort und Stelle findet, die nicht vom Zufall, sondern vom Verhältnis des Teilwissens zum Ganzen bestimmt wird. Dieser Aufbau führt von der Basis des einzelnen Tatsachenwissens in der Einheit eines Systems bis zu der Spitze allgemeinster Geltungen. Unter diese ordnen sich, nach der Tragweite ihres Gegenstandsgebiets und nach ihrem logischen Rang, die Grundgesetze, und von diesen hängen ebenfalls wieder in eindeutiger Weise engere Gesetze und Regeln ab, und so fort bis zur Basis des Einzelwissens hinunter. Diese Darstellung soll nur eine unbegriffliche, gleichsam bildhafte Idee dessen geben, was das Wesen der Wissenschaft ausmacht. Mehr braucht an dieser Stelle hierüber nicht gesagt zu werden. So viel ist schon hieraus klar, daß, wenn es ein eigenes System gibt, aus diesem in vielfacher Hinsicht Gewinn und Sicherheit für den Fortschritt des Wissens gezogen werden kann. Es wird aus ihm herleitbar sein, was gewußt werden kann. Tragweite und Geltungsbereich gewonnener Erkenntnisse werden durch Einordnung in das genannte Gebäude durchsichtiger erkennbar. Irrtümer und Vorläufigkeiten werden deutlich und lassen sich bezeichnen. Und es werden Kriterien gewonnen, um den Erkenntnisanspruch neuer Feststellungen und ihre Irrtumsmöglichkeiten leichter zu erfassen. Letzteres gilt besonders von solchen noch problematischen Erkenntnissen, welche allgemeinerer Natur sind, z. B. von theoretischer Konstruktion, und von Hypothesen. Es zeigen sich Wege, auf denen die

Forschung weiter schreiten, auf denen sie neue Erkenntnisse den alten eingliedern kann. Dies kommt dadurch zustande, daß das systematische Ordnungsbedürfnis, in seiner logischen Bestimmtheit durch den bereits vorhandenen Rahmen des Systems, zur leitenden Maxime weiterer Forschung wird, daß aus ihm Arbeitsgesichtspunkte und Hilfshypothesen abgefolgert werden. Endlich ergaben sich aus der systematischen Ordnung überhaupt die Gesichtspunkte für die notwendige und weiterführende Verarbeitung noch ungeordneter Wissensmaterialien: Es bilden sich nämlich an der Hand dieser leitenden Maximen neue Methoden aus, die nicht nur dem Gegenstandsbereich, das in Frage steht, sondern auch dem Bedürfnis dieses wissenschaftlichen Einbezogenwerdens in das systematische Ganze angemessen sind.

Überblicken wir diese Vorstellung von Wissenschaft, so wird uns auch klar, auf welche Weise jene früher erwähnten heuristisch-praktischen Regeln und Zweckgesichtspunkte beginnender denkender Bearbeitung, wie sie das systemlo e Wissen und die Konvenienz auf ihr Gegenstandsbereich anwendet, durch die vom System der Wissenschaft her gewonnenen Leitmaximen des Denkens ihre formale Ordnung und Rangbestimmung, ihre Sicherung und Bewährung zu empfangen vermögen, — kurz, wie es möglich wird, aus diesen Konventionen bleibendes wissenschaftliches Gut von eigenem Werte zu schaffen. Zugleich wird klar — und das ist uns höchst wichtig —, wie andererseits die bloße Idee wissenschaftlicher Systematik zu einem Wertkriterium jener praktischen Konventionen und Regeln zu werden vermag.

Wenden wir diese Vorstellung von Wissenschaft — ohne vorerst weitere Klärung im einzelnen notwendig zu haben — auf unser Gegenstandsbereich, die Psychiatrie, an, so ergibt sich als grundlegender Inhalt unserer Aufgabe: Psychiatrie als Wissenschaft erfordert die Beschreibung und Erklärung der Tatsachen des psychiatrischen Gegenstandsgebiets im Rahmen einer systematischen Einheit. Die allgemeine Psychiatrie hat die Möglichkeit der Lösung dieser Aufgabe kritisch zu untersuchen, die Grundlagen der systematischen Einheit, soweit eine solche hier möglich wird, hinsichtlich ihrer gegenständlichen und ihrer nichtgegenständlichen, formalen Voraussetzungen zu prüfen und die Methoden zu ihrer Aufstellung festzustellen und zu begründen.

Einige Schwierigkeiten der Anwendung des Wissenschaftsbegriffes auf die psychiatrische Materie.

Mit dieser Feststellung haben wir zwar unsere Aufgabe bezeichnet, wie sie uns in ungeheurer Tragweite als Vorwurf einer allgemeinen Psychiatrie vorschwebt. Allein, gestehen wir es uns ruhig ein: Mit der bloßen Konzeption dieser Aufgabe allein ist noch nichts gewonnen.

Hinter derselben steht wie ein großes Fragezeichen das Problem der Mittel, mit welchen es diese Aufgabe zu bewältigen gilt. Nichts wäre verfehlter und mehr wider den eigentlichen Sinn und Begriff von Wissenschaft gerichtet, als nunmehr alle Materialien, Inventionen und Ergebnisse des Einzelwissens unter Vergewaltigung und Verbiegung ihres ursprünglichen Adäquatheitscharakters gewaltsam in den Rahmen eines Systems zwingen zu wollen, bloß deshalb, weil die Idee der systematischen Einheit als Leitstern über aller wissenschaftlichen Forschung schwebt. Was bei einem derartigen Unterfangen herauskommt, das zeigen uns im Gebiete der Psychiatrie gerade die früher erwähnten somatologischen Systembildungen, welche einen Teil der für die Psychiatrie zum Ausgangspunkt dienenden Gegebenheiten, nämlich die psychische Reihe, mit völlig unangemessenen Erkenntnismitteln gewaltsam unter somatologische Systembegriffe und Maximen zu pressen unternahmen und so zum Verdorren brachten, welche anstatt wirklicher und leicht gewinnbarer Erkenntnis auf diesem Gebiet nur das Zerrbild einer solchen zu produzieren vermochten. Abgeschlossene systematische Einheit der Erkenntnis kann nur in natürlicher Entfaltung aus den Erkenntnisdaten und Erkenntnismitteln adäquat und organisch herauswachsen, nie kann sie ihnen von außen her aufgezwungen werden. Und so bleibt die Möglichkeit der Anwendung unseres Wissenschaftsgedankens auf die psychiatrische Materie nach wie vor eine dunkle Frage, deren Lösbarkeit abhängt und bedingt ist von den eben genannten beiden Faktoren: den Erkenntnisdaten und den Erkenntnismitteln. Was die letzteren anlangt, so haben wir bis jetzt nur für die Psychologie im allgemeinen und ohne Rücksicht auf spezielle psychiatrische Ziele unser wissenschaftstheoretisches und logisches Arsenal prüfen können. Und bei genauerer Prüfung ergibt sich da, daß auch die Erkenntnismittel in ihrer Angemessenheit an die Erkenntnisdaten noch einer großen Reihe von Schwierigkeiten und Zweifeln unterliegen. Diese ist freilich ihrerseits nicht logischer, sondern materialer Art, soweit es sich um die physischen Gegebenheiten handelt. Für die physischen Gegebenheiten ist die Logik der Erkenntnisvollzüge bis zum Aufbau einheitlicher Wissenschaft klar und eindeutig gelöst. Kritik der Erkenntnismittel, Methodenkritik ist hier immer sachlich bedingt, aber auch sachlich geboten. Für diese kann die allgemeine Psychiatrie sich an bewährte Vorbilder halten. Die Methodenkritik der allgemeinen Psychiatrie, soweit sie an die Verarbeitung der physischen Reihe anknüpft, ist Einzelarbeit unter den Gesichtspunkten, die für alle physische Naturwissenschaft allgemeinhin gelten. Wir haben hier, bei der Aufzeichnung des vorläufigen Grundrisses zu einem Bauplan, grundsätzliche Schwierigkeiten nicht zu befürchten. Ganz anders wird dies, sobald wir der psychischen Reihe gedenken. Und die Schwierigkeiten häufen sich in dem Augenblick, wo wir uns bewußt werden, daß selbst nach einer Lösung systematischer Möglichkeiten für die psychische Reihe

der Erkenntnismaterialien unserer Wissenschaft das Restproblem bestehen bleibt, die Ergebnisse beider Reihen, der physischen und der psychischen, in ihrer ungeheuren wesenhaften Gegensätzlichkeit nebeneinander zu stellen und die Erkenntnis jeder dieser beiden Reihen in der Form einer gemeinsamen Disziplin vereinheitlicht zum System zu erheben. Dies scheint eine Aufgabe zu sein von solcher Schwierigkeit, daß dem menschlichen Geist ihre Lösung überhaupt nicht beschieden wird. Was man bisher unter Psychophysik zu verstehen pflegte, dieses seltsame Sondergebilde eines genialen und abseitigen Einzelgeistes, wie Fechner es war, und vieler ideenloser Nachtreter, füllt diesen Platz jedenfalls ganz gewiß nicht aus.

Wir sind auch weit entfernt davon, hinsichtlich des letztgenannten Problems der Möglichkeit einer systematischen psychophysischen Wissenschaft uns in verfehlten Hoffnungen zu wiegen. Aber es wird schon viel gewonnen sein, wenn man überhaupt erst einmal feststellt, was denn auf diesem Gebiete wißbar ist. Die Schwierigkeiten und selbst die möglicherweise sich ergebende Unlösbarkeit der Aufgabe systematischen Wissens auf psychophysischem Gebiet dürfen uns jedenfalls nicht veranlassen, die Wissenschaftsidee als solche fallen zu lassen und Psychiatrie im Beharrungszustande systemloser Einzelsammelei von Erkenntnissen zu belassen. Es ist nicht richtig, wenn Jaspers aus der von ihm von vornherein behaupteten Unmöglichkeit einer objektiven Systemeinheit auf deren Überflüssigkeit, ja Gefährlichkeit schließt. Gewiß hat er darin recht, daß die bisherigen Versuche von Systembildungen auf diesem Gebiet kaum mehr waren als konstruktive Verranntheiten einzelner. Aber es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man nun daraus das Recht ableiten wollte, auf den Leitgedanken wissenschaftlicher Systemeinheit als die Idee vollendeten psychiatrischen Wissens, dem es zuzustreben gilt, und in dessen Dienst alles wissenschaftliche Arbeiten der Psychiatrie irgendwie zu stehen hat, zu verzichten. Jaspers selbst tut dies auch gar nicht, wenngleich er vorgibt es zu tun. In allem demjenigen, was er an Erörterungen der Gesichtspunkte und Methoden, der Tatsachengruppierung und der Erkenntnisförderung geleistet hat, tritt für jeden ein objektives inneres Zentrum klar zutage, wenn er dessen Existenz auch gewissermaßen offiziell bestreitet und zu verschleiern sucht; und dieses Zentrum ist nichts anderes als die Idee der wissenschaftlichen Einheit psychiatrischer Forschung, deren Vollendung auch durch seine Untersuchungen zu verwirklichen versucht wird. Es mag vorsichtig sein, diese Idee nicht auszusprechen, um sich scheinbar die Vorurteilslosigkeit des Arbeitens zu wahren und nicht in konstruktive Fehler zu verfallen; wir befolgen diese Vorsicht nicht, sondern sagen was wir wollen.

Probleme des Wissens um Seelisches.

Aber können wir dieses Wollen realisieren? Die Schwierigkeiten liegen in erster Linie bei denjenigen Erkenntnismaterialien, welche beim Studium Geisteskranker zu allererst gegeben sind: der psychischen Reihe. Fassen wir diese Schwierigkeiten noch genauer ins Auge.

Es kommt uns dabei zunächst durchaus nicht darauf an, etwa bezeichnen zu wollen, was denn nun das Psychische vom Physischen grundsätzlich unterscheidet. Es ist uns nicht wichtig, das Gebiet des Psychischen von dem des Physischen prinzipiell abzugrenzen. Über die Möglichkeit dieser grundsätzlichen Abgrenzung ist viel geschrieben worden, seit dem Nachweis Brentanos, daß das Merkmal der Ausdehnung nicht auf alles Physische zutrifft, und dementsprechend den Unterschied beider Gegebenheitsreihen nicht konstituiert. Diese Frage erscheint uns eine müßige Frage jenes unechten Theoretisierens, das fruchtlos und zwecklos bleibt. Wir begnügen uns mit der Tatsache, daß die Ausdehnungslosigkeit zweifellos ein Merkmal alles Psychischen ist, welches wir aber nicht brauchen, um Psychisches als solches zu erkennen. Wir begnügen uns damit, daß wir alles Psychische aus seinem Gegebenheitscharakter heraus unmittelbar als solches erkennen und von Nichtpsychischem zu unterscheiden vermögen — gleichviel, worauf diese Sonderart des unmittelbaren Gegebenseins zurückführbar sein möchte[1]). Wir definieren auch nicht etwa die Sonderart der Gegebenheit vom Psychischen, wie dies in schulmäßiger Starre oftmals von vornherein geschieht, durch das Bewußtsein oder durch das Ich oder durch Sonderqualitäten seiner eigentümlichen Anschaulichkeit, oder durch das unwiederholbare Einzelsein seines Gegebenwerdens; wir haben gar keinen Grund, uns auf derartige konstruktive Voreiligkeiten festzulegen. Es genügt uns, unmittelbar zu wissen, daß Psychisches in besonderer und vom Physischen prinzipiell unterscheidbarer Weise gegeben und erkennbar ist. Die Schwierigkeiten im Erkenntnischarakter des Psychischen und seiner Verarbeitung zur Einheit einer Wissenschaft werden nicht durch Definitionen des Psychischen und Unterscheidungsmerkmale vom Physischen aus der Welt geschafft; oder wenn sie es werden, so sind das konstruktive Scheinbarkeiten.

Diese Schwierigkeiten liegen vielmehr darin, daß die Art des Gegebenseins vom Psychischen es auszuschließen scheint, eine systematische konstruktive Erkenntnis nach Art der Naturwissenschaften von ihm zu haben. Die Bestimmung zu Gesetz und Regel, welche der Naturforscher an den Anschauungen der äußeren Welt als Ziel seines Forschens betrachtet und mittels der Induktionen auch vollzieht, sind im Psychischen wo nicht unmöglich, so doch außerordentlich erschwert. Denn diese Bestimmung zu Gesetz und Regel ist bei

[1]) Vgl. hierzu im übrigen unsere wissenschaftskritischen Erörterungen dieses Buches.

physischen Abläufen allererst ermöglicht durch die Anwendung der Mathematik. Die raumzeitliche Gegebenheit des Physischen ermöglicht die Ausbildung mathematischer Bestimmungen an ihm; sie macht diese notwendig. Die Mannigfaltigkeit der Qualitäten wird durch sie meßbar und in Quantitäten überführbar; und nur so gelingt es, die durch die raumzeitliche Gegebenheit des Physischen ihm zugrunde liegenden Notwendigkeiten seines Ablaufens zu bestimmen und in ihrer allgemeinen Gültigkeit herauszustellen. Warum das so ist, haben wir oben in der psychologischen Wissenschaftstheorie bereits gestreift[1]). Aber eben mit der völlig andersartigen Gegebenheit des Psychischen fällt die Anwendbarkeit der Mathematik und damit die Möglichkeit, die Dynamik seines Geschehens quantifizierbar zu machen, fort; es fällt die oberste Aufgabe aller induktiven Forschung damit in sich zusammen. Jene konstruktive Theoretik, welche den Inbegriff systematischer Naturforschung an physischen Dingen bildet, erscheint in ihrer mathematischen Bestimmtheit bei psychischen Abläufen ausgeschlossen. Zwar haben auch die psychischen Qualitäten Intensität, und das Prinzip der Stetigkeit, nach welchem diese Intensitäten abstufbare Grade durchlaufen, ist in ihnen wirksam. Aber in der methodischen Anwendung dieser Gesichtspunkte ermöglichte sich lediglich die Messung dieser Intensitäten in mathematisch bestimmbarer Weise, und das ist für die Erkenntnis des Psychischen eine recht nebensächliche Aufgabe. Kant sagt einmal, daß es fraglich sei, ob sich eine psychologische Naturtheorie zu einem höheren Grade werde ausbilden lassen als die Scheidekunst[2]). Der Grund dieses Zweifels liegt in der Unmöglichkeit der Einführung mathematischer Bestimmungsstücke in die psychische Dynamik. Nun hat ja Kant auch von der »Scheidekunst« und ihrer Ausbildbarkeit zu einer systematischen Wissenschaft eine zu geringe Meinung gehabt. Aber wenn die moderne Entwicklung derselben in theoretische Tiefen, von denen Kant nichts voraussehen konnte, möglich war, so geschah dies eben dadurch, daß sie doch in ganz anderer Weise nach Analogie der Physik der mathematischen Behandlung zugänglich wurde, als ihr früherer Stand dies ahnen ließ. War hier Kants Zweifel auch nur vergleichsweise berechtigt, so trifft dies für die Induktionen der Psychologie nicht zu. Es ist hier nicht so, daß irgendeinmal eine erweiterte Erkenntnis imstande wäre, mathematische Bestimmungsstücke an die psychologischen Induktionen heranzubringen, wo wir dies heute noch nicht vermögen. Vielmehr ist es auf Grund der besonderen Gegebenheitsweise des Psychischen, insbesondere des Ausschlusses der Räumlichkeit und des extensiven Nebeneinanders der Teile, grundsätzlich ganz ausgeschlossen, daß die mathematisch-dynamische Bestimmung der geltenden Gesetze, daß die Umwand-

---

[1]) S. 129ff.

[2]) Metaphys. Anfangsgründe d. Naturwissenschaft. S. 172 (Dürrsche Ausgabe).

lung der Qualitäten in Quantitäten innerhalb des Psychischen jemals sich ermöglichen ließe.

Wir haben bereits früher angedeutet, daß es sich für uns also um die Frage zu handeln hat, vermittels welcher logisch-theoretischer Ersatzmechanismen sich trotz dieses Mangels die Ausbildung von Induktionen für die psychischen Materialien sollte ermöglichen lassen. Wir werden diese Frage, die wir hier nur als ein Problem registrieren, welches in der Logik der Psychiatrie eine besondere Rolle zu spielen berufen ist, noch mit der Ausführlichkeit im weiteren Verlaufe dieses Buches zu untersuchen haben, die ihr gebührt. Wir dürfen jedenfalls sagen, daß die Verwirklichung unserer Aufgabe, Psychiatrie als systematische Wissenschaft auszubilden, von der Lösung dieses Problems in erster Linie mit abhängt.

Aber auch diese Schwierigkeit meinen wir nicht, wenn wir von den Zweifeln sprechen, welche der Lösung unserer Aufgabe entgegenstehen. Denn so wichtig die Ausbildung der Induktion im Psychischen sein muß, um Psychiatrie als Wissenschaft zu ermöglichen, so können wir doch mit einiger Ruhe den logischen Untersuchungen entgegensehen, die uns diese Arbeit leisten werden. Diese Ruhe ist berechtigt: denn die Tatsache, daß es psychologisches Wissen gibt, daß wir es haben und täglich von ihm Gebrauch machen, beweist doch, daß dieses Wissen mehr als Einzelwissen ist, daß es allgemeine und notwendige Geltung beansprucht, und folglich, wenn es überhaupt nach Art naturwissenschaftlicher Erkenntnis gewonnen wurde, den Charakter der Induktion an sich trägt. Sind wir uns dessen auch nicht bewußt geworden, so muß es logischer Reflexion doch gelingen, die Induktionscharaktere hieran herauszulösen und methodologisch zu prüfen. Da wir hier nicht konstruktives Bauen ins Blaue hinein betreiben wollen, sondern von der Tatsache des Wissens auszugehen haben, um demselben methodische Reinheit zu sichern, so ist es klar, daß irgendeine Art von Induktion tatsächlich auch im Psychischen geübt wird und vollziehbar ist. Das Gebäude der Psychologie als Wissenschaft ist also durch die Notwendigkeit der Ausbildung psychologischer Induktionen nicht grundsätzlich gefährdet, ihm fehlt vorläufig das schützende Gerüst derselben. Und dies wird sich vorsichtig einbauen lassen, zumal das wissenschaftstheoretische Fundament bereits fest gegründet steht.

Die Schwierigkeit im Ausbau der Psychologie als Wissenschaft liegt vielmehr noch tiefer. Wir haben uns in einem früheren Absatz dieser Erörterungen auf das Wort Martys berufen, welches eine Zusammenfassung alles guten systematischen Denkens in einer naturwissenschaftlich zu ordnenden Empirie ist: daß die Erkenntnisvollzüge im psychischen Gebiet, um richtig zu sein, um zu einer Wissenschaft zu führen, keine anderen zu sein haben als die aller empirischen Erkenntnis. Unsere Schwierigkeit beginnt nun in dem Augenblick, wo wir dieses Prinzip des psychologischen Erkennens grundsätzlich in Frage zu stellen haben.

Und wir sind gezwungen, es in Frage zu stellen, es nicht von vornherein hinzunehmen wie etwas Gewisses. Wir müssen hier prinzipiellen Bedenken und Zweifeln Raum geben; um so besser, wenn es kritischer Einsicht gelingt, sie zu verflüchtigen. Wider den naturwissenschaftlichen Charakter psychologischer Erkenntnis wendet sich eine Gruppe neuerer Denker aus den verschiedensten Lagern mit Gründen von solcher Bedeutsamkeit, daß wir ihnen Raum zu geben haben. Können wir diesen Gründen auch nicht beipflichten, so zeigen sie uns doch Fragestellungen an, denen wir auf unserem Wege zur Systemeinheit der Psychiatrie unbedingt zu genügen haben werden, wenn anders wir unserer Aufgabe gerecht werden wollen.

In der Tat ist es von vorherein gar nicht gesagt, daß psychologisches Erkennen nach Art einer Naturwissenschaft erworben werde, und erworben werden müsse. Die Annahme einer modalischen Gleichheit alles Empirischen kann bestritten werden. Und auch wenn sie nicht bestritten wird, so braucht dann noch nicht zu folgen, daß die für die physische Natur geltenden Erkenntnismittel, logische und kritische Wege und Ziele, auch auf das ganz andersartige psychische Gegebenheitsgebiet anwendbar sein müßten. Läßt man die Tatsachen entscheiden, so zeigen sie ja gerade die Willkür und Ergebnisarmut der naturwissenschaftlich ausgebildeten konstruktiven Psychologie. Mehr noch: Stellt man ihnen unser tatsächliches Wissen vom Seelischen gegenüber, so scheint sich zu zeigen, daß dieses Wissen vom seelischen Geschehen auch tatsächlich ein toto genere andersartiges ist, als jedes naturwissenschaftliches Wissen. Es richtet sich auf individuelle Gegebenheiten und Geschehnisse; es setzt sich nicht zum Ziel, diese unter quantitativen Regeln und Gesetzen in ihrer allgemeinen Gültigkeit zu erkennen, sondern sie gerade umgekehrt in ihrer individuellen Besonderheit und Bedeutsamkeit erfassend zu begreifen; nicht ihre Typik, sondern gerade ihre Einmaligkeit ist anscheinend das Ziel psychologischer Erkenntniseinstellung. Von ihnen aus die Totalität des individuellen Bewußtseins, der sie entstammen, zu erfassen, erscheint als Preis psychologischen Erkennens. Dieses Bewußtsein aber ist jedesmal ein einmaliges, eine einzelne Persönlichkeit. Wirklich gegeben ist dem Erkennenden auf diesem Gebiet aber nur eine einzige Persönlichkeit, nämlich seine eigene; und auch diese nur in demjenigen momentanen Querschnitt ihrer Zeitkontinuität, in dem er sich jedesmal gerade auf sie einstellt. Zu jedem Zeitpunkt ist selbst diese identische Persönlichkeit in ihrer Gegebenheitskomplexion eine andere; daß ihre Identität gewußt wird, ist etwas Rätselhaftes. Von dieser Individualität aus aber versteht er durch irgendein problematisches »einfühlendes« Analogisierungsverfahren seelischer Art auch die anderen Individualitäten, mit denen er sich erkennend befaßt; er versteht sie nach Art seines eigenen Ich und doch gerade in ihrem besonderen Anderssein. Die Vollendung dieses Verständnisses zu un-

beirrbarer Sicherheit gerade im Erfassen des individuell-Idealen scheint das Ziel wahrhafter psychologischer Erkenntnis.

Unter dieser Einstellung der psychologischen Grundfrage öffnen sich neue Rätsel: Was ist das für eine Art von Erkennen des Individuellen, die hier geübt wird? Wie weiß ich um die Identität und Kontinuität des Ich bei verschiedenen seelischen Zuständen? Wodurch unterscheidet sich die materiale Gegebenheit des eigenen Ich von den materialen Gegebenheiten fremder Iche? Wie weiß ich um den Icheharakter fremder Iche? Wie weiß ich überhaupt um die Zusammengehörigkeit des jetzigen seelischen Soseins mit irgendwelchen jetzt erinnerten früheren Zuständen von Anderssein, die mir als »in mir« gegeben unmittelbar bewußt sind? Mit welchem Recht wende ich eine ähnliche Identifizierung zeitlich verschiedener Geschehnisse als in einer Persönlichkeit ablaufend auf andere Leiber an, in denen ich seelisches Geschehen voraussetze? Was sind das für Methoden, vermittels deren ich das seelische Geschehen in fremden Ichen begreife? Mit welchen Erkenntnismitteln kann ich den psychologischen Widersinn, welcher in den Begriffen »Fremd« und »Ich« liegt, bei meiner seelischen Erkenntnis anderer Persönlichkeiten überwinden? Wie ist es möglich, das Individuelle in seinem Einzelsein zum Gegenstand allgemeiner und notwendig geltender Erkenntnis zu machen? Wie sind allgemeine Gesetze vom Individuellen möglich? Was bedeutet unter allen diesen Bedenken überhaupt noch der Begriff des seelischen Gegebenseins? Wo liegt die Gewißheit des Tatsächlichen des Seelischen, welches mir jetzt und früher in völlig verschiedenen Umständen gegeben ist? Gemeint ist hier sowohl die Realität selber als auch besonders die Bestimmung dessen, was als Tatsache im Psychischen zu gelten Anspruch hat. Und endlich: Wie weit läßt sich die Erkenntnis des Fremdich ausdehnen? Wie weit geht die Voraussetzungsberechtigung der seelischen Homologien? Ist die Gebundenheit an den menschlichen Leib, ein außerpsychisches Kriterium, sind die Ausdrucksbewegungen genügende Rechtsgründe zu dieser Voraussetzung? Diese Frage wird sich erst nach Untersuchung der psychologischen Analogisierungsmechanismen aufklären lassen, welche das Ich in fremden Ichen wiederfinden und dennoch von ihnen abheben — jene Vorgänge, welche triviale Simplifizierung mit den Deckworten »Einfühlung«, »Verstehen« usw. zu erledigen glaubt. Die Breite der Homologien, oder wenn man will Homopsychien: Wo findet sie ihre Grenze? Beim Menschen? Bei den Tieren? Im Bereich des Lebendigen? Ist diese Gemeinsamkeit des Lebendigen durch diese Homologetik unmittelbar gegeben? — Oder ist umgekehrt die Gebundenheit psychischen Gegebenseins durch den Umkreis des Lebens überhaupt manifestiert? Diese Fragen sind für die Psychiatrie deshalb so besonders wichtig, weil in denjenigen fremden Ichen, um

deren seelisches Erfassen es sich gerade für sie handelt, ja seitens der Medizin irgendein gemeinsames Merkmal mit dem Begriff des Kranken oder Krankhaften analogisch bezeichnet worden ist; wir wissen hier noch nichts von diesem Merkmal, welches wir erst viel später an die Dinge heranzutragen für berechtigt halten dürfen; es sagt hier nicht mehr aus als das Negative, daß diese Menschen eben in irgendeinem Punkt ihrer seelischen Komplexion nicht nach Analogie anderer Fremdiche erfaßbar sind. Wie verhält sich jene geheimnisvolle Analogisierungstendenz, welche uns hier das Wesen seelischen Erfassens anderer Persönlichkeiten auszumachen schien, diesen besonderen Ichen gegenüber? Wie wird hier psychologische Erkenntnis von »Geisteskranken«?

Psychiatrie als Geisteswissenschaft — eine mögliche Fragestellung?

Die Häufung dieser Fragen hat etwas Erschreckendes. Gerade weil sie nicht von der schönen logischen Bestimmtheit und Übersichtlichkeit sind, die der Naturforscher in seiner Materie zu stellen gewohnt ist, gerade weil sie etwas von dem dunklen und verschwommen-geheimnisvollen Charakter haben, den das Licht empirischer Naturforschung vor allem zu vertreiben und zu durchleuchten bestimmt ist, darum — müssen sie aufgeworfen werden. Sie bestreiten der Naturforschung im Prinzip die Möglichkeit, sie beantworten zu können, ja sie nur zu sehen. Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder diese Fragen sind mit denselben Methoden auflösbar und beantwortbar, welche wir bisher als die Wege zum Ziel systematischen Wissens von empirischen Dingen bezeichnet haben, also mit denen der Naturwissenschaft. Dann ist es unsere Pflicht, sie nicht zu verschleiern und beiseite zu schieben, wie dies bisher stets geschah, sondern gerade zu zeigen, wie diese Einfügung ihrer Lösung in den systematischen Rahmen des Ganzen sich vollziehen läßt. Das wäre dann nicht nur die Pflicht, sondern auch das Recht und der Triumph der Naturwissenschaft auf einem Gebiete, wo man ihre Zuständigkeit aufs stärkste bezweifelt und zu untergraben gemeint hat. Oder — und dies ist die andere Möglichkeit: Die Naturforschung in dem von uns verstandenen Sinne ist in der Tat nicht berufen und befähigt, diese Fragen beantworten zu können. Dann wird nicht die Berechtigung dieser Fragen erschüttert, sondern die sachliche Ausschließlichkeit naturwissenschaftlicher Bearbeitungsweisen in der Psychologie wird zu verneinen sein. Dann aber haben wir die Pflicht, diesen Fragen jenseits der naturwissenschaftlichen Bearbeitungsweisen eine Lösung zu suchen, eine Sonderwissenschaft von ihren Lösungen zu intendieren.

Nun sind diese Fragen in der vollständigen Explizitheit, wie sie oben gestellt wurden, tatsächlich bisher noch nirgends gestellt worden. Aber das ihnen wesentliche Gemeinsame findet sich doch schon in

sehr durchdachter Form bei zahlreichen und hervorragenden Geistern. Und diese haben auch Antworten auf die ihnen wichtige Herausonderung einzelner Fragestellungen dieser Art jeweils gesucht und zu finden vermeint. All diesen Antworten, so verschieden sie in sich sind, ist das Eine gemeinsam, daß sie in bewußten Gegensatz traten zu denjenigen Erkenntnisweisen, welche wir bisher als für alle Erfahrung gültig vorausgesetzt haben, zur Induktion, zur Naturwissenschaft. Psychologie als Geisteswissenschaft wird von ihnen gefordert und methodisch auszubilden versucht. Hätten diese Denker recht, so würde auch in der Psychiatrie neben eine Psychiatrie als Naturwissenschaft, eine Psychiatrie als Geisteswissenschaft zu treten haben. Diese würde zum mindesten ein Teilgebiet der Psychologie umfassen müssen. Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, anstatt daß wir zu positiver eigener Arbeit kommen, uns zuvor mit jedem einzelnen der hierher gehörigen literarischen Dokumente kritisch zu befassen. Des ehrwürdigen Dilthey beschreibende Individualpsychologie — oder vielmehr der schwache Versuch, den er zu einer solchen unternimmt — wird im ersten Teil unserer psychologischen Untersuchungen selber behandelt. Der spielerische Geistreichtum Simmels in seiner systemlosen Einfallsmäßigkeit gerade zu diesen Problemen erscheint uns kritischer Voruntersuchung nicht bedürftig: Ihm fehlt die Lebenskraft, um das Gebäude der Psychologie, wie es bisher war, ernstlich zu erschüttern. Ähnlich stehen wir zu Bergsons hierher gehörigen Ausführungen. Wir haben uns als vorbildlichen Denker dieser Gruppe einen Mann gewählt, mit welchem uns das Streben nach systematischer Vollendung und der wissenschaftliche Ernst eines inneren Zentrums ebenso verbindet, wie die klare Stellung zum Problem naturwissenschaftlicher Erkenntnis; einen Mann, der zugleich der erste Anreger des größten Teiles dieser Fragestellungen war und der klarste Exponent ihrer geisteswissenschaftlichen Beantwortungsmöglichkeiten ist: Heinrich Rickert. An seinen Ausführungen haben wir bereits genau untersucht, wie es um diese Probleme der Psychologie als Geisteswissenschaft bestellt ist[1]). Eine letzte hierher gehörige Gruppe der Denker, die Phänomenologen der Husserlschen Schule, insbesondere Husserl und Scheler, aber auch Geiger, Pfänder usw. nehmen zu allen diesen Dingen und Problemen noch eine Sonderstellung ein. Diese ist aber prinzipiell ganz andersartig; ihre Behandlung erfordert besondere Voraussetzungen. Zu den genannten Denkern treten nun noch eine Reihe von Verfechtern bestimmter theoretischer Einzelmeinungen über das Wesen psychologischer Erkenntnis, welche auf Grund besonderer systematischer Standpunkte gewonnen worden sind. Hier seien nur Natorp, Meinong, Lipps, Münsterberg, Max Weber genannt.

Im allgemeinen kann man drei große Gruppen von Antworten

[1]) Vgl. S. 195ff.

unterscheiden, welche in einem von der naturwissenschaftlichen Psychologie abweichenden Sinne gegeben werden. Die erste dieser drei Gruppen weist der psychologischen Erkenntnis eine besondere Evidenz im Gegensatz zur physischen Erkenntnis zu, wenngleich sie deren empirischen und damit naturwissenschaftlichen Charakter in gewisser Weise aufrecht erhält. Durch diese Evidenz werden viele Fragen, die wir oben aufgeworfen, beseitigt und als nicht vorhanden erklärt. Die zweite Gruppe stellt die psychologische Erkenntnis, soweit sie aufs Individuelle und »Historische« geht, als eine Grundform geisteswissenschaftlicher Erkenntnis in Gegensatz zu aller Naturwissenschaft. Eine dritte Gruppe hebt die Betrachtung rein qualitativer Momente, des reinen phänomenalen Bestandes, jenseits aller Existenz- und Realitätsfragen, als ein besonderes Gebiet reiner Intuition über alle Empirie und damit alle Naturwissenschaft hinüber ins Gebiet der apriorischen idealen Einsicht. Es ist ihr hierbei gleichgültig, ob es sich um ein physisches oder psychisches Gegenstandsgebiet handelt. Die zweite, wichtigste Gruppe haben wir bereits in unserer psychologischen Wissenschaftslehre abgetan. Die grundlegenden Gedankengänge der ersten und der dritten Gruppe aber gilt es bei der Grundlegung der Phänomenologie noch zu verfolgen und zu prüfen, um sich über das Problem einer nicht naturwissenschaftlichen Psychologie ganz endgültig klar zu werden. Aus dieser Prüfung müssen sich die Lösungen der genannten Fragen ergeben, welche allein ein systematisches Wissen vom Seelischen als möglich oder unmöglich erkennen lassen. Die allgemeine Psychiatrie ist zur Ermöglichung ihres eigenen Aufbaus befugt und berufen, die Lösung dieser Fragen als eine ihrer Vorarbeiten in Angriff zu nehmen. Wir halten es für notwendig, diese ihre Aufgaben schon hier besonders zu bezeichnen.

Allgemeiner Rahmen für die vorliegenden Untersuchungen.

Mit allen diesen Ausführungen haben wir nunmehr den Kreis der Grundfragen und Voruntersuchungen, welcher das Problem der Psychiatrie als Wissenschaft umgibt, abgesteckt. Die Möglichkeit der Psychiatrie als Wissenschaft aber war uns der Vorwurf für eine allgemeine Psychiatrie. Die folgenden Untersuchungen sollen nur der Aufgabe gewidmet sein, auf der Basis der Lösung des oben abgesteckten Problemkreises das Gebäude einer allgemeinen Psychiatrie in seinen Grundmauern zu errichten. Wir können nicht versprechen, daß die Aufrichtung dieses wissenschaftlichen Gebäudes in gänzlich voraussetzungsloser Weise erfolgt. Voraussetzungslose Wissenschaft gibt es nicht. Aber dies eine können wir sagen: Wir werden zur Ausführung unserer Aufgabe weniger voraussetzen, als irgendeine wissenschaftliche Bearbeitung der Psychiatrie bisher vorauszusetzen vermocht hat. Nicht einmal die Voraussetzung werden wir machen, daß Psychiatrie nur eine Naturwissenschaft sei und lediglich nach

naturwissenschaftlicher Methode ausgebildet werden dürfe. Die Mittel, mit welchen wir Psychiatrie als Wissenschaft durch unsere allgemeine Psychiatrie sichern wollen, sollen lediglich von der formalen Logik, von den materialen apriorischen Voraussetzungen jeder möglichen wissenschaftlichen Erkenntnis — welche wir in unserer Wissenschaftstheorie gerechtfertigt haben — und von den Bedingungen geliefert werden, welche dem Gegenstandsgebiet der Psychiatrie methodisch und heuristisch immanent sind. Nichts soll gesagt werden, was nicht mit diesen angegebenen Mitteln gedacht zu werden vermag. Da nun die formale Logik und die materialen Voraussetzungen jeder möglichen wissenschaftlichen Erkenntnis in gleicher Weise für alle Gegenstände Geltung haben, so kann eine Einteilung des Werkes zwanglos nur nach eben den Gegenstandsgebieten erfolgen, welche das Material und die Ausgangspunkte psychiatrischer Forschung sind: den unmittelbaren Gegebenheiten seelischer und somatischer Art. Freilich werden wir selbst diese Gegebenheiten, so sehr sie den Anfang aller Forschung bilden, nicht ohne weiteres hinzunehmen haben: Vielmehr gilt es selbst, nach ihrem Gegebenheitscharakter das besondere Wesen ihrer Tatsächlichkeit zu problematisieren. Hierzu zwingt uns die schon gekennzeichnete Heterogenie beider Gegebenheitsreihen, der physischen und der psychischen; »Tatsache« bedeutet im Physischen etwas Eindeutiges und durch die Weise ihres anschaulichen Gegebenseins Bestimmtes; hier liegt keine Unklarheit vor. »Tatsache« aber im Psychischen — was ist dies? Hier gilt es erst noch die Problematik des »Bewußtseins«, des »inneren Sinns« und aller jener Fragen zu klären, die wir bei Erwähnung der geisteswissenschaftlichen Psychologie berührt haben. Wir werden über diese Fragen nicht mit schönen und wohlgesetzten Worten hinwegkommen; bedeuten sie doch für uns den Schlüssel zur Verwirklichung unserer Arbeit, und da fühlen wir die ganze Schwere der Verantwortung, die an ihrer Bearbeitung hängt. Aber auch die physischen Tatsachen sind in sich von ungleichem Charakter: Hirnbefunde, Biochemismen, Pupillensymptome, Bewegungsanomalien, Ausdruckssphänomene und Konstitutionsdaten — alle diese einzelnen Klassen, und noch manche andere, sind von verschiedener wissenschaftlicher Dignität und von verschiedenem systematischen Range. Auch hier gilt es für eine allgemeine Psychiatrie, zu klären und abzugrenzen.

Indem wir auf diese Weise die Gegebenheiten unserer Gegenstandsgebiete zur Grundlage unseres Aufbaus machen, gedenken wir so zu verfahren, daß bei der Einzelarbeit die bestehenden Feststellungen bisheriger Forschung zunächst hingenommen werden, und nur so weit sich eine immanente Kritik notwendig macht, formal durchgebildet werden. Diese Durchbildung soll immer an der Hand der bestehenden Forschung erfolgen und in ständigem Fortschreiten mit immer stärkerer begrifflicher Präzision bis zu Feststellungen von grundsätzlicher Geltung und formalem Charakter gelangen. Auf

diese Weise immanenter Weiterbildung wird beim Einzelaufbau überall an Bestehendes angeknüpft, alle Konstruktionen und Theorien werden zugunsten der geforderten immanenten Theoretik abgewiesen. So beginnen wir, um nur ein einzelnes Beispiel für viele zu nennen, bei der Erörterung des Wesens geistiger Erkrankung nicht, wie dies selbst in manchen Lehrbüchern heute noch beliebt ist, mit irgendeiner Behauptung darüber, was Krankheit im Psychischem sei, nicht mit irgendeiner willkürlichen Definition oder Deduktion eines Krankheitsbegriffes — weil ein solches Verfahren mit Notwendigkeit zu steriler Dogmatik führen müßte. Wir übernehmen vielmehr fürs erste die bisherige unbegriffliche Geltung der Bezeichnung Krankheit, ohne Abgrenzung ihres gegenständlichen Umfanges und ihrer Merkmale. Wir suchen uns darüber klar zu werden, in welchen logisch verschiedenen Bedeutungen diese Bezeichnung Krankheit in der psychiatrischen Forschung auftritt. Die einzelnen materialen Bestimmungsstücke und Kriterien aber entwickeln wir für diese Bedeutungen erst ganz allmählich bei der Klärung der materialen Einzelfragen psychiatrischer Forschung, bis wir angesichts des vollendeten Gesamtsystems der allgemeinen Psychiatrie glauben dürfen, uns auch des Krankheitsbegriffes oder vielmehr der Krankheitsbegriffe derselben wissenschaftlich versichert zu haben. Und so wird bei allen für das systematische Ganze der Psychiatrie wesentlichen Begriffen verfahren werden.

Wir behandeln in diesem Werke zunächst allein die psychische Reihe und die Möglichkeit, aus ihr Erkenntnis zu gewinnen. Wir untersuchen die Kriterien und Geltungsgrundlagen dieser Erkenntnis und ihrer Bearbeitungsmöglichkeiten. In unseren wissenschaftstheoretischen Grundlagen haben wir bereits ausgeführt, aus welchen Hauptabschnitten eine derartige Untersuchung zu bestehen hat. Es war zunächst die Wissenschaftstheorie psychischer Erkenntnis selber, welche wir als das Fundament jeder möglichen Erkenntnis des Seelischen von allgemeiner und notwendiger Geltung auffaßten und in einem besonderen Teil dieses Buches durchgebildet haben. Ihr schließt sich die Phänomenologie und deskriptive oder ontologische Theorie des Psychischen an. In ihr werden die Probleme geklärt, wie uns Psychisches als ein Wirkliches gegeben ist, sei es im eigenen, sei es im fremden Ich, und wie diese Gegebenheit des Psychischen zur Erkenntnis desselben wird. Hierüber wird der folgende Teil dieses Buches ausführlich handeln. Der zweite Band dieses Werkes wird, auf Grund dieser phänomenologischen Grundlagen, das psychisch-pathologische Material, so wie es als symptomatisch wesentlich vorgefunden wird, zunächst zergliedernd zur phänomenologisch-theoreitschen Darstellung bringen. Als nächster Teil in einer allgemeinen Psychiatrie muß die genetische Theorie seelischen Zusammenhanges und Auseinandervorgehens entwickelt werden. Wir fassen diese genetische Theorie, kraft unserer wissenschaftstheoretischen

Statuierungen, als eine dynamische Erklärung des psychischen Geschehens auf. Diese Psychodynamik ist nun für das Gegenstandsgebiet der Psychiatrie eine wesentlich andere als für das der gewöhnlichen Psychologie. Aus diesem Grunde entwickeln wir ihren Aufbau — abgesehen von den ersten Fundamenten, welche die Wissenschaftstheorie bereits für ihn festlegte — nicht mehr in diesem Bande, sondern erst in dem zweiten Bande dieses Werkes im Anschluß an die phänomenologische Symptomatik. Dort wird auch die Lehre Freuds, Adlers und ihrer Schüler, als der einzige grundlegende Versuch einer Psychodynamik, der bisher überhaupt unternommen worden ist, gewürdigt und in das Ganze einer psychodynamischen Theorie hineinverarbeitet werden. — Einen Teil der genetischen Theorie des Psychischen muß auch die Psychophysik bilden. Und zwar nicht in ihrem ganzen Umfange — welcher erst bei der Durcharbeitung der physischen Reihe bloßgelegt werden kann, sondern nur insofern als sich physische Zwischenglieder in die Kette dynamischer Verknüpfungen von Psychischem tatsächlich eingeschaltet finden. Darauf soll hier noch nicht näher eingegangen werden. Ein weiterer Hauptabschnitt hat sich mit der Frage zu beschäftigen, wie sich die Ergebnisse der bisher geannnten Grundlegungen zu einer Typenlehre, zu einer Charakterologie und Persönlichkeitspsychologie verbinden lassen. Es wird sich hier zeigen, daß ihrer theoretischen Struktur nach verschiedene Arten von Typenbildungen psychischer Ganzheiten vorkommen. Es finden sich statisch-deskriptive Typen, bei welchen ein bestimmtes Nebeneinander und Übereinander von funktionalen Dispositionen in gleichbleibender Weise für die Beschreibung erfaßbar wird und die Persönlichkeit bestimmt. Es finden sich dynamische Typen, bei welchen nicht so sehr die Dispositionen selber, als vielmehr die besondere Anordnung in den dynamischen Beziehungen derselben es ist, welche das innere Gesetz dieser Typen ausmacht (Lügner, Phantast usw., reaktive Psychopathen). Es finden sich ferner Kombinationen beider Gruppen miteinander zu komplizierteren Charakteren. Es findet sich endlich eine logische Beziehung dieser im weitesten Sinne noch deskriptiven theoretischen Grundlagen zu Wertbegriffen, sei es sozialer, sei es sonstiger (»biologischer«) Art, welche gerade in der Psychiatrie vielfach ganz ungeklärt angewendet werden. Die Probleme der Entartung und des Degenerativen und andere ähnliche haben hier ihre psychologische Stelle. Alle diese Fragen werden gleichfalls erst im folgenden Bande dieses Werkes systematisch dargestellt werden. In diesem Bande aber wird es zweckmäßig sein, wenigstens noch dasjenige theoretische Problem der Typenlehre vorwegzunehmen, welches für sie von einer gewissen prinzipiellen Bedeutung ist: nämlich das Problem der theoretischen Struktur des Typus überhaupt. Insbesondere wird hier die Tragweite und das Geltungsbereich von Wertbestimmungen, Normen und Normalitäten im wissenschaftlichen Ganzen der Psychiatrie untersucht werden müssen.

Zur Typenforschung gehört auch die experimentelle Psychopathologie, welche nur eine besondere Methodik der differentiellen Psychologie des Pathologischen ist. Auch sie soll im folgenden Bande gewürdigt werden.

Mit dieser Einteilung ist die allgemeine Psychiatrie, soweit sie in diesem Werke zur Darstellung gelangen soll, erschöpft. Nicht aber ist damit schon das Gebiet der allgemeinen Psychiatrie überhaupt völlig umgrenzt. Es hätte sich vielmehr an diese theoretische Darstellung der psychischen Reihe die der physischen Reihe anzuschließen. Hier wäre es notwendig, Grundfragen psychophysischer Theoretik überhaupt einmal grundsätzlich nach allen Seiten zu klären, um aus dem ungelösten Dilemma: Parallelismus oder Wechselwirkung — zu einer logischen und theoretischen Entscheidung zu gelangen. Ferner wäre es notwendig, jene psychophysischen Arbeitshypothesen der Lokalisationslehre und Nervenphysiologie zur Darstellung zu bringen, welche sich für die bisherige psychiatrische Forschung als so überaus fruchtbares Arbeitsprinzip erwiesen haben. Endlich müßte in dem Rahmen dieser Psychophysik eine Ordnung der somatologischen Daten erfolgen, von den Hirnbefunden an bis zu den biologischen Gesichtspunkten der Entartung, von den psychophysischen Begleitsymptomen der Motilität und der reflektorischen Erregbarkeiten bis zu den Ausdrucksbewegungen. Hierbei müßte auch die Rolle des körperlichen Symptoms bei Geistesstörungen in jener theoretischen Verschiedenwertigkeit, welche etwa ein Pupillensymptom, ein Stoffwechselbefund, eine Liquorreaktion und eine Veränderung der Muskelspannung exemplifizieren, ihre Begründung erfahren. Aus einer derartigen Untersuchung würde als wertvollster allgemeiner Gewinn die Klärung der pathogenetischen und ätiologischen Fragestellungen in der Psychiatrie hervorgehen.

So wäre die klinische Heuristik der speziellen Psychiatrie und ihrer Forschungsweisen systematisch vorbereitet.

In diesem Werke wird der vorgezeichnete Weg nur für die psychische Reihe eingeschlagen werden. Für diese ist eine allgemeine Psychiatrie auch von dringendster Notwendigkeit: Die abgeklärte, methodisch und sachlich zielsichere Forschung in der physischen Datenreihe bedarf keiner neuen systematisch-kritischen Fundierung — zum mindesten nicht in dem Maße wie die psychische Seite der Forschung. Für diese gilt als unmittelbare Gegenwartsforderung, daß sie herausgelöst werden muß aus den konventionellen Regeln und Schematismen, welche zurzeit in ihr verschwommen herumgehen. Ebenso muß sie aber herausgehoben werden aus der klinischen Schilderei und der willkürlichen Abgrenzung von »Krankheiten«, »Krankheitseinheiten«, »Symptomverkupplungen« und der dogmatischen Statuierung von Symptomen; sie muß herausgehoben werden aus dem Wust unbeglaubigter normativer Typenbildungen mit scheindeskriptiver Fassade, welche unsere klinische Arbeit bisher durchsetzen und zersetzen.

Anhang:

Bemerkungen über immanente theoretische Kritik an konstruktiven Hypothesen in der Psychologie.

Ich schließe hier einige Bemerkungen an, welche mit den bisher behandelten Themen in innigem Zusammenhang stehen; und die ich daher nicht unterdrücken wollte, obwohl der äußere Anlaß zu ihnen ein scheinbar abseitiger ist. Ich wies schon darauf hin, daß im zweiten Bande dieses Werkes ein systematischer Grundriß der psychischen Dynamik gegeben werden soll, und daß ich dort auch den Lehren Freuds und seiner Schule gerecht zu werden hoffen dürfe. Mit diesen Lehren habe ich mich bereits einmal ausführlicher beschäftigt, und zwar hinsichtlich ihrer theoretischen Voraussetzungen[1]). Den materialen Bestand der Freudschen Entdeckungen habe ich damals nicht zum Gegenstand einer Kritik gemacht, und zwar aus Mangel an eigener Erfahrung und eigener Kenntnis. Ich habe allerdings betont, daß der Freudsche und Bleulersche Begriff von Tatsachen den Erwerb der Kenntnis von solchen Tatsachen, völlig getrennt von jenen theoretischen Präsumtionen, außerordentlich erschwere. Ich bin der Überzeugung, und werde diese in einem späteren Abschnitt dieses Buches begründen, daß diese Schwierigkeit nicht nur an Freuds oder Bleulers Ansicht von dem liegt, was eine Tatsache im Psychischen sei, sondern daß sie auch im Wesen der psychischen Tatsächlichkeit überhaupt begründet ist.

Meine Untersuchung über die Theoretik Freuds hat nun unter seinen Schülren eine Reihe von Gegenschriften gezeitigt, als deren bedeutsamste ich hier die Abhandlungen von Rosenstein[2]), Stärcke[3]) und Bleuler[4]) betrachte. Außerhalb der Freudschen Schule hat sich Lewandowsky[5]) ausführlicher zu meiner Arbeit geäußert. Wenn meine folgenden Bemerkungen an Ausführungen dieser Kritiker anknüpfen, so ist dies für den Inhalt dessen, was ich sagen will, gewissermaßen zufällig. Meine Absicht ist vielmehr die, am Beispiel einer Überlegung an der Hand dieser kritischen Einwendungen das Wesen einer immanenten Kritik an irgendwelchen Arbeitshypothesen im allgemeinen darzulegen, und zu zeigen, daß die Immanenz einer Kritik mit ihrem theoretischen Charakter durchaus vereinbar ist. Diese Feststellung ist

[1]) Kronfeld, Über die psychologischen Theorien Freuds und verwandte Anschauungen. Archiv f. d. ges. Psychol. Bd. 22. Heft 2/3. Auch als Buch Leipzig 1912.

[2]) Jahrbuch f. psychoanalyt. Forschung. Bd. IV. S. 741—798.

[3]) Psychoanalyse vom theoretischen Standpunkt. Psych. en Neur. Bladen 1912. No. 3. Dies ist die beste Arbeit über Freuds Lehre, welche überhaupt aus seiner Schule hervorging. Sie hat meine Stellung in vieler Hinsicht entscheidend beeinflußt.

[4]) Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 23.

[5]) Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych., Referate. 1913.

nämlich auch für den Wert der kritischen Untersuchung des ganzen vorliegenden Buches von einschneidender Bedeutung. Der hier zu erbringende Nachweis tut dar, daß die Bestrebungen dieses Buches nicht etwa eine abseitige Eigenbrödelei oder ein philosophisches Spintisieren sind, daß sie keine Standpunktsfrage sind und ihre Annahme oder Ablehnung nicht in das Belieben des einzelnen gestellt ist, sondern daß sie sachlich der Psychiatrie immanent sind, unbeschadet ihres theoretischen Charakters. Diese Immanenz ist eine grundsätzliche und notwendige; und damit werden die Untersuchungen dieses Buches zu einen brennenden praktischen Postulat der psychiatrischen Forschung.

Nur so weit als ich diesen Nachweis hier noch einmal erbringen will — eigentlich steckt er schon in allem bisher Gesagten immer wieder drin —, nur so weit besteht für mich ein äußerer Anlaß zur Anknüpfung an die Äußerungen meiner Kritiker und zu einer Polemik gegen dieselben. Bezüglich meiner Stellung zu Freud selber und seinen Forschungen will ich aber, zur Vermeidung von Mißverständnissen, nochmals ausdrücklich bemerken: Über seine Theorie habe ich hinsichtlich ihres Wertes als Theorie in meiner Arbeit gesagt, was damals zu sagen war. Der negativen Aufgabe jener Kritik will ich im zweiten Bande dieses Buches die positive folgen lassen, jene Theorien, deren Richtigkeit ich angefochten habe, einwandfrei umzugestalten und so durchzubilden, daß die bisherigen logischen und theoretischen Widersprüche, die ich aufwies, in Fortfall geraten. Dies wird möglich durch Einordnung der Freudschen Lehren in den Gesamtrahmen der psychologischen Theoretik. Natürlich besteht diese Möglichkeit nur so weit, als auch eine materiale Übereinstimmung meiner Auffassungen mit denen Freuds und seiner Schule besteht. Diese aber besteht in wesentlich weiterem Umfange, als meine Kritiker merkwürdigerweise voraussetzen. Hierüber verweise ich an die zuständigen Stellen des zweiten Bandes.

Ich möchte vor allem an die recht leidenschaftliche Arbeit Rosensteins anknüpfen. Dieser Autor ist überzeugt, trotz meinem »großen Aufwande an logischen, psychologischen und philosophischen Argumenten« [1]) die »Unsachlichkeit« meiner Kritik der Theorienbildung Freuds »genügend gekennzeichnet zu haben« [2]). Er äußert die Absicht, nach der Abrechnung mit mir »wieder zur geordneten Arbeit überzugehen« [2]), scheint also für seine eigene Kritik den Anspruch auf das Prädikat einer »geordneten Arbeit« nicht zu erheben. Ich finde diese Schärfe unangebracht. Persönlich neige ich nicht dazu, die Achtung vor dem sachlichen Wollen eines anderen zu negieren, mit welchem ich gemeinsame Probleme bearbeite — mag auch der Standpunkt ein verschiedener sein. Ich werde mich also Rosensteins Urteil über seine Arbeit nicht anschließen, obwohl ich seine

---

[1]) S. 741.
[2]) S. 798.

Argumente und die Art, wie er sie vorbringt, nicht für berechtigt halte. Der alte Lotze sagt einmal[1]: »Den Verstimmungen der Gefühle halten wir im täglichen Leben viele Unarten und Ungerechtigkeiten zugute.« Rosensteins Kritik ist mir sachlich wertvoller, als sehr viele zustimmende Kritiken, welche mein Freudbuch erfuhr und welche, zuweilen in recht unkritischer Weise, meine Absicht völlig mißverstehend, die Meinung vertreten, als sei nunmehr die Freudsche Lehre und das Freudproblem definitiv erledigt und aus der Welt geschafft. Wie wenig das meiner eigenen Meinung entspricht, geht aus verschiedenen Stellen meines Freudbuches[2]) klar hervor, und ich habe es auch schon betont.

Beide Seiten sind eben voreingenommen; und beide halten mich für voreingenommen. Nun war Voreingenommenheit bisher überhaupt derjenige Vorwurf, welchen Anhänger und Gegner der Freudschen Lehren einander am häufigsten machten, und fast immer mit Recht. Beispiele für diese tatsächliche Voreingenommenheit auf beiden Seiten, und ebenso für die Verbitterung, die sie erzeugte, sind zu lebhaft im allgemeinen Gedächtnis, als daß man an dieser Stelle nochmals auf sie zurückgreifen müßte. Das Wort Voreingenommenheit hat aber einen doppelten psychologischen Sinn. Die eine, die umfänglich weitere seiner Bedeutungen, enthält eine unentrinnbare, subjektiv notwendige Stellungnahme des in bestimmter Weise disponierten Menschen zu allen Gegebenheiten und Problemen. Sie ist eine Teilerscheinung der Determiniertheit alles Psychischen, der unausschaltbaren, gefühlsmäßigen und intellektuellen Begrenztheit jedes einzelnen psychischen Subjekts. Zu ihr sich offen zu bekennen und ihr unvermeidbares Wirken nicht hinter dem Schein einer historischen oder relativistischen »Objektivität« zu verschleiern, ist ein Gebot wissenschaftlicher Ehrlichkeit. Sie ist in der psychologischen Forschung genau so eine subjektive Fehlerkonstante, wie dies bei physikalischen und astronomischen Versuchen etwa der subjektive Beobachtungsfehler ist. Nur der Unterschied besteht, daß letzterer berechenbar ist, ersterer aber nicht. In ihr liegt auch der tatsächliche Grund dafür, daß sich die Bearbeiter des gleichen psychologischen Problems in Anhänger und Gegner bestimmter Lösungsversuche spalten. Man soll sie sich gerade bei kritischer Arbeit stets vor Augen halten, und schon deshalb empfinde ich es als sinnlos, in meiner Kritik der Freudschen Theorienbildung etwa eine positive Erledigung der Probleme zu erblicken, deren Lösung Freud sich zur Aufgabe gestellt hat.

Eine ganz andere Bewertung muß dagegen die zweite Bedeutung des Wortes Voreingenommenheit erfahren. So stark jeder einzelne durch seine affektiven Präokkupationen, sein geistiges Niveau und überhaupt die Besonderheiten seines seelischen Habitus in bestimmten

[1]) Med. Psychol. 1852. S. 630.
[2]) z. B. S. 134, 136, 222 u. a. m.

Richtungen und Weisen begrenzt ist: Seine Reflexion wird grundsätzlich von Irrtümern durch Gründe überzeugbar bleiben, wofern Wille zur Wahrheit besteht und über ein gleiches Tatsachengebiet unter gleichen rationalen Voraussetzungen geforscht wird. Diese Überzeugbarkeit durch in der Sache selbst gelegene Gründe kann einen Kampf kosten. Aber sie ist prinzipiell psychologisch möglich; und diese Möglichkeit hängt mit der allgemeinen Stellung der reflektierenden Funktionen, ihrer Grundlagen und ihrer Ausbildungsfähigkeit innerhalb des Ganzen der Psyche zusammen, die wir in einem späteren Bande dieses Werkes zur Darstellung bringen werden. Und sie ist in solchem Grade die erste Voraussetzung und sittliche Norm wissenschaftlichen Arbeitens, daß ihr Fehlen mit Recht einen moralischen Einwand darstellt. Dennoch begegnet man ihr in der Praxis wissenschaftlicher Arbeit aller Orten. Heftige Gegengefühle gegen bestimmte Annahmen, oder das Sichfestgelegthaben auf eine bestimmte Meinung, das nicht Unrechtbehaltenwollen überhaupt, alle sthenischen egozentrischen Affekte, Stolz, Eitelkeit und jenes Überlegenheitsbestreben, welches oft nur ein Ressentiment gegen die eigene innere Schwäche und Leere ist, gesteigerte Empfindlichkeit und Reizbarkeit gegen Andersdenkende, jener Zustand des Nichthörenwollens, des Parteigängertums, und manche andere psychische Situationen, endlich vor allem auch die Rücksicht auf die Meinung der Umwelt, auf die eigene soziale oder wissenschaftlich-offizielle Stellung und ihre Verantwortlichkeiten: Alle diese Faktoren schränken das Prinzip der Überzeugbarkeit durch Gründe ein. Sie schaffen jene Voreingenommenheit im zweiten Sinne, die den Gang der Forschung aufhält, persönliche reaktive Verbitterung schafft, das Verständnis der Streitenden mehr und mehr erschwert und Forels hübsches Wort von den »alten Negativisten« rechtfertigt, welches Stärcke zitiert[1]).

Die Einräumung der Möglichkeit einer positiv fördernden Kritik, also das Zugeständnis der Möglichkeit eigenen Irrtums, und der Wille, sich durch Gründe überzeugen zu lassen, ebenso wie durch Gründe überzeugen zu wollen: Diese Dokumente der ethischen Norm wissenschaftlichen Arbeitens schließen Voreingenommenheit in diesem zweiten Sinne aus. Natürlich aber sind die Bekenner einer bestimmten Theorie, und mehr noch die Schöpfer derselben, voreingenommen in der ersten Wortbedeutung, genau ebenso wie es ihre Kritiker in entgegengesetztem Sinne sind. Jedoch damit, und nur damit, ist der Wille zur Sachlichkeit, ist sachliche Arbeit an dem umstrittenen Problem vereinbar.

Es ist fast beschämend, daß es notwendig ist — aber es ist tatsächlich nötig, sich dies alles einmal besonders zu vergegenwärtigen. Denn so bereit ein jeder Forscher ist, diesen Willen zur Sachlichkeit in abstracto als etwas Selbstverständliches anzuerkennen, so oft wird

[1]) S. 104.

wider seine konkrete Betätigung verstoßen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß wir hier alle gleich schuldig sind.

Eine Konsequenz aus diesen Darlegungen wäre folgende: Es herrsche über gewisse Themen Uneinigkeit. Damit folgt allein aus dieser Uneinigkeit, daß die betreffenden Themen Probleme darstellen. Der einzelne Forscher mag die Bedeutung ihrer Lösung für die eigene Arbeit so gering bemessen, wie er wolle: Für das systematische Ganze bleiben ungeklärte Probleme diskussionsbedürftig. Kein Forscher hat also das Recht, eine derartige Diskussion als überflüssig abzulehnen. Mithin hat auch kein Forscher das Recht, die logische Analyse der Lösungsmöglichkeiten eines psychologischen Problems als überflüssig abzulehnen, weil er mit bestimmten heuristischen Arbeitshypothesen auf diesem Gebiet, gleichviel ob sie richtig seien oder falsch, Positives leiste. Nichts anderes tut aber Bleuler, wenn er derartige Analysen als »Theorie« oder »Philosophie« oder dgl. ablehnt. Jene Analyse wird freilich möglicherweise seinen heuristischen Arbeitsmaximen, aber niemals seinen positiven Leistungen gefährlich werden können, wenn ihm jene Hypothesen wirklich nur provisorische Hilfen sind. Jemand, welcher gegen die theoretische Kritik einer Hypothese den geringschätzigen Einwand der »Philosophie« oder der »Scholastik« macht, beweist damit nur, daß er sich seinen Hypothesen mit Haut und Haar zu verschreiben gewillt ist, und es nicht verträgt, wenn ihre Unzulänglichkeit von innen heraus erschüttert wird. Statt seine positiven Leistungen möglichst schroff von seinen Arbeitshilfen abzusondern, kettet er sie zweckloserweise fester an dieselben und setzt, was sonst von größter wissenschaftlicher Bedeutung sein könnte, der Gefahr der Zerstörung aus. So ist die Behauptung und der Nachweis einer Dynamik der psychischen Inhalte durch Freud und ihr Ausbau im einzelnen eine große wissenschaftliche Leistung. Ihre grundsätzliche Verquickung aber mit seinen falschen Hypothesen gefährdet sie nicht bloß in ihrer Anerkennung durch andere, sondern auch in ihrem wissenschaftlichen Bestande. Theoretische Kritik nützt der Freudschen Leistung hier gegen den Willen ihres Schöpfers.

Eine weitere Konsequenz aus unseren Erwägungen über Voreingenommenheit läßt sich negativ als das Vermeiden eines vorgefaßten Standpunktes, nie positiv als Forderung immanenter Kritik bezeichnen. Dasjenige, was durch diese Forderung ausgeschlossen werden soll, ist eben ein Sonderfall jener Voreingenommenheit, der sich gerade beim Gewinn psychologischer Erfahrungen und Erkenntnisse besonders häufig herausbildet.

Wir wiesen bereits darauf hin, wie es im Wesen der psychologischen Erfahrung liegt, von aller naturwissenschaftlichen Empirie in einem Punkte unterschieden zu sein; und wir werden darauf noch bei der Analyse der Gegebenheit im Psychischen zurückkommen. Der Unterschied liegt darin, daß nicht nur wahrnehmende, wie bei

den äußeren Naturwissenschaften, sondern zugleich viele andere psychische Funktionen am Werden von psychologischen Erfahrungen beteiligt sind: daß psychologische Wahrnehmungen immer zugleich innere Erlebnisse sind, gebunden an das psychische Ganze des Subjekts mit all seinen determinierenden und konstellierenden Tendenzen. Unsere Forderung wird hier erfüllt, wenn jeder Teil sich bemüht, das psychologische Material, welches die Grundlage für die Arbeit des anderen Teiles bildet, von diesen inneren Voraussetzungen aus begrifflich hinzunehmen, sich also, wie man sagt, in den anderen einzufühlen. Genaueres über die Mechanismen, welche hierbei ins Spiel kommen, wird an späterer Stelle gesagt werden. Aber diese Form der Immanenz ist die weniger wichtige. Psychologie als Wissenschaft beginnt erst danach, da, wo Gesetze, wo System und Lehre aus dem gewonnenen Material gebildet wird. Hierbei nun wird die Methode der immanenten Kritik besonders wichtig sein. In meinem Freudbuch habe ich diese Methode angedeutet[1]): »Außer der Geltung der formalen Logik, sowie der materialen Grundlagen unserer wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt wird sie nichts voraussetzen, was es ihr versagte, sich den Prämissen und dem Schlußverfahren der jeweils zu beurteilenden Materie anzupassen.«

In bezug auf diese Anpassung des Kritikers an die Voraussetzungen, Schlußweisen und Absichten der Kritisierten herrscht nun zwar ebenfalls grundsätzliche Einigkeit; praktisch aber wird sie oft nicht geübt. Wenn man z. B. meine Ausführungen im Freudbuch über die Tragweite der Rückassoziation beim psychoanalytischen Verfahren aufmerksam verfolgt, und wenn man dann liest, was Rosenstein als meine Ausführungen zusammenfaßt und bekämpft, so wird man leicht erkennen, daß er sich meinen Gedankengängen nicht angepaßt hat. Sein polemischer Versuch nimmt eine Entstellung meiner Darlegungen zum Gegenstand, anstatt meiner Darlegungen selber.

So einig man sich über die Forderung einer immanenten Kritik ist, so weitgehende Differenzen bestehen in der Frage, wie die Grenzen dieser Immanenz zu bestimmen seien, wie weit die Anpassung des Kritikers an die Voraussetzungen und Schlüsse des Kritisierten zu gehen habe. Bleuler, Rosenstein und Lewandowsky wenden mir ein, meine Kritik an Freud sei durchaus nicht immer dem Vorsatz der Immanenz treu geblieben. Stärcke hingegen hat gerade hierüber keinerlei Einwände zu machen, obwohl, — oder besser weil — seine Ausführungen an Gründlichkeit und eindringendem Verständnis in bezug auf meine Absichten alle anderen Kritiken weit überragen. Bleuler meint, ich berücksichtige nicht, daß von den führenden Freudianern jeder »eine andere Psychologie habe«. Aber von diesen kann doch höchstens eine die richtige sein! Rosenstein hält mir[2]) die Benützung eines Gedankenganges von Husserl als »größten

[1]) S. 188.
[2]) S. 794.

Fehler einer immanenten Kritik« vor. Lewandowsky meint, es ließe sich nicht einsehen, warum nicht der forschende Empiriker sich seine Begriffe und Gesetze beliebig nach den Erfordernissen der zu bearbeitenden Materie und nach seinem Kenntnisstande derselben sollte bilden dürfen, unabhängig von irgendwelchen Voraussetzungen theoretischer Art. Diese Auffassungen decken sich zum Teil mit Bleulers Forderung, philosophische Gesichtspunkte aus den empirischen Arbeiten auszuschalten. Dieser Einwand bedarf der Klärung: er könnte sonst gegen die genannte Absicht des vorliegenden Werkes ebenso ausgesprochen werden, wie er gegen mein Freudbuch ausgesprochen worden ist.

Aller Streit in der Wissenschaft, soweit er nicht ein Streit um Tatsachen ist — und auch soweit er ein Streit um Tatsachen ist — kommt immer wieder auf allgemeinste methodische und logisch-kritische Dissense hinaus; und es ist für die zukünftige Sicherung des Wertvollen und Bleibenden einer jeden beliebigen Lehrmeinung gut, wenn man bemüht ist, sie diesem Streit ein für allemal zu entrücken. Besonders muß dies ein jeder empfinden, der dies Wertvolle und Bleibende nicht lediglich in den neuen Tatsachen, sondern vielmehr in den neuen Zusammenhängen und Gesetzen seelischen Lebens erblickt, welche den einzelnen Lehrmeinungen zu verdanken sind.

Die ideale Lösung dieser Aufgabe, und zugleich einer der Hauptzwecke des vorliegenden Werkes wäre es, der Forschung die Kriterien für die Gültigkeit aller möglichen theoretischen Konzeptionen, welche irgendwie gemacht werden könnten, an die Hand zu geben Dies schließt den Nachweis in sich, daß diese Kriterien jeder möglichen derartigen Konzeption de facto und de jure immanent sind. Der Gedanke freilich, daß es derartige Kriterien für jede mögliche Konzeption geben könne, ist den meisten Forschern selber ungewohnt und unbequem. Es muß aber gegen den trägen Relativismus Front gemacht werden, welchen sich Lewandowsky zu eigen macht, wenn er eine »anderartige philosophische Vorbildung« oder Ansicht[1]) in Fragen logischer und theoretischer Richtigkeit für gleichberechtigt mit seiner eigenen oder einer sonstigen hält.

Derartige Kriterien lassen sich nur entwickeln als psychologische Theorie: Wir haben dies in der Wissenschaftslehre des Psychischen getan; und wir haben dabei die Voraussetzung gemacht, daß die Form aller empirischen Theorie auch für die psychologische Empirie notwendig und verbindlich ist. Unsere wissenschaftstheoretische Aufgabe bestand in der Prüfung ihrer Anwendbarkeit auf Psychisches.

Diese Voraussetzung einigt uns völlig mit Freud und seiner Forschung. Daß sie aber berechtigt ist, muß erst besonders erwiesen werden. Es gibt Forscher, welche dieses Recht zum mindesten ein-

[1]) S. 833.

schränken oder teilweise bestreiten. Einige, wie Rickert, haben wir schon widerlegt. Andere werden wir anläßlich der Erörterungen der Gegebenheit des Psychischen, seiner Seinsweisen und Erfahrbarkeit, zu beurteilen haben.

Nehmen wir an, jene Voraussetzung psychologischer Theorie sei in verbindlicher Weise erwiesen. Was ist dann das Wesen der Kritik?

Kritik hat zu untersuchen, ob die von ihr zu prüfenden Behauptungen und Lehren richtige Erkenntnis oder Irrtümer sind. Das Ergebnis dieser Prüfung hat sie zu begründen. Die Kriterien für Richtig und Falsch werden also, ihrer grundsätzlichen Geltung und Bestimmung nach, für das Geschäft dieser Kritik nicht erst abgeleitet und entwickelt, sondern bereits als gültig vorausgesetzt. Ihre Ableitung und Entwicklung ist die Aufgabe der Wissenschaftstheorie und Methodologie. Die Leistung, welche die Kritik an einer bestimmten Lehrmeinung vollzieht, besteht darin, die Inhalte dieser Lehrmeinung auf die durch die vorausgesetzten Kriterien bestimmten Gültigkeitsgrundlagen zurückzuführen.

Diese Kriterien nun sind für die immanente Kritik einer wissenschaftlichen Lehrmeinung genau die gleichen, wie sie für die Aufstellung dieser Lehrmeinung sind. Die Forderung der immanenten Kritik ist verwirklicht bei voller Gleichheit ihrer Kriterien mit denen, unter welchen diese Lehrmeinung gebildet wurde. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Schöpfer einer Lehrmeinung sich ihrer Kriterien nicht immer bewußt zu sein braucht, ja sich ihrer in der Regel durchaus nicht mit Vollständigkeit bewußt sein wird, während die Voraussetzung der Kritik das Wissen um diese Kriterien ist. Daß der Schöpfer einer Lehre sich dieser Kriterien nicht abstrakt bewußt ist, liegt einmal an der schöpferischen Persönlichkeit selber, deren synthetische Fähigkeiten das Zugleichbestehen kritischer Momente in ihrer Reflexionsweise nur zu ihrem eigenen Schaden zu dulden scheinen. Ferner liegt es aber auch in der Neuheit und dem ungeformten Zustande des schöpferisch erschlossenen Gebietes. Der Kritiker, welcher es dank der schöpferischen Arbeit des Entdeckers in fertiger Form vorfindet, hat es viel leichter, es in das Wissenschaftsganze einzuordnen und durchzuprüfen. Nennt der Kritiker dem Schöpfer einer Lehre nun seine Kriterien und begründet die Notwendigkeit sie anzuwenden, so kann der Fall eintreten, daß der Schaffende eines dieser Kriterien zurückweist. Dann wäre es zunächst kein immanentes Kriterium in dem Sinne, daß der Schöpfer der Lehre es bei deren Bildung angewendet hätte und angewendet wissen wollte. Dennoch könnte es ein immanentes Kriterium in einem anderen Sinne sein. Der Bildner der Theorie könnte nämlich zu seiner Ablehnung des Kriteriums durch einen Irrtum gelangen, in welchem er sich über die Gültigkeitsgrundlage seiner Lehre befindet. Natürlich könnte auch der Kritiker irren. Eine Entscheidung wird hier stets nur durch ein regressives Verfahren, einen Rückgang zu den allgemeinsten Grundlagen der Gültigkeit der betreffenden Lehre

und ihrer systematischen Aufweisung herbeigeführt werden. Erweist sich hierbei das Kriterium als eine weder notwendige noch hinreichende Bestimmung der Gültigkeit dieser Lehre, so ist es in der Tat kein immanentes Kriterium, obwohl es an sich nicht falsch zu sein braucht, sondern für ein anderes Erkentnisgebiet richtig sein kann. Erweist es sich aber als eine solche Bestimmung, so ist es ein Kriterium für die Gültigkeit der betreffenden Lehre: nicht immanent in dem Sinne, daß es unter den Kriterien, deren der Schöpfer jener Lehre sich bewußt war, nicht vorkommt, dennoch aber immanent in dem Sinne, daß es eine notwendige und hinreichende Bestimmung für die Grundlagen der Geltung dieser Lehre abgibt.

Nur in diesem letzteren, objektiven Sinne sollte man von der Immanenz einer Kritik sprechen. Ich habe also, wenn ich irgendeine psychologische Hypothese oder Konstruktion, z. B. die Lehre von Freud, kritisch prüfen will, die Aufgabe, diejenigen Kriterien, welche ich dieser Lehre für immanent erachte, also als hinreichende und notwendige Bestimmungen der Grundlage ihrer Geltung ansehe, als die Voraussetzungen meiner Kritik anzugeben. Bezweifeln die Verfechter dieser Lehre die Berechtigung von einem oder dem anderen dieser Kriterien, so habe ich dessen tatsächliche Immanenz, dessen faktisches Zugrundeliegen für die Lehre nachzuweisen. Dabei ist noch die weitere Frage ganz außer Spiel, ob irgendein Rechtsgrund für die Zugrundelegung dieser Kriterien besteht. Ich habe nur die tatsächliche Notwendigkeit darzutun, es auf den betreffenden Fall anzuwenden.

Ich habe nun in meinem Freudbuch zwei Reihen dieser Kriterien genannt: die formale Logik, und die materialen Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt. Als weitere Kriterien habe ich nur solche angedeutet, welche bereits bei der Konzeption der Lehre den Forschern selber als Kriterien vorgeschwebt haben. Den Rechtsanspruch dieser Kriterien habe ich nicht begründet, ganz entsprechend den obigen Darlegungen. Diese beiden Reihen von Kriterien, die formale Logik und die materialen Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt, sind nun die immanenten Kriterien für jede im Bereich der Psychologie überhaupt mögliche Theorie, Konstruktion und Hypothese. Ihr theoretischer Charakter ist mit dieser tatsächlichen Immanenz absolut vereinbar. Keine Theorie, welche diesen Kriterien nicht genügt, kann richtig sein. Die Begründung des Rechtsanspruchs dieser Kriterien braucht nicht in der Kritik beliebiger Theorien selber zu erfolgen; in diesem Werke ist sie in der Wissenschaftstheorie erfolgt; den Nachweis ihres tatsächlichen Immanenzcharakters für jede psychologische Theorie erbringt zugleich die Begründung ihres Rechtsanspruchs.

Aus den Gegenschriften gegen mein Freudbuch habe ich ersehen müssen, daß dieser Standpunkt nicht überall geteilt wird. Die kritisierten Forscher waren nicht einmal alle mit der formalen Logik als immanentem Kriterium einverstanden. Vollends ist ihnen der Be-

griff der »materialen Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt« nicht deutlich geworden. Was sie unter dem letzteren verstanden haben, lehnen sie mit großem Rechte ab. So Rosenstein, welcher im Ernst meint, ich bezeichne damit »Konzeptionen der Bewußtseinspsychologie«, »besten Falles so viel, als die Schulpsychologie Kenntnisse zu vermitteln vermag«[1]). Dafür behaupten sie andererseits, ich dürfe mich nur derjenigen Kriterien bedienen, welche sie selber mit Bewußtsein beim Aufbau der Lehre verwendet hätten; ich müsse berücksichtigen, daß jeder Forscher seine eigene Psychologie, seine eigenen Arbeitshypothesen habe.

Ein Teil der hierin liegenden Mißverständnisse dürfte bereits geklärt sein. Im übrigen ist folgendes zu sagen:

Eine jede empirische Theorie, also auch die psychologische Lehre Freuds usw., steht unter zwei Arten von Kriterien ihrer Gültigkeit: gegenständlichen und methodischen.

Was die gegenständlichen Kriterien anbetrifft, so ist es selbstverständlich, und ich habe es auch in meiner Freud-Kritik[2]) mehrmals betont, daß in erster Linie das Material der zu prüfenden Schlußweisen, also das was jene Forscher die Tatsachen nennen, Kriterien der Gültigkeit einer hierüber aufgestellten Lehre abgibt[3]). Das ist eine Binsenwahrheit; und Rosenstein irrt, wenn er glaubt, ich lehnte das Studium der Tatsachen für meine Kritik an Freud »prinzipiell« ab[4]). Ich stelle mir vielmehr ausdrücklich die Aufgabe[5]), »zu erörtern, wie weit eine Verifizierung oder Kritik der Tatsachen Freuds möglich sei«. Erst eine methodische Untersuchung über die Art der Gewinnung und Darstellung der Tatsachen[6]) bei Freud führt mich zu der Überzeugung, daß man »die Tatsachen im Wege von Freuds und Bleulers Verfahren weder zu bestätigen noch zu widerlegen vermag«. Ob diese Überzeugung und ihre Begründung in meiner Arbeit richtig ist oder nicht, ist eine andere Frage; daß man aber auch die Tatsachen nach Art ihrer Gewinnung und Beobachtung kritisch prüfen kann, wird man mir wohl zugeben. Daß man es sogar tun muß, werde ich noch in demjenigen Abschnitt dieses Buches nachweisen, in welchem vom Wesen der Tatsache im Psychischen und ihrer Stellung zur psychologischen Theorie die Rede ist. In meinem Freudbuch sage ich ausdrücklich, wir müßten uns, »wohl oder übel« an die Theorie halten[7]), da aus den Tatsachen selber — auf Grund genau begründeter kritischer Erwägungen — der Kritiker Einsicht über die Gültigkeit oder Ungültigkeit Freudscher Lehre nicht zu gewinnen vermag. Ich bestreite also die Tat-

---

[1]) S. 754.
[2]) Vgl. Freudbuch. S. 135, 193.
[3]) a. a. O. 135, 136, 193.
[4]) S. 742.
[5]) S. 136.
[6]) S. 190—197.
[7]) S. 197.

sachen nicht, noch »verschmähe ich die Wahrnehmung«[1]), ich stehe lediglich auf dem Standpunkt, den Stärcke mir mit Recht zuweist: daß in einer Kritik allerdings »für Phantasie kein Platz«[2]) ist. Ich lehne freilich andererseits durchaus ab, was Stärcke mir zutraut, der schöpferischen Persönlichkeit, dem Entdecker von wissenschaftlichem Neuland das Recht an diese »Phantasie« zu schmälern, welche ich gerade bei der Gewinnung und Verwertung seiner Tatsachen für sein wertvollstes geistiges Werkzeug halte. Dieser Unterschied scheint mir gerade die notwendige Ergänzung von Neuschöpfung und kritischer Selbstbesinnung in der wissenschaftlichen Forschung schlagend auszudrücken[3]).

Hier ist mir nur dies wichtig: daß ich in meinem Freudbuch, angesichts der Ergebnisse meiner damaligen Prüfung der Tatsächlichkeit psychischer Tatsachen, ausdrücklich nur als einen Notbehelf die methodischen Kriterien und die Theorie herangezogen habe. Wie deutlich ich mir der begrenzten Tragweite einer solchen auf das Theoretische eingeengten Kritik bewußt war, zeigt der Satz meines Buches, welchen alle meine Kritiker vernachlässigt haben: »Eine Kritik an dem systematischen Aufbau eines Lehrgebäudes vermag nur zu prüfen, ob die Formulierung und der Zusammenhang seiner einzelnen Inhalte den Forderungen der Logik und der Theorie des Erkennens Genüge tut oder nicht. Die tatsächlichen Ausgangspunkte könnten trotz aller Fehler in den daraus gewonnenen Gesetzen ganz richtig sein«[4]). Ich glaube, die mir von Rosenstein usw.[5]) angemutete »prinzipielle Gegnerschaft« gegen Freud fällt nach diesem einen Satze schon ebenso in sich zusammen, wie meine »prinzipielle« Bestreitung der Tatsachen.

Eine weitere Frage ist, ob neben den »Tatsachen« noch irgendein anderes Kriterium zu Recht besteht. Bleuler scheint das, wenn ich seine Polemiken gegen Isserlin und mich und seine sonstigen Äußerungen richtig auffasse, überhaupt zu bestreiten. Rosenstein billigt wenigstens noch die formale Logik als ein solches Kriterium. Nun sagte ich bereits: die Immanenz der formalen Logik wie der materialen Grundlagen möglicher wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt besteht für jede mögliche psychologische Theorie, also auch für die Freudsche. Beide Kriterienreihen gehören zu den methodischen Kriterien im weitesten Sinne.

Jede empirische Theorie verbindet die Tatsachen, welche ihr Material bilden, zu Gesetzen. Das Auffinden dieser Gesetze vollzieht sich durch Schlußweisen. Die Schlußweisen, die zu diesen Gesetzen geführt haben, durchzuprüfen, ist die Aufgabe der formalen Logik.

[1]) Rosenstein 749.
[2]) S. 70.
[3]) Daß ich den Schöpfern der Freudschen Lehre dieses Recht lasse, geht aus vielen Stellen meines Freudbuches hervor: so S. 133, 213, 247, 248.
[4]) S. 136.
[5]) S. 756.

Diese formale Logik wird von der Kritik als faktisch immanent und als gültig vorausgesetzt. Ihren Rechtsgrund besonders darzutun ist nicht Aufgabe der Einzelkritik. Sie braucht mithin Bleulers Satz nicht zu widerlegen, daß »die Formen unserer Logik nur die durch die Erfahrung gegebenen Assoziationen wiederholen oder Analogien dazu bilden«[1]); und kann dennoch behaupten, Kriterium auch für diese unsinnige Auffassung Bleulers von Logik zu sein. Lediglich die faktische Immanenz der formalen Logik für jede mögliche psychologische Theorie ist noch nachzuweisen. Sie folgt aus der Tatsache, daß es ebenso möglich ist, sich in den Formen der Begriffsbildung, der Unterordnung und des Schließens, kurz der denkenden Bearbeitung zu irren, wie man sich in den Tatsachen zu irren vermag. Die Möglichkeit des Irrtums setzt aber bereits voraus, daß es hier ein Richtig und ein Falsch und eine mögliche Entscheidung darüber gibt. Die formale Logik hat diese Entscheidungen über richtiges und falsches Denken, soweit sie die Form des Denkens betreffen, bereits grundsätzlich getroffen. Bleulers besonderes Verfahren für den Einzelfall seiner Theorie ist also nur ein spezieller Anwendungsfall dieser generellen Entscheidungen; und diese letzteren sind mithin ein immanentes Kriterium für seine Schlußweisen.

Über die zweite Reihe von Kriterien, welche wir als materiale Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt bezeichnet haben, genügen nach den Ausführungen des wissenschaftstheoretischen Teiles dieses Buches wenige kurze Worte. Die Notwendigkeit dieses Kriteriums folgt aus dem Wesen der wissenschaftlich ausgebildeten Naturtheorie. Auch fällt die Begründung dieses Kriteriums hinsichtlich seines Rechtsanspruchs nicht mehr in den Rahmen der Kritik einer einzelnen Lehrmeinung selber hinein. Nur die tatsächliche Immanenz dieses Kriteriums für jede mögliche empirische Theorie muß nachgewiesen werden. Dieser Nachweis aber ist durch die tatsächliche Feststellung erbracht, daß es sich bei den Lehren Freuds und Bleulers wirklich um Naturtheorie handelt. Diese Feststellung habe ich in meinem Freudbuch gemacht[2]); ich habe dort den induktiven Charakter des Schlußverfahrens jener Forscher nachgewiesen und dabei die völlige logische Korrektheit ihrer induktiven Gebilde bestätigt. Daß aber allen Induktionen, sie mögen über ein Gebiet angestellt werden, welches es sei, nicht bloß formal-logische Voraussetzungen, sondern auch materiale Voraussetzungen wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt zugrunde liegen, dies wird in der Wissenschaftstheorie und in der Theorie der Induktion nachgewiesen. Es handelt sich um dasjenige nichtlogische Notwendige, welches im Inhalte des Obersatzes jeder möglichen richtigen, vollständigen Induktion enthalten ist, und daraus durch ein regressives Verfahren aufgefunden werden kann. Das Schema der Induktion ist ein Schluß-

---

[1]) Dementia praecox. Leipzig 1911. S. 292.
[2]) S. 188—190.

verfahren, in dessen Untersatz das empirische Material, in dessen Obersatz die Existenz einer gesetzesmäßigen Verknüpfungsform überhaupt steht. Diese gesetzmäßige Verknüpfungsform findet sich in demjenigen Schema der Anwendungsart schematisiert, welches für die Erfahrungsweisen des betreffenden Tatsachengebiets gilt. Die Konsequenz aus beiden Prämissen, der induktive Schluß selber, verbindet die empirische Mannigfaltigkeit des Untersatzes mit der apriorischen Notwendigkeit, mit der Gesetzesform des Obersatzes. Das System dieser apriorischen Notwendigkeiten, befreit von jeder empirischen Bestimmung, ist die materiale Voraussetzungsreihe jeder möglichen wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt. Es gehört nicht der formalen Logik an, denn es hat synthetischen Charakter, während die Logik nur analytische Urteile aus sich erzeugt. Es sind jene synthetischen Grundsätze a priori aus Begriffen, welche wir seit Kant als »Grundsatz der Antizipationen der Wahrnehmung«, »Analogien der Erfahrung« und »Postulate des empirischen Denkens überhaupt« bezeichnen[1]). Sie geben jeder möglichen wissenschaftlichen Erfahrung das Fundament. Hiergegen meint Rosenstein: »Gegen Bleuler wird Kant mobilisiert«[2]). Das ist natürlich nicht richtig. Bleuler und Kant stehen sich nicht als gleichberechtigte Gegner in einer Einzelfrage der Naturwissenschaft gegenüber. Vielmehr verfehlen sich Bleulersche Einzelbehauptungen gegen die Grundlagen jeder möglichen Naturtheorie überhaupt. Denn jede mögliche Naturtheorie muß die genannten Grundsätze bereits als gültig voraussetzen, so gut wie sie die Formen der Logik voraussetzen muß, um gültig zu sein. Möge doch Bleuler selbst einmal entscheiden, ob ein Widerspruch seiner Lehre möglich ist oder gar angestrebt wird zu Gesetzen wie: Alle Qualitäten sind von stetig abstufbarer Intensität; jede Veränderung der Erscheinung ist die Wirkung einer Ursache — oder: das Kriterium der Wirklichkeit ist das Dasein zu einer bestimmten Zeit. Nicht darin liegt irgendein dogmatisches Hinausschreiten über das Prinzip der Immanenz, daß man diese Sätze als faktische Inhalte des Obersatzes jeder möglichen Naturtheorie anerkennt. Denn dieses tatsächliche Zugrundeliegen derselben wird lediglich durch formale Logik, durch Regreß aus beliebigen empirischen Sätzen jederzeit aufgewiesen, also durch eine Methodik, über welche Rosenstein und ich einig sind. Der Einwand, das Prinzip der Immanenz würde überschritten, könnte irgendeinen Sinn überhaupt nur dadurch erhalten, daß er bemängeln will, daß ich einen bestimmten richtigen Grund der Gültigkeit für ejne Grundsätze anerkenne, welcher ein anderer ist als der, den Bleuler anerkennen würde. Allein genau so lag die Sache doch schon bei der formalen Logik. Die Begründung des Rechtsanspruchs dieser Kriterien geht weder dem Schöpfer noch dem Kritiker einer empirischen

[1]) Kritik d. r. Vernunft. 1. Ausgabe. S. 187ff.
[2]) S. 763.

Theorie etwas an: beide interessiert nur der Nachweis ihrer tatsächlichen Immanenz für diese Theorie. Über die Rechtsgründe und Ursprünge jener allgemeinsten materialen Grundsätze mögen Bleuler und ich gerade so verschiedener Meinung bleiben, wie über die Rechtsgründe der Geltung formaler Logik: Über das Faktum der Geltung sind wir uns jedenfalls einig. Und nur dieses Faktum entscheidet über die Immanenz unserer wissenschaftstheoretischen Grundsätze, so wie wir sie in diesem Buche entwickelt haben, als Kriterien für jede mögliche psychologische Theorie.

Grundlinien der Phänomenologie und deskriptiven Theorie des Psychischen.

Zur Einführung.

In den bisherigen Darlegungen hatten wir die Frage erörtert, ob und inwieweit eine erkenntnismäßige Bearbeitung des psychischen Materials Psychiatrie als Wissenschaft zu konstituieren oder zu fördern vermöge. Wir hatten diese Frage vorerst noch offen gelassen und als Problem aufgestellt. Wir hatten auch die herrschende Meinung nicht unbesehen hinzunehmen empfohlen, nach welcher die erkenntnismäßige Bearbeitung des psychischen Materials den naturwissenschaftlichen Methoden und der Psychologie ohne weiteres zu überlassen sei. Allerdings hatten wir die naturwissenschaftliche Methodologie und Fundierung der Psychologie gegen die grundsätzlichen individualpsychologischen und historisch-geisteswissenschaftlichen Ansprüche Rickerts und seiner Schule wohl behaupten können und durch genaue wissenschaftstheoretische Untersuchung gesichert. Was hiernach allein noch problematisch bleibt, ist lediglich die Ausschließlichkeit, mit der die naturwissenschaftlich orientierte Psychologie für die psychologische Erkenntnis überhaupt maßgeblich sein soll. Denn die Widerlegung Rickerts ist noch nicht eine solche jeder anderen Möglichkeit.

Daß hierin ein Problem bestehe, wird den wenigsten einleuchten. Und doch hat sich auf die Frage nach der Methode, dem Erkenntnisanspruch und dem wissenschaftlichen Charakter der Psychologie bisher noch niemals eine ebenso eindeutige und allgemein anerkennende Antwort gefunden, wie dies hinsichtlich der gleichen Frage für die physischen Gegenstandsgebiete beinahe mit Selbstverständlichkeit der Fall war. Es bestünde nun zwar die Möglichkeit, durch eine systematische Erkenntnislehre der Psychologie die Antwort auf diese Frage zu suchen. Und diesen Weg sind wir in der Wissenschaftstheorie auch gegangen. Jedoch eine solche Loslösung der Arbeit aus der Kontinuität des wissenschaftlichen Denkens und Forschens scheint uns allein nicht völlig ausreichend. Sie entspräche auch dem Vorsatz nicht, den wir in unseren programmatischen Ausführungen kundgetan haben: uns überall bei unseren kritischen und formalen Untersuchungen an das Bestehende zu halten und dieses logisch bis zu strengeren Fassungen weiter durch-

zubilden. Wir werden also auch in der Phänomenologie an die bestehenden Ansichten und Lehren, Methoden und Grundlegungen hinsichtlich der Gegebenheit und der Erkenntnisweisen vom Psychischen anknüpfen, so wie wir sie — in jeweils verschiedener Klärung und theoretisch verschiedener Bedingtheit — nebeneinander vorfinden. Daß wir vom kranken Seelenleben handeln, davon müssen wir freilich zuerst absehen; denn es ist vorerst und im Prinzip nicht anderen Erkenntnisquellen zugänglich, als das nicht »kranke« Seelenleben.

Das eingangs angedeutete Problem des naturwissenschaftlichen Charakters der Erkenntnis vom Seelischen ist nun in der Tat in der gegenwärtigen Zeit durch das Auftreten einer neuen Erkenntnismethode, die sich als spezifisch phänomenologisch ausgibt, in den Vordergrund der Erörterungen gerückt worden. Und wir werden gut tun, an den Entwicklungsgang dieser Methode anzuknüpfen, um von hier aus kritische Klarheit über die Möglichkeit wissenschaftlicher Psychologie und Psychopathologie zu gewinnen. Die phänomenologische Methode — unter der früher nur die naturwissenschaftliche Beschreibung des Beobachteten verstanden wurde — ist in der letzten Zeit von ihren hervorragendsten Vertretern nach ganz anderer Richtung entwickelt und ausgebaut worden, mit dem Anspruch, eine geisteswissenschaftliche Methode, ja gleichsam die Vorwissenschaft aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen zu sein. Ob dieser Anspruch zu Recht besteht, bedarf einer Untersuchung. Ihr wird im folgenden die ihr zustehende Stellung angewiesen werden. Dabei wird noch einmal geprüft werden, ob es möglicherweise überhaupt berechtigt ist, einen solchen Unterschied der Wesensart von Natur- und Geisteswissenschaften anzuerkennen. Wir lassen den Anspruch der Phänomenologie, eine Geisteswissenschaft zu sein, vorerst ganz außer acht. Wir nehmen es hin, daß ihr auch das Gegenstandsgebiet des psychologischen inneren Lebens zufallen soll. Und indem wir ihren Entwicklungen vorerst folgen, stellen wir nicht etwa Psychologie als Geisteswissenschaft in den triumphierenden Gegensatz über eine entthronte Naturwissenschaft. Nichts liegt uns ferner: Wir betrachten diesen Gedanken vielmehr zunächst als einen möglichen geistigen Weg, der uns von der *πρώτη φιλοσοφία*, von den ersten unmittelbarsten und wahrhaftesten Selbstbestimmungen des eigentätigen Geistes hinüberleiten soll zum Verstehen und Begreifen aller Einzelzüge im Innenleben des fremden Ich, auch und gerade da, wo wir es »krank« nennen. Wir prüfen diesen Weg nur hinsichtlich unserer Forderung, ob er die Form strenger Wissenschaft anzunehmen vermag und gewährleistet, die wir an Stelle der bisherigen Subjektivität einfühlenden Zufallsverstehens und symptomatologischer Konvenienzen zu setzen wünschen. — Denn — dieses Erkenntnis und dieses Bekenntnis hat eine jede Psychologie sich immer wieder zu erneuern — wir wollen über der Hirnforschung und der Serologie, dem Reihenexperiment und dem Assoziationsschema nicht wieder

vergessen: der menschliche Geist ist es, die Seele, das Ich, dessen Äußerungen auch dort vorliegen, wo wir von Krankheit und Zerrüttung reden. Ihre Reduktion auf Faktoren außerhalb dieses Ich, auf Gehirn und innere Sekretion, auf Nervenbahn und quantifizierbare extensive Funktion ist für den unbefangenen Blick zunächst ein Umweg, ein Zeugnis unserer geistigen Hilflosigkeit vor dem Wesen der Phänomene selber. Die Aufgabe wäre, diese Phänomene durch sich selber in ihrer eigenen Ganzheit und eigenen Struktur begrifflich zu erfassen. Es muß also an diesen Phänomenen untersucht werden, worauf diese seltsame Konstellation unseres Wissens und Nichtwissens bisher beruht hat, und ob es da nicht jenen behaupteten Weg jenseits der Naturwissenschaft, einen direkten, wesenhaften und zum Wesen führenden Weg gibt. Als solcher bietet die phänomenologische Methode sich an. Wir werden zu prüfen haben, ob und inwieweit er gangbar ist; wie er die bisherigen psychopathologischen Errungenschaften, jene der Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode, stützt und vertieft; und inwieweit diese zu ihrer eigenen Möglichkeit der Phänomenologie bedürfe und nicht entraten könne. Wir werden schließlich den modalischen Grund dieser neuen Methode unter dem besonderen Gesichtspunkt betrachten, ob da wirklich ein Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Psychologie schon in den Fundamenten des Erkennens besteht. Was in der einen Erkenntnismethode als richtig erkannt ist, kann in der anderen nicht falsch sein. Die Frage, ob das paradoxe Nebeneinanderstehen zweier Erkenntniswissenschaften vom Psychischen hier wirklich angenommen werden muß, oder ob ein Verhältnis gegenseitiger Über- und Unterordnung beider Erkenntniswissenschaften vorliegt, und welcher Art dieses Verhältnis ist, werden wir zu entscheiden haben. Damit wird sich uns der Weg zum Aufbau der Seelenerkenntnis als strenger Wissenschaft, den die psychologische Wissenschaftstheorie begonnen hat, auch für das Gebiet der Psychopathologie vollenden.

Diese Untersuchungen selber sind keine systematische Phänomenologie des Psychischen. Sie sind überhaupt noch keine Phänomenologie. Vielmehr legen sie überall erst den Grund zu einer solchen und klären ihre Positionen. Diese Grundlegung ist ihrerseits in Wesen und Methode naturgemäß etwas außerhalb der phänomenologischen Forschung liegendes, soll doch diese Forschung auf der hier errichteten Basis innerhalb des wissenschaftlichen Ganzen erst möglich und gesichert werden. Sie ist ein logisches und theoretisches, von empirischen Tatbeständen ausgehendes und sich in regressiven Abstraktionen bewegendes Verfahren. Dies sei besonders betont, um fehlgreifende Erwartungen nicht zu enttäuschen.

Bevor nun im folgenden auf die Sache selber eingegangen wird, seien noch einige Worte über den Gang der Untersuchung vorausgeschickt. Es wird zunächst, in dem Abschnitt »Erlebnis und

seelische Funktionen«, der Entwicklungsgang phänomenologischer Fragestellungen heuristisch und an Beispielen ihrer hervorragendsten Vertreter entwickelt, und die Hauptprobleme gleichsam auf ihrem Werdegang begleitet und beleuchtet, bis sie zuletzt in ihrer gegenwärtigen Ungelöstheit verlassen werden. In einem kurzen weiteren Abschnitt prüfen wir, was uns bisherige Forschung über die Gründe unseres »Wissens vom fremden Ich« gelehrt zu haben behauptet. Auch hier verlassen wir den Gegenstand, sobald wir seine gegenwärtige Problematik beleuchtet haben. Sodann wird in einer ergänzenden Gedankenreihe »die Gegebenheit des Psychischen und der Gang ihrer Erkenntnis« wenigstens in den Grundzügen durch eine von Differenzen, Mehrdeutigkeiten und Unklarheiten möglichst gereinigte Entwicklung dargelegt. Hier sollen die ungelöst stehengebliebenen Fragen ihre Auflösung finden. Insbesondere zwei Darlegungen waren bisher mit großen Schwierigkeiten behaftet, und dies sind gerade die Fragestellungen, die für das Problem der theoretischen Psychiatrie von größter Bedeutung sind: die Stellung der Phänomenologie zur Psychologie, und ihre Beziehung zu logischen und theoretischen Bearbeitungen. Eine kritische Prüfung des vorliegenden Materials hat mich dazu geführt, in beiden Fragen einen Standpunkt zu vertreten, der vom herrschenden der Husserlschen Richtung sich wesentlich entfernt. Ich sehe den Sondercharakter der phänomenologischen Einstellung nicht in apriorischen Intuitionen, deren modalische Reinheit es sei, welche die Wesenserfassung der Phänomene verbürge, sondern bei aller Würdigung des »grundwissenschaftlichen« Charakters phänomenologischer Einstellungen für die psychologische Forschung vermag ich ihre Besonderheit nicht auf eine modalische Ungleichheit mit letzterer zu reduzieren. Damit wird Phänomenologie wieder, was sie vor Errichtung des Husserlschen Lehrgebäudes war, die Ausgangs- und Vorwissenschaft der Psychologie und in ein bestimmtes eindeutiges Verhältnis zu dieser gebracht. Verlassene Lippssche Standpunkte werden damit, von den Irrungen einzelner Behauptungen und grundsätzlichen Psychologisierens befreit, wieder aufgenommen. Es sind vor allem unwiderlegliche Argumente Nelsons, die mich zu diesem Standpunkt bringen. Es bedarf keiner Worte darüber, daß schon die Ehrfurcht vor dem gewaltigen Werke Husserls es erforderlich macht, diese Abweichung zu rechtfertigen.

Ebenso schwierig liegt das andere Problem: Die Stellung der Phänomenologie zu den logischen und insofern bereits theoretischen Weisen des formalen, bestimmten adäquaten Erfassens. Ist ein unmittelbar reines phänomenologisches Erfassen seelischer Tatbestände vor jeder Begrenzung, Unterscheidung, Bestimmung durch formale und damit ihrerseits nicht mehr »unmittelbare«, sondern schon der Reflexion und damit der Theorie zugehörige Faktoren möglich? Eine genauere Untersuchung dieser Frage führt zu ihrer Verneinung, schon aus dem Wesen des »seelischen Tatbestandes«

und seiner nur reflektiven Begrenzungsmöglichkeit, sowie aus den Grundfunktionen des Vergleichens und Unterscheidens in ihrer Anwendung auf Seelisches heraus, welche bereits am phänomenologischen Erfassungsprozeß konstitutiv beteiligt sind, und Brückenbögen von intuitiven zu abstraktiven Funktionen darstellen. Auch dieses Problem, welches in dem der »inneren Wahrnehmung« aufgeht, verlangt eine sorgfältige Prüfung, denn seine Lösung hat für das ganze vorliegende Unternehmen eine weitreichende Konsequenz. Nicht in ihrer Trennung von Reflektion und Theorie, sondern in ihrer Verbindung wird Phänomenologie als Wissenschaft erst möglich. Dies wurde ja an früherer Stelle dieses Buches schon dargetan. Natürlich bedarf diese Konsequenz genauer Begründung. Weisen und Formen, Sicherheiten, Ansprüche und Kriterien für die Tragfähigkeit dieser Bindung — welche durch das Vorwiegen und die Fehlbarkeit der reflektiven Vollzüge in der phänomenologischen Einstellung, so wie sie hier begründet werden wird, besonders dringlich gefordert werden — müssen genau festgelegt werden. So kommt diese Untersuchung zu einer manchem gegenwärtigen Intuivisten paradox und ketzerisch klingenden phänomenologischen Theoretik. Und diese Theoretik führt zu Theorien, welche, in innigster Anlehnung an die Phänomene des Seelischen, in denen sie Ausgangspunkt, Grund und Sicherheit gewinnen, weit über die Phänomenalität des Seelischen in seine dunklen formalen und strukturellen Quellen abstraktiv und synthetisch-induktiv hineinfinden. Hier schließt sich die Kette zwischen Wissenschaftstheorie und Phänomenologie. Es sei wiederholt: diese ganzen theoretischen Grundlegungen erzeugen nicht neue, willkürliche Theorien der Psyche oder des Psychotischen. Sie sind vielmehr die logischen und materialen Voraussetzungen jedweder möglichen Erkenntnisse dieser Gegenstandsgebiete, welche mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit auftreten. Sie geben die Kriterien des Richtigen und Falschen in der psychopathologischen Arbeit, soweit diese Begriffe bildet und Hypothesen aufstellt. Sie sind gleichsam der Kanon des geistigen Rüstzeuges, welches über die »Beobachtung« der Tatsachen hinaus — die ihrerseits in der phänomenologischen Einstellung ihre Methoden und Korrektive findet — zur Errichtung der Psychopathologie als Wissenschaft erfordert wird.

Im zweiten Bande dieses Werkes soll dann gleich eingangs ein Grundriß vom funktionalen Aufbau des seelischen Geschehens selber gezeichnet werden, wie er sich als erstes Ergebnis systematischer phänomenologischer Theoretik in dem hier begründeten Sinne darstellt. Aus ihm folgen entscheidende Gesichtspunkte für die Untersuchungen der pathologischen Symptomatik in den späteren Studien dieses Werkes.

1. Erlebnis und seelische Funktionen (heuristische Entwicklung der phänomenologischen Grundbegriffe).

Vorbegriffliche Umschreibung der phänomenologischen Einstellungsweise.

Wir treten unseren kritischen Weg, der uns zur Psychologie als Wissenschaft führen soll, in einem Augenblick an, wo bedeutende Vorgänger bereits begonnen haben ihn ihrerseits zu beschreiten. Nicht nur das Gegenstandsbereich des Psychotischen, auch das des Psychischen wollen sie mit einer neuen Erkenntnismethode der wissenschaftlichen Bearbeitung in einem ganz anderen Umfang zugänglich machen, als dies bisher geschehen ist. Und wir können vorerst nichts Besseres tun, als uns diesen Wegebahnern beobachtend anzuschließen, um die neuen Bereicherungen des Wissens und Wissenkönnens, die sie ja zu verwirklichen behaupten, unsererseits aufzunehmen bis zu dem Punkte, wo wir sie in Irrtum und schädliche Übertreibungen verfallen sehen. Hier werden wir, immer das Ganze der Wissenschaft vor Augen und eingedenk der positiven Errungenschaften, die wir in der Wissenschaftstheorie gesichert haben, mit besonderer Vorsicht und Genauigkeit Fruchtbares und Unfruchtbares scheiden. Die Methode des phänomenologischen Erfassens und Erschauens stellt in der Tat den Anspruch, in dem ganzen Arbeitsfelde der Wissenschaft den forschenden Geist in bisher ungekannte Tiefen zu führen und mit dem Reichtum neuen Lichtes zu überstrahlen. Ursprünglich ausgebildet als eine besondere Weise der Einstellung auf Seelisches, und in dieser Einstellung zunächst noch mit Bewußtsein psychologische Disziplin, hat sie in jüngster Zeit ihr Gegenstandsgebiet wie ihren Erkenntnisanspruch über alle Grenzen ausgedehnt. Gegenständlich genommen ist sie zu einer besonderen Weise des Wissens von allen Dingen geworden, und in der besonderen Weise ihres Erkenntnischarakters vermeint sie, die Grund- und Vorwissenschaft zu sein, welche die Quelle des begrifflichen Erkennens und seiner formalen Strukturen im Rückgang auf letzte Evidenzen ebenso erhellt, wie die Seinsweisen des Seelischen vor und unabhängig von seiner empirischen Gebundenheit an das einzelne zufällige Ich.

Für den in der Schule strenger, gegenständlich und methodisch begrenzter Empirie erzogenen Forscher klingt in der Ankündigung so fantastischer und in ihrem Umfang ebenso ungeheuerlicher wie unbestimmter Ansprüche einer geisteswissenschaftlichen Forschungsrichtung immer ein bedenkenerregender Unterton mit, den er leicht in Ablehnung umsetzt. Noch ist ihm das Zeitalter Schellingscher Naturphilosophie eine Erinnerung, allem, was sich als geisteswissenschaftliche Errungenschaft für die Naturerkenntnis ausgibt, in der methodisch gesicherten Tatsachenforschung von vornherein aus dem

Wege zu gehen. Wenn wir aber andererseits hervorragende Denker unter den Anbahnern dieser Forschungsrichtung wahrnehmen, freilich einen jeden auf einer anderen Stufe der Ausbildung und des Erkenntnisanspruches dieser Disziplin —, so werden wir nicht ohne weiteres geneigt sein, diese Methode ohne Prüfung von vornherein abzulehnen. Betrachten wir den gegenwärtigen Stand der Psychologie und der Psychopathologie, so werden wir gewiß eine jede Befruchtung dieser Disziplinen durch psychologische Neuerungen für wünschenswert erachten. Wir brauchen bloß die Frage aufzuwerfen: Sind diese beiden Disziplinen bei dem bisherigen Stande ihrer Ausbildung in das Wesen des Seelischen, seine Strukturen und Gesetze auch nur über die äußersten Außenflächen eingedrungen? In das Seelische, nicht nur wie wir es an einem Zipfel seiner äußeren Hülle packen, messen und quantifizieren, sondern so, wie wir aus ganz unwissenschaftlicher Quelle wissen, daß es eigentlich und wirklich ist — in dem ganzen Reichtum seiner inneren Entfaltungen, der Mannigfaltigkeit seiner Differenzierungen, der inneren Verwicklung seiner Abläufe und Erscheinungsweisen, der Dunkelheit seines schöpferischen Leistens, der scheinbar unauflöslichen Schwierigkeiten seiner Bewußtwerdungen und ihrer Bestimmtheit in Formen und Strukturen, der immer wieder besonderen Dynamik seiner inneren Zusammenhänge: kurz in allem dem, was in uns als Besonderheit und Wesen der Persönlichkeit zum Erfassen gelangt, werten wir sie nun als »gesund« oder »krank«. Weiß die Wissenschaft davon? Wohnt ihr die Fähigkeit inne, gerade über dieses eigentliche Wesen des Seelischen begründbare Aussagen mit dem Anspruch wissenschaftlicher Geltung und Lehrbarkeit zu machen?

Diese Frage für die gegenwärtige Psychologie stellen, heißt sie verneinen. Und es geht auch nicht an, dieses unbequeme Eingeständnis mit dem richtigen und doch fehlgleitenden Gegengrund zu erledigen, daß vom Individuellen nun einmal eine Wissenschaft nicht möglich sei, da Wissen immer den Charakter des Allgemeinen trage. Wo haben wir denn bisher auch nur ein heuristisches Unterscheidungsmerkmal für das gehabt, was von dem seelischen Ablaufen und Sein der genannten Phänomene individuell sei und was nicht — wobei überdies individuell und gesetzlos noch zwei völlig verschiedene Begriffe sind![1]) Das Allgemeine des Wissens bezieht sich auf sein Gelten, nicht auf seinen Gegenstand. Auch das Vereinzelte vermag Gegenstand allgemeingültigen Wissens zu werden. Bisher wurden derartige Unterscheidungen des Wißbaren und nicht Wißbaren vorwiegend unter konventionellen, abstraktiven Gesichtspunkten getroffen, oder mit Rücksicht auf irgendwelche vorgebildeten theoretischen Lehrmeinungen, oder auf psychophysische oder didaktisch-schematische oder klinische Zweckgesichtspunkte, oder gar auf philosophische Annahmen. Wir waren dies so gewohnt, daß wir es schon

[1]) Vgl. dieses Buch, S. 225ff.

gar nicht mehr bemerkten. Aber es ist Tatsache, daß wir aus dem Strom des Psychischen herausgreifen, was uns unter irgendeinem dieser Gesichtspunkte verarbeitbar erscheint; dies wird zu vereinfachten, schematischen festen Formen von allgemeiner Anwendung, die sich mit Vergnügen immer wieder finden lassen; der Rest wird als »individuell« für die Wissenschaft vernachlässigt. Diese Kennzeichnung des methodischen Charakters der herkömmlichen Psychologie gerade auch des kranken Seelenlebens mag übertrieben sein, aber den hier in Frage stehenden Gesichtspunkt ihrer Schwierigkeiten, an das eigentliche Seelische in seinem mannigfaltig verwickelten Sein exakt heranzukommen — diesen Gesichtspunkt übertreibt sie wahrhaftig nicht. Man denke nur an Theorie und Praxis unserer psychopathologischen Arbeit. Von der eigentlichen und wesentlichen inneren Leistung des Psychopathologen, dem verständnisvollen Erfassen des seelischen Geschehens und seiner Erscheinungsweisen in den Kranken, vermag man in die theoretischen Formulierungen und Bildungen nur recht wenig mit hinüber zu nehmen.

Indem wir die methodologische Bedürftigkeit des Ausbaues der psychologischen Disziplinen nach dieser Richtung hin anerkennen müssen, sind wir weit davon entfernt, die schärfste und genaueste Kritik an jeder neuen Methode, und somit auch an der phänomenologischen, beeinträchtigen zu wollen.

In der Geschichte aller empirischen Wissenschaften treten mit einer Art von Notwendigkeit Zeitpunkte ein, in welchen der stetige Weg zur Gewinnung neuer Tatsachen und Gesetzeserkenntnisse unterbrochen werden muß durch eine methodologische Besinnung über das bisher Erreichte, über die Ziele der Forschung und die möglichen Mittel, sich diesen Zielen weiter anzunähern, als es bis dahin möglich war; oder doch wenigstens neue Gesichtspunkte ihrer Betrachtung zu gewinnen. Und fast niemals sind diese Unterbrechungen bisher begangener Wege eine bloße Verzögerung der Arbeit und ohne allen Gewinn. Historisch läßt sich beobachten, daß sie zumeist es sind, in welchen die neuen Fragestellungen entstehen; und diese neuen Fragestellungen erzeugen aus sich heraus mit Unausweichlichkeit die neuen konformen Methoden. Insofern aber die neuen Methoden zum Wissen um neue Tatsachen hinleiten, insofern sie die Forschung neu beleben und bereichern: insofern sind jene Momente methodenkritischer Besinnung nicht zwecklose Ruhepunkte oder Abwege, wie dies der reine Tatsachenforscher gern glaubt; sondern sie erzeugen gerade die Leitideen neuen Fortschreitens und werden so ebenfalls zu fördernden Momenten wissenschaftlicher Arbeit.

Stellen wir auf diese Weise die Psychologie und die Psychopathologie ihren eigentlichen Zielen, so wie sie soeben kurz und ohne begriffliche Klarheit angedeutet wurden, gegenüber: der Erfassung, und zwar der wissenschaftlichen Erfassung, des wesentlich und

spezifisch Seelischen, nicht in den abgeleiteten Schematismen einer vergewaltigenden Vereinfachung und nicht in den willkürlichen Bildern literarischer Aufmachung, sondern gemäß den unmittelbaren Weisen seines Erscheinens und Soseins —, so ergibt diese Gegenüberstellung den Anlaß zu jener Forderung methodischer Besinnung, von der allein die Seelenkunde in neuen Wegen weiter entwickelt werden kann. Und nun ist es interessant, daß überall, wo im Verlaufe der letzten Jahrzehnte unsere großen Forscher auf diesen Gebieten Anlaß zu solcher methodologischen Selbstbesinnung nahmen, die Geburtsstunde der Phänomenologie schlug — nicht als Wissenschaft, verschiedenartig und verschiedenwertig in ihrem methodischen Gehalt, aber überall gleich als neuartige Weise des Sicheinstellens auf das seelische Gegenstandsgebiet. Daß diese neue Einstellung ihr ursprüngliches seelisches Gegenstandsgebiet dann später weit überschritt, ist eine Sache für sich; und darüber wie über ihre Grenzen und ihre methodische Fassung wird noch zu sprechen sein, ebenso wie über ihren von mancher Seite geltend gemachten Anspruch auf ihre Stellung unter den Geisteswissenschaften. Aber soviel möchte hier klargestellt sein: nicht aus Neuerungssucht, weil gerade irgendein aktuelles Verfahren auftaucht und sich unter vielleicht angemaßten Ansprüchen als den wahren Fortschritt der Wissenschaft anpreist, nicht darum soll Phänomenologie gewaltsam in den Gesichtskreis des Seelenforschers gezogen werden. Sondern der historische und heuristische Gang der Entwicklung phänomenologischer Einstellungen in der Seelenkunde ist gerade der umgekehrte gewesen: aus einer Lücke, einem Mangel des methodologischen Rüstzeuges unserer Disziplin ihren Zielen gegenüber entstanden mit innerer Notwendigkeit jene methodischen Neuerungen, die sich noch nicht irrtumsfrei und restlos konsolidiert haben, in ihren Ansprüchen und Grundlagen aneinander noch vielfach widerstreiten, aber doch schon sichtbar das Antlitz innerer Einheit und Zusammengehörigkeit tragen, und sich unter dem Begriffe der phänomenologischen Einstellung zusammenfassen lassen. Aus ihr soll Phänomenologie als Wissenschaft hervorgehen.

Natürlich ist hiermit bloß ein Sachverhalt angedeutet, und weder seine Berechtigung dargetan, noch seine Bedeutung umrissen. Ja, es ist mit der Andeutung dieses Sachverhaltes noch nicht einmal die Möglichkeit gewährleistet, klar und eindeutig zu sagen, was denn nun phänomenologische Einstellung, was Phänomenologie sei und sein solle.

Und diese Frage ist sehr viel schwieriger zu beantworten, als es den Anschein erweckt. Das liegt an der Vieldeutigkeit der Bezeichnung Phänomenologie und ihrer Anwendung in verschiedenem Sinne. Die Phänomenologie des Hegelschen Philosophems ist etwas völlig anderes als der Begriff Phänomenologie in der physikalischen Theorie, die phänomenologische Eidetik Husserls ist völlig verschieden von der psychischen Phänomenologie Lipps'; nirgends decken sich völlig

Gegenstandsgebiet und Methodik dieser mit gleichem Namen bezeichneten Forschungsrichtungen. Wir können uns der begrifflichen Bestimmung dessen, was in diesen Bedeutungen nicht nur das Gemeinsame, sondern schließlich und vor allem auch das Richtige ist, nur schrittweise annähern, und wir werden nicht eher präzise und aussagbar wissen, was Phänomenologie für uns bedeute, als in dem Augenblick, wo wir ihre Grundlagen systematisch geklärt und gesichert haben.

Auf diesen Weg der heuristischen Annäherung begeben wir uns jetzt. Und damit uns zugleich mit dem Wesen auch die innere Berechtigung der phänomenologischen Einstellung und ihr Erfordernis für die Seelenkunde einleuchte — oder wenn nicht einleuchte, so doch zu kritischer Stellungnahme Gelegenheit biete — so knüpfen wir am zweckmäßigsten ohne jede eigene Vorwegnahme an jene Anlässe zu methodologischer Besinnung an, von denen wir oben sprachen, und die den Gedanken der phänomenologischen Einstellung aus sich haben hervorgehen lassen. Tatsächlich ist in diesen Anlässen zunächst noch das allein gemeinsame Ausgangs- und Erzeugungsmoment gelegen, aus dem die auseinanderstrebenden Tendenzen und Einstellungen der Phänomenologie hervorgehen, und welches uns vor aller Klärung ihres Gehaltes und ihrer Widersprüche erlaubt, von der Phänomenologie als einer im Wesen einheitlichen Forschungsrichtung zu sprechen. Nun trafen jene Vorboten methodologischer Klärung freilich nicht zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt aufeinander. Wohl aber bilden sie eine Einheit in dem Sinne, daß aus dem Werdegang der Psychologie in bestimmten Momenten eine Reihe von Schwierigkeiten sich ergeben mußte, wie wir sie bereits oben angedeutet haben; und diese Gleichförmigkeit der heuristischen Situation in der Seelenkunde soll der Ausgangspunkt und die erste gemeinsame, wenn auch vor der Hand negative Eigenart der phänomenologischen Einstellung und Fragestellung für uns sein.

Hieraus folgt für uns sogleich, daß wir mit der Darstellung der phänomenologischen Grundlinien da beginnen, wo sie sich aus denjenigen Disziplinen herausbilden, die sich mit dem seelischen Geschehen beschäftigen. Wir wissen noch nicht, ob dieser Genese für das Wesen der Phänomenologie konstitutiv oder nur zufällig ist. Nur das eine wissen wir schon, daß sie für die Psychologie nicht zufällig, sondern an einem bestimmten Punkte ihrer Entwicklung notwendig ist. Demnach wird sich für unseren Ausgangspunkt Phänomenologie als eine besondere und ihrem Anspruch nach neuartige Weise darstellen, Seelisches zu erfassen. Somit wäre die nächste allgemeine Aussage, die sich von diesem Ausgangspunkte aus über die Bedeutung der Phänomenologie machen läßt, diese: Phänomenologie ist die reine Beschreibung des Seelischen gemäß seinen Seinsweisen.

Diese Aussage sieht zunächst recht harmlos aus, und nichts von so prinzipieller Neuheit und Bedeutung scheint ihr anzuhaften, daß

sie den Anspruch auf eine fundamentale Neuerung in den seelenwissenschaftlichen Methoden zu rechtfertigen vermöchte. Dennoch involviert sie eine gar nicht zu ahnende Fülle von Problemen von teilweise großer Schwierigkeit und Dunkelheit, denen wir noch Schritt für Schritt begegnen werden. Hier sei zuvörderst auf zwei Momente hingewiesen, welche jene allgemeine Aussage mit einem programmatischen Gegensatz zu belasten scheinen gegen die grundlegenden Methoden, die sonst ausschließlich die Psychologie beherrschen. Auch hierbei untersuchen wir noch nicht das Recht dieser Entgegensetzung, sondern stellen sie fest: in der Aufnahme des Begriffes reiner Beschreibung liegt die Ablehnung aller konstruktiven Psychologie; in der Bestimmung des Seelischen gemäß seinen Seinsweisen liegt die Ablehnung der »objektiven« Psychologie und ihrer experimentellen Methodik. Wir verfolgen den Gedankengang über das, was mit dieser Entgegensetzung gemeint ist, und dringen so genauer in die heuristische Situation ein, aus welcher die phänomenologische Forschung hervorgeht.

Da ist zunächst klar, daß beide Ablehnungen herrschender Methoden nicht etwa für die Psychologie schlechthin, sondern lediglich für die besonderen Ziele gelten sollen, deren Erreichung die phänomenologische Einstellung als angepaßtere Methode zu erstreben gedenkt. Daß die Phänomenologie, sowie sie bis jetzt bestimmt wurde, sich zunächst in diesen beiden Ablehnungen als einzigen Bestimmungsstücken konsolidiert, hat den einfachen und fast naiven Gedanken zum Grunde, daß sowohl die konstruktive als auch die objektive experimentelle Methodik der Erfüllung bestimmter wesentlicher Aufgaben in der Seelenforschung nicht gewachsen sind. Beiden methodischen Formen, so wird dieser Gedanke etwa ausgedrückt, ist es gemeinsam, das seelische Fließen gleichsam von außen zu betrachten, als bloßes Ablaufen und ohne die Rücksicht darauf, wie es dem »Ich« erscheint, in welchem es erfolgt. Sie betrachten seinen Bewußtseinsbestand nicht anders als seinen objektiven Effekt: nach dem Gesichtspunkte, was durch ihn bewirkt oder verändert wird, was für eine Leistung sich in ihm vollzieht. Es ist kein Wunder, daß dem so ist; sondern es liegt das im Wesen ihrer Aufgaben und ihrer Ziele. Der Gesichtspunkt der naturwissenschaftlichen Forschung ist es, der in ihnen herrscht, und dessen Anwendung auch auf das Seelische, als einen Teil des empirischen naturgegenständlichen Gebietes, zur Quantifizierung, zur kausalen und konditionalen Mechanisierung hindrängt. Maß, Größe, Zahl und Wirkung bilden die Bausteine zu dem Ganzen der Naturforschung. Unter diesen Gesichtspunkten wird auch der seelische Ablauf beobachtet und durchforscht; der Zeitverlauf seines Zustandekommens, die Bedingungen seines Eintretens, seine Phasen, Komponenten, seine Intensitätsschwelle werden gemessen und experimentell isoliert. Qualitäten des Seelischen, die ihrem Wesen nach nicht wie die der extensiven Natur in Quantitäten auflöslich sind, werden nur hinsichtlich des einzig Meßbaren an ihnen,

ihrer Intensitätsgrade, als Material in diesen Arbeitsrichtungen verwertet; Inhalte nur soweit sie zählbar und beliebig reproduzierbar sind; ihre Beziehungen zum »Ich«, ihre Bedeutsamkeit für das Ich, ihre Stellung im und zum »Bewußtsein« fallen unter den Tisch. Vom Bewußtsein redet die bisherige psychologische Forschung, als von etwas, das ihr immer wieder unangreiflichen Trotz bietet, überhaupt nicht gerne. Sie vermeidet auch, das willenshafte Eingreifen des Ich in seine seelischen Vollzüge so ganz ernst zu nehmen. Lieber löst sie es in »Gefühlen« auf; nur kein irreduzibles Aktualitätsmoment, das schematischer Zergliederung trotzen könnte! So macht sie sich — und das ist ebenso begreiflich wie es erfolgreich war — ein schematisches Bild des seelischen Ablaufens nach Analogie physikalischer oder physiologischer Annahmen, wonach das Psychische konstruierbar wird aus einer begrenzten Zahl isoliert faßlicher materialer Bausteine von grundsätzlich gleicher Wesensart, an denen alles, bis auf die quantitativ nicht auflöslichen elementaren Qualitäten, die sozusagen das seelische Molekül darstellen, in Größen- und Maßbeziehungen aufgelöst werden kann. Aus diesen wird, vermittels einer Reihe von quantitativ bestimmbaren Mechanismen, das seelische Ablaufen in seinen Formen und Strukturen konstruktiv nachgeschaffen. Die Ergebnisse dieser Quantifizierung bilden das Gesetz jeweiligen seelischen Leistens und sich Veränderns, als einer Bewirktwerdung, für dasjenige Teilgebiet, welches gerade durchforscht wird. Und dieses Gesetz enthält, nach Analogie physikalischer und physiologischer Gesetze, die konstruktiven Bedingungen und Bestimmungsstücke des kausalen Mechanismus, der dieser seelischen Leistung zugrunde gelegt wird. So ist ja seit langem die Wahrnehmung, Auffassung, Reproduktion und Übung usw. quantifiziert und gesetzmäßig bestimmt worden.

Das alles ist nicht falsch und kein Irrweg, und die Ergebnisfülle dieses Verfahrens wird hier nicht verkleinert. Aber es läßt eine Seite des Seelischen, die auch zu ihm gehört, außer acht. Diese Seite nun vermeint die phänomenologische Einstellung zu treffen, wenn sie, ohne sich durch theoretische Präsumtionen und konstruktive Schematisierungen festzulegen, ohne nach Möglichkeit künstliche Trennungen und Isolierungen in dem Strom des Seelischen vorzunehmen, zur Aufgabe stellt, den ganzen phänomenalen Bestand eines seelischen Ablaufes in reiner Beschreibung zu erschöpfen, und zwar von der Seite her, wie er unmittelbar da und für die Erfassung gegeben ist, seinem immanenten Wesen nach. (Über Husserls andere Formulierung der reinen Phänomenologie wird später besonders gesprochen.)

Das ist vorerst nur eine, und nicht einmal sehr klar ausgedrückte Forderung. Wie sie uns deutlicher wird, wie ihre Verwirklichung versucht wird, wieweit sie überhaupt durchführbar ist, und wohin sie führt, davon sollen die folgenden Abschnitte handeln.

Die Konzeption des Erlebnisbegriffes bei Dilthey.

Die Forderung, die wir am Schluß der bisherigen Darlegungen wiedergegeben haben, ist im Grunde nichts anderes, als eine Wiederaufnahme der Einwände, welche von seiten der Historiker und der transzendentalistischen Philosophen von jeher gegen eine an der naturwissenschaftlichen Methode orientierte Psychologie vorgebracht worden waren. Einen Schritt über diese unfruchtbaren Negationen hinaus führte aber erst eine Arbeit Diltheys aus dem Jahre 1894. Damals herrschte die konstruktive und quantifizierende Richtung der Elementarpsychologie und des Reihenexperimentes fast unbeschränkt. Der Schritt, den Diltheys betrachtende Besinnung in dieser heuristischen Situation tat, führte noch zu keiner methodischen Klärung, wohl aber brachte er doch schon einen Hinweis auf neue Arbeitsmöglichkeiten an die Seelenforschung heran; und mit der Fassung des Erlebnisbegriffs, der im Mittelpunkt seiner Arbeit steht[1]), fand eine Konzeption ihren Ausdruck, die in der späteren Entfaltung der Phänomenologie maßgebend werden sollte.

Der Inhalt der kritischen Besinnungen Diltheys, welche ihn in jene heuristische Situation drängten, aus der diese Konzeption einen Ausweg sucht, dieser Inhalt geht über die vorher angedeutete Kritik der bisherigen Seelenkunde nicht wesentlich hinaus. Die erklärende Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode, so führt er etwa aus, sieht ihr Ziel in der »Unterordnung der seelischen Erscheinungen unter Kausalzusammenhänge«. Sie verfährt dabei, wie wir schon vorher sagten, konstruktiv und hypothetisch, und ihre einzelnen Hypothesen lassen sich zu Systemen kombinieren. Aber diese Hypothesen sind weder restlos stringent, noch unvermeidlich, noch wesentlich. Denn sie erfordern zu ihrer Ermöglichung Hilfsbegriffe, welche ihrer Art nach unpsychologisch sind; mag es sich nun um spezielle psychologische Erklärungsgesichtspunkte oder, allgemeiner, um das alte Kantsche Stetigkeitsprinzip handeln, welches zur Begründung von quantitativen Fragestellungen überhaupt und aller Messung im Psychischen herhalten muß: nirgends wird mit allem diesen das Wesen des Seelischen selber getroffen. Ferner lassen sich diese Hypothesen in verschiedenen Systemen zusammenfassen, ohne daß diese verschiedenen Zusammenfassungen einander ausschließen. Soll aber auf diese Art echte systematische Erkenntnis zustande kommen, so muß ein System richtig, die anderen falsch sein; logische und sachliche Verträglichkeit ist das Zeichen und Eingeständnis dafür, wie unzulänglich diese ganze Art von konstruktiven Hypothesen hinsichtlich ihres systematischen Erkenntniswertes ist. Und ebenso weist Dilthey auf die Gewaltsamkeit hin, mit welcher die elementare Psychologie verfahren muß.

[1]) Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Sitzungsberichte der Preuß. Akad. d. Wiss., philos.-hist. Klasse. 1894. S. 309ff.

um die seelischen Tatbestände aus jenen von ihr unterstellten »Elementen« von gleicher Art und begrenzter Zahl konstruktiv nachzuschaffen. Dilthey hält diese Unzulänglichkeiten nicht für zufällige Mängel, vielmehr sieht er in ihnen nur den notwendigen Ausdruck des grundsätzlichen Irrtums, der darin liegt, Seelisches wie ein Naturgeschehen erkennen zu wollen. Die Erkenntnis des Seelischen, so wie es wirklich sei, sei eine generisch völlig andere. Er prägt dafür die Formel: »die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir«. Wir verstehen es »als einen ursprünglich gegebenen, lebendigen Zusammenhang«. Und dieser Zusammenhang ist uns wesenhaft und ausschließlich »im Erlebnis« gegeben.

Diesen lebendigen Zusammenhang gilt es wissenschaftlich zu erfassen. Die zu fordernde »beschreibende Psychologie« hat somit zur Aufgabe »die Darstellung der in jedem menschlichen Seelenleben gleichförmig auftretenden Bestandteile und Zusammenhänge, so wie sie in einem einzigen Zusammenhang verbunden sind, der nicht hinzugedacht, oder erschlossen, sondern erlebt ist«.

Wie läßt sich nun diese neue, und angeblich von der Naturwissenschaft grundlegend verschiedene Weise des Wissens um Seelisches verwirklichen? Dilthey spricht sich hierüber nicht klar aus. Er sagt: »Jeder Zusammenhang muß durch innere Wahrnehmung eindeutig verifiziert werden können«. Die Mittel hierzu seien »alle Hilfsmittel künstlerischer Vergegenwärtigung«. Man mag dies zunächst hinnehmen; aber es drängt sich die Frage auf, wie aus diesem ästhetischen Erfassen ein Wissen um Seelisches, eine Wissenschaft werden soll. Dilthey begnügt sich mit der bloßen Andeutung: »die volle Wirklichkeit des Seelenlebens muß zur Darstellung und tunlichst zur Analysis gelangen«. Hiermit könnte man ganz einverstanden sein. Nur scheint die Forderung, daß der Gang der Beschreibung ein analytischer zu sein habe, nicht ohne weiteres die scharfe Stellungnahme zu rechtfertigen, welche Dilthey in solcher Grundsätzlichkeit gegen die bisherige wissenschaftliche Psychologie eingenommen hat. Aber auch diese Forderung selber ist auf keine ersichtliche Weise mit Diltheys eigenem Programm in Einklang zu bringen. Dilthey erklärt, die Gegebenheitsweise des Seelischen ist »eine völlig andere als von Naturobjekten«. »Die innere Wahrnehmung ist ein unmittelbares Innewerden, ein Erleben.« Das Erlebte wird erlebt »als ein unteilbares Einfaches«; »diese Einfachheit und Unteilbarkeit haftet auch an den Funktionen«, ja sogar an den Funktionszusammenhängen; »so erleben wir ständig Verbindungen, Zusammenhänge in uns . . . Was wir so erleben, können wir vor dem Verstande niemals klar machen.« Daß in diesen Sätzen ein richtiger und großer Gedanke steckt, empfindet man unmittelbar bei ihrem Innewerden; ebenso aber empfindet man die Unzulänglichkeit und Fehlerhaftigkeit seiner Formulierung. Sie ist daran schuld, daß Dilthey uns die auf Grundfrage: wie er von dieser Basis zu seiner beschreibenden Psychologie als Wissenschaft denn nun eigentlich

kommen will, — keine rechte Antwort zu geben vermag. Die von ihm behauptete Einfachheit und Unteilbarkeit des Innewerdens von Seelischem widerspricht jeder diskursiven Erkenntnisweise, und daher bleibt es völlig unklar, wie analytische Beschreibung, also abstraktive Denkvollzüge, als wissenschaftliche Verarbeitung eines so gearteten »Innewerdens« von Seelischem überhaupt möglich sein sollten. Dennoch ist dies die Meinung Diltheys: die Sonderungen der Abläufe und Zusammenhänge müßten sich abstraktiv vollziehen lassen. Daß wir tatsächlich die Abstraktionen vornehmen können und vornehmen, ist richtig aber nicht neu. Die Schwierigkeit liegt nur da, diese fast triviale Feststellung mit seinem neugeforderten Vermögen einer inneren Evidenz durch Erleben in Einklang zu bringen. Nun spricht Dilthey im Laufe seiner Untersuchungen der inneren Wahrnehmung, deren Stellung zum Erleben er nirgends klärt, »eine Mitwirkung der elementaren logischen Funktionen« zu. Er spricht ganz im Sinne von Locke[1]) von einer Intellektualität der inneren Wahrnehmung. Liest man diese Feststellungen, so fragt man sich vergebens, inwiefern denn nun die Gegebenheitsweise des Seelischen eine völlig andere als die von Naturobjekten sei — wie Dilthey anfangs behauptet hatte. Man fragt sich, ob nicht schon durch diese, als unumgänglich erkannte Nötigung zu abstraktiver Zergliederung der angeblich grundsätzliche Unterschied der Diltheyschen beschreibenden Psychologie von der bisherigen Psychologie ins Wanken komme. In der Tat scheint hiernach das Schwergewicht der Trennung der neuen Psychologie von der alten nur in dem Überwiegen des für sie bezeichnenden Gesichtspunktes zu liegen, wonach der beschreibende Psychologe einfach das Tatsachenmaterial, so wie es unmittelbar gegeben ist, ohne theoretische Befangenheit möglichst vollständig beobachtet, während der konstruktive Psychologe versucht, in die Mannigfaltigkeit des Beobachteten das Gesetz ihres Werdens hineinzutragen. Dann wäre Diltheys Verdienst eigentlich dies, daß er die Unzulänglichkeit des reinen Beobachtens in der bisherigen Psychologie aufgedeckt hätte, ihre Befreiung von vorgefaßten konstruktiven Dogmen gefordert hätte, und auf das unmittelbare Gegebensein der seelischen Abläufe für eine genauere beobachtende Durchforschung und abstraktive Zergliederung hingewiesen hätte. Und es ließe sich nicht einsehen, inwiefern diese Psychologie einen grundsätzlichen Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Psychologie bilden sollte. Dilthey ist aber keineswegs dieser Meinung. Er beharrt darauf, seine beschreibende Psychologie von der bisherigen grundsätzlich abzutrennen. Auch sein Zergliederungsverfahren behält grundsätzlichen Sondercharakter; und dieser wurzelt in seiner »Verbindung mit dem Erlebnis«, aus dem es entsteht und in das es noch gewissermaßen hineingehört. Dies Erleben des Seelischen als einer Ganzheit »bleibt das ursprünglich Gegebene; es bestimmt

[1]) Essay on human underst. Buch 2. Kap. I. § 4ff.

die Interpretation des einzelnen«. Die Gesichtspunkte dieser Interpretation und des Abstrahierens sind ebenfalls nicht theoretisch erfordert, sondern dem Erlebnis immanent; denn die einzelnen seelischen Vorgänge treten mit einem verschiedenen Bewußtsein ihres Wertes für den Erlebenden auf; und hiernach hebt sich Wesentliches und Unwesentliches im Erlebnis selber ab.

Für die Wissenschaft müßte die hieraus folgende Fragestellung eine doppelte sein: nach dem psychologischen Unterbau dieses Erlebens als einer unmittelbaren Erkenntnisquelle — und nach dem Charakter und der Art des Wissens um dieses Erleben, des Verstehens, wie Dilthey es nennt. Gerade über diese beiden Fragen aber spricht sich Dilthey nur höchst summarisch aus. Vom Erleben sagt er nicht mehr, als wir bisher erwähnt haben. Und vom Verstehen des Erlebens: es komme zustande »durch das Zusammenwirken aller Gemütskräfte in der Auffassung«. Hiermit ist wenig anzufangen. Er betont wiederholt, daß die verstehende Einstellung weder zur Erkenntnis von kausalen Zusammenhängen noch zur widerspruchsfreien Klarheit begrifflicher Formulierung geführt zu werden vermöge. Beides sei im Verstehen aber auch nicht angestrebt. Damit wird wieder die Frage, wie eine beschreibende Wissenschaft auf dieser Erkenntnisquelle aufgebaut werden sollte, zum unlösbaren Problem. Dilthey hätte mit seinen Feststellungen vielmehr bloß die Psychologie entwissenschaftlicht, soweit sie nicht nach naturwissenschaftlichen Methoden konstruktiv betrieben wird, und zu einer Kunst, einem Gebiet ästhetischen Erfassens, gemacht.

Allein diese inneren Widersprüche dürfen uns nicht Wert und Bedeutung der Diltheyschen Anregungen verwischen. Sie fordern zum ersten Male eine wissenschaftliche Durchdringung des Erlebens der Seele als Kern aller Seelenwissenschaft. So sind sie der erste Versuch einer Grundlegung der phänomenologischen Forschung. Seien wir uns auch darüber klar, daß, so ärmlich und verworren diese Grundlegung sein mag, sie praktisch durchaus genügt um anwendbar zu sein. Dilthey selber hat sie dazu geschaffen, um die Grundlegung für eine soziologische und historische, eine individuelle Psychologie zu geben. Ihre Mängel aber werden, wie wir im folgenden sehen werden, gar bald in entscheidender Weise behoben werden.

Die Entwicklung des Erlebnisbegriffs bei Lipps.

Diltheys Arbeit blieb in den Kreisen der Psychologen zunächst ohne größeren Einfluß. Aber die heuristische Situation, aus welcher sie entstanden war, erzeugte sich immer wieder neu. Es waren zwei Entwicklungsreihen in der Psychologie, welche den von Dilthey angeregten Ideen zu weiterer Durchbildung verhalfen. Diese zwei Entwicklungsreihen, so wenig sie gemeinsam zu haben scheinen, tragen den Stempel des gleichen äußeren Bildungsanstoßes: des

grundsätzlichen Gegensatzes zum Lehrgebäude Wundts. Sie sind: erstens der Entwicklungsgang der psychologischen Lehre von Lipps und seinen Schülern, welchem die Phänomenologie die Klärung des Erlebnisbegriffes verdankt; und zweitens der Sieg der analytischen Psychologie Brentanos und seiner Schule über die künstlichen assoziativen Synthesen der seelischen Strukturen aus ebenso künstlichen Elementen. Dieser Richtung verdankt die Phänomenologie die Durchbildung des Funktionsbegriffes. Beide Richtungen fanden ihre kritische Klärung und Vereinigung in dem Gedankenwerke Husserls. Der Funktionsbegriff wurde ferner auch für die experimentelle Psychologie von Bedeutung[1]), indem er sie entscheidend weiterführte zur Ausbildung der sogenannten Denkpsychologie, die einen Teil ihrer Vertreter unter Wundts eigenen Schülern fand. Hierbei erfuhr dann auch die Stellung des Experimentes selber eine grundlegende Änderung, wovon bereits an anderer Stelle dieses Buches die Rede war.

Lipps hatte noch 1890 in seiner Arbeit zur Psychologie der Kausalität[2]) sich völlig in assoziationstheoretischen Lehren bewegt. Zwei Jahre nach Diltheys Arbeit trat er zum ersten Male in eine Polemik gegen Wundt in bestimmten Fragen der Psychologie der Gefühle[3]). Dasjenige, was ihn in diese Polemik trieb, ganz abgesehen von ihrem äußeren Gegenstand und Anlaß, war eine tiefere Kenntnis des Reichtums seelischer Strukturen und Abläufe, als sie das Wundtsche System einzufangen und zu ordnen vermochte, als sie die experimentellen Methoden herausheben konnten. Da war ja alles nur assoziatives oder apperzeptives Gebilde, und hatte seine intensiven und zeitlichen Merkmale und seine physischen Begleitzustände und war nach ihnen genugsam bestimmt. Lipps hat sich in der Folge konsequent von diesem Standpunkt fortentwickelt; seine experimentellen Arbeiten wurden seltener und hörten bald ganz auf. Sein Interesse galt vor allem noch dem grundlegenden Problem: was ist mir seelisch gegeben, und wie weiß ich um dieses Gegebensein? Wir erkennen hier dieselbe Frage wieder, deren Beantwortungsversuch Dilthey zu den Konzeptionen des Erlebens und des Verstehens geführt hat.

Was ist mir seelisch gegeben? An dieser Frage lassen sich wiederum zwei Seiten unterscheiden. Die erste Seite bezieht sich auf das objektive Was dieses Gegebenseins; sie betrifft den Gegenstand des psychischen Gegebenseins. Die zweite Seite geht auf das Wesen der seelischen Gegebenheit, insofern diese Gegebenheit ein letzter subjektiver Tatbestand ist, welcher seiner wesenhaften Artung nach nicht auf weitere seelische Tatbestände zurückführbar, sondern nur künstlich und begrifflich aufzuspalten ist. Auch Lipps nennt diesen

[1]) Vgl. hierzu S. 103 ff. dieses Buches.

[2]) Ztschr. f. Psychol. Bd. 1. 1890.

[3]) Zur Lehre von den Gefühlen, insbesondere den ästhetischen Elementargefühlen. Ztschr. f. Psychol. Bd. 8. S. 321 ff.

Tatbestand Erlebnis. Und als er 1905 in seiner Arbeit über Bewußtsein und Gegenstände seine Lösung dieser zwei Fragen systematisch darstellte[1]), hatte er den Erlebnisbegriff in wertvoller Weise vertieft und psychische Phänomenologie[2]), wie er selber sagt, als Disziplin der Psychologie ausdrücklich gefordert. Der erstgenannten Seite unserer Grundfrage, dem Problem des Gegenstands für das Erleben, hat er freilich nach unserer Meinung eine gültige Lösung nicht geschaffen. Dafür hatte er aber auch die zweite Frage, die wir oben stellten, die Frage nach dem Grunde und der Art des Wissens um Psychisches, sowohl um das eigene als um das fremde, weitergeführt als bisher.

Seinen Gedankengängen liegen etwa folgende Überlegungen zugrunde. Unter dem Worte Erkenntnis verstehen wir etwas Doppeltes: erstens den Akt, den Vorgang des Erkennens, zweitens das in diesem Vorgang Erkannte oder den Inhalt des Erkennens. Erkenntnis ist nur ein Teilphänomen des Seelischen überhaupt, eine besondere Art des Erlebens von Etwas. Die gleiche doppelte Bedeutung haftet aber an allem Seelischen, sofern dasselbe ein Bewußtsein von Etwas ist. Wir nennen dieses Bewußtsein von Etwas das Erleben des Etwas. Man muß also demgemäß im Psychischen, im Erleben unterscheiden den Inhalt und das Haben dieses Inhaltes als sein Erleben. Inhaltsein ist Erlebtwerden. Inhalt und Erleben sind zwei Seiten des gleichen seelischen Ganzen: die objektive und die subjektive Seite. — Es sei bereits hier kurz auf den Irrtum hingewiesen, welcher im Lippsschen Begriff des Inhaltes steckt. Wenn ich ein Bewußtsein[3]) von Etwas habe, so ist dieses Etwas nicht der Inhalt des Bewußtseins, sondern es ist der Gegenstand des Bewußtseins, das ich von ihm habe. Der Inhalt des Bewußtseins ist vielmehr die besondere jeweilige seelische Mannigfaltigkeit und Gestaltung des Bewußtseins, das ich von diesem Etwas habe. Der Baum etwa ist nicht Inhalt, sondern Gegenstand meiner Wahrnehmung; Inhalt meiner Wahrnehmung ist, kurz und unscharf gesagt, die diese Wahrnehmung zusammensetzende seelische Mannigfaltigkeit. Diese Trennung des Inhalts vom Gegenstand des Bewußtseins ist nicht etwa eine erkenntniskritische Unterscheidung, sondern gilt bereits vor allen Realitätsfragen für meine eigene unbefangene Selbstbeobachtung. Der Irrtum von Lipps, welcher auch die verborgene Wurzel seiner erkenntniskritischen Irrtümer, seines Psychologismus und seines ästhetischen Subjektivismus ist, trägt schon hier in der Psychologie seine Früchte; nämlich sowie Lipps nähere Aussagen über die Art des Bewußtseins um Erlebtes machen will. Er sagt da mit Recht, daß auch das Erleben von Etwas seinerseits erlebt werden kann, also Gegenstand — oder

[1]) Psychol. Untersuchungen. Bd. 1. 1905.
[2]) a. a. O. S. 8.
[3]) Wir übernehmen diesen Begriff hier noch ganz ungeklärt und unkritisch so, wie wir ihn bei Lipps vorfinden.

nach Lipps Inhalt — eines besonderen Erlebens zu werden vermag. Das Erleben des Erlebens ist nun nach Lipps nicht ein phänomenal besonderes Geschehen, sondern steckt bereits im Erlebnis von Etwas mit drin. Man erlebt hiernach sowohl Etwas, als auch das Erleben dieses Etwas in einem und demselben Bewußtseinsakt. Das Sein dieses Erlebens, sagt Lipps, ist einfaches Dasein oder Stattfinden vor dem Bewußtsein. Hier sondert sich nicht mehr Erlebtes und Erleben: »das Erlebte selbst ist das Erleben«.

Lipps nennt das Erleben des Erlebnisses »Vorstellen«. Das ist aber vieldeutig. Denn das Vorstellen bezieht sich nicht auf das Erlebnis, sondern auf den Gegenstand des Erlebnisses. Wenn ich mir den wahrgenommenen Baum vorstelle, so ist nicht mein Erleben des Baumes, sondern der Baum der Gegenstand meiner Vorstellung. Wenn aber Lipps vom Erleben des Erlebens spricht, so ist seine Behauptung, dies beides vollziehe sich in einem und demselben Bewußtseinsakt, irrig. Denn das Erleben des Erlebens kann doch seinerseits wiederum erlebt werden, d. h. Gegenstand eines Bewußtseinsaktes sein, usw. Schon daraus geht hervor, daß es sich nicht um einen identischen Bewußtseinsvollzug handeln kann. Wir erhalten hier einen wichtigen Anhaltspunkt für die später zu begründende Tatsache, daß jeder Bewußtseinsvollzug, je nach seinem Gegenstand, ein phänomenologisch besonderer ist. Diese Erkenntnis, die wir in ihrer allgemeinen Formulierung zuerst bei Aristoteles finden, ist zur vollen Bedeutung für die Ausbildung der von uns erstrebten Wissenschaft vom Seelischen erst durch Brentanos und Husserls Lehre gekommen[1]).

Wenn wir — um der prinzipiellen Bedeutung dieser Frage zu genügen — noch einen Moment bei dem Lippsschen Gedanken verweilen, so erscheint uns von der größten Bedeutung dabei die Trennung des Bewußtseinsvollzuges in eine objektive und eine subjektive Seite, zugleich mit der klaren Erkenntnis, daß es im Wesen eine Einheit ist, was man so trennt. Es ist dasselbe Ge-

[1]) Brentano (Psychologie. S. 166ff.) ist freilich, was das »Erleben des Erlebens« anlangt, ganz derselben Meinung wie Lipps: daß »Vorstellung und Vorstellung von einer Vorstellung in einem und demselben Akte vollzogen werden«. Man dürfe nicht nach den Gegenständen die Zahl und Verschiedenheit der Vorstellungen bestimmen; denn dann würden in der Tat für diesen Fall zwei verschiedene Vorstellungen angenommen werden müssen: die Vorstellung des Objekts und die Vorstellung von dieser Vorstellung. Man müsse vielmehr nach der Zahl der psychischen Akte fragen, die hier aufträten; und da »scheine die innere Erfahrung unzweifelhaft zu zeigen« (S. 167), daß nur ein Akt bestehe, oder besser, daß das Bestehen der einen Vorstellung »zum Sein der anderen innerlich beiträgt«.

Letzteres bestreitet nun zwar niemand; wohl aber die Identität beider »Vorstellungen«; und zwar solange, als die sonnenklare Tatsache zweier differenter Objekte besteht und der Grundsatz gilt, daß jedes gegebene Objekt durch einen besonderen auf es gerichteten Akt zur Gegebenheit gelangt. Brentano kommt, wie Lipps, zu seiner irrigen Meinung nur dadurch, daß er fortwährend Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen verwechselt, was übrigens auch aus dem Wortlaut seiner Darlegungen hervorgeht.

schehen, welches sich einmal als ein objektiver Ablauf darstellt, andererseits als subjektive Gegebenheit in mir erfahren wird. Und hierbei ist dieses subjektive Erfahren unmittelbarer und ursprünglicher ein Gegenstand für mein Wissen, als es sein objektiver Verlauf sein kann. Dies liegt an der von Lipps betonten irreduziblen Unmittelbarkeit des Erlebens. Das Wissen um den objektiven Ablauf ist etwas Abgeleitetes, Späteres; ursprünglich allein und unmittelbar ist das subjektive seelische Werden und Sein, das Erleben, dessen verschiedene Weisen es zu erfassen gilt, um überhaupt auf die objektiven Gebilde des Ablaufens zurückgreifen zu können. Diese Feststellung ist für die Erkenntnis der Stellung der Phänomenologie im Ganzen der Psychologie schon jetzt von Wichtigkeit.

Lipps beschäftigt sich weiterhin in mehreren Arbeiten[1]) mit der Untersuchung, wie dieses unmittelbare psychische Sein zu den abgeleiteten Arten des Bewußtseins steht, wie ich es wahrnehme, wie ich um es weiß, und wie ich dabei um mich, den Erlebenden weiß. Auch zu der weiteren Frage hat er und seine Schule Beiträge geliefert, wie der Grund meines Wissens vom fremden Ich und seinem Erleben beschaffen sei. Diese letzte Frage, welche für die Psychiatrie von großer Wichtigkeit ist, aber fast niemals gründlich von ihr untersucht wurde, wird uns später noch beschäftigen. Wir verbleiben zunächst bei dem Problem des Verhältnisses vom Erleben und Erlebendem, so wie es sich für Lipps darstellt.

Erlebnisse, lehrt Lipps, werden unmittelbar als meine erlebt. Dies gilt schon von den Empfindungsinhalten: Stets erlebe ich mich gleichzeitig mit, als den, welcher den Empfindungsinhalt hat. Dieses unmittelbar erlebte Ich, das Bewußtseinsich, steckt mit in allem Erleben, und zwar nicht in jedem einzeln und diskontinuierlich, sondern in allem als ein einziges. Es ist seinerseits psychologisch irreduzibel.

Der Weg des Erlebten in der Seele geht nun nach Lipps vom Haben des Inhaltes weiter zur Konstituierung des Gegenstandes und zur Anerkennung seiner dinglichen Realität.

Wir sagten schon, daß dieser Standpunkt von Lipps irrig ist. Es kommt uns hier aber nicht auf die erkenntniskritischen Fragen der Objektivation, der Realität und ihrer Assertion an, welche wir in diesem Werke schon anderen Ortes geklärt haben, sondern auf die dem Erleben folgenden psychischen Vollzüge.

Das Erlebnis — sowohl das darin Erlebte als auch das Erleben desselben — kann nämlich nach Lipps noch in besonderer Weise Gegenstand meines Bewußtseins sein. Das geschieht, indem ich es durch ein »Innerlich ins Auge fassen« mir gegenüberstelle oder auch mich ihm gegenüberstelle. Dasjenige, dem ich mich gegenüberstelle wird dadurch für mich zum Gegenstand. Wenn ich etwa zunächst

[1]) Bewußtsein und Gegenstände, a. a. O., Kap. 2, 3, 4. Ferner: Die Erscheinungen, a. a. O. S. 523ff. Das Ich und die Gefühle, a. a. O. S. 641ff. Das Wissen vom fremden Ich, a. a. O. S. 684ff. Ferner Leitfaden. 1906 pass.

nur den Empfindungsinhalt blau habe, so wird blau durch dieses Gegenüberstellen ohne qualitative Änderung zum Gegenstand meines Bewußtseins. Der Inhalt ist im Bewußtsein, der Gegenstand für das Bewußtsein da. Jene geistige Tat, durch welche so für mein Bewußtsein Gegenstände entstehen, ist ein »Aufmerksamkeitsphänomen«. Lipps findet zur Begründung dieses gewagten Gedankensprunges den Vergleich mit unserem Blick auf die Bühne eines Theaters: Die Vorgänge auf der Bühne sind Gegenstand meines Bewußtseins, alles übrige im Theater ist nur chaotischer Empfindungsinhalt.

Nun muß man unterscheiden die Zuwendung der Aufmerksamkeit — die Auffassungstätigkeit — und deren Erfolg. Das Entstehen des Gegenstandes bezeichnet das Wesen dieses Erfolges, es bezeichnet das Wesen des Denkaktes. Die im Denkakt vollzogene Setzung des Gegenstandes geschieht durch die Tätigkeit der Aufmerksamkeitszuwendung, ist aber nichts neu zu ihr Hinzutretendes, sondern ihr natürliches Ergebnis; sie ist nicht selbst eine Tätigkeit, sondern etwas aus einer solchen Entspringendes. Die gegenständliche Setzung, der Akt, verhält sich zur Auffassungstätigkeit »wie das Einschnappen der Klinge eines Taschenmessers zu der vorangegangenen Schließbewegung«. Der Denkakt, das Einschnappen der Klinge, hat sozusagen ein punktförmiges Dasein: Der Gegenstand ist mit einem Male da.

Wenn aber durch diesen Denkakt der Gegenstand blau aus dem Inhalt blau gleichsam herausgelöst wird, so muß er von vornherein darin enthalten gewesen sein. D. h. also der Inhalt des Bewußtseins repräsentiert mir den Gegenstand, er ist mir Hinweis oder Symbol für denselben. Der Gegenstand ist mit dem Symbol des inhaltlich Erlebten »gemeint«. Nicht jeder Inhalt braucht einen Gegenstand zu repräsentieren, wohl aber muß jeder Gegenstand durch einen Inhalt repräsentiert sein. Diese Repräsentation braucht aber durchaus keine bildhafte zu sein. Zu ihr tritt der Glaube an die dingliche Realität des Gegenstandes »mit ursprünglicher und instinktiver Notwendigkeit« beim Entstehen desselben hinzu.

Diese gesamten Darlegungen von Lipps stellen eine verfehlte Lösung des Phänomenalitätsproblems in mehrerer Hinsicht dar: Dem psychischen Geschehen fehlt jedes immanente Kriterium dafür, was denn nun Gegenstand sei und was nicht; und die Assertion der Dinglichkeit, der Angelpunkt der ganzen Realitätsfrage, wird gar nicht psychologisch aufgelöst, sondern tritt wie ein deus ex machina »mit instinktiver Notwendigkeit« hinzu. Diese beiden Fehler gehen auf den Grundfehler der Lippsschen Gegenstandstheorie zurück, welchen wir schon bezeichnet haben und welcher sich besonders schön in jenem Gedankensprunge zeigt, vermittels dessen ein Aufmerksamkeitsakt den Gegenstand aus dem »Inhalt« herauslösen soll. Für die Phänomenologie aber handelt es sich nicht um diese Irrtümer. Für sie steht vielmehr einzig und allein in Frage, ob durch

seelische Vollzüge der angedeuteten Art neue Weisen der Bewußtseinsgegebenheit konstituiert zu werden vermögen, und diese Frage ist zu bejahen. Diese Vollzüge sind freilich nichts anderes als der alte Begriff des »inneren Sinnes« in der Fassung Lockes, der reflection. Aber Lipps bildet ihn doch in einer Weise weiter, daß dadurch erklärbar wird, wie ein Wissen um Erlebnisse zustande kommen kann, wie das Erlebnis zum Wissen wird. »Die innere Wahrnehmung ist jederzeit ein Denken«, sagt Lipps. Sie ist ein Bewußtsein der Wirklichkeit des Erlebnisses und zugleich meiner Wirklichkeit. Sie ist stets rückschauende Betrachtung; ihr Gegenstand ist die Erinnerung an ein Erleben. Es handelt sich hierbei nicht um eine »mittelbare Wiedererzeugung« des schon Entschwundenen, sondern um ein »unmittelbares Festhalten« des gerade Erlebten. Aber auch dieses ist Reproduktion. Das gleiche gilt auch vom Wissen um mich selbst. Betrachte ich mich selbst, so stehe ich, der Gedachte, mir dem Bewußtseinsich gegenüber. Beides kann nicht dem gleichen Moment angehören. Das Objektich ist also nach Lipps ein reproduziertes Bewußtseinsich. Das gegenwärtige Ich kann nie Objekt sein.

Hier würde sich die Frage aufwerfen: Woher weiß ich denn dann um die Identität des »Objektich« mit dem »Bewußtseinsich«? Lipps beantwortet diese Frage nicht. Er sagt: ich weiß mich nicht, ich »fühle« mich mit dem Objektich identisch. Und dieses Identitätsbewußtsein des gegenwärtigen mit dem vergangenen Bewußtsein ist etwas phänomenologisch nicht weiter Auflösliches und Zurückführbares. Die Identität wird erlebt, unmittelbar erfaßt, und ist ihrer Seinsweise nach etwas Letztes. Das Denken dieser Identität ist die Erinnerung. Ist sie volle und intensive Betrachtung, so wird sie zum Nacherleben. Dieses Nacherleben ist ein Sichhineinversetzen, eine Art Einfühlung meiner Selbst, des Bewußtseinsich, in das Objektich.

Auch hier muß man wieder fragen, woher Lipps denn das weiß und wissen will, ohne sein Bewußtseinsich schon zum Objektich gemacht zu haben. Seine Aussage über sein einfühlendes Bewußtseinsich ist doch bereits ein »Gedanke«, und in diesem kann das Bewußtseinsich ex definitione gar nicht mehr gegenwärtig sein. Kann es doch angeblich gar nicht zum Objekt werden! Wir sind einem ähnlichen Gedanken bereits bei Rickert in ganz anderem Zusammenhange begegnet[1]) und haben ihn als Irrtum erwiesen. Lipps versucht sich der logischen Unmöglichkeit seiner Statuierung zu entziehen: Die Identifizierung beider Seinsweisen des Ich kann er nicht »wissen«, sondern nur »fühlen«; und dieses Gefühl sei etwas psychologisch Letztes, einfach Hinzunehmendes. Damit ist der wissenschaftlichen Auffassung der Selbstbeobachtung und des inneren Sinnes wenig gedient. Aber wir wollen diese Schwierigkeiten

[1]) Vgl. S. 208 ff. dieses Buches.

hier außer acht lassen. Nach Lipps besteht in der Selbsteinfühlung alle Kunst der Selbstbeobachtung, und letztere hat in der Objektivation des unmittelbar erlebten Ich ihre zweite, wissenschaftlich bedeutsamste Seite. So erkennt die innere Wahrnehmung, was das unmittelbare Bewußtsein erlebt.

Einige Korrekturen am Erlebnisbegriff.

Was ist an den bisherigen noch wenig geklärten und vorläufigen Darlegungen unanfechtbarer Besitzstand? Ich glaube, vor allem dies, daß die Phänomenologie hier als psychologische Disziplin gefordert wird, im Gegensatz zu der apriorischen Geltung und dem unabgrenzbaren Gegenstandsgebiet der Husserlschen Konzeption. Dies wird später noch zu begründen sein. Sodann, daß die Phänomenologie bei Lipps zwar eine vortheoretische Beschreibung des im Bewußtsein unmittelbar Aufgefundenen sein soll, aber die theoretische Bearbeitung unter keinem Gesichtspunkte ausschließt, sondern vielmehr als notwendige Ergänzung fordert. Die phänomenologische Beschreibung liefert nicht mehr als das tatsächliche Material, auseinandergefaltet und in allen Beziehungen verdeutlicht und auf unmittelbare Ausgangsphänomene soweit als möglich zurückgeführt. Dies Material erfordert die Verarbeitung, sowohl eine rein abstraktive als auch, wenn notwendig, eine konstruktive. So wird durch Lipps' Darlegungen in glücklicher Weise eine Entgegensetzung von naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Seelenlehre vermieden, ohne daß durch konstruktive Schemata dem Reichtum und der Kompliziertheit seelischen Geschehens Gewalt angetan werden müßte.

Für unsere Zwecke wesentlich ist ferner Lipps' Entwicklung des Erlebnisbegriffs und der Stellung des Ich im und zum Erleben; so wie die Trennung der unmittelbaren Bewußtseinsgegebenheiten von ihrem inneren Wahrgenommenwerden. Freilich erschöpft Lipps keines dieser Probleme. Wir gebrauchen hier vorerst noch den Terminus Bewußtsein im Lippsschen Sinne: als die allgemeine Form der Gegebenheit von Gegenständen. Dann kann man Lipps zweierlei einwenden: Es ist tatsächlich nicht immer richtig, wenn gesagt wird, jedes inhaltliche Bewußtsein enthielte implizite eine Ichkomponente. Das unmittelbare Bewußtsein blau enthält z. B. gar nichts von mir. Erst wenn das Empfinden des Blau, der seelische Vollzug, zum Gegenstand meines Bewußtseins wird, erscheint implizite das Bewußtsein, daß dieses Empfinden mein Empfinden ist. Lipps trennt zwar im unmittelbaren Bewußtsein Vollzug und Inhalt scharf, und doch setzt er fälschlich Empfinden als Bewußtseinsbestand, als inhaltliche Mannigfaltigkeit, und Empfundenes gleich; er identifiziert Erlebnis, zwar nicht als seelischen Vollzug, wohl aber als dessen inhaltlich konstituierende Mannigfaltigkeit, und Erlebnisgegenstand. Wir haben auf diese Verwechslung von Inhalt und Gegenstand schon

hingewiesen. Daher ist bei ihm das Bewußtsein des Erlebens und des Ich überall auch unmittelbar in den Erlebnissen mit enthalten. Tatsächlich aber kommt es für diese Frage darauf an, was gerade der Gegenstand des Bewußtseins ist. Ist es ein Ablauf in mir, so ist das Ich in seinem Bewußtsein mit enthalten; sonst aber ist der Baum, das Haus, blau in meinem Bewußtsein ohne alle Vertretung des Ich. Der zweite Einwand gegen Lipps betrifft seine Fassung des Erlebnisbegriffes. Bei ihm ist schließlich alles seelische Sein Erlebnis, welches nicht schon Verarbeitung ist. Dies mag ja schließlich eine äußerliche Frage der Bezeichnung sein, aber man wird den Phänomenen besser gerecht, wenn man noch genauer trennt. So muß man zunächst unterscheiden das Bewußtsein um äußere Gegenstände von dem Bewußtsein innerer Abläufe. In dem Bewußtsein äußerer Gegenstände oder dem Bewußtsein einer Beziehung solcher Gegenstände aufeinander ist keinerlei Ichbewußtsein mitgegeben. Um zu erkennen, daß dieses Bewußtsein auf Vorgängen in mir beruht, bedarf es einer besonderen Einstellung auf den Vorgang meines Wahrnehmens und Urteilens über diese Gegenstände. Diese Einstellung auf den Vorgang meines Wahrnehmens und Urteilens ist — wie schon Kant und Comte zeigten — etwas Künstliches. Denn gewöhnlich ist das Subjekt auf den Gegenstand dieser Vollzüge eingestellt. Aber sowie die »Aufmerksamkeit« von diesen Gegenständen fort und auf die Vollzüge selber gelenkt wird, tritt das Bewußtsein ihrer Ichzugehörigkeit auf. Ich erlebe mich wahrnehmend und urteilend. So entsteht tatsächlich das Bewußtsein des Ich bei der Wahrnehmung subjektiver Tätigkeit.

So liegt die Sache bei der äußeren Wahrnehmung. Bei den Gegenständen innerer Wahrnehmung ist diese absichtliche Einstellung der Aufmerksamkeit nicht erst nötig. Daß ich handele oder denke oder einen Schmerz spüre, ist ein Urteil aus innerer Wahrnehmung, dessen Subjekt nur möglich ist, weil das Ich sich dieser Vorgänge in ihrer Ichbezogenheit unmittelbar bewußt ist. Worin dieser Tatbestand seinen notwendigen Grund hat, haben unsere wissenschaftstheoretischen Untersuchungen über die zugrunde liegende Form des reinen Selbstbewußtseins für alles Psychische gezeigt.

Von den Gegenständen innerer Wahrnehmung habe ich somit unmittelbar ein Bewußtsein des Ich. Sie sind meine inneren Vorgänge und sind mir zugleich mit ihrem Gegebensein als meine gegeben.

Diese unmittelbar bewußte Ichbeziehung haftet nicht nur an den Gegenständen inneren Wahrnehmens, sondern auch am Vollzuge des inneren Wahrnehmens als subjektiver Tätigkeit. Er gleicht darin völlig dem äußeren Wahrnehmen, sobald mir dieses als Ablauf bewußt wird.

Was ist nun Gegenstand innerer Wahrnehmung? Wir sind hier ganz mit Lipps in Übereinstimmung, wenn wir sagen: alles Seelische, auf welches die Aufmerksamkeit sich einzustellen vermag. Wir finden also ebenfalls, daß das innere Wahrnehmen in einem Auf-

merksamkeitsphänomen besteht. Und wir finden, daß durch dieses innere Sichrichten das seelische Geschehen in einer besonderen Weise deutlich bewußt wird. Wir wollen diese besondere Weise deutlichen Bewußtseins als »bemerkt« bezeichnen. Dies Bemerken ist sicherlich ein phänomenologisch besonderer und besonders zu untersuchender Akt. Er ist aber kein reiner Denkakt, wie Lipps will; diese Auffassung hieße die anschaulichen und nicht reflektierten Züge des Bemerkens verkennen. Freilich können andere Weisen der Zuwendung des Ich zu seinem inneren Geschehen mit diesem Bemerken verschmolzen sein, es sind dies wohl immer vorhandene gefühlsmäßige und wertende, aber auch reflektierende Einstellungen.

Nicht bemerktes Seelisches braucht aber deshalb noch nicht unbewußt zu sein. Es gibt vielmehr eine Reihe innerer Abläufe, welche ganz unabhängig davon, daß sie wie alles Psychische Gegenstand innerer Wahrnehmung und also bemerkt sein kann, an sich schon als unmittelbar bewußt gegeben ist. Es handelt sich hier nicht etwa um einfache Empfindungsqualitäten. Für diese gilt zwar die Unmittelbarkeit des Bewußtseins ihrer Gegebenheit auch, jedoch ermangeln sie des wesentlichen Merkmales, welches wir inneren Abläufen zuschreiben: der Gleichzeitigkeit des unmittelbaren Bewußtseins des Ich mit dem Bewußtsein ihrer Gegebenheit. Und nur von solchen inneren Abläufen reden wir hier. Diejenigen inneren Abläufe, welche diesem Kriterium des unmittelbaren Bewußtseins ihrer Gegebenheit ohne besonderes Bemerktsein genügen, diese nennen wir in ausschließlichem Sinne Erlebnisse. Als Beispiele von ihnen nennen wir die verschiedenen Arten von Vorstellungen und Gefühlen und Komplexen beider und anderen diesem Kriterium genügenden seelischen Strukturen. Von diesen weiß ich unmittelbar, daß sie die meinigen sind, auch ohne besonders bemerkt zu sein.

Es ist mithin phänomenologisch deutlich, daß mit dem Bewußtsein aller derartigen inneren Vorgänge gleichzeitig und in unmittelbarer Weise das Bewußtsein gegeben ist, daß diese inneren Vorgänge in mir ablaufen. Sie enthalten offenbar eine unmittelbare Beziehung auf das Ich, die überall die eine und gleiche ist und zu den Voraussetzungen der Möglichkeit dieser inneren Vorgänge gehört.

Innerhalb dieser Klasse innerer Phänomene, welche dem obigen Kriterium genügt, stehen nun die Erlebnisse. Phänomenologisch unterscheiden sich Erlebnisse von inneren Vorgängen überhaupt dadurch, daß ihnen die Unmittelbarkeit ihrer Bewußtseinsgegebenheit wesentlich ist. Dies gilt für diejenigen inneren Abläufe, denen der Erlebnischarakter fehlt, nicht. Von diesen Nichterlebnissen kommt ein Teil nur als Gegenstand inneren Wahrnehmens oder Bemerkens, ein anderer durch Reflexion zum Bewußtsein oder Bemerktsein. Dies gehört aber zu ihrem Wesen nicht hinzu. Es kann sogar sein, daß ein Teil von ihnen überhaupt nicht zum Bewußtsein zu gelangen fähig, also weder phänomenologisch noch wahrnehmungsmäßig verifizierbar, sondern nur theoretisch konstruktiv

postulierbar ist[1]). Ein anderer Teil hat zwar eine unmittelbare Bewußtseinsvertretung, unabhängig vom Bemerktwerden, ist aber doch kein reines Erlebnis. Hierher gehören z. B. die Willensvorgänge. Erlebnisse nämlich erschöpfen ihr Wesen in der Art ihrer unmittelbaren Bewußtseinsgegebenheit. Diese phänomenale Weise ihrer unmittelbaren Bewußtseinsgegebenheit ist nicht nur ihr notwendiges, sondern auch ihr hinreichendes Merkmal. Für die Qualität und den Ablauf der bewußtseinsrepräsentierten Nichterlebnisse, z. B. der Willensvorgänge, ist ihre Bewußtseinsvertretung, ihre phänomenologische Seite, nicht konstitutiv hinreichend. Wir sprechen dann von phänomenologischen Momenten an ihnen.

Wir definieren also die Erlebnisse nicht durch die Art ihres Wahrgenommenwerdens oder Bemerktwerdens, weil dieses Bemerken selbst ein sekundäres Phänomen ist. Die Bewußtseinstatbestände sollen aber ohne Rücksicht auf solche sekundären Modifikationen gemäß den unmittelbaren Weisen ihres Soseins unterschieden werden. Andererseits hat es nur Sinn, von Erlebnissen zu reden, wenn das Erlebnis sein Wesen darin erschöpft, daß es ein Erlebtes ist. Nur diese Bestimmung kann es rechtfertigen, das Erleben zum Objekt einer besonderen Betrachtungsweise zu machen, welche seinen Erlebnischarakter als sein Wesen nimmt, und dessen phänomenalen Bestand beschreibt. Durch diese Aufgabe aber ist Phänomenologie als besondere Disziplin gegenständlich definiert.

Stellen wir nochmals in Kürze die drei Begriffe des Gegebenseins, des Bewußtseins und des Erlebens gegeneinander, so weit es uns bisher möglich gewesen ist, sie abzugrenzen. Das Gegebensein oder die Phänomenalität aller Objekte ist durch bestimmte voneinander verschiedene Weisen psychologisch charakterisierbar. Die allgemeine Form dieser verschiedenen Weisen verstehen wir unter dem Begriff des Bewußtseins. Dies Bewußtsein kann je nach der besonderen Weise des Gegebenseins ein unmittelbares oder abgeleitetes sein. Dies gilt von allen Objekten. Beschränken wir uns nunmehr auf die psychischen Gegenstände, so nennen wir Erlebnisse solche psychischen Gegebenheiten, welche unmittelbar bewußt gegeben sind und für welche diese unmittelbare Bewußtseinsgegebenheit ein konstitutives Merkmal bildet. Alle anderen psychischen Gegebenheiten sind nicht Erlebnisse, gleichviel ob sie unmittelbar bewußt oder abgeleitet bewußt gegeben sind. Unbewußtes Psychisches ist hiernach theoretisch postulierbar; um jedoch Gegebenheitscharakter

[1]) Vgl. Unbewußtes, dieses Buch, S. 169 ff.. Natürlich ist ihr Angenommenwerden auf Grund hypothetischer Konstruktionen schließlich ebenfalls ein Bewußtsein von ihnen, nämlich ein reflektiertes; und insofern besteht auch für sie die allgemeinste Form der Gegebenheit überhaupt, das Bewußtsein, und somit ihr phänomenaler Charakter. Allein wie akzidentell ist dieser zu ihrer psychologischen ratio essendi! Hier wird es ganz deutlich, daß der Bewußtseinscharakter zwar ein allgemeines Kriterium von Phänomenalität sein kann, ohne aber für das Wesen des Psychischen konstitutiv zu sein — so wie wir dies bereits auf S. 177 ff. ausgeführt haben. Meist aber wird beides verwechselt.

zu gewinnen, muß es mindestens gedacht werden, d. h. Gegenstand abgeleiteten Bewußtseins sein können. Der Bewußtseinscharakter ist für psychische Gegenstände etwas Aktzidentelles; ob er als allgemeine Form der Gegebenheit überhaupt ein Kriterium der Phänomenalität bildet, ist eine Frage, welche weit über den Rahmen der Psychologie hinausgeht; die Sonderart der psychischen Phänomenalität ist in bezug auf dies Kriterium jedenfalls nicht gegenüber der nichtpsychischen charakterisierbar. Insofern aber Gegebenheit immer eine solche für ein Subjekt ist, ist das Bewußtseinsproblem restlos ein Problem der Psychologie.

Von Phänomenologie könnte man hiernach in zwei Bedeutungen sprechen: einmal insofern ihr Problem die Gegebenheitsweise irgendwelcher möglicher Gegenstände wäre. Diese Fassung ist uns zu allgemein, da sie die gesamte Erkenntnislehre und Logik mit umfassen müßte. Auch unterliegt diese Fassung mit Notwendigkeit der inneren Unmöglichkeit, die wir für jedes Erkenntnistheorem bewiesen[1]). Dieser Begriff von Phänomenologie könnte freilich auch die Frage zu entscheiden haben, inwiefern das Bewußtsein als allgemeinste Form aller Gegebenheit von Gegenständen überhaupt ein konstitutives Merkmal der Phänomenalität bildet. In dieser Fassung der Frage erkennen wir aber das Problem wieder, welches sich die psychologische Erkenntniskritik, wie sie durch Fries begründet wurde, gesetzt hat. Und aus dem Terminus Bewußtsein läßt sich ihr psychologischer Charakter besonders deutlich ablesen. Die zweite Fassung des Begriffs von Phänomenologie wäre eine weit engere. Sie setzt den akzidentellen Charakter des Bewußtseins für das Wesen des Psychischen voraus, und hält sich an dasjenige Psychische, für welches der Bewußtseinscharakter, und zwar der unmittelbare Bewußtseinscharakter, zum konstitutiven und erschöpfenden Kriterium wird. Dieses ausgezeichnete Psychische, welches wir Erleben nennen, wird der Gegenstand ihrer Bearbeitung. In diesem engeren Sinne wollen wir von Phänomenologie sprechen.

Zweierlei ist schon hier ersichtlich: erstens daß dieser Begriff von Phänomenologie sie in ein ganz bestimmtes Verhältnis zur Psychologie überhaupt stellen muß, — wovon noch zu sprechen sein wird. Jedenfalls aber ist Psychologie hiernach das weitere Gebiet, Phänomenologie das engere. Zweitens hat hiernach auf dem Wege von Dilthey bis zu unseren Erwägungen die besondere Bedeutung von Phänomenologie einen Wandel erfahren. Gedacht war sie als reine vortheoretische Beschreibung des Psychischen. Es hat sich bereits in der Wissenschaftstheorie, und ferner auch in den Arbeiten von Dilthey und Lipps gezeigt, daß reine Beschreibung ohne theoretische Präsumtionen unmöglich ist, solange als Begriffe und Denken auch in der Beschreibung nicht entbehrt werden können. An

[1]) Vgl. S. 22 ff. dieses Buches.

Stelle einer Aufgabe, welche zwei logisch unvereinbare Forderungen — die Beschreibung und das Vortheoretische — methodisch vereinigen sollte, ist hier nunmehr die gegenständliche Abgrenzung der Phänomenologie als Wissenschaft getreten. Warum aber die analytische Theorie der Erlebnisse innerhalb der Psychologie eine Sonderstellung einnimmt und einnehmen soll, dies beantwortet am besten der Sinn des Begriffes Erlebnis selber, so wir ihn definiert haben. Es ist ganz klar, daß von Nichterlebnissen eine analytische Theorie gar nicht möglich ist; für diese kann es sich immer nur um konstruktive Hypostasierungen handeln. Denn nur Erlebnisse ermöglichen die immanente Analyse vermöge der besonderen Weise ihrer Wesensmerkmale, die in ihrem konstitutiven Bewußtseinscharakter gründen. Ferner aber sind es die Weisen des Erlebens, welche für das Ganze der Seele in ursprünglicher Weise besonders bedeutsam sind. Beide Gesichtspunkte rechtfertigen die Stellung der Phänomenologie an die Spitze aller Wissenschaft von psychischer Phänomenalität überhaupt.

Mit den Erörterungen dieses Absatzes haben wir unsere eigene Ansicht über eine Reihe von Problemen vorweggenommen, deren ausführliche Begründung wir zum Teil erst später geben werden. Dies war notwendig, um in dem Chaos unscharfer Begriffe, in welches wir zu geraten drohten, einige feste Leitlinien zu ziehen. Wir haben jedenfalls einen vorläufigen Standpunkt gewonnen, aus welchem sich ergibt:

die Forderung einer psychischen Phänomenologie als psychologischer Disziplin,

die Umgrenzung einer seelischen Geschehensklasse, des Erlebens, als ihren Gegenstand,

die Untersuchung der Beziehungen des Erlebens zum Ich, zum Bewußtsein, zu den Formen seelischer Abläufe, und darunter auch zur inneren Wahrnehmung.

Allgemeines über assoziative Strukturen.

Die Frage, deren Erörterung uns über das bisher Festgestellte hinausführen muß, wird nun die nach der Struktur der Erlebnisse sein. Wir haben gesehen, daß das Erlebnis etwas psychologisch als Ganzheit Letztes und nicht weiter in andere Ganzheiten Zurückführbares ist und nur künstlich aufspaltbar ist durch Begriffsbildungen, denen allein jeweils keine seelische Realität entspricht. Dennoch ist eine solche künstliche Aufspaltung notwendig, wenn wir überhaupt dahin kommen wollen, Erlebnisse in der jeweils besonderen Art ihres Soseins zu beschreiben. Ohne sie ist eine formulierte diskursive Bestimmung der Erlebnisse durch Merkmale, ist ihre Vergleichung, Unterscheidung und Ordnung gar nicht möglich. Daher gehört dieses Geschäft der Aufspaltung wesentlich zur Phänomenologie hinzu, ja es macht ihr eigentliches Wesen aus. Schon

zur Heraushebung des Klassencharakters der Erlebnisse gegenüber dem seelischen Geschehen überhaupt dienten uns ja bisher Merkmale, welche an sich ebenfalls keine seelische Realität besitzen, sondern Abstraktionen sind. Aber diese Abstraktionen bezeichnen eine besondere Art der Beziehung der Teile des Erlebnisses zueinander und zum Ganzen desselben. Und diese Beziehung, so wenig davon die Rede sein kann, daß sie an sich als psychisches Datum auftritt, ist mit dem Ganzen des Erlebnisses, sobald dieses Realität annimmt, immanent gegeben und dann von impliziter Realität. Es wird sich also bei der Untersuchung der Struktur der Klasse Erlebnis um nichts anderes handeln, als um das Aufsuchen von Merkmalen seiner jeweiligen Besonderheit, welche den bisherigen Merkmalsbedingungen an logischer Dignität gleichstehen. Dem einzelnen Merkmal entspricht keine an sich vorkommende Realität, wohl aber ein Wirklichkeitscharakter von immanenter Natur des Erlebnisganzen, den wir in künstlicher Abstraktion herausspalten, aus Gründen und unter Gesichtspunkten, über die wir an anderer Stelle Rechenschaft ablegen. Der allgemeine Gesichtspunkt unserer Abstraktionen ist kein anderer, als der für die Abstraktion — ohne Ansehen ihrer psychologischen Artung — in der Logik überhaupt geltende, der zur Auffindung des Genus und der Differentia specifica anleitet. Es soll festgestellt werden, welche Merkmale das Erlebnis in eine logisch übergeordnete Klasse seelischer Strukturen hineinstellen; welche Merkmale es in seinem Sondercharakter von ihr unterscheiden; welche Unterteilungen in ihm die Erlebnisarten ermöglichen[1]).

Wenn wir bei diesem Geschäft von Erlebnis reden, so meinen wir zunächst das seelisch nicht weiter zurückführbare Ganze. Aber in ihm haben wir ja bereits mit Lipps eine (künstliche) Unterscheidung getroffen: zwischen dem Haben des Erlebnisses, dem Vollzuge, dem seelischen Ablaufen desselben —, und seinem Erfolge, dem durch dieses Ablaufen sich konstituierenden Erlebnisganzen einerseits, und der gegenständlichen Gegebenheit desselben andererseits. Uns interessiert zunächst die Struktur des Ablaufes, des Vollzuges, des Erlebens, aus dieser Struktur muß ihr Erfolg, das Erlebnis vervollständigt werden können.

Fragen der Struktur sind erstens Fragen der Bedingungen ihres Zustandekommens — aber mit der Beantwortung solcher Fragen gingen wir über die rein logische Zergliederung hinaus; und zweitens Fragen des Verhältnisses der Teile zueinander und zum Ganzen des beobachteten Vollzuges.

In diesem Sinne sind Fragen der Struktur von Seelischem Fragen des Zusammenhanges von Seelischem. Fragen des Zusammen-

[1]) Die psychologische Natur der Vollzüge, welche wir Abstraktion nennen und die besonders von Cornelius und Meinong studiert worden ist, hat mit den logischen Kriterien gar nichts zu tun; diese allein gehen uns hier an. Vgl. Lipps, Leitfaden. Kap. IX. Cornelius, Ztschr. f. Psychol. Bd. 24. S. 117., Meinong desgl. Bd. 6. S. 340ff.

hanges von Seelischem gibt es nun in doppeltem Sinne. Erstens versteht man unter der Frage, wie Seelisches zusammenhänge, die Bestimmung der zeitlichen Reihenfolge seines Ablaufes, sein Nacheinander, sofern es ein Auseinander ist, die Bestimmung dessen, wie Seelisches aus anderem Seelischen hervorgeht, sich mit anderem Seelischen verflicht. Auch hier ist klar, daß die Beantwortung dieser Frage aus bloß logischen Gesichtspunkten hinaus und in eine dynamische Theoretik des Seelischen hineinführt, deren Erörterung wir anderen Abschnitten dieses Werkes vorbehalten haben. Zweitens aber versteht man unter den Problemen des Zusammenhanges von Seelischem eben die Frage nach der Struktur, und wie wir oben Struktur definiert haben, bedeutet diese Frage eine solche, welche in analytischer Beschreibung beantwortet zu werden vermag, d. h. den rein logischen Mitteln reiner Abstraktionen zugänglich ist. In diesem letzteren Sinne — der Struktur — ist das Problem des seelischen Zusammenhanges hier gemeint; und soweit es sich dabei um Erlebnisse handelt, verbleiben wir bei seiner Lösung ganz im Bereich der Phänomenologie stehen.

Es wird sich zeigen, daß Aussagen über das Wesen dieses Zusammenhanges ihrem Gehalte nach unmittelbar abhängig sind von der Beantwortung des Gegenstandsproblems und der Beziehung von Gegenstand und Erlebnis — einer Fage, die wir schon aus der Darstellung der Lippsschen Lehre kennen. Wir wollen zunächst sehen, wie dieses Problem des Zusammenhanges von Seelischem in der bisherigen Psychologie beantwortet oder behandelt worden ist. Da finden wir, daß man die beiden von uns getrennten Bedingungen des Begriffes Zusammenhang, die zeitlich-dynamische und die logische strukturelle, bisher nicht prinzipiell getrennt hat. Man erklärte vielmehr das Wesen alles seelischen Zusammenhängens durch Assoziation.

Über diesen Begriff von Assoziation und seine Anwendung im Psychischen müssen wir hier einige weitere Aussagen allgemeiner Art machen, nachdem wir bereits in der Wissenschaftslehre damit begonnen haben[1]); in eine eigentliche Erörterung der speziellen Assoziationslehre brauchen wir nicht einzutreten, diese erfolgt in der psychologischen Dynamik. Hier handelt es sich nur darum, die logischen Möglichkeiten des durch Assoziation Erklärbaren aufzustellen.

Assoziation kann drei verschiedene Bedeutungen haben:

Erstens kann damit gesagt sein, alle psychischen Inhalte seien verbunden. Ihre zeitliche Folge sei kein äußerer Zufall, sondern entspreche einem Gesetz ihrer Zusammengehörigkeit. Gegen diesen allgemeinsten Sinn von Assoziation bestehen weder logische noch psychologische Bedenken. Das liegt daran, daß er überaus nichtssagend ist. Er sagt eigentlich nur aus, daß das seelische Geschehen

[1]) S. 187 ff. dieses Buches.

nicht regellos überhaupt, sondern nach dem Gesetz einer Zusammengehörigkeit verlaufe; welches aber dieses Gesetz ist, darüber besagt er nichts. Er ist also keine Antwort, keine Erklärung des Problems des seelischen Zusammenhängens; er ist ein neuer Ausdruck für dieses Problem selber. Denn daß das seelische Geschehen Gesetzen des Zusammenhanges gehorcht, dies ist ja die Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Psychologie. Für diese ist es ja gerade die Aufgabe, zu bestimmen, welche Gesetze es sind, die das seelische Geschehen regeln. Darauf gibt uns der erste Sinn von Assoziation keine Antwort, er setzt dafür nur das inhaltleere Wort.

Der zweite, am häufigsten gemeinte Sinn von Assoziation gibt den assoziativen Verbindungen wenigstens das eine negative Merkmal, daß sie keine vom Willen oder vom Nachdenken des Subjekts gestifteten, sondern selbsttätig erfolgende sind: Hierbei ist denn die Frage, welches die positiven Bedingungen sind, unter denen ihr Eintritt erfolgt. Ferner muß, wenn diese Bestimmung des Sinnes von Assoziation richtig sein soll und ein Gesetz ausdrücken soll, zuvörderst nachgewiesen werden, daß auch die scheinbar vom wollenden und denkenden Subjekt gestifteten Verbindungen in Wirklichkeit selbsttätig und ohne Zutun desselben erfolgt sind. Nur dann ist man berechtigt, diese Verknüpfung Assoziation zu nennen.

Drittens kann endlich behauptet werden, die assoziative Verbindung sei nur ein Gesetz für die Reproduktion der psychischen Inhalte.

Hier interessiert uns vorläufig die zweite Bedeutung von Assoziation. Bei ihr ist das Problem am wichtigsten, welche positiven Merkmale es sind, die den Eintritt der Verknüpfung bestimmen. Diese positiven Bestimmungsstücke des gesetzmäßigen Eintritts der Assoziation können nun ganz allgemein entweder psychologische oder außerpsychische sein.

Die nichtpsychischen Assoziationsmomente werden in gehirndynamischen oder anatomischen Situationen gesucht. Es ist klar, daß derartige Aufstellungen Hilfshypothesen sind, deren Geltung bestimmte psychophysische Mechanismen voraussetzt und als Erklärungsgründe für Seelisches benützt. Wir werden später sehen, ob und wie weit das erlaubt ist; schon hier ist aber klar, daß eine derartige Aufstellung durch theoretische Vorwegnahmen nichtpsychischer Art den Charakter der Psychologie als Eigenwissenschaft in seinen Grundfesten gefährdet, und daß daher zu ihnen erst dann gegriffen werden sollte, wenn psychische Erklärungsgründe für den Eintritt von Verknüpfung im Seelischen ihrer prinzipiellen Möglichkeit nach ausgeschieden sind.

Das sind sie aber noch keineswegs. Freilich ist unklar, wo wir im einzelnen denn nun die psychischen Bestimmungsstücke für das Eintreten von Verknüpfungen im Seelischen zu suchen haben. Zwar haben schon Herbart und Fechner das bestimmende Moment des Assoziationsvollzuges ins Psychische selber verlegt; die Voraus-

setzung dieser Verlegung aber wären Annahmen über besondere psychische Kräfte, welche den Ablauf des seelischen Geschehens zielsetzend bestimmen.

Derartige Annahmen bilden also die erste Möglichkeit, den Assoziationsmechanismus seelisch zu bestimmen. Nun läßt sich zwar nicht einsehen, warum solche Annahmen über seelische Richtkräfte, welche die Verknüpfung innerer Abläufe regeln, nicht sollten gemacht werden können. Sie sind wissenschaftstheoretisch und logisch einwandfrei und sogar notwendig[1]), und sie fördern die Arbeit, wenn sie ihr Gegenstandsgebiet hinreichend erklären. Für solche Hypothesen über seelische Richtkräfte der Assoziation liegt jedoch ein Widerstreit zu den Tatsachen überall dort vor, wo wir uns tatsächlich durch Beobachtung überzeugen können, daß das Subjekt willkürlich und nachdenkend seine Inhalte verknüpft oder ihre Abfolge regelt[2]). Man müßte die Denkvollzüge und Willensvorgänge als seelische Tatsachen leugnen und durch assoziative Umdeutung verfälschen, um die Assoziationshypothese auf der genannten Basis durchhalten zu können. Diese umdeutende Verfälschung wird ja nun von vielen Seiten beliebt: Sie hat nicht wenig dazu beigetragen, das psychische Leben in dürren schematischen Formeln erstarren zu lassen, an Stelle es in seiner reichen Mannigfaltigkeit vorurteilslos zu beschreiben. — Aber indem wir einräumen, daß solche Assoziationshypothesen zu Erklärungszwecken grundsätzlich annehmbar sind, verlassen wir bereits wiederum das Gebiet der bloßen Beschreibung und bewegen uns auf dem schwankenden Boden der Erklärung, und zwar der konstruktiven generalisierenden, mechanisierenden Erklärung. Besinnen wir uns auf die Absicht unserer phänomenologischen Einstellung, so werden wir einen solchen Weg erst dann benützen, wenn die Beschreibung und immanente Abstraktion erschöpft ist und versagt.

Verbleiben wir bei der letzteren, treiben wir also in dem Wege unserer phänomenologischen Einstellung vorwärts, so werden wir die assoziativen Momente aus dem Wesen der seelischen Abläufe selbst herauszulösen versuchen müssen. Dies ist auch in der Ausbildung der psychologischen Lehre seit Locke und Hume bis auf Hoeffding jeweils versucht worden. Und zwar gab es hier wiederum mit logischer Vollständigkeit zwei Möglichkeiten, in denen das assoziative Moment gesucht werden könnte. Es muß entweder liegen am Was der Inhalte oder im Wie ihres Inhaltseins. Danach trennt sich die Ähnlichkeitsassoziation von der Berührungsassoziation. Die Ähnlichkeitsassoziation sucht tatsächlich ihr wesentliches Moment in einem Merkmal, das den Inhalten anhaftet, eben ihrer Ähnlichkeit — wobei der Begriff der Ähnlichkeit in dieser Anwendung weit davon entfernt ist, logisch geklärt zu sein. Die Berührungsassoziation hin-

---

[1]) Vgl. S. 144 ff. dieses Buches.

[2]) Über den Begriff der »Tendenzen«, sowie die Stellung der perseverativen und determinierenden zu den assoziativen Tendenzen vgl. den zweiten Band.

gegen sucht tatsächlich ihr wesentliches Moment in einem Merkmal des Seins, Werdens und Bestehens der Inhalte, nämlich ihrer zeitlichen Berührung, sei diese nun aktuell oder vorgegeben. Diese Trennung ist nun freilich eine vollständige, aber man muß, um diese beiden Momente der Assoziation wirklich anwenden zu können, für jedes von ihnen eine Voraussetzung besonderer Art machen. Diese Voraussetzung ist für beide Momente die gleiche und ließe sich so formulieren: Die Anwendbarkeit des assoziativen Momentes auf Psychisches hängt davon ab, daß alles Psychische in bezug auf dies Moment eine grundsätzliche Gleichartigkeit aufweist. Wenn sich z. B. alles Psychische nach der Ähnlichkeit seines Inhaltes assoziiert, so setzt das voraus, daß alles Psychische ein inhaltlich Gegebenes ist. Läßt es sich dagegen gemäß den Zeitmomenten seines Inhaltseins zusammenfassen, liegt also eine Berührungsassoziation vor, so setzt das voraus, daß das Zeitmoment dieses Inhaltseins das konstitutive Unterscheidungsmerkmal seiner Inhalte ist. Beide Voraussetzungen sind in ihrer Allgemeinheit irrig. Weder ist alles Psychische Inhalt — oder, um diesen unscharfen Ausdruck zu vermeiden und den eigentlich gemeinten dafür einzusetzen, Vorstellung — noch ist der Zeitpunkt in dem es bewußt wird, das einzige Sondermerkmal seines sonst gleichen Bewußtseins. Beides ist eine unzulängliche Einengung des Reichtums seelischer Formen und Bewußtseinsstrukturen zugunsten der Bausteintheorie. Wenn wir von den komplexen Tatbeständen ausgehen, ohne den Ehrgeiz, um jeden Preis immer auf diese einfachsten Elemente zurückzukommen, aber mit dem Bewußtsein, so wenigstens die Tatbestände nicht zu verändern, dann können wir mit dieser Assoziationslehre nichts anfangen. Wir bestreiten sie nicht etwa: Dasjenige seelische Material, welches sich tatsächlich in generisch gleiche Elemente auflösen läßt, dabei jedoch seinem subjektiven Sein nach kein geformtes Ganzes bildet, kann und muß assoziativ erklärbar werden. Dann aber muß Art und Umfang dieses seelischen Materials erst einmal genau festgelegt und abgegrenzt werden.

Wie dem nun aber auch sein möge: Es ist nach dem Vorhergeschickten klar, daß ein so beschaffenes, ungeformtes und homogenes Geschehen tatsächlich nicht der wesentliche Teil des psychischen Geschehens überhaupt ist. So behält dieses Erklärungsprinzip seinen Wert nur für eine untergeordnete Klasse von psychischen Geschehnissen. Es handelt sich, wie man weiß, zum großen Teile um Reproduktionsphänomene, aber auch nicht um alle; wissen wir doch seit Marty und Husserl, daß nicht einmal zwischen Wort und Bedeutung eine bloße assoziative Verknüpfung vorliegen kann.

Und nun kommen wir auf das im Beginn dieses Abschnitts Gesagte zurück: daß dem seelischen Zusammenhang zwei wesentliche Bedeutungen zugrunde liegen, und daß daher Assoziation, welche seelischen Zusammenhang überhaupt erklären soll, als Erklärungsgrund

von zwei prinzipiell verschiedenen Arten von Verknüpfungen des Seelischen in Frage kommt. Sie kann einmal die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen psychischen Gebilde regeln. Sie kann zweitens den Aufbau, die Struktur dieser Gebilde aus ihren Elementen bestimmen. Wir sagten bereits, daß wir den Assoziationsbegriff hier nur in bezug auf das letztere, die Synthese der Strukturen, zu prüfen haben. Die Frage, ob auch das zeitliche Nacheinander psychischer Vollzüge durch Assoziation bedingt ist oder nicht — diese Frage ist von der Frage nach dem assoziativen Aufbau der seelischen Strukturen selber grundsätzlich zu trennen. Man kann die letztere verneinen, ohne damit die erstere zu entscheiden. Denn der Aufbau der seelischen Strukturen ist ein Problem, welches beobachtende Beschreibung und immanente Abstraktion in Angriff nehmen, ein Problem, das aus dem Wesen der phänomenologischen Einstellung heraus entsteht und mit ihren Mitteln lösbar wird. Das Gesetz des zeitlichen Nacheinander von Seelischem aber kann, wie alles Nacheinander, gar kein Gegenstand bloßer Betrachtung oder Wahrnehmung sein, es ist vielmehr ein Problem des dynamisch-theoretischen Denkens. Dies Nacheinander, insofern es ein Auseinander ist, ist kein Beschreibungsgebiet, sondern ein Erklärungsgebiet. Und ob jemand hierfür Assoziationstheorien aufstellen oder etwa lieber Bergsonsche Hypothesen über die »Organisation der Bewußtseinszustände in der reinen Dauer« annehmen will, ist für eine beschreibende Tatsachenwissenschaft von Seelischem gleichgültig. Gerade die theorienfeindlichsten der Phänomenologen, besonders führende Forscher in der Psychopathologie, kommen aber von solchen theoretischen Neuaufstellungen nicht los, anstatt sich auf ihr untheoretisches Problem zu beschränken. Wir sagen nicht wie diese, daß es unerlaubt oder falsch sei, psychologische Theorien zu bilden, und daß die Phänomenologie, wie wir sie verstehen, weil sie vortheoretisch ist, untheoretisch zu sein habe. Wir untersuchen vielmehr später dieses Problem ausführlich. Gegenüber diesen theorienfeindlichen Forschern aber, die gerade auf die Verabsolutierung der Assoziationspsychologie sehr von oben herab sehen soll, hier ein Wort vorweggenommen werden. Sie schaffen, wenn sie den Begriff der psychischen Kausalität ablehnen oder im Sinne Rickerts individualisieren, wenn sie Konzeptionen über »genetisches Verstehen« usw. bilden, ebenfalls Theorien, und zwar genau so einseitige, wie der Assoziationspsychologe es auf seine Weise tut — ob sie dies nun wahr haben wollen oder nicht. Nur der Unterschied besteht, daß die Assoziationstheorie als Erklärungsprinzip schon manchen wichtigen Dienst geleistet hat, und sei er auch bloß in ihrem heuristischen Moment gelegen, daß jedoch die Theorienfeindschaft jener »phänomenologischen« Behauptungen, die in Wirklichkeit selber versteckte Theorien sind, richtige theoretische Erklärungen nur hemmt.

Psychische Erscheinungen, Funktionen und Akte.

Wir wollen Erlebnisse beschreiben; wir müssen dazu Merkmale an ihnen bilden, müssen sie miteinander vergleichen und voneinander unterscheiden. Jedes Erlebnis soll gemäß seinem besonderen Sosein beschrieben werden. Wir haben erkannt, daß es dazu notwendig ist, die generischen Merkmale der Erlebnisse überhaupt, sowie die spezifischen Unterschiede der Erlebnisarten abstraktiv herauszuheben. Der Gesichtspunkt unserer abstraktiven Aufspaltung soll dabei der sein, daß wir zu Merkmalen kommen, über deren seelisches Fürsichbestehen als Ganzheit wir zwar keine Aussagen machen können, deren sachliche Immanenz in dem Ganzen des Erlebnisses aber von gleicher Realität ist wie dieses selbst; d. h. unsere Merkmale dürfen keinen konstruktiven Charakter tragen, aber auch keinen bloß logisch immanenten, sondern den einer sachlichen Immanenz, sie dürfen zwar künstlich herausgelöst, dürfen aber nicht fiktiv sein. Wir haben diese Merkmale als solche der Struktur von Erlebnissen bezeichnet. Da es aber zunächst de facto immer willkürlich ist, wie man abstrahiert, so müssen wir uns diesen Strukturgesichtspunkt für unsere beschreibenden Aufspaltungen noch etwas klarer machen. Es handelt sich hierbei noch nicht um Einteilungen des psychischen Geschehens, sondern um die logische Vorarbeit dazu. Gehen wir davon aus, daß man unterscheiden muß Erlebnis als fertiges Phänomen und als ein seelisches Sichvollziehen, und daß ferner das fertige Erlebnis immer schon ein Erlebtes ist, unmittelbar aber nur das Sichvollziehen jeweils gegeben ist, mit anderen Worten, daß das psychische Sein immer ein Werden ist, so klärt sich der Strukturbegriff zu dem der Funktion. Der Begriff der Struktur ging auf das Erlebnis als ein fertiges abgeschlossenes Sein; wird dies Sein als ein Werden aufgefaßt, so verwandelt der Strukturbegriff sich in den Funktionsbegriff. Es werden hierbei Merkmale an Erlebnissen für wesentlich erachtet, welche auf das Erleben als ein Sichvollziehen gehen und dieses als ein Werden erkennen lassen[1]).

Der Begriff der Funktion im Psychischen ist nicht der exakte Begriff der mathematischen Logik; oder doch nur in sehr übertragenem Sinne. Neben der Zuordnung oder Relationsbestimmung, welche er ausdrückt, enthält er noch einen besonderen psychologischen Sinn; dieser haftet ihm mit unausschaltbarer Notwendigkeit an und läßt sich nur wissenschaftstheoretisch rechtfertigen[2]). Eine phänomenologische Begründung desselben läßt sich nicht geben. Dieser psychologische Sinn des Funktionsbegriffes besteht darin, daß das Subjekt des Erlebens als in diesem Erleben als einem Vollzuge fungierend gedacht und beschrieben wird. Erleben

[1]) Wie diese Erkenntnis psychologisch möglich ist, darüber vgl. Meinong, Beiträge zur Theorie der psychischen Analyse. Ztschr. f. Psychol. Bd. VI. 5. Anhang. S. 434 ff.

[2]) Vgl. S. 134, 145 ff. dieses Buches.

als Vollzug wird also immer auf ein Subjekt bezogen, und diese Bezogenheit wird funktional gedacht. Funktionale Vollzüge eines Subjekts sind aber nur als Tätigkeiten desselben denkbar und vorstellbar; auch dies ist wissenschaftstheoretisch notwendig und zu rechtfertigen. Im übrigen macht der Funktionsbegriff an sich keine Aussagen über die Art dieses Fungierens des Subjekts; er überläßt diese völlig der jeweiligen Einzelbeschreibung. Ebensowenig wird durch die Statuierung des Funktionsbegriffes ausgemacht, ob das Erleben seinem ganzen Sein nach durch ihn erschöpft zu werden vermag; lediglich der Vollzug des Erlebens ist konstitutiv durch ihn erfaßbar.

Erscheinung und Funktion verhalten sich also zueinander wie Sein und Werden. Die Erscheinung ist das Ergebnis des fertig abgeschlossenen Vollzuges; die Funktion ist dieser Vollzug in seinem Werden selber.

Es besteht also zwischen psychischen Phänomenen und psychischen Funktionen der innigste Zusammenhang. Und wir müssen uns, wie schon Husserl es tat, entschieden gegen Stumpf wenden, der in seiner bekannten Rede[1]) darauf ausgeht, prinzipielle Gegensätze und logische und psychologische Unabhängigkeiten beider Begriffssphären voneinander darzutun. Schon sein Funktionsbegriff ist ein anderer als der hier entwickelte: er bezieht sich lediglich auf das Bemerken von Erscheinungen — nicht auf deren wesenhaftes Werden. Ebenso ist sein Erscheinungsbegriff ein viel engerer als der der psychischen Phänomenalität in dem hier verwendeten, früher erörterten Sinne; Husserl weist mit Recht darauf hin, daß dem Erscheinungsbegriffe Stumpfs nur dasjenige entspricht, was Husserl als Hyletik bezeichnet[2]): nämlich die unselbständigen materialen Bausteine ungeformter stofflicher Art, welche die Inhalte psychischer Gebilde und Akte aufbauen. Stumpfs Verdienst in jener Rede, durch welche der psychologische Funktionsbegriff erneut belebt wurde, ist ein doppeltes: er zeigt wiederum, daß die funktionalen Vollzüge im Psychischen nicht aufgelöst werden können durch Reduktion auf die Elemente der »Erscheinungspsychologie«, des psychologischen Sensualismus im weitesten Sinne. Und ferner zeigt Stumpf, daß die funktionalen Vollzüge selber unabhängig davon sind, ob sie erscheinen; Erscheinung ist zwar immer — wie wir gegen Stumpf betonen — funktional bedingt, die Realisierung von Funktionen aber braucht nicht zu psychischen Erscheinungen zu führen. Es ist klar, daß der Erscheinungsbegriff in diesem Zusammenhange ein engerer ist, als der der psychischen Phänomenalität überhaupt, jedoch ein weiterer als der des Erlebens. Er würde sich nicht mit dem der psychischen Gegebenheit schlechthin, sondern mit dem der Bewußtseinsgegebenheit decken. Stumpfs Lehre wird hier zur starken Stütze unserer

[1]) Erscheinungen und psychische Funktionen. Berlin 1907.
[2]) Ideen zu einer reinen Phänomenologie usw. 1913. S. 178ff.

früher geäußerten Ansicht, daß es durchaus ein psychisches Sein und Werden, nämlich ein funktionales, geben kann, ohne daß dasselbe durch seinen Bewußtseinscharakter konstitutiv bestimmt wird. Letzterer ist mithin für Psychisches überhaupt nur ein akzidentelles Merkmal. Dies nur nebenbei.

Der Funktionsbegriff ist so alt wie die wissenschaftliche Psychologie selber. Er bildet den Kern der Aristotelischen Psychologie, er wurde in die scholastisch-Thomistische Lehre von Wahrnehmung und Urteil übernommen. Der Sensualismus der Engländer vermochte ihn nur zeitweise zu verdrängen. In der Psychologie des klassischen Idealismus kehrt er unter dem Terminus »Vermögen« wieder; die deutschen Nachfahren des englischen Sensualismus suchten diesen Begriff vor allem zu beseitigen[1]). Seit Lotze und Brentano aber kehrt der Funktionsbegriff im Psychischen in reinerer und strengerer Fassung und Ableitung wieder; durch diese Forscher trat er seinen Siegeszug im eigensten Bereiche der sensualistischen Atomistik an, zu welcher die Psychologie zu erstarren drohte. Der Ausgangspunkt, aus welchem sich der Funktionsbegriff immer wieder neu erzeugte, war der einfache und triviale Satz: daß jedes erlebende Bewußtsein ein Bewußtsein von Etwas ist. Und dieses Etwas wird zum Etwas für das Ich erst durch die besondere Weise seines Bewußtseins. Durch diese Weise seines Bewußtseins wird das Etwas als ein besonderes und besonders bestimmtes erst gebildet[2]). Der Bewußtseinsvollzug ist also ein gegenstandsbildender Akt. Der Inhalt des Bewußtseinsvollzuges ist ein gegenstandsbildendes Verhalten des Subjekts; eben die Funktion des Subjekts. Brentano hat für dieses Verhalten des Subjekts, wodurch sich ihm Gegenstände konstituieren, den scholastischen Ausdruck der Intention[3]) wieder in Kurs gesetzt. Der Bewußtseinsvollzug selber führt den Namen des Aktes[4]).

Der Gegenstand desselben kann ein solcher der Anschauung sein, er kann aber auch ein unanschaulicher, ein Sinn oder eine Bedeutung sein, welche in der Verwirklichung der Intention gemeint ist.

Im Hinblick auf diese Gedankengänge lassen sich aus der Lehre Brentanos — unter Absehen von ihrem sonstigen für Brentano selber vielleicht bezeichnenderen Inhalt — zwei Leitsätze herausheben, in welchen die Überwindung des assoziativen Sensualismus sinnfällig ausgedrückt und die Grundlage weiterer phänomenologischer Forschung enthalten ist. Der erste dieser Sätze lautet in der modifizierten Fassung Husserls: Jedes intentionale Erlebnis ist entweder ein objektivierender Akt oder durch einen solchen Akt

[1]) Vgl. S. 153ff. dieses Buches.

[2]) Brentano, a. a. O. S. 115ff. und pass.

[3]) Über den Sinn des Terminus Intention in der Scholastik vgl. die Zusammenstellung von Ziehen, Grundlagen d. Psychol. 1915. I. S. 77.

[4]) a. a. O. S. 132ff. Grundsätzliche Erörterung bei Messer, Über den Begriff des Aktes. Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 24. S. 245ff.

fundiert. Der zweite Satz ist: Es gibt soviel Klassen psychischer Strukturen, als es Arten gibt, in welchen sich das Ich auf Gegenstände bezieht[1]),[2]).

Der erste dieser Sätze drückt den Zusammenhang des Erlebens mit Aktvollzügen und die aktive, formende, gestaltende Beteiligung des psychologischen Subjekts, des Ich, beim Zustandekommen von Erlebnissen aus. Der zweite Satz enthält das Prinzip zur Auffindung der verschiedenen Erlebnisstrukturen. Beide Sätze geben ferner einen prinzipiellen Hinweis auf Arten des Zusammenhangs von Erlebnissen untereinander: entweder fundiert ein intentionaler Vollzug den anderen, d. h. er ist der analytische Grund des anderen, oder dieser Zusammenhang liegt im Gegenstande, auf den das Ich sich in verschiedenen Weisen intentional bezieht Natürlich sind dies nicht alle Arten des Erlebniszusammenhanges, und vielleicht nicht einmal die wesentlichen.

Damit hätten wir eine vorläufige Fassung des Aktbegriffes gewonnen, welche für alle phänomenologischen Zergliederungen von Bedeutung zu werden vermag. Die Phänomenologie wird eine ihrer Aufgaben darin finden, diesen Begriff weiter zu untersuchen. Sie wird feststellen müssen, welche Arten von Erlebnissen und von seelischem Geschehen überhaupt unter Aktklassen zu subsumieren sind, sie wird ferner die Unterscheidungsmerkmale der Aktklassen als solcher generisch aufzuweisen haben. Und es wird sich zeigen, daß jede mögliche Psychologie sich ausschließlich auf der Grundlage der logischen Unterscheidungen aufbauen muß, welche die Phänomenologie so als Rahmen für die Deskription psychischer Phänomene überhaupt aufstellt.

Es muß nun aber gesagt werden, daß weder Brentano noch Lotze noch ihre Anhänger beabsichtigt haben, Phänomenologie zu treiben in einem Sinne, welcher diese Disziplin irgendwie aus dem Ganzen der Psychologie herauszusondern berufen wäre. Lediglich Husserl bildet hierin seiner ganzen Absicht nach eine Ausnahme; aber wo er seiner Idee nach reine Phänomenologie treibt, ist er gar nicht so weit davon entfernt, Brentanosche Funktionspsychologie zu treiben, wie er sich den Anschein gibt. Auch jene beiden Leitsätze Brentanos, die wir soeben herausgehoben haben, sollten nicht irgendwelchen phänomenologischen Sonderzwecken dienen, sondern fungieren bei Brentano als heuristische Prinzipien psychologisch-analytischer Theorie. Mit Ausnahme von Husserl also betrachten jene großen Führer der Funktionspsychologie die Phänomenologie

[1]) Brentano, a. a. O. S. 104, 348ff. Husserl, Logische Untersuchungen. Bd. II. 1. Aufl. S. 399ff., bes. 458. Brentano hat, ebenso übrigens auch Marty und Meinong, an Stelle des Terminus »objektivierender Akt« in diesem Zusammenhang den der »Vorstellung«. Alle psychischen Phänomene gehen auf Vorstellungen zurück. Daß und warum diese Fassung mißlich ist, darüber Husserl, a. a. O.

[2]) a. a. O. S. 260 u. pass.

nur als einen impliziten Teil der deskriptiven psychologischen Theorie, und heben sie keineswegs aus dem Ganzen der Psychologie besonders hervor. Und zwar ist die psychologische Theorie von Brentano, Marty, Meinong, Hoefler, Witasek, Messer und anderen Forschern dieser Richtung ihrem Grundgehalt nach Erkenntnispsychologie, insbesondere Psychologie der Vorstellungen und des Urteils. Wir brauchen uns an dieser Stelle auf den Inhalt der einzelnen Lehren nicht einzulassen; heben wir aber einen besonderen Wert an dieser psychologischen Forschungsrichtung heraus, so ist es der: durch sie wird eine systematische Theorie der Erkenntnis und ihrer Geltungsgrundlagen möglich, welche ganz im Subjekt und seinen Erkennensweisen verbleibt. Nicht transzendentalistische Fiktionen entscheiden mehr über die erkenntniskritischen Grundfragen, sondern klare und eindeutig beantwortbare psychologische Fragestellungen. Dies rückt diese gesamte Forschungsrichtung in die Nähe unserer Friesschen Erkenntnislehre. Etwas ähnliches hat auch später Lipps in seiner Grundwissenschaft zu geben versucht. Und es ist nun interessant, wie bei Husserl gerade diese Seite der Brentanoschen Forschungsrichtung, welche sich die formalen Voraussetzungen alles Erkennens zum Problem einer — psychologisch gedachten — Methode stellt, verschmilzt mit dem Gedanken der Phänomenologie, welcher aus ganz anderen Ausgangspunkten entwickelt wurde. Bei Husserl wird die Phänomenologie zur Grundwissenschaft aller möglichen Erkenntnis; und da sie auch zur Grundwissenschaft psychologischer Erkenntnis wird, also die Voraussetzung jeder möglichen Psychologie bildet, kann sie selber nicht Psychologie sein. So wird sie bei Husserl zur apriorischen Eidetik.

Für uns bleibt hier, ohne daß wir uns auf irgendeine dieser verschiedenen Möglichkeiten festlegen, die Frage bis auf weiteres noch offen, wie sich Phänomenologie zur deskriptiven Theorie des Psychischen verhält[1]). Und aus dem gewaltigen Gedankenwerke Husserls entnehmen wir an dieser Stelle nur soviel, als wir brauchen, um unsere eigene Konzeption des **Akt**begriffes noch weiter klären zu können.

Akte und »Bewußtsein«.

Husserl zeigt, daß man den Akt nicht, wie Brentano das tut, definieren kann, indem man ihn auf Vorstellungen zurückführt[2]). Ebensowenig ist Akt, wie wir ebenfalls von Brentano übernommen haben, als Betätigung des Bewußtseins[3]) definierbar, sofern nicht der Begriff des Bewußtseins selber eine besondere Klärung erfährt.

---

[1]) Vgl. Messer, Husserls Phänomenologie in ihrem Verhältnis zur Psychologie. Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 22. S. 117 ff.

[2]) Log. Unt. 2. Aufl. Bd. II. S. 345.

[3]) a. a. O. S. 346 ff.

Husserl sieht drei Möglichkeiten einer Definition des Bewußtseins: erstens durch die Sphäre des Psychischen überhaupt, zweitens durch seine Beziehung zu Akten, drittens durch die innere Wahrnehmung.

Die erste Definition des Bewußtseins durch den Inbegriff des Psychischen überhaupt verwirft auch Husserl aus den verschiedensten Gründen. Ebenso verwirft Husserl die Definition des Bewußtseins durch die innere Wahrnehmung. Die innere Wahrnehmung kann sich auf Erlebnisse richten. Sie ist aber auch selbst ein Erlebnis. Wollte man nun den Bewußtseinscharakter von Erlebnissen durch sie definieren, so käme man zur Erklärung dieses Sachverhaltes auf einen unendlichen Regreß: um nämlich Aussagen über den Bewußtseinscharakter eines Erlebens zu machen, müßte man dieses Erleben innerlich wahrnehmen, und diese innere Wahrnehmung müßte bewußt sein, d. h. Gegenstand einer inneren Wahrnehmung sein, die ihrerseits bewußt sein müßte usw.

Auch der an anderer Stelle dieses Buches[1]) bereits erwähnte Ausweg von Brentano und Lipps, daß nämlich Erleben und Erleben dieses Erlebens sich in einem und demselben Akt vollziehen, würde, wenn er selbst psychologisch möglich wäre, nicht ausreichen, um den Bewußtseinscharakter als etwas von den Erlebnissen abgelöstes und auf ihr bloßes Bemerken bezogenes zu definieren.

Mit dieser Feststellung ist aber nichts gegen die Möglichkeit einer inneren Wahrnehmung überhaupt ausgemacht; diese Möglichkeit ist fälschlich von Natorp bestritten worden. Darüber später noch einiges.

So bleibt als dritte Möglichkeit der Definition des Bewußtseins bloß die Beziehung desselben zu Akten übrig. In dieser Beziehung könnte man Bewußtsein deuten als die phänomenologische Einheit der Icherlebnisse. Bisher haben wir Erlebnis definiert als psychisches Geschehen von unmittelbarem Bewußtsein, welches sein Wesen in dieser unmittelbaren Bewußtseinsgegebenheit besitzt. Bewußtsein war uns hierbei eine Form der Gegebenheit überhaupt. Husserl meint nun, in diesem Sinne sei bespielsweise auch die äußere Wahrnehmung ein Erlebnis. Das Empfindungsmoment der Farbe, der Akt des Wahrnehmens. die Gegenstandserscheinung — alles dies seien erlebte Inhalte. Der Gegenstand der Wahrnehmung hingegen, obgleich er wahrgenommen sei, sei nicht erlebt oder bewußt. Existiere er nicht, so existiere auch die Farbe nicht. Wohl aber bleibt das Empfindungsmoment der Farbe ebenso wie deren Halluzination ein Erlebnis. Das erscheinende Objekt als solches gehört nicht zum Erlebnis, welches in dem Erscheinen des Objekts besteht.

Mir erscheint diese Ausführung Husserls nicht richtig. Wir erleben immer etwas, und dieses Etwas ist auch deskriptiv dem Erlebnis wesentlich. Tatsächlich wird in der äußeren Wahrnehmung

[1]) Vgl. S. 209.

ein Gegenstand bewußt, nicht Empfindungsmomente und nicht Akte des Wahrnehmens. Die Realität dieses Gegenstandes im erkenntniskritischen Sinne ist hierbei nicht im Spiele; Existenz und Wahrgenommenwerden stehen nicht in deskriptiver Beziehung. Die Unterschiede zwischen richtiger und trügerischer Wahrnehmung gehen, soweit sie sich auf dieses Richtig und Falsch beziehen, den deskriptiven Charakter der Wahrnehmung nicht an.

Weisen wir also die Husserlsche Fassung der äußeren Wahrnehmung als Erlebnis zurück, so treffen wir uns eigentlich mit demjenigen Begriff des phänomenologischen Erlebnisses, den er später selber entwickelt [1]). Er sagt: Das »Erleben« äußerer Vorgänge ist etwas ganz anderes als der phänomenologische Begriff des Erlebens. Ersteres besagt gewisse Akte, welche auf diese Vorgänge gerichtet sind. Das, auf was das Ich gerichtet ist, ist eben sein Erlebnis in diesem Sinne. Anders liegen die Dinge bei psychischen Erlebnissen im phänomenologischen Sinne. Für sie fällt der Gegenstand nicht mit dem Erlebnis zusammen, er fällt vielmehr überhaupt aus ihnen heraus. Ihr Inhalt ist ihr Inbegriff, sofern sie Erlebnisse sind; und dieser Inhalt ist das Ganze der reellen Bewußtseinseinheit, in der sie stehen. Damit nähert sich Husserl unserem eigenen Standpunkt bis zur Identität.

Akte und »Ich«.

Die Beziehung, in welcher wir hier die Erlebnisse zum Ich denken, bildet keinen eigentümlichen phänomenologischen Befund. Das Ich, das eigene wie das fremde, ist ein empirisches Datum. Es ist lediglich durch die Einheit seiner Inhalte beschreibbar. Es ist die Einheit der Erlebnisse. Ob diese Einheit eine beobachtbare oder eine theoretisch postulierte ist, entscheidet nicht die Phänomenologie, sondern die Wissenschaftstheorie des Psychischen; und diese Entscheidung haben wir schon dort getroffen [2]).

Akte und Nichtakte.

An späterer Stelle führt Husserl aus: Der Ursprung des Begriffes Erlebnis liegt im Gebiet der psychischen Akte. Und wenn die Ausdehnung des Gebiets der psychischen Erlebnisse uns zu einem Erlebnisbegriff führen sollte, der auch Nichtakte umfaßt, so bleibt doch die Beziehung auf einen Zusammenhang, der sie Akten einordnet oder angliedert, kurz auf eine Bewußtseinseinheit, so wesentlich, daß wir, wo dergleichen fehlte, von Erleben nicht mehr sprechen würden [3]). Hierzu ist zu sagen: Gewiß sind Nichtakte als zum Psychischen hinzugehörig denkbar, ohne daß unserer Definition des

[1]) a. a. O. S. 352 ff.
[2]) Dieses Buch S. 132, 136 ff.
[3]) a. a. O. S. 365.

Psychischen hinsichtlich seiner funktionalen Beschaffenheit widersprochen würde. Das nicht gegenständlich interpretierbare Psychische allein wäre niemals psychisches Geschehen. Es ist nur als unselbständiges Teilmoment an funktionalem psychischen Geschehen wirklich, oder es geht als stoffliches, als »hyletisches« Datum in die Materie von Intentionen ein — wie z. B. Empfindungselemente o. dgl.

Zur Systematik der Aktklassen.

An früherer Stelle haben wir schon die Kriterien erwähnt, welche Brentano für Psychisches aufgestellt hat[1]). Ihr erstes war die intentionale Inexistenz oder die immanente Gegenständlichkeit; und wir haben oft gesagt, die Einteilung der psychischen Phänomene erfolge nach der Beziehungsweise des Subjekts auf diese Gegenständlichkeit. Husserl nimmt hierzu völlig die gleiche Stellung ein wie die vorliegenden Studien: »ob man Brentanos Klassifikation der psychischen Phänomene (in drei grundverschiedene, sich mannigfach spezifizierende Arten) für zutreffend erachte, darauf kommt es hier nicht an.« Wichtig ist nur, daß es wesentliche spezifische Verschiedenheiten der intentionalen Beziehung, die den deskriptiven Gattungscharakter des Aktes ausmacht, gibt. »Die Weise, in der eine bloße Vorstellung eines Sachverhaltes ihren Gegenstand meint, ist eine andere als die Weise des Urteils, das den Sachverhalt für wahr oder falsch hält. Wieder eine andere ist die Weise der Vermutung und des Zweifels, die Weise der Hoffnung oder Furcht, die Weise des Wohlgefallens und Mißfallens, des Begehrens und Flichens, der Entscheidung eines theoretischen Zweifels (Urteilsentscheidung), oder eines praktischen Zweifels (Willensentscheidung im Falle einer abwägenden Wahl), der Bestätigung einer theoretischen Meinung (Erfüllung einer Urteilsintention), oder einer Willensmeinung (Erfüllung einer Willensintention).« Mit dieser Statuierung tut Husserl einen entscheidenden Schritt über den orthodoxen Brentanismus hinaus, in ähnlicher Weise, wie ihn auch schon Meinong in seiner Theorie der Annahmen tat; vergeblich hat sich Marty zornerfüllt gegen diesen Versuch gewendet, welcher allein imstande ist zu verhindern, daß Brentanos heuristisches Prinzip zum Dogma toter abgeschlossener Systematik wird. Dennoch liegt auch dieser unabschließbaren Heuristik ein systematisches Moment zugrunde. »Gewiß sind, wo nicht alle, so doch die meisten Akte komplexe Erlebnisse, und sehr oft sind dabei die Intentionen selbst mehrfältige. Gemütsintentionen bauen sich auf Vorstellungs- und Urteilsintentionen. Aber zweifellos ist es, daß wir bei der Auflösung dieser Komplexe immer auf primitive intentionale Charaktere kommen, die sich ihrem deskriptiven Wesen nach nicht auf andersartige psychische Erlebnisse reduzieren lassen;

[1]) Dieses Buch S. 132, 139ff.

und wieder ist es zweifellos, daß die Einheit der deskriptiven Gattung Intention (Aktcharakter) spezifische Verschiedenheiten aufweist . . . Es gibt wesentlich verschiedene Arten und Unterarten der Intention«[1]) »Die intentionale Beziehung, rein deskriptiv verstanden, als innere Eigentümlichkeit gewisser Erlebnisse, fassen wir als Wesensbestimmtheit der psychischen Phänomene oder Akte.«

Akt und Gegenstand.

Jedes intentionale Erlebnis ist ein psychisches Phänomen. Phänomen bedeutet erscheinender Gegenstand. Also hat jedes intentionale Erlebnis nicht nur Beziehung auf eine Gegenständlichkeit, sondern ist auch selbst Gegenstand intentionaler Erlebnisse. Diese Erlebnisse können speziell die des inneren Wahrnehmens oder Bemerkens sein. Es ist jedoch damit nicht gesagt, daß die innere Wahrnehmung sich tatsächlich auf jedes Erleben erstreckt, sondern nur, daß die Möglichkeit dazu besteht. Das weitere ist Sache der Deskription.

Erlebnisse enthalten nach dem bisher Gesagten immer ein Objekt oder beziehen sich auf ein solches. Diese Feststellung ist nicht so zu verstehen, als wenn zweierlei erlebnismäßig vorhanden wäre: »es ist nicht der Gegenstand erlebt und daneben das intentionale Erlebnis, das sich auf ihn richtet, sondern nur eines ist präsent, das intentionale Erlebnis, dessen wesentlicher deskriptiver Charakter eben die bezügliche Intention ist. Ist dieses Erlebnis präsent, so ist eo ipso, das liegt an seinem eigenen Wesen, die intentionale Beziehung auf einen Gegenstand vollzogen, eo ipso ist ein Gegenstand intentional gegenwärtig, denn das Eine und das Andere besagt genau dasselbe[2]).« Und zwar ist das Gegebene ein wesentlich Gleiches, ob der vorgestellte Gegenstand nun existiert oder ob er fingiert oder widersinnig ist; in phänomenologischer Hinsicht ändert das nichts. Die Überzeugung von der Existenz des Vorgestellten ist von besonderen Setzungscharakteren besonders erwirkt.

Ichvorstellung und Intention.

Welche Rolle nimmt in der intentionalen Beziehung das Ich phänomenologisch ein? Tatsächlich erscheint zunächst nicht der Akt, sondern das Ich und der Gegenstand als die Beziehungspunkte der Beziehung. Das Ich scheint sich durch den Akt oder in ihm auf den Gegenstand zu beziehen. In allen diesen Beziehungen ist das Ich eine identische Einheit. Diese ist, wie bemerkt, nur wissenschaftstheoretisch begründbar.

Phänomenologisch tritt aber im Akte selber die Ichvorstellung

[1]) Log. Unters. 2. Aufl. II. S. 367.
[2]) a. a. O. 372.

nicht hervor — obwohl man sie sich besonders bewußt machen kann. Vielmehr ist die Sache so: es ist (dem Ich) ein bestimmtes Erlebnis gegenwärtig, und der Akt enthält für die Beschreibung zwar dieses Ich unumgänglich mit, aber das jeweilige Erlebnis selbst besteht nicht in einer Komplexion, welche die Ichvorstellung als Teilerlebnis enthielte. Diese vielmehr erhalten wir erst durch objektivierende Reflexion; wird aber auf sie reflektiert, so wird der Akt, dadurch daß wir auf ihn achten und über ihn urteilen, auch deskriptiv verändert.

Qualität und Materie der Intentionen.

Bei der weiteren Analyse der Aktnatur von Akten müssen wir mit Husserl trennen: den reellen phänomenologischen Inhalt eines Aktes, gleich dem Inbegriff der ihn aufbauenden Teilerlebnisse, und dem gegenüber den intentionalen Inhalt, gleich dem Begriff der spezifischen Natur des Aktes. An diesem intentionalen Inhalt hat die Analyse einzusetzen; und sie wird hier drei Momente unterscheidend herausheben können: den intentionalen Gegenstand, die intentionale Materie und das intentionale Wesen des Aktes.

Hier interessiert uns für unsere deskriptiven Absichten vorwiegend Materie und Wesen von Akten. Husserl nämlich trifft hier eine außerordentlich wichtige Unterscheidung: er trennt Qualität und Materie der Intention. Diese sehr schwierigen Begriffe kann man sich zunächst an einem Beispiel klar machen: die Qualität ist es, wodurch sich etwa ein Urteil von anderen intentionalen Akten unterscheidet, beispielsweise Wünschen, Hoffnungen o. dgl. Die Materie der Urteilsintention ist das, was dieses Urteil von jedem wesentlich anderen Urteil phänomenologisch unterscheidet.

Also der Charakter des Aktes, seine Qualität, ob er behauptend, fühlend o. dgl. ist, ist zu unterscheiden von seiner Materie, welche ihn als Vorstellung dieses Vorgestellten, als Urteil dieses Beurteilten kennzeichnet. Es ist klar, daß die gleiche Materie Akten ganz verschiedener Qualität zukommen kann. Die intentionale Gegenständlichkeit ist in diesen Fällen identisch; somit ist auch dasjenige an ihnen identisch, was den Akten diese gegenständliche Beziehung verleiht: die Materie.

Alle Unterschiede in der gegenständlichen Beziehung sind deskriptive Unterschiede der intentionalen Erlebnisse. Jedoch erschöpft die gegenständliche Beziehung nicht das ganze Wesen des Aktes; das Wie dieser Beziehung, die Aktqualität, muß hinzutreten. Jede Qualität ist mit jeder gegenständlichen Beziehung zu kombinieren.

Husserl sagt[1]: »Die Qualität bestimmt nur, ob das in bestimmter Weise bereits vorstellig Gemachte als Erwünschtes, Erfragtes o. dgl. intentional gegenwärtig sei. Die Materie muß als dasjenige im Akte gelten, was ihm allererst die Beziehung auf ein Gegenständ-

[1]) S. 415ff.

liches verleiht, und zwar in so vollkommener Bestimmtheit, daß dadurch nicht nur das Gegenständliche überhaupt, welches der Akt meint, sondern auch die Weise, in der er es meint, fest bestimmt ist: nicht nur daß der Akt seinen Gegenstand auffaßt, sondern auch als was er ihn auffaßt, welche Merkmale, Beziehungen, kategorialen Formen er in sich selbst ihm zumißt.« Die Materie also ist der die Qualität fundierende Sinn der gegenständlichen Auffassung. Gleiche Materien können niemals eine verschiedene gegenständliche Beziehung geben; wohl aber verschiedene Materien eine gleiche gegenständliche Beziehung. Die Aktqualität hingegen ist ein abstraktes Moment des Aktes, welches abgelöst von jeder Materie undenkbar ist. Husserl beschäftigt sich in der Folge sehr genau mit dem logischen Verhältnis dieser beiden Momente und sucht es durch eine Reduktion aller Akte auf Vorstellungen im Sinne Brentanos zu erklären, wobei die Vorstellung hinsichtlich ihres intentionalen Wesens von allen anderen Akten dadurch unterschieden ist, daß ihr intentionales Wesen bloße Materie oder bloße Qualität ist, daß der Unterschied von Qualität oder Materie für Vorstellungen nicht besteht. Mit der Unterscheidung von Akten, welche nicht Vorstellungen sind, treten dann die qualitativ verschiedenen Momente der bezüglichen Intentionen phänomenologisch auf. Die Verfolgung dieser schwierigen Frage würde uns an dieser Stelle zu weit führen; es genügt uns festzustellen, daß die genannten beiden Abstraktionsmomente hinreichen, um eine deskriptive Charakteristik funktionaler Vollzüge hinsichtlich ihrer Einzelheiten zu erlauben.

Fügen wir zum Schluß noch hinzu, daß wir einfache und zusammengesetzte Akte deskriptiv in uns vorfinden. Zusammengesetzte Akte sind solche, welche aus Teilakten zusammengesetzt und dennoch eine Akteinheit sind. Die Einheit des Gegenstandes und die intentionale Beziehung auf diesen konstituiert sich nicht außerhalb der Teilakte, sondern in diesen selbst und zugleich in der Weise ihrer Verbundenheit, welche den einheitlichen zusammengesetzten Akt zustande bringt. Dieser Typus zusammengesetzten Aktes ist bei komplexeren Erlebnissen und höheren geistigen Vollzügen der in der Regel vorfindbare.

Wir können hier abbrechen, nachdem wir den Weg deskriptiver und logischer Zergliederung angedeutet haben, welchen die Phänomenologie als deskriptive Theorie der Erlebnisse mit Aussicht auf Erfolg zu beschreiten hat. An mehr als an dieser Andeutung des Weges, auf dem dann eine unendliche, kaum erst begonnene Arbeit zu leisten sein wird, liegt uns an dieser Stelle nicht.

Intention und Apperzeption.

Nur zwei kurze Schlußbetrachtungen wollen wir dem Gesagten noch hinzufügen. Die erste betrifft die Beziehung dieser deskriptiven Theorie intentionaler Funktionen zu der bisher in der Psychologie

geltenden — und mit Recht geltenden — Theorie der Apperzeption.

Es ist ja von vornherein klar, daß die intentionalen Vollzüge irgendeine Beziehung zu dem haben müssen, was man in der bisherigen Psychologie unter Apperzeption verstanden hat. Nun ist freilich die strenge Fassung und Fundierung des Apperzeptionsbegriffs bei allen Psychologen eine andere. Und demgemäß ist dieser Begriff überall mit Schwierigkeiten behaftet, welche aus seiner besonderen jeweiligen theoretischen Rolle erwachsen. Will man wirklich versuchen, das allen seinen verschiedenen Fassungen von Kant und Herbart bis auf Wundt Gemeinsame ungefähr zu bezeichnen, so wird man sagen müssen: Apperzeption ist der Erklärungsgrund für die Tatsache, daß wir imstande sind, Gegenstände in den Mittelpunkt unseres Bewußtseins zu stellen und hier in ihrer Gegenständlichkeit aus ihren Bestandteilen synthetisch und in identischer, adäquater Weise zu erfassen. Lassen wir alles andere unerörtert, da es ja nicht zu unserer Aufgabe gehört, so erledigt sich das Verhältnis des so umschriebenen Apperzeptionsbegriffs zu dem Begriff der Intention sehr leicht. Beide entsprechen einander bis zu einem gewissen Grade; die Apperzeption erklärt theoretisch die Möglichkeit bestimmter tatsächlicher intentionaler Vollzüge. Um es etwas genauer zu formulieren: Apperzeption ist der theoretische Erklärungsgrund dessen, was wir phänomenologisch als Intentionsqualität setzender und anschaulich sich erfüllender Akte vorfinden. Oder in der Sprache der Stumpfschen Arbeit ausgedrückt: Apperzeption ist der Erklärungsgrund des synthetischen Charakters der »Gebilde«[1]), welche die auffassende Funktion erzeugt. Zum Erlebnis selber gehört sie so wenig wie die »Gebilde«.

Hören wir noch Husserl. Er sagt, »daß die moderne Apperzeptionslehre nicht ausreicht«. »Dem phänomenologischen Sachverhalt wird sie nicht gerecht, auf seine Analyse und Beschreibung läßt sie sich gar nicht ein. Die Unterschiede der Auffassung sind aber vor allem deskriptive Unterschiede; und nur solche allein, nicht irgend welche verborgenen und hypothetisch angenommenen Vorgänge . . . gehen den Erkenntniskritiker etwas an.« Apperzeption ist »der Überschuß, der im Erlebnis selbst, in seinem deskriptiven Inhalt gegenüber dem rohen Dasein der Empfindung besteht; es ist der Aktcharakter«[2]). Was in Beziehung auf den Gegenstand vorstellende oder sonstige Intention heißt, das heißt, in Beziehung auf das Empfindungsmaterial, dessen Auffassung oder Apperzeption. Diese ist also eine theoretische Begriffsbildung an Stelle einer deskriptiven.

---

[1]) a. a. O. S. 31ff.
[2]) a. a. O. S. 384.

Die Erlebbarkeit von Akten.

Diese Unterscheidung theoretischer und phänomenologischer Begriffe, die wir hier nicht prinzipiell machen, sondern exemplarisch, leitet zu einem nochmaligen Rückblick auf die Frage über: sind die Akte als solche — welche es sein mögen — ihrerseits wiederum ein Erlebnis? Mit der Frage ist nicht gemeint, ob sie Gegenstand eines Erlebens, etwa eines Bemerktwerdens, zu werden vermögen; das ist selbstverständlich. Vielmehr ist mit der Frage gemeint, ob der Aktcharakter sein Erlebtwerden wesensnotwendig einschließt. Noch Meinong leugnete es. Akte seien »wahrnehmungsflüchtig«[1]). Stumpf vertritt ebenfalls die Meinung, daß Funktionen an sich einen vollen Gegensatz zu allem Erscheinenden bilden, was aber ihre Beziehung zu Erscheinungen nicht ausschließt. Husserl und die Phänomenologen dagegen erfassen die Akte und ihre Teile unmittelbar in der Ausschauung. — Daß darüber Streit bestehen kann, ob etwas anschaulich zugänglich ist oder erschlossen, darf nicht wundernehmen; schon Stumpf weist darauf hin. Denn auch das anschauliche Erfahren könnte in seiner Adäquatheit durch irgend etwas beirrt werden.

Folgende Überlegung hilft vielleicht weiter. Akte nennen wir die Abläufe, vermittels derer ein Etwas erlebt wird. Dies Etwas ist nicht objektiv, d. h. unabhängig vom Erlebtwerden, gegeben —, sondern nur in den Weisen, in welchen es erlebt wird. Sein objektives Korrelat gehört nicht zum Erleben hinzu. Dies betont Stumpf wie Husserl[2]). Durch die Weise, in welcher dies Etwas erlebt wird, bestimmen wir nun die Abläufe, vermittels derer es als ein Etwas erlebt wird. Mithin sind alle Festsetzungen über die Natur und die Komponenten der Aktvollzüge sicherlich unmittelbar ausgehend vom Gegenstandserlebnis, von einem Tatbestand, der sich innerlich wahrnehmen läßt, und gehören somit zum echten Material der Phänomenologie. Aber freilich, sobald wir generelle Formgruppen und Merkmale dieser Tatbestände herausheben, abstrahieren wir und bilden Begriffe, vollziehen also Denkakte. Aber wir gehen damit nicht über Tatsachenmaterial hinweg, das wir uns jederzeit vergegenwärtigen können; denn wir stellen kein induktives Erklärungsgesetz derselben auf, sondern verbleiben im Rahmen des Beschreibens. Deskription aber ist ihrer Natur nach unanschaulich. Und sie ist ja nicht Selbstzweck, sondern Mittel und Hinweis der Vergegenwärtigung.

Der klarste Beweis, daß es sich bei diesen Deskriptionen wirklich um solche erlebter seelischer Tatbestände handelt, wird erbracht durch die experimentelle Denkpsychologie. Hier haben die Selbstbeobachtungen der Versuchsperson bei der intendierten Erfüllung experimentaler Aufgaben die Versuchsleiter sozusagen direkt auf die Akte und Funktionen, die Achschen »Bewußtheiten« und Marbeschen »Bewußtseinslagen« gestoßen. Die Arbeiten der Kuelpe-

[1]) Ztschr. f. Psychol. Bd. 21. S. 239ff.
[2]) a. a. O. S. 348. 400ff.

schule, Achs usw. sind sachlich ja allgemein bekannt; und so wichtig ihre Einzelresultate sein mögen, auch für die Phänomenologen, so haben sie prinzipiell über das phänomenologisch auch ohne sie Ermittelte nicht wesentlich hinausgeführt. Grundsätzlich bedeutungsvoll ist nur ein methodischer Gesichtspunkt an ihnen: Sie wurden unternommen mit Methoden, welche ganz exquisit die Methoden der objektiven Psychologie sind. Und sie führten zu Resultaten, welche dem reinen phänomenalen Tatbestand näher kommen, als ihm das Experiment — wenn man von der Sinnespsychologie absieht — je zuvor gekommen ist. Und während dies geschah, vollzog sich, wie schon früher betont, in der Stellung des Experimentes zu den wissenschaftlichen Zielen selber eine fundamentale Änderung. Vorher war das Experiment ein Mittel gewesen, die Selbstbeobachtung und ihre Subjektivitäten auszuschalten. Objektive Kriterien, Zeit, Maß und Zahl traten an ihre Stelle. Jetzt ist es das Mittel, die Selbstbeobachtung anzuregen; es schafft besondere variierbare Bedingungen, unter denen sie fungiert. Daß der Meister der Experimente alter Richtung, Wundt, gegen die »Ausfragemethode« protestiert, ist ebenso begreiflich, wie seine Argumente sachlich vorbeigehen. Aber daß diese experimentale Richtung im Endziel auf phänomenologische Untersuchungen hinauskommt, beweist ebenso die innere Notwendigkeit phänomenologischer Forschungstendenzen überhaupt, wie speziell, worauf es uns hier ankommt — den tatsächlichen Erlebnischarakter funktionaler Vollzüge.

2. Zum Problem des Wissens von Fremdpsychischem.

Die einzelnen Ergebnisse der phänomenologischen Forschung können und sollen an dieser Stelle nicht wiedergegeben werden. Soweit sich aus ihnen ein Rückschluß auf die Zukunft dieser Arbeitsweise ermöglicht, läßt sich annehmen, daß die Phänomenologie ihre weitaus wichtigste Aufgabe im Gebiete der Gefühlspsychologie erfüllen wird. Hier lagen auch in ihren bisherigen Untersuchungen ihre Hauptwerte; ich erinnere an die Arbeiten von Geiger[1]) und Scheler[2]).

Ihre reichste Ausbeute aber wird die Phänomenologie im Gebiete der Psychiatrie finden. Schon bisher war ein Teil der psychopathologischen Untersuchungen ihrer Tendenz nach phänomenologisch gerichtet, ohne daß dies freilich den betreffenden Forschern methodisch klar geworden wäre. Aber auch tatsächlich ist die Psychopathologie mehr als jede andere psychologische Disziplin auf das reine Erfassen und Beschreiben des krankhaften Einzel-Erlebens an-

[1]) Über das Bewußtsein von Gefühlen, Festschr. f. Lipps. Beiträge zur Phänomenologie des ästhetischen Genusses. Jahrbuch von Husserl. Bd. 1.

[2]) Ressentiment und moralisches Werturteil. Leipzig 1912. Zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle. Halle 1913.

gewiesen — wenn man will eingeschränkt. Jaspers hat auf diese methodische Sonderstellung der Psychopathologie wiederholt hingewiesen[1]). Denn um aus den bisher üblichen, von theoretischen Beimischungen und vulgär-psychologischen Begriffen nicht freien Darstellungen der Psychopathologie eine echte deskriptive Symptomatologie zu entwickeln, dazu bedarf es nichts weiter als der phänomenologischen Einstellung. Warum das so ist und welchen Nutzen die Psychiatrie davon hat, das kann an diesem Orte nicht nochmals ausgeführt werden: wir verweisen auf das in diesem Werke an vielen Stellen schon früher Gesagte. Jaspers hat diese Fragestellung in mehreren Arbeiten ausführlich gewürdigt. Er hat auch in einzelnen Untersuchungen und in seinem Werk mit Bewußtsein Phänomenologie der psychotischen Symptome getrieben; und seine Untersuchungen sind trotz mancher Irrtümer im einzelnen auf diesem Gebiete ein vielversprechender Anfang.

An diesem Orte, wo es sich nicht um den tatsächlichen Einzelgewinn der Forschungen, sondern um ihre Prinzipien und Methoden handelt, ist es wichtiger, zu dem letzten grundsätzlichen Problem der Phänomenologie, zu ihrer Methode, Stellung zu nehmen.

Soweit es sich um das eigene Seelenleben handelt, ist die Methode der Phänomenologie ganz klarerweise eine solche der systematischen Selbstbeobachtung und der abstraktiven Zergliederung. Über diese Selbstbeobachtung sprechen wir später noch. Sobald es sich aber um das Seelenleben überhaupt handelt, treten gewisse Schwierigkeiten auf, welche den objektiven psychologischen Methoden fernliegen. Das Erleben eines andern ist mir nur in seinem objektiven Ausdruck gegeben, sei er sprachlich oder gestatorisch. Wie vermag ich nun von diesem Ausdruck zum Fremderleben selber zu gelangen, so, daß dieses nicht als gedachter, sondern als wirklicher Tatbestand mit allen seinen Qualitäten mir zugänglich ist? Denn nur dann vermag ich Phänomenologie des fremden Seelenlebens zu treiben.

Antwort auf diese Frage suchen zu geben:
Erstens die alte Analogieschlußtheorie,
zweitens die Einfühlungstheorien,
drittens die Theorien des »Verstehens« als primärer seelischer Fähigkeit,
viertens — unter Zugrundelegung besonderer weltanschaulicher Fundamentalüberzeugungen — die Theorien des apriorischen Intuitivismus in ihren verschiedenen phänomenologischen Zuspitzungen von Bergson bis Husserl.

Die Analogieschlußtheorie — die Lehre, daß ich die wahrgenommenen Bewegungen anderer nach der Art meiner eigenen Bewegungen als Handlungen deute und daraus per analogiam zu

[1]) Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. XIV u. pass. Allgemeine Psychopathologie. Berlin 1913.

meinen eigenen entsprechenden Handlungsmotiven auf Seelenvorgänge beim anderen zurückschließe — diese Lehre hat lange geherrscht. Sie läßt sich sinnentsprechend auch auf die Ausdruckspsychologie übertragen. Ich brauche nur anzunehmen, bestimmte mimische Bewegungen seien mimisch, d. h. eben der Ausdruck von seelischen Vorgängen, dann ist mir die Art dieser seelischen Vorgänge nach der Analogie der Zuordnung gegeben, welche zwischen meinen eigenen gleichartigen Ausdrucksbewegungen und ihrem seelischen Korrelat besteht. In dieser Weise ist die Lehre vom Wissen um fremdes Psychisches, soweit es mir nicht sprachlich mitgeteilt wird, bei Wundt[1]), bei den alten Herbartianern[2]), zuerst wohl von allen bei Biunde[3]), und ferner bei den Biologen, insbesondere Darwin[4]) gefaßt. Clifford und Romanes[5]) haben sogar versucht, die Gewißheit derartiger Analogieschlüsse in der Tierpsychologie besonders zu präzisieren.

Diese Lehre wird aber gerade von seiten der Phänomenologen heftig angegriffen. Lipps[6]) sagt dagegen: die reflektionell gedeuteten Bewegungen sind gar nicht meinen Ausdrucksbewegungen gleichartig; sie sind mir in ganz anderer Weise gegeben, als etwas Fremdes; ich kann daher nicht ohne weiteres wissen, daß diese psychischen Phänomene ein seelisches Erleben ausdrücken. Prandtl[7]) weist darauf hin, daß die eigenen Ausdrucksbewegungen kinästhetisch-motorisch, die Fremdbewegungen optisch gegeben sind, und daß mithin gar kein Analogon vorhanden ist, welches dazu nötigte, diese Fremdbewegungen als Ausdruck von Psychischem, von Erleben, von einem Erleben von meinesgleichen, auszudeuten. Scheler[8]) fügt hinzu: bei dem Analogieschluß wird die Existenz fremder Iche schon vorausgesetzt; ohne sie ist er unmöglich; mithin kann er uns die Existenz des fremden Ichs nicht erst erschließen. Überdies ist er eine Quaternio terminorum: denn aus gleichen Ausdrucksbewegungen kann immer nur auf ein gleiches, nicht auf ein fremdes Seelenleben geschlossen werden; ungleichartige Ausdrucksbewegungen aber ermöglichen keinen Analogieschluß. Mithin könnte uns der Analogieschluß z. B. niemals auf die Beseeltheit von Tieren schließen lassen, deren Ausdrucksbewegungen den unseren nicht entsprechen.

Die Einfühlungstheorien hier auch nur in Kürze abzuhandeln, liegt jenseits der Absichten dieses Berichtes. Man weiß, daß die

---

[1]) Physiol. Psychol. III pass., bes. S. 294ff. (der 5. Aufl.).
[2]) Herbart, Handbuch d. empir. Psychol. S. 30ff. u. pass.
[3]) Biunde, Empirische Psychologie. S. 166ff.
[4]) Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen. Man vergleiche hierzu die auf unser besonderes Problem abzielende Kritik Erdmanns, Über Darwins Erklärung pathognomischer Erscheinungen, Sitz.-Ber. d. naturforschenden Gesellschaft zu Halle. 1873, bes. S. 8 u. 9.
[5]) Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich. 1885.
[6]) Psycholog. Studien. I. S. 695ff.
[7]) Die Einfühlung. Leipzig 1910. S. 12ff.
[8]) Sympathiegefühle usw. S. 118ff.

Frage nach der Struktur derselben seit Lotze trotz der Forschungen von Stern[1]), Volkelt[2]), Lipps[3]), Prandtl[4]) und vielen anderen Forschern noch nicht restlos geklärt ist. Einen guten Überblick über den Stand dieser Frage vermittelt das Referat Geigers[5]). Im allgemeinen geht die Tendenz dieser Forschungen dahin, den Einfühlungsprozeß in einen assoziativen Mechanismus aufzulösen. So versucht Stern aus der Einfühlung ein besonderes Reproduktionsvermögen zu machen, indem er sie auf eine Resonanz von Ähnlichkeitsassoziationen zurückbezieht. Volkelt versucht den Anteil der niederen Empfindungen an der Vermittelung der Einfühlungserlebnisse abzugrenzen. Neben den verschiedenen Eindrücken, welche der Gegenstand an sich hervorruft, gibt es besondere Organ- und Leibesempfindungen, welche die assoziativen Hilfen bei seiner Auffassung als Ausdruck von Etwas sind. An sie knüpft sich die symbolische Einfühlung durch Assoziation.

Auch Prandtl steht auf dem Boden der Anschauung, Einfühlung lasse sich »auf bekannte Gesetze der Assoziation und Reproduktion zurückführen«, sie sei »nichts als ein Spezialfall derselben«. Er wendet sich gegen die Lehre von Lipps, als handele es sich hier um einen nicht weiter auflöslichen instinktiven Nachahmungsmechanismus. Ein solcher könnte niemals zu einer Einfühlung führen in dem Sinne, daß ich erlebe: der andere ist so und so beschaffen, etwa zornig o. dgl.; immer könnte er jene Beschaffenheit nur als Vorgang in mir erwecken: also Zorn in mir hervorrufen. Vielmehr, wenn man sich die Einzelheiten dieses Nachahmungsmechanismus recht verdeutlicht, so gelangt man notwendigerweise (nach Prandtl) dazu, seine rein assoziative Natur zu bemerken, welche mit einem unauflöslichen Instinkt nichts gemeinsam hat. Wenn ich etwas nachzuahmen bereit bin, so genügt nicht die imitatorische Einstellung[6]) allein: ich muß auch wissen, was und wie ich es nachahmen will. Beides setzt voraus, daß bestimmte Assoziationen zwischen dem Gegenstande meiner Nachahmung und meiner Nachahmungsbereitschaft bestehen. Wenn ich z. B. mich in eine zornige Miene einfühle und zwar durch innerlich nachahmende Einstellung, so muß ich schon wissen, jene Miene sei die Miene des Zornes; hier müssen schon Assoziationen gestiftet sein, für die kein ursprünglicher Instinkt einen vollwertigen Ersatz bietet. Ist es aber das bloße optische Bewegungsbild, in das ich mich einfühle, so kann die Annahme, jene Einfühlung beruhe auf ursprünglichen Instinkten, niemals erklären, warum ich mich denn nicht in jede beliebige Bewegung ein-

---

[1]) Einfühlung und Assoziation in der neueren Ästhetik. Hamburg-Leipzig 1898.
[2]) Ztschr. f. Psychol. 32. 1903. H. I.
[3]) Psychol. Stud. Bd. I pass.
[4]) a. a. O.
[5]) Referat auf d. III. Kongreß f. experim. Psychologie.
[6]) Groos, Der ästhetische Genuß. Gießen 1902.

fühle, sondern nur in bestimmte, eben die mimischen Bewegungen belebter Wesen. Auch hier muß ein Wissen um die Menschennatur des Nachzuahmenden schon vorausgesetzt werden. Das gleiche gilt vom Wie meines Nachahmens. Woher das Wissen um die hierbei benützten Muskeln? Dazu muß die Assoziation zwischen dem optischen Eindruck der fremden Bewegung und dem kinästhetischen Gegebensein der entsprechenden eigenen Bewegung schon gestiftet sein. Und mehr noch: die Gleichheit beider Bewegungen und ihre Bedeutung als Geberde und das Was ihres Bedeutens muß in irgendeinem inneren Zusammenhange in mir bereits vorhanden und reproduktiv erweckbar sein.

Aus all diesen Erwägungen folgert Prandtl die assoziative Struktur des Einfühlungsprozesses. Das Wissen um die Ausdrucksnatur gewisser Fremdbewegungen und ihre Zusammengehörigkeit mit bestimmten Bedeutungen werde durch frühe Wahrnehmungen des Kindes erworben, durch die Erkenntnis der Gleichheit der räumlichen Eigenschaften, welche optisch und welche taktil-kinästhetisch gegeben werden. Daß hierbei das isolierte Raumbild aus kinästhetischen Empfindungen eine sehr zweifelhafte Hypothese ist, wird nicht beachtet. Es wird, lediglich auf Grund dieser Voraussetzungen, ein Wiedererkennen des eigenen Gesichtes im fremden durch Ähnlichkeitsassoziation für möglich gehalten.

Eine Kritik an dieser ganzen Richtung, welche den Einfühlungsprozeß für assoziativ restlos auflösbar hält, wird hier im einzelnen nicht beabsichtigt. Für unseren grundsätzlichen Zweck genügt es festzustellen, daß zwischen der Analogieschlußtheorie und dieser assoziativen Einfühlungstheorie ein durchgehender Parallelismus besteht; nur wird, was die Analogieschlußtheorie durch eine Reihe bewußter oder unbewußter Schlüsse verband, hier als durch vorgebildete Ähnlichkeitsassoziationen verknüpft angesehen. Ein Prüfstein für die Brauchbarkeit der assoziativen Einfühlungslehre und aller ihrer Unklarheiten ist der Streit, welcher noch jetzt über den Erlebnischarakter der eingefühlten psychischen Vorgänge besteht. Die Frage ist, ob die eingefühlten Gefühle aktuelle oder vorgestellte Gefühle sind, welch letzteres Witasek[1]) mit guten Gründen behauptet hat. Die Polemik Prandtls[2]) hiergegen ist weder glücklich noch treffend.

Aber dies alles sind einzelne Fragen, welche, mögen sie wichtig sein oder nicht, die prinzipielle Frage nach der Tragweite der durch Einfühlung gewonnenen Erkenntnisse nicht berühren. Das Problem, von dessen Beantwortung die methodische Sicherung der ganzen Phänomenologie abhängt, ist lediglich dieses Eine: wie erfahren wir durch Einfühlung, daß das eingefühlte Erleben, so und nicht anders, das Erleben eines fremden Ich ist?

---

[1]) Ztschr. f. Psychol. Bd. 25. 1909. S. 1—50.
[2]) a. a. O. S. 40ff., 48ff.

Bei Fechner findet sich an einer Stelle[1]) die folgende tiefsinnige Betrachtung: »Von vornherein ist zu gestehen, die ganze Seelenfrage ist und bleibt eine Glaubensfrage; und wie wir es anfangen und wie wir enden mögen, für nichts werden wir exakte Beweise zu finden und zu liefern vermögen. Der exakte Beweis ruht auf Erfahrung und Mathematik; aber nur von der eigenen Seele ist direkte Erfahrung möglich, und der Mathematik fehlt jeder Ansatz, eine andere zu beweisen.

Es ist in dieser Hinsicht nicht anders mit der Seele meines Bruders, meines Vaters, meiner Mutter, als mit Gott, mit jenseitigen, mit irgendwelchen Seelen. Man meint, das Dasein von jenen Seelen sei selbstverständlich; es ist es auch, und ist doch ganz ebensowenig exakt erweislich, als von diesen . . .

Mein Bruder ist mir sehr ähnlich, und äußert sich ähnlich; ich glaube deshalb auf das festeste, daß er beseelt ist. Aber wo fängt die zum Seelendasein erforderliche Ähnlichkeit mit mir an, und wo hört sie auf? . . .

Ebensowenig als ein Beweis für ist ein solcher gegen das Dasein irgendeiner Seele zu führen. Kann nicht ein Sandkörnchen, ein Pünktchen über dem i, ja gar ein einfaches Atom, oder gar ein einfaches Wesen hinter dem Atom beseelt sein? Es steht jedem frei, seinen Einfall in dieser Hinsicht zu haben, die exakte Wissenschaft kann eben deshalb nichts Bindendes gegen die Seele in dem Pünktchen haben, weil sie für das Dasein eines Gottes in der Welt und einer Seele in meinem Bruder auch kein bindendes Für hat.«

Unsere Frage ist im Verhältnis zu dieser gleichsam weltanschaulichen Fassung nur eine unwesentliche methodische Unterfrage, aber sie entspringt dem gleichen grundsätzlichen Geist. Die Annahme der Einfühlungslehren ist doch: ich erlebe in den Ausdrucksbewegungen eines anderen einfühlend sein Erleben unmittelbar nach. Nun soll einmal die ganze Dynamik dieses einfühlenden Nacherlebens als durchaus geklärt gelten. Dann fehlt mir immer noch eines: der Rechtsgrund für meine Überzeugung, daß ich mit diesem ganzen Verhalten mich nicht einer Illusion hingebe: daß da wirklich ein anderes Ich ist, welches so erlebt, wie ich in es einfühle; daß es nicht ist wie bei der ästhetischen Einfühlung in totes Material, welches meine Selkstobjektivation erst illusionär belebt und zum Ausdruck eines inneren Bedeutens erhebt.

Prandtl hat noch den Versuch gemacht, hier etwas erklären zu wollen. Er sagt: Zunächst freilich ist jedes Erlebnis mein Erlebnis; auch im eingefühlten Erleben bin ich der Erlebende. Während aber die große Masse meines Erlebens in engster Beziehung zueinander und zu dem gleichen Ich steht, ist das beim eingefühlten Erleben nicht der Fall; das fällt völlig aus der Erlebensreihe heraus. Gewiß ist das Subjekt auch dieses Erlebens Ich — aber ein Ich, das an-

[1]) Über die Seelenfrage. 1861. S. 17/18.

scheinend mit dem Ich der großen Masse meines Erlebens nicht identisch ist; ein neues Ich neben dem eigentlichen. Wenn aber feststeht, daß das Subjekt jener größeren Masse von Akten wirklich Ich ist, so kann nicht gleichzeitig auch das Subjekt jenes isolierten Erlebnisgrüppchens Ich sein; es ist, wiewohl ähnlich dem Ich, doch nicht wirklich Ich; es ist — Du.

So Prandtl. Aber Lipps[1]), der sich mit diesem Problem sehr gequält hat und es immer wieder angriff, kam 1907 in einer besonderen Arbeit darüber doch zu einem völligen Resignieren.

Zweifellos, führt Lipps aus, weiß ich unmittelbar nur von mir. Rede ich aber von »meinem« Ich, so setze ich damit fremde Iche voraus. Dasjenige Ich, von dem ich unmittelbar weiß, ist nicht mein oder dieses Ich, sondern schlechthin Ich. Mein Ich wird es erst durch das Bewußtsein um die anderen Iche.

Die Analogieschlußtheorie begeht nun den gleichen Fehler wie die Lehre, die etwa aus der ursächlichen Bedingtheit der Empfindungen auf eine dingliche Realität der Außenwelt schließt. Zur Ermöglichung eines solchen Schlusses auf bestimmte dingliche Ursachen der Empfindungen muß tatsächlich die Realität der Außenwelt generell bereits vorausgesetzt sein. Und diese Voraussetzung ist ihrerseits nicht weiter zurückführbar; sie ist eine »instinktive Tatsache«: »das Bewußtsein der objektiven Wirklichkeit ist einfach da«; »das Empfundene ist für mein Bewußtsein, einfach auf Grund davon, daß ich es empfinde, zugleich etwas vom Empfundensein Unabhängiges oder unabhängig davon Existierendes«.

Genau ebenso ist es mit dem Wissen um das fremde Ich. Auch hierbei ist das generelle Bewußtsein der Existenz des Fremdichs die Voraussetzung der Möglichkeit jedes bestimmten Wissens davon. Und dies generelle Bewußtsein ist ein »Novum, das man eben stehen lassen und anerkennen muß«.

Wäre das nicht so — wäre das Fremdich nicht schon Voraussetzung überhaupt, sondern durch irgendeinen Erfahrungsprozeß erst gewinnbar, — so würde man auf folgende psychologische Unzuträglichkeit stoßen: An die Wahrnehmung fremder Lebensäußerung schließt sich zunächst die Reproduktion eigenen Erlebens an, welches mit einer analogen Äußerung verbunden war; also Erinnerung an eigenes Erleben und dessen Ausdruck. Ferner kann nach dem Gesetz der Erwartung ähnlicher Fälle vielleicht die Erwartung in mir entstehen, jenes Erleben würde wieder eintreten, da sein Ausdruck wieder eintrat. Diese Erwartung würde vergeblich sein; und aus der Enttäuschung dieser Erwartung würde nun für mein inneres Erfahren nur dies Eine folgen: derartige Bewegungen kommen also auch vor, ohne Ausdruck zu sein, ohne daß ich ihre Bedeutung erlebe und das Erleben kundgebe. Mehr aber könnte nicht daraus gefolgert werden; insbesondere nichts über ein fremdes Ich. Erst wenn ich mein Ich

---

1) Vgl. besonders Psycholog. Studien. I. S. 694ff. 1907.

als ein Ich, unterschieden von anderen Ichen, schon weiß, erst dann würde mehr aus jenem inneren Erfahren resultieren, erst dann nämlich würde ich wissen, was dieses fremde Ich hier im einzelnen erlebt hat.

Aber woher habe ich dieses vorausgesetzte Wissen um die Gattung Ich, in der mein Ich und das Ich der anderen zusammen bestehen? »Ich muß hier auf einen Instinkt rekurrieren«, sagt Lipps.

Diesem Instinktwissen entspricht keine Begründbarkeit und keine Einsichtigkeit. Es ist als Gewißheit »einfach da«. Solcher Art von instinktivem Glauben unterliegt die objektive Wirklichkeit des sinnlich Wahrgenommenen, das Erinnerte, das Fremdich. Vertrauen in die Untrüglichkeit dieser Fundamente ist die Voraussetzung jeder Psychologie, überhaupt jeder Wirklichkeitserkenntnis.

In dieser Formulierung liegt der Verzicht auf Erklärung und auf psychologische Analyse, der den Lippsschen Versuch kennzeichnet. Es ist hierneben belanglos, wie Lipps — wenn das Wissen vom fremden Ich als gültiges Fundament vorausgesetzt wird — nunmehr den Mechanismus der Einfühlung in Anwendung bringt, um das Einzelerleben dieses Fremdichs jeweils zu bestimmen: auf die prinzipielle Frage jedenfalls gibt Lipps nur eine dogmatische Antwort.

Wo ein Dogma besteht, da bedeutet das eine wissenschaftliche Vorläufigkeit, ein Problem für künftige Forschung.

Wird diese Forschung eine psychologische sein? Scheler[1]) hat versucht, das Problem in Angriff zu nehmen; aber nicht mit Hilfe psychologischer Untersuchungen, sondern einer metaphysischen Hypostasierung.

Auch Scheler erkennt, daß der Einfühlung ein Zwiefaches mangele: erstens ein Kriterium für richtig und falsch des Eingefühlten; zweitens der Rechtsgrund für die Annahme, es sei ein fremdes Ich, in das Einfühlung sich versetzt und das sie auf diese Weise erkennt.

Die Deutung der Bewegungen als Ausdrucksbewegungen setzt, das wissen wir schon, das Fremdich als existierend bereits voraus. Auch die Belebtheit des Einfühlungsobjektes ist keine Ursache der Erkenntnis seines Ichtums. Von Belebtheit sprechen, heißt sich bereits eingefühlt haben! Sie setzt das Fremdich ebenfalls voraus. Wie ist das möglich?

Das Ich gibt sich überhaupt nicht erst durch seine Ausdruckstätigkeit, seine körperliche Bindung, sein »Leibbewußtsein«, seine besonderen Erlebnisse als individuell besonderes Ich, sondern ist es unabhängig von all diesen Eigenschaften. Gleiches an diesen Eigenschaften kann zu verschiedenen Ichen gehören, ohne daß es an Merkmalen dieser Eigenschaften sichtbar ist. Andererseits freilich werden die Erlebnisse nicht konkret, wenn in ihnen nicht das erlebende Ich miterfaßt wird.

Scheler hält es nun für falsch, wenn behauptet wird, zunächst

[1]) Sympathiegefühle usw. S. 118—148.

sei mir nur das eigene Ich gegeben, vom fremden Ich hingegen nur der Körper. Eine solche Behauptung gilt nicht phänomenologisch, sondern ist ein Satz von theoretischem Anspruch, fundiert durch eine anderswoher gegebene Grundüberzeugung von der Realität meines Ich. Phänomenal unterscheiden sich meine und deine Erlebnisse nicht prinzipiell voneinander; zuweilen ist das Bewußtsein ihres Gegebenseins als meine oder als deine im Erlebnis mit enthalten; doch braucht das nicht der Fall zu sein. So kann mir einerseits der Gedanke eines anderen als mein eigener gegeben sein — bei unbewußten Reminiszenzen, bei allem Traditionellen. Andererseits kann ein eigener psychischer Inhalt mir als der eines anderen bewußt werden, z. B. beim Herauslesen eigener Meinungen aus fremden. Endlich kann ein Erlebnis nach Meinung Schelers auch einfach da sein ohne jede Ichbeziehung. Wir werden dieser Behauptung Schelers phänomenologisch nach dem früher Gesagten nicht ohne weiteres zustimmen können.

Wie dem auch sei, die Frage liegt jedenfalls nahe, ob die Ichzugehörigkeit der Erlebnisse wirklich etwas Ursprüngliches an ihnen ist, oder nicht vielmehr eine bloße empirische Zufälligkeit, die unsere Erkenntnis einengt, ein zum zufälligen So und Hier des einzelnen Erlebnisablaufes Gehörendes, weil dieser Ablauf an einen Leib gebunden ist. Nur daß ein Ichindividuum mitgegeben ist in jedem Erlebnis, dies trifft phänomenal zu; welches dies sei, das bestimmt sich nicht primär. Scheler geht dieser Konsequenz nach: Es gibt phänomenologisch ursprünglich gar kein psychisches Ich und Du. Es gibt einen indifferenten Strom kontinuierlichen seelischen Totalgeschehens. Er umfaßt das gesamte existierende Reich alles Seelischen aller Seelen. Nun ist aber einzelnes seelische Geschehen räumlich sozusagen gebunden, an Bewegungsintentionen, an Ausdruckstendenzen, an einen individuellen Leib. Soweit Seelisches daher Erlebnis wird, soweit Ich und Du auftritt, soweit ist dies eine Folge der Bindung des Seelischen an Leibeszustände. Ich und Du sind daher sekundäre Abdifferenzierungen des seelischen Stromes gemäß seiner Leibesgebundenheit; und das Icherlebnis und das Fremdicherlebnis nichts als eine Folge innerer Leibeserfahrungen. Hiernach gibt es also zunächst nur das unmittelbare Erfassen des Seelischen überhaupt, nicht als meines oder fremdes, sondern in seinem reinen phänomenalen Gehalt; und seine Zuteilung zum Ich oder Nichtich ist eine koordinierte Folge.

Die Bindungen der psychischen Abläufe an Leibzustände sind aber nicht für den Gehalt derselben bestimmend, sondern nur für ihr Wahrgenommenwerdenkönnen.

Schelers mystische Hypothese einer transpersonalen psychischen Totalität, die als inneres Naturganzes dem äußeren gegenübersteht, unterliegt nicht der psychologischen Kritik. Aber die Behauptung, Ich und Du seien Abdifferenzierungen aus inneren Leibeserfahrungen, schließt eine Diallele ein. Wer ist denn das Subjekt dieser

Leibeserfahrungen? Denn ein solches muß doch vorausgesetzt werden. In dieser Voraussetzung ist aber die Trennung von Ich und Du schon implizite erhalten.

Ähnlich liegen die Verhältnisse auch, wenn Scheler auf dem Boden dieser Ansicht behauptet, innere Wahrnehmung sei nicht Selbstwarhnehmung, sie sei nicht durch ein Objekt definiert. Das eigene Selbst als Objekt sei ja bereits der äußeren Wahrnehmung zugänglich. Die innere Wahrnehmung sei nur eine »Aktrichtung«, zu der zugehörige Akte wir uns selbst und anderen gegenüber vollziehen können. Ob in diesen Akten fremde oder Icherlebnisse realisiert werden, hänge von äußeren Bedingungen ab, für das Fremdich z. B. von den Bedingungen der äußeren Wahrnehmung seiner Worte und Ausdrucksbewegungen. Aber diese Bedingungen bestimmten nicht das Verstehen dieser äußeren Reize als Ausdruck eines Erlebens, sie lösten den Akt des Verstehens und die Auswahl des bestimmten Inhaltes nur aus. In dieser Behauptung Schelers steckt derselbe Irrtum wie in seiner Theorie der Ichbildung. Die »Richtung« eines Aktes ist doch definiert durch das Objekt oder das potentielle Objekt, auf das sie sich bezieht, das ihr Ziel ist. Es gibt keinen Sinn, zu sagen, die innere Wahrnehmung sei nicht durch ihr Objekt definiert, und gleichzeitig zu behaupten, sie sei eine Aktrichtung.

Schelers Lösungsversuch unseres Problems, den wir ablehnen müssen, leitet herüber zu der dritten methodischen Gruppe: den Vertretern des primären Fremdverstehens als neuer irreduzibler und untrüglicher Erkenntnisweise. Ihre Vertreter sind Dilthey und neuerdings Jaspers[1]). Besonders der letztere glaubt mit den Konzeptionen des evidenten Verstehens statischer (soll heißen auf Zustände bezogener) Art und genetischer Art (die auf »verständliche Zusammenhänge« geht) etwas fundamental Neues zu geben. Hierzu ist zu bemerken: diese Konzeptionen sind, wie die Lippsschen, dogmatisch, ohne aber neu zu sein wie jene. Wer behauptet, ein Verfahren sei eine Erkenntnisweise, muß ihren Rechtsgrund bezeichnen. Was den Begriff des genetischen Verstehens anbelangt, so ist er nur als Folge der Konzeption des Begriffs »verständlicher Zusammenhang« beurteilbar. »Verständlich« oder evident kann hierbei eine besondere Qualität des Zusammenhanges oder eine besondere Qualität seiner Erkennbarkeit bedeuten. Bei Jaspers gehen beide Bedeutungen durcheinander. Sollte er mit verständlichem Zusammenhang ein Merkmal des Zusammenhängens selber und nicht seiner Erkennbarkeit meinen, so würden ihn die Einwände treffen, welche den Rickertschen Begriff der individuellen Notwendigkeit zeitlicher seelischer Ereignisse treffen[2]): daß nämlich Notwendigkeit niemals individuell sein kann, und daß

[1]) a. a. O.

[2]) Vgl. S. 194ff. dieses Buches.

ein notwendiger Zusammenhang seine Notwendigkeit erst erhält durch sein Eingeordnetsein in die Form des allgemeinen Gesetzes, welches sich und damit auch das einzelne Phänomen, das ihm untersteht, über diese Sphäre zufälliger Individualität heraushebt. Ein solches Gesetz freilich wäre nicht mehr phänomenologisch; und diese Fassung des verständlichen Zusammenhanges gehörte nicht in die Phänomenologie hinein.

Oder Jaspers meint die besondere Erkenntnisweise seelischer Zusammenhänge. Dann fehlt erstens jedes Kriterium dafür, welche seelischen Zusammenhänge »verständlich« erkennbar sind, welche nicht; und ob diese Erkenntnis richtig ist. Und zweitens ist die Erkenntnis von Zusammenhängen, von zeitlichen Abfolgen, überhaupt niemals eine anschaulich evidente; sondern sie wird denkend erkannt[1]).

In dieser letzten Konzeption zeigt sich bereits deutlich der Geist des intuitiven Dogmatismus in der Phänomenologie. Dieser, hineingetragen durch den transzendentalen Intuitivismus der Philosophie, insbesondere Bergsons und Losskijs[2]), sowie des neuen Schellingeanismus, feiert seinen Sieg z. B. in den Arbeiten Schelers. Es sollen hier nicht alle Intuitivisten gestreift werden, deren Eindringen die Phänomenologie in ihrem bis jetzt entwickelten Wissenschaftscharakter gefährdet; nur dem einen Forscher gebührt ein Wort, der sie mehr als alle anderen bereichert hat und dennoch hierher gehört: Husserl.

Er ist seiner faktischen Arbeitsleistung nach phänomenologischer, empirischer Psychologe — methodisch aber vermeint er die apriorische Grundwissenschaft aller möglichen Disziplinen geschaffen zu haben. Er ist ein Meister der klaren und eindeutigen Abstraktion — und vermeint seine Gegenstände in reiner unbegrifflicher »eidetischer« Intuition zu erfassen.

Für ihn ist Phänomenologie die Vor- und Grundwissenschaft aller Wissenschaften; auch der Logik. Als Wissen vom Grunde sogar der logischen Geltung kann sie nicht empirisch sein; daher die Behauptung ihrer Apriorität. Als Vorwissenschaft selbst der Logik kann sie nicht begrifflich sein — denn das würde gültige Logik bereits involvieren; daher die Behauptung ihrer Anschaulichkeit. Apriorität und Anschaulichkeit sind zunächst nur Postulate für eine solche Grundwissenschaft aller Dinge; die doppelte Frage erhebt sich: Wie vollzieht sich solche apriorische Intuition tatsächlich, und was wird durch sie erkannt? Die Antwort wird uns auch über ihre Stellung zur Psychologie aufklären.

Husserl sagte noch in den logischen Untersuchungen[3]): »Die reine Phänomenologie stellt ein Gebiet neutraler Forschungen dar,

---

[1]) Vgl. S. 142ff. dieses Buches.
[2]) Die Grundlegung des Intuitivismus. Halle 1908.
[3]) Logische Untersuchungen. Bd. II. S. 2.

in welchem verschiedene Wissenschaften ihre Wurzeln haben. Einerseits dient sie zur Vorbereitung der Psychologie als empirischer Wissenschaft. Sie analysiert und beschreibt die Vorstellungs-, Urteils-, Erkenntniserlebnisse, die in der Psychologie ihre genetische Erklärung, ihre Erforschung nach empirisch-gesetzlichen Zusammenhängen finden sollen. Andererseits erschließt sie die Quellen, aus denen die Grundbegriffe und die idealen Gesetze der reinen Logik entspringen.«

Bisher hat Analyse und Beschreibung der Vorstellungs- und Erkenntniserlebnisse immer als Empirie gegolten. Husserl befindet sich in der Zwangslage, sie für apriorisch ausgeben zu müssen, weil er zugleich die logischen Grundlagen vermittels ihrer untersuchen will und sonst dem Vorwurf des Psychologismus verfiele. Aber eine solche künstliche Konstruktion schützte ihn nicht davor — wenn dieser Vorwurf überhaupt berechtigt wäre. Er ist es aber gar nicht. Warum sollte denn die Untersuchung der »Quellen« der Logik nicht Geschäft der Psychologie sein dürfen? Das ficht doch die apriorische Geltung der Quellen gar nicht an.

Husserl zwar erklärt die psychologische Begründung der Logik für »absurd«. Es sei eine »Unzuträglichkeit«, »daß Sätze, welche sich auf die bloße Form beziehen, erschlossen werden sollen aus Sätzen eines ganz heterogenen Gehaltes«[1]). Aus diesen Worten Husserls geht klar hervor, daß er unter der Begründung ein »Erschließen«, also ein Beweisverfahren versteht. Hierzu sagt Nelson: »Allerdings würde ein solcher Beweisversuch, da er die psychologischen Sätze als Gründe der logischen in Anspruch nehmen müßte, an der modalischen Ungleichartigkeit der angeblichen Prämissen und Schlußsätze scheitern. Damit ist jedoch die Möglichkeit einer psychologischen Begründung der logischen Grundsätze noch keineswegs ausgeschlossen. Grundsätze können nicht bewiesen werden, das liegt in ihrem Begriff; also ist ein solcher Beweis auch mit psychologischen Mitteln nicht zu führen. Wohl aber gibt es eine kritische Deduktion der logischen Grundsätze, und diese ist, da sie den Grund der zu begründenden Sätze nicht enthält, sehr wohl auf psychologischem Wege möglich«[2]).

Gleichviel wie sich diese Deduktion gestalten möge, — eine Frage, die uns hier nicht berührt — so geht soviel jedenfalls aus Nelsons Darlegungen hervor, daß die Apriorität für Husserls phänomenologische Anschauung erkenntniskritisch nicht gefordert ist. Und damit sollte eigentlich Husserls Intuition wieder zu dem werden, was das Erfassen irgendwelcher Gegebenheiten seiner Modalität nach eben ist: eine Weise des Erfahrens. Husserl selbst sagt ja: »Die Vorstellung als psychisches Erlebnis, gleichgültig ob sie sinnlich

[1]) Logische Untersuchungen. Bd. I (1. Aufl.). S. 166 u. p. Vgl. hierzu und zum Folgenden Nelson, Über das sog. Erkenntnisproblem. 1908. S. 128ff.
[2]) Nelson, Erkenntnisproblem. S. 129.

oder kategorial ist, gehört in die Sphäre des inneren Sinnes.« Und: »Das Wahrnehmen eines wie immer beschaffenen Aktes oder Aktmomentes oder Aktkomplexes heißt ein sinnliches Wahrnehmen.«[1])

Leider ist Husserl nicht bei dieser Auffassung stehen geblieben. Vielmehr hat er in seinem letzten großen Werk[2]) die Positionen seiner apriorischen »Wesensschau« noch zu erweitern und zu befestigen versucht. Die »eidetische Intuition« ist eine besondere Fähigkeit, hinter dem individuellen und einzelnen Gegebenen sein Wesen, sein Eidos, zu erfassen. Wer geglaubt hat, dieses Geschäft besorge die Begriffsbildung, die Abstraktion, der irrte. Begriffe sind psychische Gebilde; ihren Gehalt mit dem intuitiv erfaßten Wesen zu identifizieren, wäre Psychologismus. Wir können freilich das Wesen einer Beziehung etwa erfassen in der Einstellung auf ihre begriffliche Formulierung, oder das Wesen eines Gegenstandes in der Einstellung der erfahrenden Anschauung. Aber diese Einstellungen sind nur der äußere Anlaß zur Einstellung auf das eidetische Erfassen. Diesem kommt Evidenz zu, jenen nicht. Und diese Evidenz ist Rechtsgrund der Geltung des eidetisch Erfaßten und Kriterium seiner Wahrheit.

Man sieht wohl bereits jetzt die in dieser Formulierung liegende Garantie dafür, daß irgendeine eidetisch gestimmte Seele uns ihre Gesichte als Wahrheit hinzunehmen gebieten darf, ohne daß wir uns wehren können; ein Verfahren, wovon z. B. Scheler einen recht ausgiebigen Gebrauch macht[3]).

Man sieht ferner wohl auch, daß Phänomenologie nun nicht mehr ein psychologisches Gegenstandsgebiet abgrenzt, sondern eine Methode oder eine Einstellung des Erfassens bedeutet, die sich auf alle möglichen Gebiete anwenden läßt, ohne sich um deren spezielle Bearbeitungsmethoden zu bekümmern. So gibt es neben unserer alten empirischen Psychologie eine eidetische; sie unterscheidet sich von ihr durch ihre »philosophische« Einstellung, im Gegensatz zu der »natürlichen« oder »dogmatischen« der Empirie. Diese ist nämlich deshalb dogmatisch, weil sie die erkenntniskritischen Fragen zum Zweck ihrer Arbeit als ausgeschaltet betrachtet, weil sie unskeptisch und realistisch ist. Es ist, wie in Schellings Naturphilosophie, wo es heißt: »Wenn Ihr behauptet, daß wir eine solche Idee auf die Natur nur übertragen, so ist nie eine Ahnung von dem, was uns Natur ist und sein soll, in Eure Seele gekommen. Denn wir wollen nicht, daß die Natur mit den Gesetzen unseres Geistes zufällig (etwa durch Vermittelung eines Dritten) zusammentreffe, sondern daß sie selbst notwendig und ursprünglich die Gesetze unseres Geistes — nicht

---

[1]) a. a. O. Bd. II. S. 649ff. (1. Aufl.).

[2]) Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. 1913.

[3]) Vgl. Messer, Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. XXXII. S. 52ff. und vorher Bd. XXII. S. 117ff. Über die erkenntniskritische und psychologische Seite des Evidenzbegriffes vgl. meine Ausführungen Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. XXIX. Lit.-Ber. S. 8—20.

nur ausdrücke, sondern selbst realisiere, und daß sie nur insofern Natur sei und Natur heiße, als sie dies täte«[1]).

Welches ist nun das Besondere dieser Einstellung auf das Wesen? Es ist eine »phänomenologische Reduktion«, wie Husserl sagt; eine Ausschaltung und Einklammerung des Wirklichkeits- und Geltungscharakters des gegebenen Mannigfaltigen bis auf sein »phänomenologisches Residuum« vor dem »reinen Bewußtsein«. Die Erforschung dieses reinen Bewußtseinsbestandes in reiner Intuition — dies ist die Aufgabe. Die Befreiung des zufälligen Wirklichen von seiner individuellen Zufälligkeit, von seinen Realitätscharakteren, von allen Formen meines Beurteilens nennt Husserl seine »transzendentale Reinigung«. Er gibt das Beispiel von dem wahrgenommenen Apfelbaum, der zunächst ein Daseiendes in der Raumwirklichkeit ist, merkmalbestimmt — ebenso wie unsere Wahrnehmung und unser Wohlgefallen reale psychische Zustände sind. Die transzendentale Reinigung der phänomenologischen Einstellung streicht aus diesem Gegebenen die gesamte thetische Wirklichkeit heraus; überhaupt alles Urteilsartige an ihrem Erfassen. Übrig bleibt phänomenologisch »das Baumwahrgenommene« als Sinn der gereinigten Wahrnehmung mit seinen wesenhaften Qualitäten und Zusammenhängen im reinen Bewußtseinserlebnis. So kann ich alle intentionalen Erlebnisse »transzendental reinigen«, und wie ich sie dann als reinen Bewußtseinszustand, als den letzthin erfaßbaren Erlebnisstrom eines Bewußtseins erhalte, kann ich sie phänomenologisch beschreiben.

Es ist der alte Platonismus und seine Lehre von den Ideen, die hier — allerdings frei von der fehlerhaften Behauptung Platons, als handele es sich hier um Realitäten — wenigstens als Methode wiederkehrt. Daß diese phänomenologische Methode nur ein Abstraktionsgesichtspunkt in einem rein empirischen Arbeitsverfahren ist, allerdings ein neuer und wertvoller Abstraktionsgesichtspunkt — dies dürfte klar sein. Aber wir wollen uns jedes — trotz aller spitzfindigen Proteste des Erfinders — methodologischen Irrtums freuen, wenn er uns sachlich in so reichem Maße fördert, wie es Husserls Lehre in ihrer Anwendung getan hat und tun wird.

Wir brechen hier unsere berichtende Darstellung abermals ab. Sie ergibt uns einen starren Parallelismus der methodischen Meinungen, die unvermittelt nebeneinander stehen und sich gegenseitig durch treffende Argumente außer Gefecht setzen, ohne daß eine einzige von ihnen den Funken in sich zu tragen scheint, der allen Schwierigkeiten zum Trotz weiter zu leuchten vermöchte. Für uns läßt sich das Problem der Erkenntnis des fremden Bewußtseins nicht trennen von dem Methodenproblem aller psychologischen Erkenntnis überhaupt. Mit dem Wissenschaftscharakter der Phänomenologie steht derjenige der Psychologie überhaupt in Frage. Warum das

[1]) Ideen zu einer Philosophie der Natur. 1797.

so ist, sollen die folgenden Erwägungen zeigen; sie sollen den wissenschaftlichen Anspruch der Phänomenologie begründen und sichern und dieser Disziplin zugleich ihre Stellung im und zum wissenschaftlichen Ganzen der Psychologie anweisen.

3. Erlebnis und Erkenntnis (Entwicklung des Verhältnisses der Phänomenologie zur psychologischen Theorie).

Zwei Grundprobleme im Begriff der Phänomenologie.

Der bisherige Gang unserer Feststellungen war folgender: Wir gingen aus von neueren Bestrebungen, welche versuchten, der besonderen Art der seelischen Bewußtseinsgegebenheiten ohne alle theoretischen und begrifflichen Präsumtionen gerecht zu werden; von Berichten über die Versuche, welche gemacht wurden, die besonderen Erscheinungsweisen des Seelischen deskriptiv zu erfassen. Wir erörterten den Erlebnisbegriff und die Stellung des erlebenden Ich zu seinem Erleben; sowie die intentionale Struktur alles Erlebens. Und wir suchten uns endlich des Weges zu versichern, welcher uns dieses Erleben zugänglich macht, besonders soweit es sich hierbei um ein fremdes Bewußtsein handelt. Wir haben diese Bestrebungen, die man als psychische Phänomenologie zusammenfaßt, in ihren Grundzügen dargestellt, ohne an ihnen eine grundsätzliche Kritik zu üben. Wir haben es dahin gestellt sein lassen, ob und wie weit diese Bestrebungen neben und jenseits der Psychologie oder als Vorwissenschaft derselben berechtigt sind. Allein in unserer bisherigen Darstellung trafen wir auf ungelöste Fragen, soweit es sich um die Grundlegung von Art und Geltung des phänomenologischen Erfahrens handelte; diese ungelösten Fragen betrafen sowohl den Charakter und die Modalität der Phänomenologie als Wissenschaft überhaupt, als auch die Natur des besonderen Wissens von fremden Ichen.

Schon diese Tatsache zwingt uns zu einer kritischen Durchprüfung der Aufgaben und der methodischen Möglichkeiten der Phänomenologie und zu einer Bezeichnung der Positionen, welche sie in und gegenüber der gesamten Psychologie einzunehmen hat. Eines ist ganz sicher: daß die heuristische Aufgabe der Phänomenologie, die wir entwickelt haben, nämlich reine und theoretisch unbeirrte Beschreibung der psychischen Tatbestände zu sein, so wie sie tatsächlich sind, einer grundlegenden und berechtigten wissenschaftlichen Forderung entspricht. Schon beim Ausspruch dieser Forderung aber entstehen zwei Fragen. Von der Beantwortung der ersten hängt das Schicksal, von der Beantwortung der zweiten hängt der Wert der Phänomenologie für die wissenschaftliche Psychologie überhaupt ab. Die erste dieser Fragen ist: Wie ist Wissen und Beschreibung der seelischen Tatbestände möglich? Die zweite Frage ist: Wie ver-

hält diese Beschreibung sich zur Wissenschaft, zur Erklärung, zur theoretischen Verarbeitung des in ihr Enthaltenen?

Die Entstehung dieser beiden Fragen ergibt sich folgerichtig aus dem Satze, durch den der Begriff der Phänomenologie sich definiert. Spricht man von seelischen Tatbeständen ihrem Wesen nach, so sind die Probleme, was denn ein seelischer Tatbestand ist, wie er gegeben, wie er erkennbar und beschreibbar wird, unvermeidlich. Und man kann nicht sagen, daß die bloße Statuierung des Erlebnisbegriffes, wie wir sie vollzogen haben, dieses Problem überflüssig macht. Diese Feststellung ist jedoch kein Einwand gegen den Erlebnisbegriff selber; und es liegt uns nichts ferner als einen solchen Einwand zu erheben. Was uns vielmehr am Erlebnisbegriff nicht restlos geklärt erscheint, ist die Art seines Tatsächlichkeitscharakters und sein Verhältnis zur psychischen Realität überhaupt. Mit welchem Recht, so könnte man fragen, beansprucht das seelische Erleben eine besondere Bearbeitungsweise durch die Wissenschaft, die sie von aller sonstigen theoretischen und erklärenden Deutung scheidet und neben oder vor dieselbe stellt? Es ist der Begriff der Tatsache im Psychischen, dessen Untersuchung und methodische und prinzipielle Charakterisierung uns das Recht jener Sonderstellung als Erlebnisbegriffs erst noch zu erweisen hat.

Ähnlich liegt es mit der Forderung einer Erkenntnis und Beschreibung dieser Tatsachen. Das Verhältnis der seelischen Gegebenheit zu ihrer Beschreibbarkeit setzt besondere Weisen der Abgrenzung und Begriffsbildung von Seelischem, der Überführung des anschaulich Evidenten in Unanschauliches voraus; und diese Voraussetzung ist an das Problem der Erkenntnisweise von seelischen Tatbeständen, an die Möglichkeit der Abstraktion, an das Verhältnis der psychologischen Erkenntnis zu den Grundformen der Erkenntnis überhaupt, soweit sie auf Psychisches Anwendung finden, streng gebunden. Und unter diesem Gesichtspunkte wird auch das Verhältnis der Deskription zur Theorie zu einem Problem, dessen Lösung die Voraussetzung der Möglichkeit der geforderten Phänomenologie ist.

Nicht also um die Phänomenologie, so wie sie als wissenschaftliche Disziplin sich unter großen Forschern bisher entwickelt hat und Ergebnisse zeitigt, in Leistungen und Besitzstand irgendwie zu gefährden, vielmehr um sie zu sichern und dadurch fruchtbar zu machen, wird hier der Versuch unternommen, ihre methodische und prinzipielle Grundlegung unter dem höheren Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Psychologie überhaupt durchzuführen und ihr dann ihre feste Stellung im System der Psychologie anzuweisen. Geschieht das nicht, so bleibt sie ein uferloses Feld willkürlicher und vereinzelter Intuitionen, deren systematischer Wert fraglich bleibt, deren Rechtsgrund fraglich bleibt, und die höchstens von dem Weltbilde eines subjektivistischen Berkeleyismus aus eine gewisse Berechtigung finden. Nur auf Grund einer solchen Prüfung ist es

auch möglich, dem methodischen Problem vom Grund unseres Wissens um das fremde Ich den Weg zu einer Lösung anzubahnen, oder zum mindesten die Trüglichkeiten dieser Methode, so wie sie sich uns bisher ergaben, in dem systematischen Rahmen einer Wissenschaft unschädlich zu machen.

a) Der Begriff der Tatsache im Psychischen.

Wir beginnen mit der Erörterung des ersten der beiden Grundprobleme jeder möglichen Phänomenologie: dem Problem der Tatsache im Psychischen. Und zwar wollen wir hierüber nichts aussagen, was sich etwa auf Grund vorgefaßter theoretischer oder methodischer Meinungen ergäbe; wir halten uns an die immanenten Befunde.

Die Einmaligkeit des Psychischen.

Der erste dieser immanenten Befunde ist die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit alles Seelischen. Wir haben an anderer Stelle dieses Buches schon ausführlicher davon gesprochen[1]); und wir haben gefunden, daß grundsätzlich auch für die physischen Phänomene der gleiche Befund gilt. Auch die letzteren sind im strengen Sinne unwiederholbar, weil bei der Unendlichkeit aller empirischen Bedingungen keine »Wiederkehr des gleichen« wirklich zu werden vermag. Aber für die physischen Phänomene ist dieser Umstand nicht von der Bedeutung wie für die psychischen. Hinreichende und notwendige Bedingungen für den Eintritt einer ganzen Reihe von solchen physischen Phänomenen, und damit ihre kausalen Wurzeln, lassen sich unschwer experimentell und technisch erneuern. Im Psychischen liegen die Dinge zwar grundsätzlich gleichartig wie im Physischen, aber faktisch besteht noch eine besondere Schwierigkeit; es ist, wie zuletzt noch Bergson[2]) nachgewiesen hat, die eine wesentliche Bedingung des Wiedereintritts psychischer Phänomene niemals erneuerbar: das ist das Ich selber, dem sie angehören. Das Ich des reproduzierten Vorganges a_1 ist bereits ein anderes, als das Ich des originären Vorganges a gewesen ist. Hierzu kommt, daß die physischen Phänomene einer beliebigen Zahl von Subjekten gleichzeitig gegeben sein können, die psychischen hingegen immer nur einem einzigen Subjekt gegeben sind.

Schon hieraus folgt, daß jede, selbst die einfachste psychologische Einzelbeobachtung, und mithin auch die Phänomenologie, ohne eine bestimmte theoretische Präsumtion nicht auszukommen vermag: nämlich die Präsumtion einer identischen Kontinuität des Ich. Das Ich muß als wesensgleiches kontinuierliches Medium alles psychischen Geschehens schon für die bloße Beobachtung voraus-

---

[1]) Vgl. S. 192ff. dieses Buches.
[2]) Bergson, Zeit und Freiheit. Kap. III.

gesetzt werden. Diese Voraussetzung ist durch Beobachtung und phänomenologische Analyse niemals erweislich; sie macht ja die letztere überhaupt erst möglich. Mit dieser theoretischen Voraussetzung allein würde vielmehr die Beobachtung, daß das erlebende Ich jeweils immer ein anderes ist, als es war, paralysiert werden. Das Anderssein des Ich würde dann einen Erklärungsgrund fordern und unschwer finden: als Folge der Affektion des Ich durch das in ihm ablaufende Geschehen, als Folge des Erfülltseins des Ich mit diesem Geschehen. Wir sind diesen Fragen bereits in der Wissenschaftstheorie des Psychischen nachgegangen, und haben sowohl den apriorischen Charakter des Ich in der Form des reinen Selbstbewußtseins, als auch seine rezeptive Modifizierbarkeit dort begründet.

Mithin würde die Möglichkeit einer Wissenschaft vom Ich und dem in ihm ablaufenden Geschehen hierdurch in keiner Weise berührt. Das eine aber wäre prinzipielle Folge für alle Psychologie aus dieser Feststellung: bloße Phänomenologie ist nicht möglich jenseits aller Theorie; sie steht vielmehr in einem ganz besonderen Verhältnis zu ihr; sie bereitet sie zwar material vor, muß aber doch formal schon irgendwie abhängig von ihr sein, und sei es auch nur von ihren allgemeinsten wissenschaftstheoretischen Prinzipien. Wir wollen diesen Gesichtspunkt für die späteren Erörterungen im Auge behalten.

Die zeitliche Kontinuität des Psychischen.

Die zweite Besonderheit des Seelischen, die seinem Tatsachencharakter anhaftet, ist aus dem Wie seines Gegebenseins für das Ich hinzuleiten. Wenn auch zugegeben werden muß, daß der Mangel an Ausdehnung nach den scharfsinnigen Erörterungen Brentanos[1]) als Kriterium des Psychischen wenn nicht verwerflich, so doch problematisch ist, indem man möglicherweise auch von ausdehnungslosen physischen Phänomenen zu sprechen berechtigt ist, so ist doch sicher, daß das wesentliche Merkmal des Psychischen sein kontinuierliches Ablaufen in der Zeit bildet. Alles Psychische ist ein ständiges und unabgegrenztes zeitliches Werden und Geschehen. Die physischen Phänomene finden durch ihre Räumlichkeit Grenzen an- und zueinander; das seelische Geschehen hingegen ist nicht durch sich selbst begrenzt, sondern nur willkürlich und künstlich begrenzbar und aus beliebigen Zeitphasen seines Ablaufens herausschneidbar.

Will man als Grenzen nicht Zeitpunkte, sondern irgendein anderes dem seelischen Geschehen immanentes Moment benutzen — wie dies jede wissenschaftliche Psychologie tut und tun muß — so bildet die Forderung der willkürlichen Begrenzung unter einem solchen

[1]) a. a. O. S. 111 ff.

Momente einen Gesichtspunkt der Abstraktion, des Absehens von gewissen Zügen, des Heraushebens anderer, kurz der Formung und Bearbeitung des reinen phänomenalen Bestandes im Hinblick auf irgendein vorausgesetztes wissenschaftliches Ziel. Die ersten Anfänge aller Wissenschaft, Vergleichen und Unterscheiden, das bloße Bestimmen selber enthält bereits den ersten Schritt zur Abwendung von der Anschaulichkeit zur Begrifflichkeit hin; und soll diese Begrifflichkeit Vergleichen und Unterscheiden ermöglichen, so ist die Art der Verallgemeinerung des einzelnen Komplexen bereits abhängig von den allgemeinsten Gesichtspunkten der Wissenschaft überhaupt, nämlich den notwendigen Bestandteilen jeder möglichen Theorie, welche unabhängig von den Tatsachen vorhanden und wirksam sind.

Die bisherigen Betrachtungen haben uns bereits eins gezeigt: wenn Phänomenologie möglich ist, so ist sie das nicht unabhängig von aller Psychologie und als Vorwissenschaft derselben, sondern nur im Rahmen derselben als einem systematischen wissenschaftlichen Ganzen und irgendwie eingeordnet unter dessen höchsten Prinzipien. Noch aber haben diese Betrachtungen nicht gezeigt, ob Phänomenologie tatsächlich möglich ist und worauf sie sich gründet. Die Bearbeitung dieser letzteren Frage nun ist abhängig von einer genauen Bestimmung der Gründe unseres Wissens um Psychisches. Wir haben bisher zwei einschränkende Bedingungen für den Tatsächlichkeitscharakter des Psychischen erwähnt. Von ihnen ist hier die zweite bedeutsam: daß nämlich das Wissen vom Psychischen, sofern es bestimmt ist, immer ein künstliches Herausgreifen von willkürlich begrenztem Einzelnen aus dem psychischen Strom ist, welches sich unter Abstraktionsformen vollzieht, die entweder ganz willkürlich oder an gewissen allgemeinsten Prinzipien orientiert sind, welche hier unerörtert bleiben.

Erlebnis als Geschehen und als Bewußtseinsform.

Indem wir nun aber weiter zu den positiven Bestimmungen der seelischen Tatsachen fortschreiten, finden wir uns vor dem Faktum, daß ein Teil der seelischen Phänomene Erlebnisse sind, ein anderer Teil nicht. Und hier beginnt sich die besondere Stellung der Phänomenologie innerhalb der Psychologie zum ersten Male als sachlich gefordert zu erweisen. Es bestehen hier nämlich zwei Möglichkeiten: ist der Erlebnischarakter eine besondere Eigenschaft an der tatsächlichen Gegebenheit vom Psychischen, so wird eben diese Weise der Gegebenheit es sein, welche den Gegenstand eines besonderen Forschungsgebiets auszumachen hätte. Der Erlebnischarakter wäre dann eine Modalität von Seelischem überhaupt, die den einzelnen seelischen Abläufen bald in bestimmter Weise zukäme und bald nicht; und natürlich würden die Bedingungen und Qualitäten ihres Auftretens das Feld einer besonderen Disziplin

bilden. Man würde zu untersuchen haben, was für eine besondere Funktion es denn sei, unter die Seelisches gestellt würde, sobald es zu erlebtem Seelischen würde. Die zweite Möglichkeit wäre die, daß der Erlebnisbegriff nicht eine bestimmte Gegebenheitsweise von Seelischem bezeichnet und als Modalität zu ihm hinzuträte, aber von ihm ablöslich sei, ohne die seelischen Abläufe selber objektiv zu tangieren; sondern es würde mit dem Erlebnisbegriff ein gegenständlich besonderes Gebiet seelischen Geschehens gemeint sein, welches von anderem seelischen Geschehen seiner wesenhaften Struktur nach unterschieden ist; etwa wie »Urteilen« und »Hassen« Phänomene sind, welche verschiedenen seelischen Geschehensklassen angehören.

Endlich wäre eine Synthese beider Möglichkeiten naheliegend, wonach das Erleben als eine besondere seelische Geschehensklasse zu einem Sondergebiet psychologischer Forschung werden könnte, daß dieses Erleben aber selber bloß eine besondere Art und Weise ist, irgendein psychisches Geschehen dem Ich in einer neuen Bewußtseinsmodalität zugängig zu machen. — Die herrschenden Meinungen, so ungeklärt sie in diesem Punkte sind, haben fast alle sich für die erste dieser Möglichkeiten entschieden. Wenn wir diese Entscheidung nachprüfen wollen, so müssen wir zusehen, inwiefern denn die Gegebenheit als Erlebnis anders ist als die sonstige Gegebenheit von Psychischem.

Der Bewußtseinscharakter psychischer Tatsachen. Der »innere Sinn«.

Wir würden hierbei zunächst auf den Bewußtseinsbegriff stoßen als denjenigen Charakter an psychischem Geschehen, durch welchen es überhaupt und im allerallgemeinsten Sinn ein subjektives seelisches Geschehen, also ein Erleben, wird. Wir begnügen uns mit dieser Umschreibung des Bewußtseinscharakters, ohne uns in eine Erörterung über seine Merkmale einzulassen. Wir verweisen auf die früheren eingehenden Erörterungen dieses Buches zu dem Bewußtseinsproblem[1]), ferner auf Besprechungen der Vieldeutigkeit des Terminus Bewußtsein, welche Brentano[2]) und Husserl[3]) gegeben haben, und bemerken, daß jede Stellungnahme, jede Auswahl von einer dieser möglichen Bedeutungen von Bewußtsein erst zu erfolgen vermag auf dem Boden bestimmter theoretischer Meinungen, welche sich aus reiner Beobachtung nicht ableiten lassen. Wir glauben nur, nochmals ein Doppeltes hervorheben zu sollen: erstens, daß wir es für fehlerhaft halten, Psychisches durch seinen Bewußtseinscharakter zu definieren; wir haben das ja auch bei der

[1]) Vgl. S. 164ff. dieses Buches.
[2]) a. a. O. S. 131ff.
[3]) Log. Unters. 1. Aufl. II. S. 324.

definitorischen Abgrenzung des Psychischen vermieden. Brentano[1]) hat vier prinzipiell mögliche Wege nachgewiesen, um auf die Realität unbewußter psychischer Vorgänge zurückzuschließen; und er vermeint ausführlich gezeigt zu haben, daß keine dieser vier möglichen Schlußweisen gangbar sei. Wir halten die von ihm eingeschlagenen Gegenbeweisverfahren für durchaus heuristisch und nicht stringent. Wie es sich aber mit der Realität von unbewußtem Psychischen — von der wir überzeugt sind, ohne diese Überzeugung hier nochmals begründen zu wollen — verhalten mag, soviel ist gewiß: schon weil über diese Frage ein Streit besteht, kann Bewußtsein kein im Wesen des Psychischen liegendes analytisches Merkmal sein; schon deshalb muß es ein synthetisches Merkmal sein, das, von der Natur des seelischen Geschehens unabhängig, als Weise seines subjektiven Gegebenseins zu ihm hinzukommt. Daher ist es zur Definition des Seelischen ungeeignet.

Die zweite Einschränkung die wir von vornherein machen werden, ist die, daß wir eine Identität des Bewußtseins mit der inneren Wahrnehmung leugnen. Wir haben zwar keinen Grund, wie Wundt[2]) dies tut, die Bedingungen anzugeben, unter denen Bewußtsein vorkommt, denn ein solches Verfahren muß — wie es auch bei Wundt tatsächlich der Fall ist — über die reine Beobachtung hinaus eine Reihe konstruktiver theoretischer Präsumtionen machen. Unter diesem Gesichtspunkt könnte es nun als eine leere Definitionsfrage erscheinen, ob man die Tatsache des Bewußtseins mit der inneren Wahrnehmung identifiziert oder sie durch diese erklärt. Dem ist aber nicht so. Es ist vielmehr eine reine Tatsachenfrage, daß ich in mir innerhalb der allgemeinsten Weise der Bewußtseinsgegebenheit noch eine besondere Art der subjektiven Zuwendung zu meinem inneren Geschehen auffinde, welche der Ausdruck einer eigenen inneren Tätigkeit oder Tätigkeitseinstellung ist. Wundt sagt hier mit Recht, es handelt sich bein »inneren Sinn« um etwas vom Bewußtsein Unterschiedenes, nämlich um eine subjektive Tätigkeit innerhalb des Bewußtseins[3]). Er sagt damit nichts anderes, als seit Locke die Mehrzahl der Psychologen ausgesprochen hat. Selbst Herbart[4]) konnte diesen Tatbestand als solchen nicht leugnen, wenn er sich auch gegen seine Erklärbarkeit durch ein besonderes Vermögen des inneren Sinnes wendet. Es handelt sich aber für uns zunächst gar nicht um die Frage, welcher Art dies innere Sichhinwenden zum eigenen psychischen Ablauf ist; und wir wollen Brentano gern darin beipflichten, daß es sich nicht um »Beobachtung« nach Analogie des äußeren Beobachtens dabei handelt.

Diese Frage ist neben dem Bewußtseinsproblem zweifellos die

---

[1]) a. a. O. S. 137—165.

[2]) Physiol. Psychol. 5. Aufl. III. S. 320—325. Ähnlich auch Fortlage, System d. Psychol. I. S. 57ff.

[3]) a. a. O. S. 326.

[4]) Handb. d. emp. Psych. S. 30. Psych. als Wissenschaft. I. S. 68.

schwierigste der ganzen Psychologie. Eine ganze Reihe von Forschern hat gegen die Möglichkeit dieser subjektiven, auf das eigene psychische Geschehen gerichteten Tätigkeit des »Bemerkens« Einwendungen erhoben. Die meisten davon sind nur von komparativer Allgemeingültigkeit, wenngleich sie prinzipiellen Anspruch erheben. Allein Brentano, dieser scharfsinnige Meister kritischen Denkens in der Psychologie, hat einen wirklich prinzipiellen Einwand gemacht.

Schon Kant meinte die Unmöglichkeit dieses inneren Sichhinwendens damit darzutun, daß er in einer berühmt gewordenen Stelle[1]) darauf hinweist, wie die »Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes alteriert und verstellt«. Comte[2]) spottete über folgende »offenbare Unmöglichkeit«: »Das denkende Individuum kann sich nicht zu zwei zerteilen, von welchen das eine nachdenkt, während das andere es nachdenken sieht. Das Organ, welches beobachtet und das, welches beobachtet wird, sind in diesem Falle identisch; wie könnte also die Beobachtung stattfinden? Diese angebliche psychologische Methode ist also schon von der Wurzel aus nichtig in ihrem Prinzip«. Und neuerdings schreibt Külpe[3]): »Ich kann mein Denken nicht während des Denkens selbst beobachten«.

Das Bedenkliche an diesem Einwand ist der Terminus Beobachtung; das ist eine bedeutungsvolle Einengung auf diese ihr Objekt anschaulich bestimmende Form der Einstellung, welche das innere Sichhinwenden auf die eigenen Abläufe durch diese Bezeichnung erfährt. Davon weiter unten Näheres. Im übrigen hat sowohl Stoerring[4]) als besonders Meyerhof[5]) nachgewisen, daß diese Bedenken nicht unüberwindlich sind, und auch wenn sie bestehen, die Tatsache jedenfalls nicht aus der Welt zu schaffen ist, daß das Subjekt einer solchen Einstellung auf seine inneren Vorgänge fähig ist; wobei es prinzipiell unentscheidbar und daher vollständig gleichgültig ist, ob diese inneren Vorgänge hierbei modifiziert werden oder nicht.

Wesentlicher ist der Einwand Brentanos. Dieser freilich geht aus von besonderen theoretischen Annahmen. Brentano lehrt[6]): »Jeder psychische Akt ist bewußt; ein Bewußtsein von ihm ist in ihm selbst gegeben. Jeder auch noch so einfache psychische Akt hat darum ein doppeltes Objekt, ein primäres und ein sekundäres. Der einfachste Akt, in welchem wir hören z. B., hat als primäres Objekt den Ton, als sekundäres Objekt aber sich selbst, das psychische Phänomen, in welchem dieser Ton gehört wird. Von diesem zweiten Gegenstande ist er in dreifacher Weise ein Bewußtsein.

---

[1]) Metaphys. Anfangsgründe der Naturwissenschaft, Einleitung.
[2]) Cours de philos. positive. I. S. 30 (der 2. Aufl.).
[3]) Götting. gelehrt. Anz. 1907. S. 603.
[4]) Vorlesg. über Psychopathologie. S. 000.
[5]) Psycholog. Theorie d. Geistesstörungen. S. 24f.
[6]) a. a. O. S. 202ff.

Er stellt ihn vor, er erkennt und fühlt ihn. Und somit hat jeder, auch der einfachste psychische Akt eine vierfache Seite, von welcher er betrachtet werden kann. Er kann betrachtet werden als Vorstellung seines primären Objektes, wie z. B. der Akt, in welchem ein Ton empfunden wird, als Hören; er kann aber auch betrachtet werden als Vorstellung seiner selbst, als Erkenntnis seiner selbst und als Gefühl seiner selbst. Und in der Gesamtheit dieser vier Beziehungen ist er Gegenstand sowohl seiner Selbstvorstellung, als auch seiner Selbsterkenntnis, als auch sozusagen seines Selbstgefühles, so daß ohne weitere Verwickelung und Vervielfältigung nicht bloß die Selbstvorstellung vorgestellt, sondern auch die Selksterkenntnis sowohl vorgestellt als erkannt, und das Selbstgefühl sowohl vorgestellt, als erkannt, als gefühlt ist.«

Hier haben wir eine besondere Theorie des Bewußtseins um seelisches Geschehen vor uns. Sicherlich vermögen wir an jedem einzelnen bewußten Vorgang rein tatsächlich nicht alle Einzelvollzüge dieses vierfachen Aktes wahrzunehmen, von dem Brentano spricht. Nach ihm freilich müßte diese faktische Bestätigung der einzelnen Bewußtseinskomponenten wiederum ein Bewußtsein von ihnen sein und daher die gleiche vierfache Aktstruktur haben. Und diese könnte man wiederum nur verifizieren, indem man ihrer einzelnen Komponenten sich bewußt wird, was wiederum einen vierfachen Akt erfordert; und von diesen gälte das Gleiche. So würde durch die Unmöglichkeit der Durchführung eines solchen unendlichen Regresses zu erweisen sein, daß nach Brentano ein vollkommen deutliches Bewußtsein auch nur eines einzelnen psychischen Ablaufes unmöglich wäre. Brentano spricht freilich nur von der Möglichkeit einer eintretenden Verwickelung des seelischen Lebens; die Art aber, wie er diese kurzerhand abschneidet, ist rein willkürlich, ja diktatorisch[1]). Der Irrtum der Ansicht Brentanos über das Problem der inneren Wahrnehmung liegt darin, daß er sie in dieser Konzeption mit dem Bewußtsein identifiziert und vorher das Psychische durch dieses definiert hat. So entsteht die Forderung eines unteilbaren vierfachen Aktes bei ihm. Ich habe schon an anderer Stelle[2]) darauf hingewiesen, daß eine derartige Konzeption nicht nur fiktiv, sondern als Sachverhalt sogar psychologisch unmöglich ist. Denn um einen psychischen Ablauf zu erfassen, muß er als Gegenstand dieses Erfassens bereits vorhanden sein. Die Gegebenheit des Gegenstandes ist die Voraussetzung der Möglichkeit einer auf ihn gerichteten Bewußtseinsbeziehung. Also kann derselbe Akt, der das Erfassen des Gegenstandes bewirkt, nicht auch den Gegenstand des Erfassens konstituieren. Beruht also nach Brentano das Bewußtsein von psychischem Geschehen auf solchen erfassenden Akten des Erlebens, so ist der Ablauf des Geschehens

[1]) Vgl. S. 321 dieses Buches.
[2]) Arch. f. d. ges. Psychol. XXIX. L.-B. S. 15.

und seine Erfassung jeweils ein wesentlich verschiedener psychischer Vollzug. Richtig an der Brentanoschen Formulierung und weit über die bisherige Bestimmung und Formulierung des inneren Sinns als bloße Beobachtung hinausgehend ist, daß die subjektive Zuwendung des Ich auf sein Geschehen in mehreren verschiedenen Weisen aktartig, als subjektive Tätigkeit erfolgt.

Wir haben schon bei der Erörterung des Funktionsbegriffs bemerkt, daß jede Zuwendung des Ich zu einem Gegenstand, je nach der Weise, in welcher sie sich vollzieht, dem Ich diesen Gegenstand in einer besonderen Weise gibt. Dieses Gegebensein ist ein funktional jeweils besonders bestimmtes Bewußtsein des Gegenstandes. Der Charakter dieses besonders bestimmten Bewußtseins ist der seiner besonderen Intentionalität. Intentionalität ist das Charakteristikum einer gegenständlich gerichteten subjektiven Tätigkeit. Im Falle des inneren Sichhinwendens zum eigenen psychischen Geschehen ist der Gegenstand des Sichhinwendens das psychische Ablaufen im weitesten Sinne. Die intentionale Weise des Sichhinwendens kann eine qualitativ und material von Fall zu Fall verschiedene und genetisch verschieden bedingte sein. Es kann sich um ein bloßes Aufmerksamkeitsphänomen handeln: um ein Bemerken. Es kann sich um eine assoziativ erwirkte Einstellung handeln: um ein Reproduzieren. Es kann sich ferner um urteilende und gefühlshafte Einstellungen handeln. Diese Unterscheidungen sind prinzipiell nur in dem einen Sinn wesentlich, ob ihr Gegenstand, auf den sie sich richten, zeitlich gegenwärtig oder bereits vergangen ist. Allein auch das ist nicht so wichtig, wie es den meisten Untersuchern dieser nun mehr metaphorisch gemeinten inneren Wahrnehmung erschien, z. B. Lipps[1]). Denn da wir wissen: Psychisches ist uns niemals als isoliertes Einzelnes und Bestimmtes unmittelbar gegeben, sondern stets in einem Kontinuum, so wird sich nicht leugnen lassen, daß ein jedes Sichhinwenden auf ein Einzelnes und Bestimmtes am Psychischen etwas von jener Künstlichkeit an sich hat, von der schon oben gesprochen wurde. Der Gegenstand ist hierbei immer schon vergangen, nämlich aus einem Geschehensstrom isoliert; oder genauer: wenn sein Wiederablaufen als Vorgang innerlich eingestellt wird, so verschmelzen derartige reproduktive Daten in künstlicher Heraushebung mit dem subjektiven Effekt der sich vollziehenden Einstellung. Sind die sich hinwendenden Einstellungen des Subjekts auf sein inneres Geschehen nun solche, welche dieses seinem Sein nach rein erfassen und bestimmen, so nennen wir dies eben innere Wahrnehmung. Es ist nicht ohne weiteres zu entscheiden, wieweit sich hierin anschauliche, urteilende und reproduktive Strukturen mischen. Dennoch ist die Frage von einer gewissen Wichtigkeit. Viele Phänomenologen glauben, daß von der Möglichkeit eines anschaulichen Erfassens des seelischen Geschehens die Existenz der gan-

[1]) a. a. O. S. 49, 50f.

zen Phänomenologie abhängt. Und in der Tat: wo bliebe der Unterschied gegenüber allen beliebigen theoretischen Konstruktionen, wenn das bloße Erfassen der Tatsachen bereits Beurteilungen mit sich brächte oder in sich enthielte!

Die Anschaulichkeit psychischer Tatsachen.

Man muß sich jedoch grundsätzlich über folgendes klar sein: der Begriff der Anschaulichkeit kann in der Psychologie, ebenso wie der Begriff der Wahrnehmung natürlich nur im übertragenen Sinne angewendet werden. Fehlt doch im Psychischen die Grundvoraussetzung seines eigentlichen Gebrauches: das extensive Nebeneinander der Teile im Ganzen. Es ist mit der psychologischen Anschaulichkeit bloß gemeint, daß das anschauliche Bewußtsein von Etwas ein unmittelbares ist[1]). Das heißt, es wird nicht durch einen besonderen geistigen Prozeß als dessen Endglied erzeugt; sondern es ist dasjenige, welches uns das Ablaufen derartiger Prozesse überhaupt im Bewußtsein anzeigt. Es ist der Ausgangspunkt für alle weiteren Bewußtwerdungen, dasjenige, welches zuerst im Bewußtsein ist. Dies gilt z. B. von dem Bewußtseinscharakter aller Qualitäten, die an Empfindungen, Vorstellungen usw. auftreten. Wendet sich das Ich zu diesen hin, so erfüllen sie diesen Intentionsvollzug anschaulich, das heißt unmittelbar. Mit dem bloßen Aufmerksamkeitsphänomen vollzieht sich ihr Erlebtwerden. Hingegen nennen wir ein Bewußtsein, welches erst vermittelt auf Grund besonderer geistiger Prozesse entsteht, reflektiert. Nunmehr ist die Frage nach dem Anschaulichkeitscharakter der inneren Wahrnehmung unschwer zu beantworten. Sie wird soviel Anschauliches enthalten, als sich an Qualitäten in ihren Daten vorfindet, seien diese nun gegenwärtig oder reproduziert. Aber das unanschauliche Bewußtsein der übrigen Komponenten der sichhinwendenden Einstellungen gefährdet den Tatsächlichkeitscharakter des Erlebten gar nicht. Denn die urteilenden Einstellungen sind gar nicht solche über das Erlebnis, sondern solche über den Gegenstand des Erlebens, und gehören daher zum Erleben dieses Gegenstandes, zu diesem Komplex von Intentionen, notwendigerweise hinzu. Bleibt als einzige Künstlichkeit die abstraktive Zergliederung und Zerreißung der im Erlebnis gegen-

---

[1]) Dieser Begriff des Anschaulichen in der Psychologie war solange gang und gäbe, bis die Achschen Bewußtheiten entdeckt wurden. Vorher war die Unmittelbarkeit das konstitutive Merkmal der Anschaulichkeit. Nach der Achschen Entdeckung läßt sich das nicht ohne weiteres mehr halten. Unsere Definition ist eine angesichts dieser Sachlage vorläufige Ausflucht: anschaulich ist das Gesamtgebiet alles dessen, was in Qualitäten bewußt wird. Wir können hierbei nicht begründen, warum dies in einer andern und einheitlichen Weise bewußt wird als anderes Psychisches. Anschauliches Bewußtsein ist damit zu einem Teilgebiet des unmittelbaren Bewußtseins geworden. Der andere Teil sind die Achschen Bewußtheiten. Natürlich ist hier immer nur von psychischen Gegenständen die Rede.

wärtigen Ganzheit; diese ist nicht zu umgehen; über ihren Einfluß auf die Beobachtungstreue und Trüglichkeit sprechen wir bei Erörterung der Beschreibung von seelischen Tatsachen. Was endlich die gefühlshaften Einstellungen des Subjekts bei der inneren Wahrnehmung anlangt, so sind sie natürlich vorhanden und mitwirksam und werden in dieser Wirksamkeit erst durch die Beschreibung und Objektivierung unter wissenschaftlichen Zwecken ausgeschaltet[1]). Wir kommen auch darauf noch zurück.

Noch einmal der Erlebnisbegriff.

Und nun sind wir in der Lage, zu dem Ausgangspunkt dieser ganzen Fragestellung zurückzukehren: Ist Erleben definierbar durch eine der hier festgestellten Weisen der Bewußtseinsgegebenheit vom Seelischen, oder bezeichnet es vielmehr ein Sondergebiet seelischen Geschehens selber? Oder eine Synthese beider?

Zunächst ist das eine rein terminologische Frage. In der Tat läßt sich nicht einsehen, warum man nicht den Bewußtseinscharakter überhaupt als Erlebnisweise des Seelischen bezeichnen soll. Wir haben ja auch von der Phänomenologie die allgemeine Aussage gemacht, sie sei eine Beschreibung des seelischen Geschehens gemäß seiner subjektiven Gegebenheit. Und hierzu würde der Bewußtseinscharakter überhaupt als Kriterium der Gegenstände der Phänomenologie wohl passen.

Es besteht jedoch folgendes Bedenken hiergegen: Der Bewußtseinscharakter von Seelischem überhaupt ist die allgemeinste Art und Weise, wie uns dieses so gegeben ist, daß wir von ihm wissen. Würden wir den Gegenstand der Phänomenologie nur hierdurch definieren, so würde ihr Gebiet mit dem der gesamten Psychologie zusammenfallen. Nur insofern wäre ein Unterschied, als der Psychologie über die Phänomenologie hinaus das Bereich des noch Erschließbaren, des reflexionell Bewußten, bliebe. Da nun aber der Bewußtseinscharakter bei allem Psychischen etwas Gleichartiges und nur intensiv Wechselndes ist, welches nicht weiter beschrieben werden kann, und da auf der anderen Seite die Bedingungen seines Stattfindens lediglich zu den erschließbaren Gegenständen der Forschung gehören, die nicht ins Bereich der Phänomenologie fallen, so würde der Phänomenologie als Gegenstandsbereich lediglich die Beschreibung des Psychischen überhaupt (mit Ausnahme des Unbewußten, und daher nicht Beschreibbaren) verbleiben; und für die Natur dieses

---

[1]) Bergmann, Unters. z. Problem d. Evidenz d. inneren Wahrnehmung, Halle 1908, sieht, ohne Achtung auf diesen Komplex von Intentionen, das spezifische Wesen der inneren Wahrnehmung lediglich in dem thetischen, anerkennende Akt, der durch jene Intentionen fundiert wird. Ihm spricht er folgerichtig Evidenz zu, im Gegensatz zu der an ihn anschließenden prädikativen Deutung des »Wahrgenommenen«. Wir halten diese ganze Reduktion auf eine Urteilsevidenz für ebenso irrig wie die ihr zugrunde liegende Evidenztheorie von Urteilen.

Psychischen ist die Tatsache seines subjektiven Gegebenseins etwas Letztes, psychologisch nicht weiter Untersuchbares und daher Wesenloses. Hiernach würde der Phänomenologie in diesem Sinne das Psychische als Gegenstand verbleiben, welches bewußt ist, ohne daß dieses Bewußtsein seinerseits von ihr erforschbar wäre. Und dadurch würde die Ansicht, wonach Phänomenologie eine bestimmte Gegebenheitsweise des Seelischen zum Problem habe, plötzlich ersetzt sein durch diejenige, wonach sie ein bestimmtes Gegenstandsgebiet zu bearbeiten habe, nämlich das Psychische als Gegenstand der Beschreibung, wobei aber die Abgrenzung dieses Psychischen nach einem für diese Beschreibung irrelevanten Merkmal erfolgt; nämlich darnach, daß es für ein Bewußtsein gegeben ist. Phänomenologie wäre deskriptive psychologische Ontologie. Ein Erlebnisbegriff, der zum Kriterium den Bewußtseinscharakter überhaupt hat, ist überflüssig. — Bereits hierin zeigt sich, daß jene Synthese der Gesichtspunkte, durch die das Erlebnisgebiet begrenzt werden soll, die aussichtsreichste Lösung darbietet.

Zunächst würde sich hier die Möglichkeit einer etwas engeren Begrenzung des Erlebnisbegriffs anschließen. Wir brauchen ihn nämlich nicht durch die Bewußtseinsgegebenheit schlechthin zu definieren, sondern durch jene besonderen Weisen der Bewußtseinsgegebenheit, welche von den sichhinwendenden Einstellungen des Subjekts auf seine inneren Vorgänge bewirkt werden. Erleben wäre dann identisch mit dem Vollzuge inneren Sichrichtens auf das Geschehen im eigenen Subjekt. Auch diese Definition würde an sich auf unseren Vorbegriff der Phänomenologie, Beschreibung des subjektiven Seins von Seelischem zu sein, durchaus passen. Allein die Weisen des Sichrichtens sind prinzipiell von generischer Gleichartigkeit, auch wenn ihr Gegenstand wechselt; auch wenn seine Sphäre wechselt, wenn es sich nicht mehr um innere, sondern um äußere Gegenstände handelt. In diesem Sinn kann ich eine Landschaft oder ein Eisenbahnunglück genau so »erleben«, wie eine Trauer oder einen Entschluß. Dasjenige Kriterium, welches bei dieser zweiten Definition den Erlebnisbegriff näher bestimmt, wäre also nicht das Sichhinwenden, die innere Einstellung, sondern der Gegenstand, nämlich das psychische Geschehen, auf welches sie sich richtet. Im Wesen der intentionalen Einstellung selber liegt zu dieser gegenständlichen Einschränkung kein prinzipieller Grund vor[1]).

Auch diese Definition, die von einer besonderen Weise der seelischen Gegebenheit ausging, schlägt mithin in eine solche um, deren einschränkendes Kriterium ein Gegenstandsgebiet wird.

So ist es in der Tat: die allein brauchbare Definition des Erlebnisgebietes entspringt aus einer Synthese des Gesichtspunktes, wonach

[1]) Husserl, welcher jenes äußere »Erleben« ebenfalls aus dem Gebiete der Phänomenologie auszuschalten wünscht, weiß seinerseits hier auch kein anderes Trennungsmerkmal als eben dies gegenständliche. Log. Unters. 2. Aufl. II. S. 352ff.

Erlebnis ein Gegenstandsgebiet innerhalb des Psychischen ist, mit demjenigen, wonach es eine besondere Weise des Bewußtseins um Psychisches ist. Beide Gesichtspunkte schließen sich ja keineswegs aus: das Bewußtsein eines psychischen Geschehens kann seinen verschiedenen intentionalen Weisen nach wiederum auf verschiedenen Arten besonderen seelischen Geschehens beruhen. Hiervon war bei der Erörterung von Qualität und Materie der Intention schon die Rede. Außerdem finden wir auch faktisch, wenn wir von Erlebnis sprechen, in uns eine Meinung von einem ganz bestimmten Bereich des psychischen Geschehens vor. Wir verstehen tatsächlich unter Erlebnissen die Weisen, wie das Ich sich zu etwas stellt, das ihm gegeben ist, gleichviel ob es ihm von außen oder aus sich selbst heraus gegeben ist. Und damit kommen wir auf die zweite prinzipielle Möglichkeit, den Erlebnisbegriff zu definieren. Nämlich durch das Gebiet alles desjenigen seelischen Geschehens, in welchem das Ich diese Stellungnahme zu irgendwelchen Gegebenheiten vollzieht. Und doch ist hier noch eine einschränkende Bestimmung notwendig. Es ist nämlich dieses Geschehen, wenn wir von Erlebnissen sprechen, nur insofern gemeint, als sich sein Wesen im Erlebtwerden, in dieser Stellungnahme des Ich erschöpft. Sehr deutlich wird z. B. beim Willensakt, daß diese einschränkende Bedingung auf ihn nicht zutrifft. Er steht nämlich zugleich unter Bedingungen des Ablaufens, die zu der in ihm dokumentierten Stellungnahme des Ich nicht wesenhaft hinzugehören; und wirkt auch in einer solchen von seiner Erlebnisseite abgrenzbaren Weise weiter fort (determinierende Tendenzen).

Wenn wir den Erlebnisbegriff durch das allen diesen Geschehnissen gemeinsame Moment definieren, so kommen wir auf den Satz: Intentionalität ist das konstitutive Merkmal des Erlebens. Und Phänomenologie ist die Wissenschaft vom intentionalen Wesen alles Erlebens.

Damit hätten wir nun den Standpunkt gewonnen, um Phänomenologie als Sonderwissenschaft innerhalb des psychischen Ganzen ausbilden zu können. Ein Standpunkt, der dem Husserlschen eng verwandt ist, insofern sein Gegenstandsgebiet durch ein Bereich intentionaler Vollzüge abgegrenzt ist; der sich aber von ihm unterscheidet dadurch, daß er dieses Gebiet nicht aus der Psychologie heraushebt und methodologisch isoliert, sondern in sie hineinordnet und an ihren Forschungsweisen orientiert. Dieser Standpunkt ist auch dem Brentanos eng verwandt, insofern als Brentano das Wesen des Psychischen selber durch seine Objektbezogenheit definiert; mit den Ausführungen dieses Forschers rechtfertigen wir positiv Husserl gegenüber, wenn wir das Gebiet phänomenologischer Forschungen in die Psychologie hineinstellen. Andererseits halten wir es für ein wissenschaftliches Problem, die Brentanosche Formulierung restlos an allem Psychischen zu verifizieren; an diesem Problem hat die Phänomenologie mitzuarbeiten, und seiner Lösung

gemäß wird sich ihr Gebiet erweitern. Vorerst jedoch bleibt sie bei denjenigen Tatbeständen stehen, welche sie als intentional im Bewußtsein vorfindet, und ersetzt bei diesen die objektivierende Formulierung Brentanos von der Objektbezogenheit durch die den subjektiven Bewußtseinstatbeständen eher genügende Formel von dem intentionalen Charakter dieser Tatbestände.

Zu diesen Tatbeständen, welche das Gegenstandsgebiet der Phänomenologie bilden, gehören nun auch, gemäß dem intentionalen Charakter derselben, diejenigen subjektiven Tätigkeiten, welche auf das innere Ablaufen selber gerichtet sind und von uns als inneres Bemerken, inneres Wahrnehmen usw. bezeichnet wurden. Das Bereich der inneren Wahrnehmung bildet mithin ein phänomenologisches Teilgebiet, insofern inneres Wahrnehmen selber eine Weise des Erlebens ist.

b) Phänomenologie als psychologische Wissenschaft.

Die Phänomenalität der Erlebnisse.

In welchem Sinne reden wir nun von Erlebnissen als von Gegenständen einer Phänomenenlehre; und was soll mit dem Worte Phänomenologie in diesem Zusammenhange gesagt sein?

Von Phänomenen spricht die Wissenschaft im allgemeinen Sinn, wenn sie damit ausdrücken will, daß ihre jeweiligen Untersuchungsgegenstände in ihr nicht so auftreten, wie sie ihrem Wesen nach »wirklich sind«, sondern so wie sie »erscheinen«. Dies Erscheinen, durch welches das wahre Wesen der Dinge modifiziert wird, erfordert ein Subjekt. Und dies Subjekt, dem die Dinge phänomenal erscheinen, ist eben das »Bewußtsein« oder »Ich«. Die Bewußtseinsgegebenheit der Dinge ist, dies ist die Lehre, anders als ihr wirkliches Wesen.

Diese Phänomenalität alles Gegebenen wird in gleicher Weise von den Gegenständen äußeren Erfahrens und von dem innerlich Gegebenen gelehrt. Die Frage, ob diese Lehre richtig sei und wie sie sich begründen ließe, ist ein Zentralproblem der Erkenntniskritik und ein Teilgebiet der Philosophie. Für alle empirischen Einzeluntersuchungen hat dieses Problem völlig auszuscheiden. Was die psychische Phänomenologie anbelangt, so wurde ja bereits dargelegt, daß sie ihr Gegenstück nicht zu haben vermeinte in einer Lehre vom absoluten Wesen der Dinge an sich, sondern in einem anderen Gebiete der empirischen Psychologie, welches als objektive Psychologie bezeichnet wurde. Jener allgemeinste Begriff des Phänomens, den wir soeben an die Spitze gesetzt haben, kann es also nicht sein, welcher den Gegenstand der psychischen Phänomenologie bestimmen soll.

In der Tat ist uns ja auch das ganze Gebiet des Psychischen, soweit es beschreibbar ist, restlos und ausschließlich ein bestimmtes

Gebiet des im Bewußtsein Gegebenen. Von ihm handelt die Psychologie überhaupt. Es ist nicht möglich, den inneren Gegenständen des Bewußtseins, unter Absehung davon, daß sie Gegenstände des Bewußtseins sind, in einer empirischen Einzelwissenschaft ihr wahres Ansichsein gegenüber zu stellen. Der Begriff der Phänomenologie als Sondergebiet der Psychologie verlöre mithin allen Sinn, wenn er von einer solchen unmöglichen Gegenüberstellung ausgeht und den Begriff des Phänomens im allgemeinsten Sinn zu seinem Gegenstand zu machen beabsichtigt.

Wir haben deshalb schon ausführlich dargetan, daß eine Phänomenologie als psychische Sonderdisziplin sich überhaupt nur dann rechtfertigen läßt, wenn mit dem Worte Phänomen noch eine zweite und engere begriffliche Bedeutung gemeint werden kann als der philosophische Begriff. Nur wenn dies der Fall ist, und wenn dieser engere Begriff des Phänomens die Notwendigkeit einer besonderen Bearbeitungsweise mit sich bringt, nur dann ist es sinnvoll und berechtigt, Phänomenologie als psychologisches Einzelforschungsgebiet neben anderen zu fordern.

Wir wiederholen also: es ist eine philosophische Voraussetzung, die man mit Kant teilen oder verwerfen mag, daß alle psychischen Daten im erkenntniskritischen Sinn Phänomene sind[1]), insofern sie uns nicht anders als in ihrer Bewußtseinsgegebenheit zugänglich sind, unserer Erkenntnis nur unterliegen, indem sie uns erscheinen. Dieses Problem ficht die Einzelwissenschaft Psychologie nicht an. Für sie handelt es sich vielmehr darum, zu untersuchen, ob es notwendig und berechtigt ist, aus ihren Tatbeständen und Gegebenheitsweisen noch eine Sondergruppe herauszustellen und dieser das Prädikat phänomenal im besonderem und engeren Sinn zu erteilen.

Und wir haben im vorigen gesehen, daß dem faktisch so ist. Die psychischen Abläufe folgen einander in ihrer Bewußtseinsgegebenheit zunächst ganz unabhängig davon, wie das Ich, dem sie erscheinen, sich zu ihnen stellt, und nichts spricht dagegen, diese Abfolge als gegenständliches Geschehen mit den adäquaten Methoden empirisch-gegenständlicher Forschung zu untersuchen und diese Untersuchung als objektive Psychologie zu bezeichnen. Objektiv hat hierbei allerdings nicht den Sinn, einen Gegensatz zum philosophischen Phänomenalitätsbegriff auszusprechen; es verbleibt vielmehr seiner begrifflichen Sphäre nach ganz innerhalb des Umfanges jenes Phänomenalitätsbegriffes, gleichviel ob er als berechtigt vorausgesetzt oder abgelehnt wird. Objektiv hat hier vielmehr nur den Sinn, das psychische Geschehen als solches zu bezeichnen im Gegensatz zu den

---

[1]) Brentano z. B. spricht zwar auch von psychischen Phänomenen, definiert aber das Wesen der seelischen Gegebenheit sogar durch die Untrüglichkeit des inneren Wahrgenommenwerdens. a. a. O. S. 120ff. Was aber untrüglich evident erscheint, »erscheint« nicht, sondern ist.

Weisen, wie das Subjekt sich zu diesem gegenständlichen Geschehen stellt.

Diese Stellungnahmen des Ich, bei welchen das Ich eine philosophische Voraussetzung und ein faktischer Befund ist, haben nun gewisse gemeinsame Charaktere. Auch diese haben wir bereits ausführlich besprochen. Es sind die Charaktere der Intentionalität, der subjektiven Spontanität, die sich an ihrer Materie in Akten realisieren. Ein Teil von ihnen war die Bedingung oder die Begleiterscheinung des objektiven psychischen Geschehens selber (z. B. Willensakt). Ein anderer Teil, der für unseren Zweck wesentliche, erschöpfte seine Bedeutung darin, das objektive Geschehen als Materie in eine besondere Beziehung zum Ich zu bringen, die in der Gegebenheit des objektiven Geschehens selbst noch nicht enthalten war. Diesen Tatbestand fanden wir vor; wir fanden, daß er längst ein allgemeines Gut der Vulgärpsychologie ist und von ihr mit der Bezeichnung Erleben belegt worden ist. Durch die Tatsache des Erlebtwerdens vom Ich wird das objektive psychische Geschehen in seiner subjektiven Seinsweise tatsächlich wesenhaft modifiziert. Soweit es also dieser Modifikation durch Erlebtwerden unterliegt, besteht ein gewisses Recht darauf, es als phänomenal im engeren Sinn zu bezeichnen und seiner objektiven Artung selber gegenüber zu stellen; und mit Notwendigkeit erwächst hieraus die Aufgabe, eine Wissenschaft auszubilden, deren Gegenstand diese engere psychische Phänomenalität ist.

Eines ist nach dieser Erörterung klar: daß die Rede, Phänomenologie sei »Wesensschau«, von uns nicht als gültig anerkannt zu werden vermag. Vom Standpunkt der vollendeten psychologischen Erkenntnis aus wäre vielmehr das Gebiet des Erlebens dasjenige, dessen theoretische Determination nur durch sehr abgeleitete und mittelbare Erklärungen möglich wäre. Anders wird die Sachlage freilich in dem Augenblick, wo der psychologische Forscher sich ohne alle theoretische Absicht und Gebundenheit den reinen noch durch nichts geordneten seelischen Tatbeständen gegenüber findet. Hier sind die verschiedenen Weisen des subjektiven Bewußtseins das tatsächlich Erste, worauf er trifft; und ihre Erfassung in ihrer reinen Tatsächlichkeit in der Tat eine Art Vorwissenschaft aller weiteren psychologischen Arbeit.

Freilich lassen sich auch die Weisen des Erlebens als rein objektives psychisches Geschehen auffassen; sie sind objektiven Untersuchungen theoretischer Art zugänglich, genau so wie das objektive psychische Geschehen selber. Auch diese Untersuchung aber kann nicht erfolgen ohne die vorausgegangene Bestimmung ihrer Tatsächlichkeit. Es wird wohl seinen guten gegenständlichen Grund haben, daß sich in dieser Tatsächlichkeit die phänomenalen Weisen subjektiver Beziehung auf Psychisches von den Formen des objektiven Ablaufens unterscheiden. Es ist ein Problem, ob diese Unterscheidung auf objektiven besonderen Mechanismen des Geschehens

beruht oder nicht. Es mag auch ein heuristischer Gesichtspunkt sein, diesen Unterschied von vornherein nach Möglichkeit zu leugnen[1]). Auf anderer Seite aber hat die alte Psychologie von Kant bis Beneke die Notwendigkeit behauptet und durchgeführt, von diesem Teil des psychischen Geschehens, der ihnen am wesentlichsten erschien, besondere theoretische Systeme des Geistes zu entwerfen. Die Lehren von den verschiedenen Formen der Apperzeption und andere Konstruktionen legen hierfür Zeugnis ab.

Allein diese theoretischen Konstruktionen gehen die Phänomenologie als tatsächliche Ausgangswissenschaft vom Erleben nichts an. Sie hält sich an die reinen Bewußtseinstatbestände, und in diesem Sinne ist es wohl zu begreifen, wenn Jaspers für ihre Erkenntnisweise das Wort Verstehen anwendet, so zwecklos dies methodologisch bleibt.

Die Wortbezeichnung, welche jene intentionalen Einstellungen des Subjekts decken, wie Erlebnis, Erkenntnis, Wahrnehmung, Gefühl, haben alle etwas Vieldeutiges. Sie bezeichnen alle drei verschiedene Bedeutungen: erstens den Vollzug (Akt), zweitens dasjenige, was in diesem Vollzug vorgeht (Inhalt), drittens dasjenige, was dieser Vollzug vor das Bewußtsein stellt (Gegenstand). Und man kann nun mit Recht fragen: was von dieser Dreiheit ist denn nun im speziellen Sinn Problem der Phänomenologie? Zur Beantwortung ist zu bemerken, daß diese Dreiheit ihrerseits bereits Abstraktionsgesichtspunkte aus dem einen gleichen Bewußtseinstatbestand enthält, und daß diese ihm zwar jeweils mit Notwendigkeit immanent sind, aber nur in der phänomenalen Ganzheit eines Erlebens. Die Phänomenologie umfaßt sie daher als abgesonderte und abgeleitete Einzelteile desselben gemeinsamen Grundproblems. Der Tatbestand geht den möglichen Abstraktionen immer voraus[2]).

Beschreibung und Abstraktion.

Nun wird man mit Recht bemerken, daß, wenn wir von Erlebnissen reden und sagen, sie beruhten auf intentionalen Vollzügen, wir uns bereits durch diese Aussage von den reinen Tatbeständen weit entfernt und in die Abstraktion hineinbegeben haben. Ja selbst wenn wir von Erlebnis sprechen, so liegt nicht mehr ein reiner Tat-

---

[1]) Einen solchen unbezweifelbaren heuristischen Wert hat z. B. die Arbeit von Poppelreuter, Die Ordnung des Vorstellungsablaufs. I. Leipzig 1913. Hier wird der Versuch gemacht, das Verhältnis der Funktionspsychologie zur Assoziationstheorie dadurch abzuwägen, daß — abgesehen von bedeutsamen Modifikationen des Assoziationsbegriffs selber und seiner Beziehung zu den Reproduktionen — möglichst vieles an funktionalen Leistungen noch assoziativ erklärbar gemacht wird.

[2]) Darüber, daß der Gegenstand nicht zum Aktvollzug als einem Bewußtseinstatbestand hinzugehört, wurde schon oben gesprochen. Es bleiben für die Phänomenologie nur die Inhalte und ihre Bewußtseinsformen als Gebiet übrig.

bestand, sondern eine Abstraktion vor. Widerspricht dies nun nicht der von uns gesetzten Aufgabe, die Phänomenologie als Wissenschaft von den reinen erlebenden Bewußtseinstatbeständen ihrem subjektiven Wesen nach auszubilden?

In der Tat: hier liegt wieder ein schwieriges methodisches Problem zugrunde. Wir sahen bereits, wie psychische Tatsachen selber nur in willkürlicher Abgrenzung Gegenstand der Erkenntnis sein können; ja wie ihr volles anschauliches Nacherleben an der Tatsache ihrer unwiederholbaren Einmaligkeit scheitert; wie schon im bloßen Hineinverschmelzen reproduktiver Daten ins Wiedererleben Abstraktions- und Verallgemeinerungsgesichtspunkte mitgegeben sind. Wir werden daraus folgern: eine ganz im Unmittelbaren bleibende, von allem unanschaulichen Beiwerk befreite Erkenntnis von psychischen Tatsachen ist unmöglich. Die Jaspersssche Forderung der anschaulichen Vergegenwärtigung im Verstehen ist prinzipiell niemals ganz erfüllbar. Der reinanschauliche Tatsächlichkeitscharakter des psychischen Geschehens in seiner ganzen Unmittelbarkeit tritt immer nur ein einziges Mal auf: eben wenn dies Geschehen zum ersten Male stattfindet[1]). Schon im Moment, wo das Ich sich ihm zuwendet, verblaßt er; einzelnes wird herausgehoben und »wesentlich«; von anderem wird abgesehen. Bei der Wiederholung des Erlebens in der Reproduktion verblaßt er noch weiter.

Noch handelt es sich um ein völlig unbearbeitetes Einzelgeschehen, das dann weiter zur bestimmten Erkenntnis wird, aufgenommen in die psychologische Gesamterfahrung und Gegenstand der Beschreibung. Bei diesem Vorgange nun verschwinden seine anschaulichen Seiten, die unmittelbaren, individuellen, die seiner Einzelheit und Unwiederholbarkeit, seiner Einzigartigkeit. Beschreibung ist immer begriffliche Umschreibung im Sinne der deutlichen und eindeutigen Bezeichnung. Das liegt mit logischer Notwendigkeit im Wesen der Beschreibung. Die Phänomene sind immer anschaulich und unmittelbar erlebt —; die Darstellung aber vermittelt ihren Gegenstand unanschaulich. Eben deshalb ist die Darstellung, die sich dieser unanschaulichen Symbole, der Wortbedeutungen, bedienen muß, in ihrem Effekt wiederum blasser als das Erleben des Phänomens. Und die Fülle der Abstraktionsmerkmale vermag zwar die Anschaulichkeit durch eine größere Deutlichkeit und Bestimmtheit, das Erlebnis durch eine Erkenntnis völlig zu ersetzen, ändert aber an der Unanschaulichkeit dieser Erkenntnis nichts. Diese Unanschaulichkeit wird auch durch die generischen Sprachsymbole erzwungen. Hierauf beruht auch die Unvollständigkeit jeder noch so genauen beschreibenden Determination durch Merkmale, weil vom

[1]) Auch hierbei ist noch in Anschlag zu bringen, daß das Anschauliche dieses Geschehens letztlich immer auf seinen Qualitäten beruht, daß deren Ordnungsformen und somit die Ganzheit dieses Geschehens selber aber nichts Anschauliches sind und nur abstraktiv ins Bewußtsein erhoben werden können. Davon wird aber in der Folge zum Zweck der Vereinfachung unserer Darstellung abgesehen.

individuellen Beieinander, dem hic et nunc der jeweiligen einzelnen Situation, ein abgezogener Begriff nicht möglich ist.

Umfaßt diese Erkenntnis mehr als ein Einzelphänomen, nämlich eine Gruppe, einen Typus, eine Klasse: so muß sie mehr und mehr alles Individuelle, Einmalige und in diesem Sinne anschaulich Erlebbare eliminieren, welches im Bewußtsein jedes einzelnen Individuums ja in anderer Weise gegeben ist. Sie wird also um so abstrakter und eindeutiger sein, je mehr sie sich vom Anschaulichen und noch Vorstellbaren ins Begriffliche entfernt; je höhere Begrifflichkeit sie erreicht; je schärfer ihre Abstraktionen sind. Und man beschreibt nun tatsächlich niemals den Einzelfall, sondern stets sein Genus, seinen Typus — das liegt im Wesen der Merkmalsbildung bei der Beschreibung. Das Verfahren der Abstraktion ist die angemessene Weise der Beschreibung. Hiervon war an früheren Stellen dieser Untersuchungen schon ausführlich die Rede.

Ein wenig anders liegen die Dinge, wenn es sich nicht um ein einzelnes Phänomen oder eine Klasse von solchen handelt, sondern um Zusammenhänge von Phänomenen. Bekanntlich hat Jaspers auch für das Zusammenhängen des Seelischen, wenigstens für bestimmte Weisen des Zusammenhängens im Erleben, eine Phänomenologie auf Grund »genetischen Verstehens« schaffen wollen. Allein die Sache liegt wesentlich komplizierter, als Jaspers sie sich vorstellt. Der Zusammenhang des Erlebens ist die Form seines gesetzmäßigen Ablaufens; er ist in keiner Weise anschaulich erkennbar; sondern ist ein Gebiet der objektiven theoretischen Forschung. Man muß nun aber unterscheiden das Zusammenhängen des Erlebens und das Erleben des Zusammenhängens. Letzteres ist ein phänomenologisches Datum. Ich kann etwas als zu einem Ganzen gehörig oder aus einem Andern hervorgehend erleben. Den Bewußtseinsbestand dieses Erlebens zu sichern und zu erfassen, der in jedem einzelnen Falle verschieden sein kann, ist genau so eine phänomenologische Aufgabe, wie die Erfassung jedes anderen möglichen Erlebens. Ganz falsch wäre es aber, darin, daß ich solch ein Zusammenhängen erlebe, etwa einen Rechtsgrund für irgendwelchen Objektivitätscharakter dieses Zusammenhängens zu erblicken, ihn einer besonderen Kausalität zuzuschreiben o. dgl., wie dies Jaspers tut. Das Erleben des Zusammenhängens ist ein subjektiver Zustand, der Zusammenhang des Erlebens ist ein objektives Problem. Ich nehme an, daß Jaspers, an dessen Begriff der »verständlichen Zusammenhänge« wir schon Kritik geübt haben, mit dem genetischen Verstehen nur das Verstehen des Erlebens von Zusammenhängen gemeint hat; wenn er freilich etwa sagt, die Freudsche Psychologie sei eine solche genetischen Verstehens, so widerspricht das unserer Auslegung; denn diese Freudsche Lehre macht nichts über Erleben von Zusammenhängen aus, sondern vielmehr über Zusammenhänge des Erlebens, denen sie objektive Geltung beilegt. Und das tut sie — unbeschadet

ihrer Richtigkeit oder Falschheit im einzelnen — prinzipiell mit Recht. Sie ist nicht verstehende Psychologie, sondern dynamische Theorie.

Anwendungen auf die Erkenntnis des fremden Ich.

Mit diesen Feststellungen über das Wesen der Erkenntnis seelischer Tatsachen haben wir auch den Gesichtspunkt gewonnen, unter welchem sich die bisher nicht lösbaren Schwierigkeiten beheben lassen, welche die Erkenntnis des Fremdich betreffen. Gegen den Jaspersschen Begriff des Verstehens haben wir bereits angeführt, was dagegen zu sagen ist. Er ist eine dogmatische Ausflucht vor dem Problem des Wissens um fremdes Psychisches, aber keine fundamental neue Wahrheit. Wir leugnen nicht, daß wir als inneren Tatbestand es in uns vorfinden, die seelischen Zustände Anderer erfassen zu können, ohne daß uns das Wie dieses Erfassens dabei immer deutlich wird. Man mag das Verstehen nennen; damit ist gar nichts getan. Zu einer methodischen und wissenschaftlichen Erkenntnis vermag es unter zwei Gesichtspunkten zu werden: entweder dadurch, daß es sich selber als eine Methode des Erkennens von eigener Artung dartut und rechtfertigt, oder aber dadurch, daß es sich in eine Methode der bestimmten Erkenntnis verwandeln läßt. Den ersten dieser zwei Gesichtspunkte haben die Lehren der Einfühlung verwandt, welche den Verstehensprozeß assoziativ aufzuklären versuchen. Diese Aufklärung der assoziativen Struktur des Verstehens mag nun aber richtig sein oder falsch; zweierlei wird sie niemals dartun können; erstens den Rechtsgrund dafür, daß sie eine Erkenntnis zu sein behauptet; zweitens den Rechtsgrund dafür, daß sie ein fremdes Ich als den Gegenstand ihres Erkennens voraussetzt. Wir wiesen schon in bezug auf diesen letzteren Punkt darauf hin, daß er aus dem Wesen und dem Vollzuge der Einfühlung auf keine Weise herleitbar ist. Lipps, der dies klar erkannte, hat denn auch in genau der gleichen Weise dogmatisch resignieren müssen, wie neuerdings Jaspers. Der erste Punkt aber, die Rechtfertigung des Erkenntnischarakters der Einfühlung, ist natürlich restlos abhängig von der Beantwortung der Frage, woher die Einfühlung vom fremden Ich weiß, in das sie sich einfühlt. Und war hier der letzte Schluß eine Resignation, so wird er es auch wohl dort bleiben müssen.

Damit kommen wir zurück auf die alte Lehre von Analogieschluß. Die Einwendungen, welche gegen diese gemacht sind und die wir weiter oben eingehend darstellten (vergleiche besonders die Ausführungen Schelers), sind, wovon sich jeder leicht überzeugen wird, insgesamt nur von komparativer Allgemeingültigkeit und nicht von der Art, daß sie den Analogieschluß im Prinzip zur Unmöglichkeit machten. Daß dieser aber, als ein Wahrscheinlichkeitsschluß wie alle Analogieschlüsse, ein trügerischer und unsicherer Boden für

die Forschung ist, dies hat schon Beneke[1]) klar erkannt. Ein einziger Einwand Schelers ist prinzipieller Art: nämlich der, daß die Analogieschlußtheorie auf fremdpsychisches Geschehen das fremde Ich schon voraussetzen müsse, ebenso wie die Einfühlungslehre dies tun muß. Aber dieser Einwand, der für die Einfühlungslehre seine volle Berechtigung hat, trifft für die Analogieschlußlehre absolut nicht zu. Für den Analogieschluß auf das fremdpsychische Einzelgeschehen ist das Wissen um das fremde Ich allerdings bereits eine Voraussetzung. Aber eben das Wissen um diese Voraussetzung kann ich mir längst vorher durch eine Reihe anderer Analogieschlüsse erworben haben, bei denen weder Psychisches noch Belebtheit im allgemeinen Mittelglied zu sein braucht, sondern für welche als Mittelglied die Analogie körperlicher Begrenzung und die Ortsveränderung genügt. Weitere Analogien der Einzelerfahrung, die unter dieser Voraussetzung massenhaft möglich sind, würden letztere immer wieder verifizieren und nie ihr zuwider sein. Somit ist diese Schwierigkeit für die Analogieschlußtheorie nur ein Scheineinwand.

Ohnedies ist es ja eigentlich naheliegend anzunehmen, daß die Erkenntnis vom Fremdpsychischen nicht auf unwillkürlichem assoziativen Affiziertwerden beruht, wie die Einfühlungslehre will, sondern auf intentionalen erfassenden Einstellungen des Ich auf die Äußerungen des Geschehens beim Andern, genau so wie auf solchen Einstellungen die eigene Selbsterkenntnis beruht. Wieweit der Vollzug dieser Einstellungen in den bewußten Erkenntnisakt- und Schlußweisen geschieht, wieweit in gefühlshaften und dunklen, dies ist prinzipiell nicht wichtig. Niemandem wird einfallen zu behaupten, der psychologische Prozeß des Fremderkennens vollziehe sich in der deutlich bewußten logischen Form des Analogieschlusses. Wir stellen bloß fest, daß diese allein geeignet ist, dasjenige, was sich beim Prozeß des Fremderkennens abspielt, logisch adäquat zu fundieren. Meyerhof sagt sehr richtig[2]): »Jede sogenannte Einfühlung ist entweder auch ein Schluß oder nur ein undeutlicher Erkenntnisvorgang, bei dem die Vorstellungen dunkel bleiben und nicht abgesondert als Begriffe gedacht werden; ein Drittes ist unmöglich.« Hier finden wir auch bereits angegeben, wie es sehr wohl denkbar ist, daß die assoziativen Einfühlungsweisen beim Fremderkennen als genetische Erkenntnishilfen und Hinweise mitwirken könnten. Es wird sich eben im Einzelfall um ein sehr kompliziertes inneres Geschehen beim Erkennen des seelischen Fremdgeschehens handeln, welches man unter der Bezeichnung Verstehen vorläufig zulassen mag und das sich aus intentionalen Akten wahrnehmenden, gefühlshaften und reflektionellen Erfassens auferbaut.

---

[1]) Beiträge zu einer rein seelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde. 1824. S. 28ff.

[2]) Psychol. Theorie d. Geisteskrankheiten. S. 20.

die eingeleitet und umrankt sind von den assoziativen Einfühlungshilfen, und die in ihrem gesamten Effekt als ein undeutlich erkenntnisartiges Bewußtsein vom Fremdgeschehen erlebt werden. Ihr ideales logisches Abbild aber, von allem zufälligen Beiwerk gereinigt, ist der Analogieschluß. Alles dies, und auch die Tendenz zur reinen Analogieschlußweise als dem Ideal, ist letzten Endes bedingt durch die Tatsache, daß jede bestimmte Erkenntnis psychischer Tatbestände eine objektivierende und begriffliche Tendenz hat, wie wir oben nachgewiesen haben.

Abstraktion und induktive Theorie im Psychischen.

Und nunmehr ist es an der Zeit zu untersuchen, was uns denn jene Abstraktionen bedeuten, welche die Beschreibung der Erlebnisgegebenheiten mit sich bringt; welchem Ziele sie dienen und was an wissenschaftlichen Werten in ihnen steckt. Sind sie Selbstzweck? Dienen sie einem höheren Arbeitsgesichtspunkt? Haben sie etwas zu tun mit den sonstigen Aufgaben wissenschaftlicher Psychologie? Und wenn ja: wie steht die phänomenologische Beschreibung und Analyse zu diesen Aufgaben? Wie steht sie im wissenschaftlichen Ganzen der Psychologie drin? Diesen Fragen gilt es noch eine Antwort zu finden.

Um diese Aufgabe unserer Untersuchung in vorurteilsloser Weise angreifen zu können, verlassen wir für kurze Zeit den Boden, auf welchem wir uns bis jetzt bewegt haben; wir erweitern unseren Gesichtswinkel zu einem Aspekt der Psychologie als eines wissenschaftlichen Ganzen, untersuchen das Verhältnis der Teile innerhalb dieses Gesamtgebäudes zueinander und sehen, ob wir nicht den Punkt aufzufinden vermögen, von dem aus sich das bisher abgegrenzte phänomenologische Forschungsgebiet in dieses Ganze sozusagen organisch eingliedern läßt.

Erfahrung nennen wir die Erkenntnis von den unserem Bewußtsein gegebenen Gegenständen. Erfahrung ist Erkenntnis, wiefern sie die notwendigen Bedingungen der Existenz dieser Gegenstände uns bewußt macht, wiefern sie also deren zufälliges Gegebensein zu einem notwendigen Sein und Sosein für uns macht. Die Bestimmung der Notwendigkeit der Existenz und Realität eines Gegenstandes ist sein Gesetz. Den Zusammenhang der Gesetze untereinander nennen wir Natur. Die Ausbildung des Bewußtseins um diesen Zusammenhang aller notwendigen Bestimmungen des Seins und Soseins von Gegebenem nennen wir Theorie. Alle Einzelerfahrung also strebt zu ihrer vollendeten Abrundung in der Theorie.

Jede empirische Theorie überhaupt, und somit auch die psychologische Erfahrung als Ganzes, verbindet die Tatsachen, die ihr Material bilden, zu Gesetzen. Das Auffinden dieser Gesetze vollzieht sich durch bestimmte geistige Prozesse, durch die sie ins Bewußtsein gehoben werden. Wir schreiben diese Prozesse einer be-

sonderen psychischen Fähigkeit zu, die wir Reflexion nennen, und reden von Schlußweisen. Das Bewußtsein um einen gegebenen Gegenstand ist, sofern es ein bestimmtes Bewußtsein ist, ein einzelnes Urteil auf Grund einer Wahrnehmung. Das Bewußtsein um ein Gesetz ist ein allgemeines Urteil von notwendiger Geltung. Das Verfahren der Reflexion, welches vom einzelnen Wahrnehmungsurteil zum allgemeinen und notwendigen Urteil führt, ist eine Schlußweise vom Typus der Induktion. Alle empirische Theorie ist also induktiv.

Der Nachweis, welche Schlußweisen zu der Erkenntnis der Naturgesetze führen, ist — ebenso wie die Begründung der Schlußkraft dieser Weisen — Geschäft der formalen Logik. Die formale Logik wird also für den Vollzug dieser Schlüsse selber als gültig vorausgesetzt. Für die Ausbildung jeder möglichen psychologischen Theorie braucht ihr Rechtsgrund mithin nicht erst dargetan zu werden.

Die zweite Voraussetzung für die Ausbildung jeder psychologischen Wissenschaft ist ein Bestand gesicherter Tatsachen, aus denen geschlossen wird. Hier findet die Phänomenologie ihr erstes Bewährungsgebiet innerhalb des psychologischen Wissenschaftsganzen. Denn welche andere Forschungsrichtung erstrebte wohl ein so restloses Herausarbeiten des reinen Gegebenheitscharakters ihres Gegenstandsgebietes als die Phänomenologie! Sie liefert in möglichst allseitiger und unverarbeiteter Weise das reine Material jeder möglichen weiteren Untersuchung; in diesem Sinne ist sie wahrhaft voraussetzungslos und Ausgangswissenschaft späterer Theorien. Allein hier ist doch eines zu bedenken. Wir haben in den bisherigen Untersuchungen gesehen, daß die Beschreibung des reinen Tatsächlichkeitsgehalts ihrer Gegenstände für die Phänomenologie zwar die oberste Forderung, aber eine prinzipiell nicht restlos erfüllbare Forderung darstellte. Das Wesen des Erfassens, das Wesen der Beschreibung brachten mit grundsätzlicher Notwendigkeit immer schon Abstraktionen an die phänomenologische Materie heran; und diese sind willkürliche Akte der Reflexion und unterliegen den Kriterien der Logik ebenso wie den in den Tatsachen selber gelegenen Kriterien. Gerade diese Abstraktionen erfordern ja unsere besondere Untersuchung über das Verhältnis der Phänomenologie zur Theorie; und hierfür ist die einfache Subsumtion der Phänomenologie unter das Tatsachenkriterium jeder möglichen Theorie keine ausreichende Lösung.

Die dritte Voraussetzung jeder möglichen Theorie und damit jeder wissenschaftlichen Gesamtpsychologie kann als das Gebiet materialer Voraussetzungen wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt zusammengefaßt werden. Diese Voraussetzung wird aus »philosophischen Grunduntersuchungen über die allgemeinsten Gesetze« jeder möglichen theoretischen Erkenntnis[1]), aus dem berühmten

[1]) Fries, wie kaum ein zweiter ein Meister aller philosophischen Naturtheorie, sagt in seinem System der Logik (S. 562): »Das regulative Verfahren der Theorie ist das zusammengesetzteste Kunststück der wissenschaftlichen Methode.

Kantischen »Prinzip der Möglichkeit von Erfahrung überhaupt«, gewonnen. Die Immanenz dieser Voraussetzung folgt aus dem speziellen Wesen der Induktion und der wissenschaftlich ausgebildeten Naturtheorie, wie sie die großen Denker auf diesem Gebiete sei Newton festgestellt haben. Die Begründung dieser Voraussetzung (durch eine endgültige Auflösung des induktiven Schlußverfahrens) braucht in der Ausbildung der Theorie selber ebenfalls nicht dargetan zu werden. Sie geht ihr voraus; wir haben in unserer Darstellung der Wissenschaftstheorie des Psychischen dieser Aufgabe genügt. Wiederholen wir nochmals die Voraussetzungen aller Naturtheorie:

Erstens die Tatsachen des empirischen Materials, welches der Bildung der Theorie zum Ausgangspunkte dient.

Zweitens die formale Logik im Hinblick auf die Zulässigkeit der bei Bildung der Theorie angewandten Schlußweisen.

Drittens die nichtlogischen notwendigen Grundsätze, welche die Existenz der allgemeinen gesetzmäßigen Verknüpfungsformen von Erscheinungen zum Inhalt haben, welche sich auf das in Frage stehende Erfahrungsgebiet anwendet.

Es bleibt nunmehr zu erörtern, in welcher Weise die Tatsachen und Abstraktionen auf die Bildung einer Theorie von Einfluß sind, und welche Rolle den Arbeitsbegriffen und Arbeitshypothesen in der psychologischen Theorie zufällt. Wir müssen zu diesem Zweck noch einmal kurz auf die Natur der Induktionen[1]) zurückgreifen.

Es lassen sich hier allerdings sehr bestimmte logische Regeln angeben, ohne welche eine solche Untersuchung nicht gelingen kann; dabey werden aber die einfachen heuristischen Methoden schon als richtig angewendet vorausgesetzt und über diese noch ein eigenes strenges Verfahren gefordert. Daher finden wir denn auch bey der Behandlung der schwereren unter diesen Untersuchungen beständige Wiederholungen derselben Fehler. Es muß hier erstlich durch ein richtiges empirisches Verfahren der Bestand der Tatsachen genau gegeben seyn. Es müssen zweytens durch ein richtiges spekulatives Verfahren die ... philosophischen Grunduntersuchungen über die allgemeinsten Gesetze vorausgeschickt seyn; so daß drittens eine theoretische Untersuchung nie früher unternommen werden darf, als bis vorherbestimmt ist, unter welchen allgemeinen Maximen sie steht, und ferner, welches bestimmte Verhältnis sie gegen schon vorhandene konstitutive Theorien hat. Hier ist mit der Orientierung gegen philosophische Spekulation schon sehr viel gefordert, da die richtigen Maximen der philosophischen Spekulation noch nicht allgemein anerkannt sind.«

[1]) Was die im folgenden dargestellten Bemerkungen zur Induktionslehre anlangt, so vermag ich dem Leser tatsächlich kein systematisches Werk zu nennen, welches die Theorie der Induktion in einer für psychologische Forschung angemessenen Weise entwickelt hätte. Neben dem alten Werke Apelts (Die Theorie der Induktion, Leipzig 1854) und der historischen Darstellung Whewells in seiner Geschichte der induktiven Wissenschaften kommen nur die recht unzulängliche, neben Richtigem viel Falsches enthaltende Millsche Logik und die relativ spärlichen Bemerkungen in den üblichen Logiken in Frage. Man wird sich wohl entschließen müssen, zum Zweck einer systematischen Vertiefung bis auf das klassische Werk eines Bacon zurückzugehen und dann in den Logiken der engeren Kantschüler manches Wertvolle zu entdecken. Wir sind daher in der folgenden Darstellung zwar in Anlehnung an die nachkantischen Logiker der In-

Jenes einfachste Schema der Induktion, welches oben gegeben wurde, ist nämlich in der Tat nur ein Schema, das sich in reiner Anwendung eigentlich niemals bei den empirischen Regelbildungen findet. Würde es möglich sein, lediglich dieses Schema direkt anzuwenden, so würde es nirgendwo Unklarheiten, Arbeitshypothesen, leitende Maximen, Streit um allgemeinere und speziellere Voraussetzungen geben. Alles wäre leicht und einfach, wie bei den unverwickelten logischen Prozessen.

Tatsächlich liegen die Dinge aber eben sehr verwickelt.

Es besteht eine unendliche Mannigfaltigkeit der empirischen Abläufe. Alle stehen miteinander in gesetzmäßiger Verknüpfung. Jeder kommt unter einer unbegrenzten Zahl von Bedingungen zustande. Für jede dieser Bedingungen lassen sich, wenigstens ist das im Prinzip anzunehmen, Bestimmungsstücke am Ablauf aufweisen, welche der Ausdruck des gesetzmäßigen Zusammenhanges zwischen dem Ablauf und dieser Bedingung sind. Es bleibt das unvollendbare Ziel des empirischen Wissenschaftsganzen, für jede einzelne dieser unendlich vielen Beziehungen die gesetzmäßige Form aufzufinden. Daraus folgt die prinzipiell unendliche Anzahl möglicher Induktionen.

Nun sind aber diese Induktionen keine ungeordnete Mannigfaltigkeit, sondern sie stehen zueinander in dem Ordnungsverhältnis eines architektonisch sich aufbauenden Wissenschaftsganzen. Sie bilden sozusagen eine systematisch gegliederte Gerüstform, die im Innern unendlich sich ausbauen läßt, je weiter die Erkenntnis fortschreitet.[1])

Woraus ergibt sich nun diese systematische Einheitlichkeit des vollendeten empirischen (psychologischen) Wissenschaftsganzen? Und was soll uns das für unsere Erörterung?

Setzen wir selbst einmal voraus, es gäbe nur vollständige Induktionen — was tatsächlich nicht der Fall ist: so leuchtet doch ein, daß die einzelnen Induktionsergebnisse sich hinsichtlich des Umfangs unterscheiden werden, den die Inbegriffe ihrer jeweiligen Gegenstände aufweisen. Da aber jeder psychische Ablauf als Gegenstand einer ganzen Reihe von gesetzmäßigen Bedingungen, denen er unterworfen ist, in Frage kommt, so muß er als Inhalt in den Umfängen mehrerer solcher Inbegriffe von Gegenständen, die einem gemeinsamen Gesetz unterstehen, enthalten sein. So folgt schon aus dem

---

duktion, aber doch auf eigene Faust vorgegangen, da die Anwendung der Induktionstheorie auf Psychisches dortselbst nicht genügend ausgebildet war. So hat sich uns der Sinn des Begriffs der leitenden Maximen im Psychologischen wesentlich verschoben.

[1]) Fries sagt (System der Logik, S. 564): »Unter den allgemeinen Maximen der Philosophie müssen wir aber auch die Erfahrung selbst noch von dem höchsten möglichen Gesichtspunkte übersehen, den wir erreichen können, um daraus bestimmtere leitende Maximen zu bilden. Denn die allgemeinen Gesetze gehören dem Ganzen, und das Einzelne läßt sich nach seinen theoretischen Verhältnissen nur gemäß seiner Lage im Ganzen bestimmen. Untergeordnete einzelne Theorien werden selten glücklich, wenn sie nicht ihrer Anlage nach gegen das Ganze orientiert sind.«

logischen Verhältnis dieser Umfänge zueinander eine systematische Beziehung des Geltungsbereiches mehrerer Gesetze, also eine systematische Rangabstufung der Induktionen. Daß das allgemeinere Gesetz die spezielleren unter sich umschließt, ist der gewöhnliche Ausdruck für diese Abstufung nach dem Umfang der Gegenstände. Doch braucht der Grad dieser Allgemeinheit eines Gesetzes[1]) nicht bloß durch den Unterschied im Umfang des Inbegriffs der Gegenstände, auf die das Gesetz sich bezieht, bestimmt zu sein; er kann ebenso auch von der anderen Seite her bestimmt werden: von den allgemeinen philosophischen Voraussetzungen her, die jeder möglichen induktiven Erkenntnis zugrunde liegen. Diese rationalen Grundsätze, so gehaltsarm sie sind, lassen sich durch ein besonderes Schlußverfahren zu einem System der gesetzmäßigen Beziehungen allgemeinster Art ausbauen. Durch Aufnahme abstraktiv gewonnener allgemeiner empirischer Begriffe läßt sich das System dieser Beziehungen noch bis zu einem gewissen Grade spezialisieren und bildet so die durchgebildete Reihe der Obersätze für alle Induktionen des Erfahrungsgebietes, für das es gilt. Für die physikalischen Naturwissenschaften ist diese konstitutive Theorie einwandfrei durchgebildet und ziemlich allgemein anerkannt; lediglich die Gründe ihrer Gültigkeit bilden noch einen strittigen Problemkreis. Für die psychologischen Naturwissenschaften herrscht hier freilich auch im Tatsächlichen große Unsicherheit und Unklarheit. Es wurde bereits an früherer Stelle eine solche konstitutive Theorie erörtert, die durch das Hereinnehmen des Assoziationsbegriffs in das System der gesetzmäßigen Verknüpfungsformen des Seelischen als deren oberste Bestimmung entstanden war. Hier ist nun ein weiterer Anknüpfungspunkt für die obersten Abstraktionen der Phänomenologie. Man kann beispielshalber den Funktionsbegriff in das System der rationalen Grundsätze hinein nehmen, um durch ihn die psychologische Kausalität mit näheren Bestimmungen zu versehen. Man würde dann eine konstitutive funktionspsychologische Theorie erhalten, in welcher das Wesen psychischen Zusammenhängens durch die Merkmale der fundierenden Funktionen bestimmt würde. Es ließe sich ferner auf diesem Wege das Brentanosche Gesetz, welches natürlich aus der Phänomenologie völlig herausfällt, theoretisch begründen, wonach es so viele psychische Grundformen gibt, als es Arten gibt, in welchen sich das Ich auf Gegenstände bezieht. Wir haben dies in unserer Wissenschaftstheorie des Psychischen geleistet, und wollen diesen Gesichtspunkt der Verschmelzung von Phänomenologie und konstitutiver Theorie im Auge behalten; denn aus ihm folgt nicht nur etwas über die psychologische Theorie, sondern vor allem auch etwas über die Art der phänomenologischen Abstraktionen.

---

[1]) Dieser Begriff der Allgemeinheit hat natürlich nichts zu tun mit dem der Allgemeinheit als Gültigkeitskriterium von Gesetzen überhaupt, dem modalischen Moment der Gesetze.

Wie dem auch sei: es läßt sich jedenfalls grundsätzlich die Allgemeinheit einer Induktion und ihre Stellung im System der Wissenschaft auch dadurch bestimmen, daß ihre mehr oder weniger direkte Abhängigkeit von den rationalen Prinzipien dargetan wird. Die allgemeinsten empirischen Gesetze werden direkt oder nach nur wenigen Abstraktionen von empirischen Bestandteilen ihrer Inhalte unter diese konstitutiven Prinzipien subsumierbar sein. Bei anderen muß die Abstraktion von ihren empirischen Bestimmungsstücken weiter durchgebildet werden. Nun hängt endlich diese Subsumierbarkeit unter die rationalen Prinzipien ihrerseits wieder in bestimmter Weise vom Umfang des Inbegriffs ihrer Gegenstände ab — ein Sonderproblem, dessen Erörterung wir uns wohl ersparen dürfen.

Die Pyramide des vollendeten Wissenschaftsganzen beruht also in einer Rangabstufung der induktiven Gesetze untereinander. Die unendlich breite Basis bildet das empirische Tatsachenmaterial; ihre Spitze bilden die rationalen Voraussetzungen gesetzmäßiger Verknüpfung des betreffenden Erfahrungsgebietes. Dazwischen stuft sich das gegliederte System der Naturgesetze ab. Jedes einzelne dieser Gesetze ist in seiner Lage zum systematischen Ganzen sozusagen nach drei Dimensionen bestimmt: nach dem Umfang seines tatsächlichen Anwendungsbereiches, nach der Beziehung zur rationalen Spitze, nach der Beziehung zur logischen Weite anderer Gesetze. Die Bestimmungsstücke diese drei Beziehungsweisen sind logische Gebilde; ihr Gültigkeitsgrund ist jedesmal ein anderer.

Was hat dies mit unserem Problem zu tun? Das wird erst klar, wenn man sich erinnert, daß die empirische Wissenschaft, und ganz speziell die psychologische Theorie, etwas Unvollendetes und Unvollendbares ist. Gerade für die Psychologie gilt Apelts Wort: »Daß wir auf der einen Seite wohl Regeln haben, deren Gültigkeit im allgemeinen wir kennen, auf der anderen Seite Fälle, deren Abhängigkeit von Regeln gewiß ist; aber das nähere Verhältnis, in dem sie zusammengehören, ist noch unbestimmt und wird erst gesucht«[1]). Daß dieses Verhältnis von Fall und Regel im Psychologischen ein so ungewisses ist, hat folgende Gründe.

Erstens ist das System der Regeln unvollständig, und zwar in doppeltem Sinne. Einmal, wie schon erwähnt, das der konstitutiven rationalen Grundsätze, deren systematischer Ausbau gerade für die psychologische Materie den größten Schwierigkeiten unterliegt. Sodann aber auch das der Induktionsergebnisse selber, infolge der historischen Zufälligkeit, wie sie jeweils einzeln entdeckt werden und dann zunächst unvermittelt und beziehungslos nebeneinander stehen.

Zweitens sind für die meisten Induktionen die Tatsachen durchaus nicht vollständig bekannt, und ebensowenig die Bedingungen, die sonst noch Realgründe der Tatsachen sind. Die praktisch in Frage

[1]) Theorie der Induktion. S. 51. Vgl. Fries, System d. Logik. S. 441.

kommenden Induktionen sind unvollständige Wahrscheinlichkeitsschlüsse und Kombinationen mit analogischen Schlußweisen.

Drittens ist gerade für psychologische Induktionen das Geltungsbereich gar nicht leicht zu bestimmen. Zunächst pflegt man es daher heuristisch möglichst weit zu begrenzen (unbegrenzte Anwendung des Assoziationsbegriffes; schrankenlose Gültigkeitsgebiete der Freudschen Mechanismen), was aber fehlerhaft sein kann.

Viertens fehlt oft jeder Zusammenhang zwischen der Erkenntnis, daß ein Ablauftypus einem Gesetz gehorcht, und der Bestimmung dieses Gesetzes. (Hierüber gehören die sog. maximenlosen empirischen Induktionen und die statistischen Induktionen, z. B. der statistischen Experimente in der Psychologie.) Im Bereich der physikalischen Theorie wird diese Verbindung zwischen dem rationalen Obersatz und dem empirischen Materiale durch die Anwendbarkeit mathematischer Konstruktion hergestellt — sei es zur Bestimmung und Spezialisierung des Obersatzes, sei es zur Bildung von Leitmaximen. Für das Gebiet der psychologischen Erkenntnis aber verbietet sich diese Bildung rational konstruierbarer mathematischer Sätze fast gänzlich. Sie ermöglicht sich nur für die Bestimmungen der Gesetze psychischer Intensitäten; und diese ist im Verhältnis zur eigentlichen psychologischen Aufgabe sehr gleichgültig.

Fünftens erkennt man leicht die in der Einmaligkeit alles psychischen Geschehens liegende, nur komparativ gültige Schwierigkeit für jede Theorie.

Aus allem diesem folgt, daß im Verfahren der psychologischen Theorie selber, wenn man dasselbe streng auffaßt, mit Notwendigkeit seine Undurchführbarkeit liegt. Es folgt die Unmöglichkeit einer strengen konstitutiven Naturtheorie für Seelisches.

Darf nun diese Einsicht zu konventionalistischen Stellungnahmen in allgemeinen psychologischen Fragen führen, etwa in dem Sinne, daß eben jeder Forscher mit gleichem Rechte seine »eigene Psychologie« habe?

Ein solcher Standpunkt würde zur Aufgabe jedes wahren Wissenschaftsanspruches der Psychologie führen. Vielmehr zeigt die prinzipielle Möglichkeit von Induktionen in diesem Gebiete, die mit ihrer ebenso prinzipiellen Unvollendbarkeit in einem konstitutiven System zusammenbesteht, klar den Ausweg, den es zu beschreiten gilt.

An die Stelle der konstitutiven Theorie hat die regulative zu treten. Man darf nicht voreilig systematisieren; und jene obersten Grundsätze aller psychologischen Theorie dürfen nur als regulative Prinzipien für die Bildung von Induktionen gebraucht werden. D. h. man darf freilich so verfahren, wie wir oben geschildert haben: daß man sie systematisch verbindet und durch Aufnahme allgemeinster empirischer Abstraktionen erweitert; aber man darf nicht vergessen, daß durch diese Verfahren der konstruktiven Psychologie immer nur ein toter Mechanismus entsteht, sei er nun das Gerüste einer Klassenordnung, sei er eine starre Schlußreihe, in welcher

der lebendige Organismus des Seelischen zergeht. Die konstruktive Tendenz derartiger Psychologien hat zwar oft heuristischen Wert — man denke an die Assoziationspsychologie! — ist aber, als konstitutives Moment des psychologischen Wissenschaftsganzen gedacht, immer eine fiktive und einseitige Grundlegung. Heuristisch, als regulatives Prinzip der Arbeit, kann sie, wie gesagt, wertvoll sein.

Unter dem regulativen Gesichtspunkt theoretischen Denkens in der Psychologie verstehen wir die Anwendung der rationalen Voraussetzungen wissenschaftlichen Denkens als leitende Forschungsmaximen. Leitende Maximen, Hilfsbegriffe und Arbeitshypothesen sind logisch verschiedenartige Konzeptionen zum Zweck der Bestimmung des Verhältnisses von Fall und Regel bei der Induktion. Sie treten da in Wirksamkeit, wo der Inhalt gegebener Regeln auf die gerade untersuchte Klasse von Fällen nicht anwendbar ist. Nun ist aber die Gleichartigkeit von Fällen, und mithin ihre »Klasse«, durch den Inhalt der Regel definiert, der sie unterstehen — wenn wir die Möglichkeit des Zufalls außer acht lassen. Wenn daher eine Regel auf eine Klasse von Fällen nicht kategorisch und konstitutiv zutrifft, so kann das folgende Gründe haben:

Erstens können die Fälle so verlaufen, daß ihre Verlaufsmerkmale nicht unter den Inbegriff der in der Regel gemeinten Verläufe logisch gehören. Dann ist zwar die Regel richtig, aber hat auf das betreffende Gegenstandsgebiet keine Anwendung.

Zweitens kann der Inhalt der Regel zwar auch für die in Frage stehenden Fälle zutreffen, zugleich aber noch für eine Reihe anderer Fälle, die von den ersteren durch eine besondere gleichartige Eigentümlichkeit sich unterscheiden. Diese herausgehobene Gleichartigkeit ist zwar bezeichenbar, aber noch nicht durch eine besondere gesetzmäßige Bedingung erklärt. Gesucht wird hier also die besondere Bestimmung des allgemeinen Gesetzes, durch welche jene Besonderheit eines Teiles der Fälle bedingt ist. Eine Anweisung zur Bildung dieser Bestimmung ist die leitende Maxime. Die Bestimmung selber ist entweder ihrerseits ein Gesetz oder eine Arbeitshypothese.

Drittens kann die Schwierigkeit der Bestimmung des Verhältnisses von Fall und Regel bei den Fällen liegen. Die Gleichartigkeit der Fälle wird zwar, wenn ein Gesetz gesucht wird, als Faktum vorausgesetzt. Aber die Erkenntnis dieser Gleichartigkeit hat etwas Schwieriges. Sie beruht nämlich zunächst auf einem willkürlichen Abstraktionsakt. Das Kriterium für die Berechtigung dieser Abstraktion wäre doch erst die Regel; aber gerade diese wird ja auf Grund der faktisch vorausgesetzten Gleichartigkeit erst gesucht. Hieraus folgt ein prinzipiell sehr wichtiges Wechselverhältnis zwischen Abstraktion und Induktion: Einmal sind die allgemeinsten Induktionen die theoretischen Leitmaximen für die Abstraktion, für dasjenige, was an Abläufen im Hinblick auf ein etwaiges gesetzliches Geschehen wesentlich und bedeutsam ist. Ferner

aber sind die Abstraktionen des Gleichartigen Arbeitsgesichtspunkte, Arbeitsbegriffe für den Ansatz hypothetischer Erklärung. Ein Verfahren, in welchem die Abstraktionsergebnisse nicht diese rein heuristische Rolle spielen, sondern als selbständige Realitäten fungieren, nennen wir objektive Psychologie[1]). So ist beispielsweise der sogenannten Elementarpsychologie eigentümlich, die Elemente, etwa die Empfindungsqualitäten, welche in Wahrheit Ergebnisse von Abstraktionen sind, die unter einem bestimmten Gesichtspunkt erfolgten, als die realen Bausteine des Psychischen zu betrachten. — Auf der anderen Seite aber darf nicht ganz willkürlich abstrahiert werden, sondern die Abstraktionen haben nur insofern Wert, als sie zur Erklärung der Erscheinungen durch die allgemeinsten Gesetze überhaupt beitragen können, als mithin eine Möglichkeit besteht, die Formen gesetzmäßiger Erkenntnis durch sie irgendwie näher bestimmen zu können. Sonst bleiben sie leere Willkür. »Die Abstraktionen müssen daher den Gesetzen der Metaphysik der inneren Natur folgen«[2]), nicht als konstitutiver Erklärungsgrundlage, wohl aber als leitenden Maximen, gemäß denen ihre Erklärbarkeit sich erwarten ließe; nur dann vermögen sie zu Arbeitsgesichtspunkten für theoretische Determinationen zu werden.

Die Stellung der Phänomenologie in der Psychologie.

Wenn wir an der Hand der bisherigen Ausführungen nunmehr versuchen, den phänomenologischen Abstraktionen ihre Stellung im Ganzen der Psychologie anzuweisen, so dürfen wir sagen: Phänomenologie ist eine notwendige Vorwissenschaft jeglicher psychologischen Theorie, insofern diese die Aufgabe hat, Phänomene (genetisch) zu erklären. Sie ist eine Vorwissenschaft in dem gleichen Sinne, wie jede psychologische Ontologie das ist. Einmal ist sie die Vorbedingung der Bildung jeder möglichen Theorie, sodann aber erfordert sie dieselbe; ohne diese bleibt sie in ihrem eigenen Wesen unabgeschlossen.

Schon ihre Abstraktionen sind nicht bloßer Selbstzweck — sonst bestände kein prinzipieller Unterschied gegenüber der objektiven Psychologie, deren Abstraktionen als letzte selbstzweckhafte Realitäten auftreten. Ebensowenig ist ihr Zweck ein bloß klassifikato-

---

[1]) Die Unterscheidung, welche Jaspers (Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 9. S. 391ff.) zwischen »objektiver« und »subjektiver« Gegebenheit psychischer Daten trifft, ist zwar populär, aber irrig. Jedes seelische Phänomen ist »sinnlich wahrnehmbar« oder »rational zugänglich« und darum »objektiv«; zugleich aber ist jedes seelische Phänomen das eines »Ich« und daher dem Erleben zugänglich und also »subjektiv«. Wie diese beiden Gesichtspunkte zusammenhängen und ineinander überführbar sind, davon wurde ja ausführlich gesprochen.

[2]) Schmid, a. a. O. S. 29.

rischer. Denn jede Klassifikation ist entweder konventionelles Kunstprodukt oder sie erfolgt bereits unter der leitenden Maxime eines sie beherrschenden inneren Gesetzes. (Beispiel für das erstere: das Linnésche System; Beispiel für das zweite: das natürliche System.) Im letzteren Falle ist sie selber aber nicht Endzweck, sondern Ausdruck dieses Gesetzes[1]). — Mithin stehen die Abstraktionen in mehrfacher Wechselwirkung mit den theoretischen Erkenntnisweisen. Erstens sind sie der Ausdruck von theoretisch erkennbaren, aber nicht näher zu bestimmenden Gesetzen des seelischen Geschehens, für welches sie gebildet wurden. Ihr logisches Verhältnis ist zugleich der Index der Rangabstufung jener einzelnen, noch unbestimmten induktiven Gesetze. Daher erfolgen sie insgesamt unter theoretischen Leitmaximen allgemeinster Art — oder sie werden zu uferlosen und sinnleeren Wortspielereien. Die vollzogenen Abstraktionen selber sind die Arbeitsgesichtspunkte für eine induktive theoretische Bearbeitung. In diesem Sinne hat das phänomenologische Arbeitsgebiet seine eigene adäquate Theorie zu fordern. Diese ließe sich ausbilden erstens als konstitutive Konstruktion über das phänomenologische Gegenstandsgebiet (Beispiel: Lehren Brentanos und Martys), oder als regulative Theorie neben den anderen regulativen Gesichtspunkten psychologischer Theoretik: dem der Genesis der seelischen Formen, dem der Dynamik der seelischen Inhalte, dem psychophysiologischen Gesichtspunkte. Von den beiden letzteren unterscheidet sie sich durch die Immanenz ihrer Arbeitsbegriffe, die diesen beiden theoretischen Bearbeitungsweisen fehlen muß.

Wenngleich aber Phänomenologie sich ohne theoretische Weiterarbeit nicht erfüllt, so ist ihr es doch ebenso wesentlich, jeder möglichen Theorie vorauszugehen — sowohl der ihr adäquaten, als auch jeder unter anderen heuristischen Gesichtspunkten gebildeten. Daraus folgt als ihre Arbeitstendenz: möglichste Allseitigkeit des abstraktiven Erfassens der Merkmale; Einschränkung der Leitmaximen auf die allerumfassendsten und allgemeinsten Formbegriffe; Vermeiden ausgebildeter Systematik: kurz eine dem wissenschaftlichen Abschluß entgegenwirkende Tendenz. Nur durch diese vermag sie sich lebendig zu erhalten zur steten Erfüllung ihrer Aufgabe: den ganzen Reichtum seelischen Erlebens restlos zu umfassen und einzufangen, soweit das menschlicher Erkenntnis, die dadurch beschränkt wird, daß sie bestimmte Erkenntnis ist, überhaupt gegeben ist.

---

[1]) Man hört oftmals, das Gesetz der Klassifikation sei ein »morphologisches«, kein genetisches. Hiermit vermag ich einen Sinn nicht zu verbinden. Etwas ist entweder ein Gesetz oder nicht. Wenn ja, so erklärt es seine Gegenstände ihrer Existenz und ihrer Bestimmtheit nach. Eine solche Erklärung ist — schon den sie fundierenden metaphysischen Formen gemäß — immer »genetisch«; d. h. das Gesetz eines Geschehens, eines Gewordenseins. Gesetze morphologischer Formen sind entweder ebenfalls genetische, oder es sind keine Gesetze.

4. Die phänomenologischen Aufgaben in der Psychiatrie; nebst Bemerkungen über die Krankheits- und Symptombegriffe derselben.

a) Die psychologisch-klinischen Fragestellungen und ihre phänomenologische Zuspitzung.

Wenn in einer Einzelwissenschaft eine bis dahin unbekannte oder doch nicht bewußt und systematisch ausgeübte Forschungsrichtung zum Durchbruch zu gelangen strebt — so wie dies die Phänomenologie derzeit in der Psychiatrie tut, so kann sie den Rechtsgrund ihrer neuen Ansprüche nur dann erweisen, wenn sie ihre speziellen Arbeitsweisen als berufen dartut, eine Lücke in der bisherigen Forschung auszufüllen, die deren weiteren Fortschritt hemmt und die durch die bisher angewandten Methoden prinzipiell nicht überbrückt zu werden vermag. Nicht daß sie richtig verfährt oder in sich geschlossen ist, hat die Phänomenologie zu beweisen, sondern darüber hinausgehend: daß sie für die Psychiatrie nicht überflüssig, daß sie vielmehr für diese mit Notwendigkeit gefordert ist. Und dieser letztere Beweis kann nur dann als erbracht anerkannt werden, wenn im Verlaufe der psychiatrischen Forschung selber die Lücke ans Licht tritt, die notwendig ausgefüllt werden muß, soll Psychiatrie als Wissenschaft fortschreiten, und die nur und ausschließlich von der phänomenologischen Forschungsrichtung ausgefüllt wird.

Dieser Aufgabe haben wir uns also zu widmen, indem wir die Grundgesichtspunkte psychiatrischen Forschens einer kurzen historischen Revision unterwerfen. Gelingt es uns, auf diesem Wege darzulegen, daß die Phänomenologie zu ihrem Anspruch auf Mitwirkung in diesem Forschen berufen ist, so wird alsdann die Forschung der Zukunft zu zeigen haben, was sie hier faktisch leistet und noch leisten wird.

An der wissenschaftlichen Psychiatrie, so wie sie sich historisch entwickelt hat, lassen sich drei Perioden unterscheiden; jede derselben trug zum Entstehen der gegenwärtigen psychologisch-klinischen Fragestellungen und ihrer phänomenologischen Zuspitzung grundlegendes Material hinzu[1]).

Die erste Periode ist diejenige spekulativer psychologischer Theorie; inauguriert durch Esquirols französisches Vorbild und durch Heinroth und Hoffbauer. Man isolierte die psychotischen Symptome voneinander und suchte hinter dem einzelnen psychologischen Tatbestand die Störung der psychischen Ablaufklasse, der er entsprach. Diese, als ein »Vermögen des Geistes«, hatte ihre Stelle in einem sozusagen topographischen System des Geistes. Gewiß war es wertvoll, auf diese Weise gleichsam an der Hand eines systematischen Leitfadens zu jedem beliebigen psychischen Symptom

[1]) Vgl. meine Ausführungen S. 89 ff. dieses Buches.

die Störung der es fundierenden Geschehensklasse zu ermitteln und bei diesem Verfahren bis zu den Fundamenten aller psychischen Abläufe herabzusteigen. Dennoch litt diese Periode an drei Mängeln, deren Überwindung der Folgezeit vorbehalten blieb.

Einmal nämlich waren alle jene Systeme und Theorien des Geistes nicht durch Abstraktion und Induktion aus empirischen Ausgangsmaterialien gewonnen, sondern konstruktiver Art, wobei aber die Konstruktion kein heuristischer Gesichtspunkt, sondern das konstitutive Fundament psychiatrischer Theorie war. Man ging aus von gewissen allgemeinen psychologischen Naturbegriffen, z. B. von einer oder mehreren Grundkräften, Grundvermögen oder auch bloßen Definitionen der Seele, die man hypothetisch aufstellte und denen man die besonderen Tätigkeiten und Erscheinungsweisen nur logisch unterzuordnen suchte, indem man sie nur nach den allgemeinen Begriffen klassifizierte und so durch logische Definitionen bestimmte, oder indem man sie durch Schlüsse daraus ableitete und so als Folge aus ihren Gründen erklärte [1]). Wir wissen aus unseren bisherigen Erörterungen über das Wesen psychologischer Theorie, wo der logische Fehler derartiger Theorienbildungen steckt. Herbarts und Wundts Bemühungen ist es gelungen, das Irreführende derartiger Konstruktionen grundsätzlich aus der Psychologie auszuschalten.

Der zweite Fehler dieser Richtung lag an der dauernden Identifizierung dessen, was die abstraktive Analyse der Symptome ergab, mit der genetischen und ätiologischen Quelle, durch die diese Symptome bedingt waren; er bestand in der Vermischung der Begriffe Grund und Ursache in ihrer Anwendung auf Psychisches. Man übersah, daß der analytische ermittelte Grund eines Symptoms — nämlich die gestörte Funktion, der es entstammte — zwar die Bedingung seiner Möglichkeit hinreichend klarlegte, aber keineswegs die Ursache seines wirklichen Eintritts aufdeckte. Auch für die gestörte Grundfunktion besteht doch das Problem ihrer genetischen Erzeugung. Dies Problem aber bestand für jene Psychiatrie noch nicht. Die psychotischen Zustände waren noch nicht Symptome von Krankheiten im Sinne der somatischen Medizin. Der Erkenntnisgrund psychotischer Phänomene wurde mit ihrem Realgrund indentifiziert. Die Frage nach dem jeweiligen genetischen Gesetz eines psychotischen Zustands bestand nicht: geistige Krankheiten wurden nicht hiernach unterschieden, sondern allenfalls nach äußerlichen Wertgesichtspunkten, wie »Zerrüttung«, »Schwäche« usw. Als einziges genetisches Problem bestand für die Forscher jener Zeit die Frage nach der Ursache des geistigen Gestörtseins überhaupt; und dieses hielten sie nicht für empirisch entscheidbar: sie verfielen bekanntlich teilweise auf Dämonen, auf ein metaphysisches Verschulden und ähnliche transzendente Dinge.

Dieser Mangel der genetischen Gesichtspunkte bewirkte den dritten

[1]) Schmid, a. a. O. S. 39.

Fehler jener psychiatrischen Richtung: das Außerachtlassen der somatischen, insbesondere der Gehirnsymptome, die natürlich in eine derartige Auffassung vom Wesen der geistigen Störung nicht einzugehen vermögen. Aber bei allen Mängeln wird es das bleibende Verdienst dieser psychiatrischen Forschungsrichtung sein, zuerst eine Systematik der psychotischen Erscheinungen angestrebt zu haben.

Die zweite Periode psychiatrischer Arbeit knüpft sich an die französischen Vorbilder von Falret und Baillarger, erhält ihre stärksten Impulse durch die ungeahnten Fortschritte der damals mächtig aufstrebenden Physiologie des Zentralnervensystems, und zeitigt als ihre bedeutendsten Vertreter Griesinger, Meynert, Westphal und Wernicke. Diese Periode trägt den materialistischen Gedankengängen ihres Zeitalters in weitgehendem Maße Rechnung: die Seele wurde ihr nichts, das Gehirn alles. Der große Gewinn, den sie brachte, war die Erkenntnis von der somatischen Genese und der zerebralen Lokalisation vieler Geisteskrankheiten. Und zwar wurde jede genetische Erklärung psychischer Zustände ins Physische gewendet und durch Zuweisung an irgendeine Gehirnstelle vollzogen. So gelang zum ersten Male eine Reihe genetischer Induktionen auf Krankheitseinheiten, welche rein zerebral bestimmt waren. Das wichtigste und im Leben jedenfalls fast allein beobachtbare Merkmal aller Geisteskranken, das psychische Syndrom in seiner jeweiligen Besonderheit, galt an sich nichts mehr; es diente bloß noch im allgemeinen zum Signal für die Annahme von Hirnprozessen, die es zu lokalisieren galt. Bei dieser Einseitigkeit des Gesichtspunktes mußten sich neben glänzenden Erfolgen auch gewisse Schwierigkeiten einstellen. So zeigte sich bald die nicht grundsätzliche, sondern mehr methodische Bedenklichkeit, daß die anatomischen und physiologischen Forschungsmöglichkeiten der ihnen gestellten Aufgabe, der Lokalisation der einzelnen Gehirnfunktionen und der Bindung der psychischen Ablaufgruppen an diese Gehirnfunktionen, einfach nicht gewachsen waren und es wohl auch in absehbarer Zeit nicht sein werden. Dieser Mangel an methodischen Möglichkeiten führte dazu, daß an die Stelle der anatomisch-physiologischen Induktionen, die zu gewinnen die Forschung nicht vorgeschritten genug war und deren Verknüpfung mit den psychologisch-klinischen Bildern kein Problem beseitigte, sondern unübersehbar viele neue schaffte, die psychophysiologische Hypothese trat. Die Gefahr dieser Entwickelung lag in folgendem: die für das Morphologische geltenden Ordnungsgesichtspunkte wurden ohne weiteres auf das Psychische übertragen; und umgekehrt wurden die nur psychologisch trennbaren Einheiten ohne weiteres mit räumlich trennbaren Gehirnstellen, mit morphologisch gewonnenen Einheiten gleichgesetzt. Sowohl der Reichtum der psychologischen Mannigfaltigkeit als auch das innere Gesetz der morphologischen Befunde mußte durch derartige Lokalisationsmaximen eine schematisierende und ihrer jeweiligen inneren

Struktur nicht entsprechende Vereinfachung erleiden. So hat Kleist noch kürzlich im Gebiet der Dementia praecox eine große Reihe psychischer Formen und Symptome mit bewußter Einseitigkeit vernachlässigt, um mit Hilfe der Motilität allein eine hypothetische Lokalisation, und damit eine vermeintliche Erklärung dieser Erkrankung zu konstruieren[1]).

Schwerer wiegt noch eine zweite Bedenklichkeit auf welche diese Periode psychiatrischer Forschung stoßen mußte Sie ist prinzipieller Art: die Existenz der Psychopathen und abnormen Persönlichkeiten. Die Annahme genetisch wirksamer, lokalisierbarer Hirnprozesse mußte hier naturgemäß versagen; obwohl auch hier mit imaginären Hirnveränderungen, mit Stoffwechselvergiftungen und ähnlichen Hypothesen gearbeitet wurde. Lediglich einen allgemeinen psychophysischen Begriff für die Verursachung dieser Psychopathien trugen Morel und Magnan in ihrer Degenerationslehre hinzu. Allein dieser Begriff, der somatischen Pathologie entlehnt, verlor in seiner psychiatrischen Anwendung mehr und mehr an deskriptiven Merkmalen, so daß zuletzt bloß noch eine begrifflich unklare Beziehung zur Heredität und zu anthropologischen Kriterien übrigblieb und er im übrigen eine recht willkürliche Wertbezeichnung darstellt. Seine Annahme, durch die forensische Praxis begünstigt, zog das Eindringen weiterer Wertbegriffe in das Gebiet einer bis dahin rein deskriptiven Wissenschaft nach sich und bahnte, bei dem Mangel aller klar herausgearbeiteten Kriterien für derartige Wertungen, einen nicht gefahrlosen Nebenweg für die Forschung an[2]).

Die zweite Periode der wissenschaftlichen Psychiatrie war also, nach der einseitigen Struktur ihrer Methoden und ihrer hirnpathologischen Gesichtspunkte, ebenfalls dem ihr gestellten Problemkreis nicht nach allen Seiten hin gewachsen. Ihr bleibendes Verdienst aber ist ein doppeltes: Der Beginn einer Hirnlokalisation bestimmter Symptomgruppen, insbesondere der Störungen des Sprechens und der geordneten zweckdienlichen Motilität, des Handelns; und die Reduktion psychischer Verläufe auf in sich einheitliche Störungen der Hirnprozesse.

Den beiden skizzierten Perioden ist ein merkwürdiger Mangel

[1]) Kleist, Unters. z. Kenntn. d. psychomotor. Bewegungsstörungen bei Geisteskranken. Leipzig 1908.

[2]) Natürlich ist damit gar nichts wider die grundsätzliche Berechtigung derartiger Wertbegriffe in der Psychiatrie ausgemacht. Dieses Problem muß vielmehr sorgsam logisch untersucht werden. Es gipfelt in der Frage, inwieweit das soziale Verhalten zum Kriterium psychischer Typik zu werden vermag. Ich habe diese Untersuchung an einer besonderen Stelle dieses Buches ausführlich durchgeführt und kann daher an dieser Stelle einfach darauf verweisen. Ebensowenig soll, mit der obengenannten logischen Stigmatisierung, der Degenerationsbegriff und das Konstitutionsproblem in seiner ungeheuren heuristischen, nicht theoretischen Bedeutung für unsere Forschung abgetan sein. Vielmehr stehe ich hier auf dem ausgesprochen »endogenen« Standpunkte, den am klarsten Birnbaum in einer ausgezeichneten Arbeit entwickelt hat (Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. Bd. 20. 1913. S. 520ff.).

gemeinsam, der aber mit Notwendigkeit aus ihrer Arbeitsweise folgt: sie haben keinen durchgearbeiteten klinischen Krankheitsbegriff, der auf die psychotischen Formen und Ablaufgruppen anwendbar wäre.

Die erste Periode differenzierte nur die Phänomene und Zustände voneinander nach einem konstruierten System ihrer fundierenden Funktionen; aber alle Mannigfaltigkeit, zu deren theoretischer Ordnung sie so gelangte, gehörte ätiologisch der einen Störung des Geistes zu, der psychischen Krankheit, die dämonologisch oder moralisch bedingt ist.

Die zweite Epoche setzt eine psychophysische Formel als Erklärungsgrund für das Auftreten von psychischen Symptomen an und verwendet die letzteren nur insoweit zergliedernd und differenzierend, als diese Arbeit zur nächsten Bestimmung und Lokalisierung der psychischen Prozesse dienen kann. Sie überträgt willkürlich Gesichtspunkte extensiver, räumlicher, morphologischer Trennung und Ordnung auf psychisches, völlig heterogenes Material. Dessen — nicht induktiv, sondern nur analytisch zu ermittelnde — Struktur und dessen eigene Gesetze — die bei der inextensiven Natur des Psychischen sich doch nur in zeitlichen Verknüpfungen und Zusammenhängen abzudrücken vermögen — werden ganz außer acht gelassen. Das zeitliche Moment, der Verlauf der Prozesse, spielt keine Rolle in dieser Theorie. Es ist natürlich nicht so, daß ein Meister wie etwa Wernicke diesen Dingen keine Beachtung geschenkt hätte; aber wenn er das tat, so geschah es in unbewußtem Widerspruch zu den leitenden Maximen seiner Theorie, trotz denselben, lediglich auf Grund seiner Forscherintuition.

Auf Grund der Vorarbeit dieser beiden Epochen, aber in starkem Gegensatz zu ihnen entstand die dritte Periode wissenschaftlicher Psychiatrie, eingeleitet durch Kahlbaum und zur Höhe geführt durch Kraepelin. Was diese dritte Richtung an die Materie herantrug, war, um es mit einem Schlagwort zu bezeichnen, die nosologische Fragestellung.

Es ist trivial, daß die eigentliche Aufgabe der Psychiatrie, die aller empirischen Wissenschaften, darin besteht, Gesetze über den Zusammenhang von Phänomenen aufzufinden. Daraus folgt, daß die endgültige Arbeit der Psychiatrie darin zu bestehen haben würde, die kausalen Verknüpfungen aller ihrer einzelnen Phänomene nach Gesetzen zu bestimmen. Diese Arbeit wird eine ätiologische sein, aber in einem weiteren Sinne, als die zweite Periode diesen Begriff gefaßt hatte — im Sinne der vollständigen Pathogenese. Es besteht nun aber ein wesentlicher Unterschied zwischen der vollendeten pathogenetischen Erkenntnis, oder allgemeiner: der vollständig bestimmten Erkenntnis des Gesetzes, d. h. der Bestimmung der hinreichenden und notwendigen Bedingungsreihe für den Eintritt der Phänomene — und andererseits der Erkenntnis davon, daß für diese Phänomene ein solches Gesetz genetischen Geschehens besteht oder

zu fordern ist, ohne daß es aber bereits vollständig bestimmt oder auch nur bestimmbar wäre. Dieser Unterschied ist wesentlich. Dasjenige, was der zweite Teil der Alternative ausdrückt, ist die logische Formel für die nosologische Fragestellung; es bestimmt den Begriff der Krankheit, Krankheitseinheit und ihr Verhältnis zum Symptom in der Psychiatrie. Daß über diese Begriffe kein Psychiater recht Bescheid weiß, daß man sich darüber streitet, ob die Krankheitseinheit eine Realität[1]), ein Orientierungsgesichtspunkt[2]) oder ein Phantom[3]) ist, und welche Rolle bei all diesen Auffassungen das Symptom spielt, beweist nur, daß die mangelhafte logische Durchbildung der Ärzte dazu führt, selbst relativ einfache Verhältnisse hoffnungslos zu verwirren.

Der Begriff der Krankheit ist der Begriff eines genetischen Gesetzes. Die Krankheitseinheit ist die Einheit dieses Gesetzes. Diese Einheit gilt mit Notwendigkeit. Die Frage, ob die Krankheit eine Realität sei oder nicht, beruht also auf dem Mißbrauch des Wortes Realität. Sie ist ein Gesetz für Realitäten. Sind beobachtbare Realitäten diesem Gesetze subsumierbar, so liegt ein Realfall der Krankheit vor. Weder die Krankheiten selber noch ihre Einheitlichkeit beruhen auf bloßen Konventionen, oder sind Orientierungsgesichtspunkte. Sondern entweder sie sind; dann sind sie Gesetze für Sachverhalte; oder sie sind nicht; dann sind sie Phantome.

Die Rede von dem Konventionscharakter der Krankheitsabgrenzungen beruht auf einem Mißverständnis des Verhältnisses von pathogenetischer und nosologischer Begriffsbildung. Es ist nämlich eine verschiedene Fragestellung, ob man die Bestimmungsstücke des Gesetzes selber sucht, oder ob man nur hinreichende Merkmale dafür sucht, daß ein solches Gesetz, eine solche Einheit, vorliegt, ohne das dessen eigene Merkmale schon bekannt sind. Letzteres umschreibt den nosologischen Krankheitsbegriff der Klinik, ersteres den pathogenetischen Krankheitsbegriff der Theorie. Wir sahen bereits an früherer Stelle dieses Buches, daß Abstraktionen und Heraushebungen von Gleichartigem immer an einem Gesichtspunkt orientiert sein müssen, der den Sinn der Bedeutsamkeit davon enthält, wie Gleichartigkeit hier gemeint ist. Der nosologische Krankheitsbegriff in seiner jeweiligen Bestimmtheit ist nun eine solche leitende Maxime für Abstraktionen, Subsumptionen und vorläufige induktive Schlußweisen. Damit ist nicht gesagt, daß er nur ein Orientierungsgesichtspunkt ist; er muß vielmehr, sobald er zum regulativen Prinzip der Ordnung von Phänomenen wird, als gültig vorausgesetzt werden. Jenseits dieser Ordnung kann er sich als falsch erweisen; tut er das aber, so hat er auch vom gleichen Moment

[1]) Unter den Neueren Bleuler, Dem. praec. Wien 1908. S. 221ff. Vgl. Gruhle, Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. XVII. S. 116, 118ff.

[2]) Unter den Neueren Jaspers, Allg. Psychopathologie. 1913. S. 257.

[3]) Unter den Neueren Hoche, Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. XII. S. 540.

an seine Rolle als Ordnungsprinzip ausgespielt. Er ist also eine echte naturwissenschaftliche Hypothese.

Es ist ohne weiteres klar, daß die letztere Fragestellung die näherliegende ist, daß sie die heuristische Vorarbeit tut, um die Beantwortung jener ersten Fragestellung, der definitiven, eigentlichen Aufgabe wissenschaftlicher Forschung, möglich zu machen. Nur wenn man erkannt hat, daß das einheitliche Gesetz einer gleichartigen Genese vorliegt, hat es einen wissenschaftlichen Sinn, dieses Gesetz mit Bestimmungen zu versehen. Die nosologische Fragestellung ist also, gegenüber der pathogenetischen, eine notwendige Vorarbeit[1]).

Es wird klar sein, daß auch die Stellung des Phänomens zur Krankheit, d. h. die Stellung des Symptoms, eine wesentlich andere ist, wenn unter Krankheit der klinisch-nosologische oder der pathogenetische Krankheitsbegriff gemeint ist. Der letztere Fall ist einfach. Ist das ätiologisch-pathogenetische Gesetz vollständig bestimmt, so besteht zwischen Krankheit und Symptom jene Beziehung zwischen Grund und Folge, wie sie in allen empirischen Wissenschaften nach der Theorie der Induktion zwischen Gesetz und Einze wirkung besteht. Es gibt bei vollständig bestimmter Pathogenese keinen prinzipiellen Unterschied mehr zwischen primären und sekundären, Grund- und Nebensymptomen. Vielmehr ist hierbei die Mittelbarkeit der Abhängigkeit von dem Gesetz graduell abstufbar. Aber das ist ein idealer Grenzfall. — Je weniger vollständig das genetische Gesetz bestimmt ist und je mehr hinzutretende Bedingungen sonst noch mitspielen, um so mehr wandelt sich diese Beziehung des Realgrundes zur Folge in die des Erklärungsgrundes um.

Anders liegt die Sache beim Verhältnis des klinischen Krankheitsbegriffes zum Symptom. Dieser ist ja seinem eigenen Gesetz nach noch unbekannt und unbestimmbar und nur durch die Symptome hinreichend definiert. Trotz dieser rein symptomatologischen Definition enthält er aber mehr als die bloße Summe der Symptome, die »Symptomkuppelung«. Er enthält nämlich darüber hinaus den Anspruch, eine Einheit zu sein und ein unbekanntes Gesetz anzuzeigen. Die Symptome werden hier durch die Krankheit weder real kausalisiert noch erklärt noch fundiert; es wird jedoch durch ihre Zusammenordnung zur klinischen Krankheit behauptet, daß das Gesetz ihrer Genese das gleiche und von anderen unterschieden ist. Das Verhältnis von Symptom und Krankheit im nosologischen Sinne ist also nicht nur ein logisches: von Merkmal und Begriff — sondern zugleich ein theoretisches: vom Teil zum Ganzen, welches die Form der Einheit, und zwar der nichtlogischen (synthetischen)

[1]) Der ätiologische Krankheitsbegriff ist ein Unterbegriff des pathogenetischen. Krankheit ist immer das Gesetz einer Wechselwirkung. Von dieser gibt der ätiologische Krankheitsbegriff die eine Bedingungsreihe an, nämlich die Anlässe des Eintritts der Krankheit. Er gibt also zu ihrer Wesensbestimmung zwar die notwendigen Merkmale, aber nicht die hinreichenden.

Einheit hat. Die Symptome sind also zwar logisch als disparate Inhalte in der Sphäre eines Begriffes (des klinischen Krankheitsbegriffes) darstellbar, aber ihre Beziehung zum Begriffe ist keine analytische. Der angemessene Ausdruck der Beziehung des nosologischen Krankheitsbegriffes zu den Symptomen wäre vielmehr ein synthetisches Urteil vom Typus der konjunktiven Urteile [1]).

Zwei Bemerkungen praktischer Art müssen freilich diesen prinzipiellen Festsetzungen angefügt werden. Erstens die, daß tatsächlich der Stand der Ausbildung unserer Krankheitsbegriffe ein von Krankheit zu Krankheit so wechselnder ist, daß unsere Trennung in den nosologischen und den pathogenetischen Begriff nicht mehr ist als ein ganz allgemeiner Gesichtspunkt der Unterordnung dieser verschieden weit ausgebildeten Krankheitseinheiten unter ein logisches Schema. Diese Unterordnung ist aber bei der großen Verschiedenartigkeit derselben oft nicht streng möglich. Das ändert natürlich an der prinzipiellen Sachlage nichts. Den Begriff der Psychopathie haben wir aus Gründen der Vereinfachung zunächst überhaupt ausgeschaltet und erörtern ihn an anderer Stelle. Zweitens ist die praktische Ansicht vom Verhältnis der Symptome zur Krankheit eine etwas andere als die hier dargelegte grundsätzliche. Praktisch handelt es sich nämlich nicht sowohl darum, unter Voraussetzung eines nosologischen Krankheitsbegriffes über die Zugehörigkeit von Symptomen zu ihm zu entscheiden; sondern es handelt sich darum, eine Krankheit aus ihren Symptomen zu erkennen. Gegeben sind hierbei die Symptome. Sie sind Anzeichen der Krankheit. Sie können diese Anzeichen freilich bloß sein, wenn sie als direkte oder abgeleitete Merkmale des Krankheitsbegriffes denkbar sind. Aber ihre Zugehörigkeit zum Krankheitsbegriff ist nur ein notwendiges, kein hinreichendes Kriterium für ihr Zeichensein, für ihren Wert als Erkennungsgrund der Krankheit. Denn jedes Phänomen ist prinzipiell als Folge verschiedener Bedingungskonstellationen möglich [2]). Praktisch entscheiden hier die Ausschließlichkeit und statistische Häufigkeit der Zugehörigkeit eines Symptoms zu einer Krankheit über seinen pathognomonischen Wert. Aber nichts spricht grundsätzlich dagegen, daß ein pathognomonisches Symptom pathogenetisch höchst abgeleitet und irrelevant zu sein vermag. Für uns handelt es sich um diese äußerlich praktischen Gesichtspunkte zunächst nicht.

Das Aufwerfen der nosologischen Fragestellung in der Psychiatrie war gerade hier von besonderer Notwendigkeit. Denn die Anwendbarkeit des pathogenetischen Krankheitsbegriffes auf Psychisches, und die Kriterien dieser Anwendbarkeit bieten viel größere Schwierig-

---

[1]) Vgl. hierzu die Ausführungen Meyerhofs, a. a. O. S. 81—88, von denen hier freilich in vielen Einzelheiten abgewichen wird.

[2]) Damit ist freilich noch nicht die oft behauptete Rede gerechtfertigt, kein einziges psychotisches Symptom komme nur bei einer Krankheit vor. Dieser Satz der »Erfahrung« spricht nur gegen die Güte dieser Erfahrung und der exakten Symptomanalysen, auf denen sie beruht.

keiten, als das etwa in der somatischen Medizin der Fall war. Dieser Abstand beider Disziplinen hat seinen guten Grund, nicht etwa bloß im verschiedenen Alter beider, wie man gerne behauptet, sondern vor allem in ihren verschiedenen Arbeitsbedingungen.

Die Krankheit als genetisches Gesetz umfaßt immer eine Bedingungsreihe, die in eine zweite in sich geschlossene Reihe von Bedingungen von außen her eingreift: nämlich in das Leben und die Funktionsweisen des Organismus. Beide Bedingungsreihen treten in Wechselwirkung miteinander. In der somatischen Medizin war es der Physiologie möglich, wenigstens die eine dieser Bedingungsreihen, die des lebenden und funktionierenden Organismus ohne die Krankheit, gesondert zum Gegenstand ihrer Forschung zu machen; und es ist ihr gelungen, diese Bedingungsreihe innerhalb der heutigen methodischen Grenzen zu bestimmen. Daraus und aus gleichartigen Methoden und Bestimmungen am kranken Organismus war, für manche Krankheiten, eine Rekonstruktion des pathogenetischen Prozesses möglich. Ganz anders liegt das alles im Psychischen! Hier ist die genetische Bedingungsreihe der normalen Funktionen überhaupt nicht zu ermitteln; sie gibt vielmehr ein vorläufig unlösbares psychophysisches Problem auf. Zu ermitteln ist nur Art und Leistung der Funktionen selber. Die typischen Seinsweisen und Formen der normalen psychischen Funktionen sind abstraktiv, ontologisch und phänomenologisch feststellbar und experimentell nach verschiedenen Momenten prüfbar. Außerdem sind einige kausale Inhaltszusammenhänge innerhalb des Psychischen als typisch konstatierbar. Genau das Gleiche, eher noch weniger, ist auch bei der kranken Psyche erreichbar. Es fehlt also ganz das Material genetischer Beziehungen, aus dem Krankheitsgesetze herleitbar werden. Von den sogenannten organischen Psychosen gilt das natürlich nur eingeschränkt.

Die Psychiatrie hat daher vorerst bei der Lösung der nosologischen Aufgabe stehen zu bleiben und das Bestehen von Krankheitseinheiten mit Merkmalen zu bestimmen, ohne die Krankheitseinheiten selber pathogenetisch determinieren zu können.

Kraepelin hat dies klar erkannt. Er will echte nosologische Einheiten aufstellen, und zwar auf Grund einer rein deskriptiven Analyse. Die Gesichtspunkte, unter denen er vorgeht, beruhen auf einer abstraktiven Heraushebung des Gleichartigen. Nach ihrer Gleichartigkeit grenzen sich die Krankheitsbilder ab. Wir wissen nun schon, daß die Abstraktionen, die auf derartige Gleichartigkeiten abzielen, entweder ganz willkürlich sind oder einem bestimmten Abstraktionsgesichtspunkt folgen. Dieser Abstraktionsgesichtspunkt ist, wie schon festgestellt wurde, der, daß die Gleichartigkeit einen Rückschluß auf die Gesetzmäßigkeit gestattet; ist also die leitende Maxime möglicher Induktionen aus dem Abstraktionsmaterial. Das wurde bereits anläßlich der Theorie der Induktion erörtert. Kraepelin nun stellt vier solche leitende Maximen als Gesichtspunkte der

Abstraktion für sein Material auf. Erstens die Gleichartigkeit der Ursache. Zweitens die Gleichartigkeit des anatomischen Befundes. Drittens die Gleichartigkeit der Verläufe. Viertens die Gleichartigkeit der Zustände. Die beiden ersten Gesichtspunkte der Abstraktion gehören zur pathogenetischen Fragestellung im engeren Sinne; aber ohne daß durch sie beide diese Fragestellung im wesentlichen erschöpft würde. Beide sind vielmehr nur geeignet, äußere Indices für die Annahme bestimmter Pathogenesen zu sein, ohne diese in ihrem Wesen selbst aufzuhellen und zu bestimmen. Beide geben nicht Merkmale für das Gesetz der Wechselwirkung zwischen den beiden Bedingungsreihen, aus dem sich uns das pathogenetische Wesen der Krankheit zusammenstellt, sondern beide geben nur Anzeichen des somatischen Begleitprozesses. Aus ihnen kann nie mehr geschlossen werden, als daß eine bestimmte Ursache Hirnveränderungen gesetzt hat, die — im Falle einer diffusen Rindenerkrankung — geistige Veränderungen, Verblödung, eventuell den Tod und neurologische Gehirnsymptome verschiedener Art mit sich brachten. Die psychologische Artung der geistigen Veränderungen und der Defekte läßt sich einsichtig aus diesem Gesichtspunkte heraus nicht bestimmen. Das hat schon der alte Spielmann, schon Griesinger gewußt. Davor steht als Riegel das psychophysische Problem. (Wir sehen hierbei ab von den lokalisierbaren Einzeldefekten, deren bloße Summation nie das Ganze des Geistes und der geistigen Störung geben kann.) Nicht als ob wir im mindesten die große praktische Wichtigkeit derartiger Fragestellungen in Zweifel ziehen wollten: Die Geschichte der Abgrenzung der organischen Psychosen wäre eine vollkommene Widerlegung solcher Einseitigkeit. Aber dies darf uns nicht hindern, ganz prinzipiell festzustellen, daß eine vollständige pathogenetische Erforschung der Psychosen auf diesem Wege nicht restlos durchführbar ist.

Es bleiben also die beiden anderen grundlegenden Abstraktionsgesichtspunkte des Kraepelinschen Programms. Diese beiden — das Verlaufs- und das Zustandskriterium — enthalten in der Tat die Vorbedingungen zur Schöpfung nosologischer Entitäten. Allein Abläufe sind nur Folgen von Zuständen aufeinander; mithin liegt, worauf zuletzt noch Bleuler[1]) hingewiesen hat, das Kriterium für die Sonderstellung einzelner Ablauftypen in den Zuständen, die aufeinander folgen; oder um es kurz zu sagen: das Ablaufskriterium ist im Prinzip auf das Zustandskriterium zurückführbar. Sehen wir von den organischen Psychosen ab, deren Sonderstellung durch die beiden anderen Abstraktionsgesichtspunkte verbürgt wird, und halten wir uns lediglich an das Konvolut von Psychosen, was dann noch übrig bleibt und in dem man die Formen der Dementia praecox und Schizophrenien einerseits, des manisch depressiven Irreseins und der Psychopathien und ihrer Psychosen andererseits hat unter-

[1]) Dem. praecox. S. 229.

scheiden wollen. Was war der grundsätzliche Unterscheidungsgesichtspunkt der nosologischen Stellung dieser Verlaufstypen? Zunächst wirklich der rein äußerliche und mit dem Wesen der betreffenden Psychosen nicht einsichtig verbindbare Gesichtspunkt der Prognose. Man glaubte die aus sich heraus progredienten Abläufe von denen unterscheiden zu können, bei denen im allgemeinen eine Rückkehr zur Gesundheit einzutreten pflegte. Allein solange es sozusagen äußerer Zufall blieb, daß gewisse nosologische Typen eben fortschreitend, andere reversibel waren, und solange diese Eigenschaft nicht aus dem nosologischen Wesen der betreffenden Psychosen begründet werden konnte, solange war dieser Einteilungsgesichtspunkt ein zweischneidiges Schwert. Schon die bloße Statistik der Ablauftypen mußte zeigen, daß man so nicht zum Ziele kommen konnte. Verlaufstypen, die lange Jahre hindurch dem manisch depressiven Irresein anzugehören schienen, nahmen dann doch einen progredienten Verlauf. Typische Melancholien verliefen bald progredient (im höheren Alter) bald reversibel. Katatone Verlaufstypen begannen mit vieljährigen zyklischen Bildern; andere hatten zwar einen typischen Anfangsverlauf, dann aber nach Jahren Remissionen von langer Dauer (selbst von Jahrzehnten), so daß man praktisch von ihrer Heilung sprechen konnte. Das und noch vieles andere zu diesem Verhalten ist ja seit langem das beliebteste Diskussionsthema der psychiatrisch-klinischen Literatur. Ein allgemeiner Wirrwarr ist in der Auffassung unserer nosologischen Entitäten entstanden; jeder Forscher hat seine eigene »Einteilung«, alle reden von ihren Erfahrungen[1]), keiner hat aber einen über dies bloße äußerliche »Erfahren« hinausgehenden Gesichtspunkt für seine Ordnungen. Manche geben das zu und sind »Skeptiker«: sie wissen wenigstens, daß dies klinische Herumreden zwecklos ist (Hoche). Andere halten die Veräußerlichung der klinischen Arbeit für etwas, das nun einmal in ihrem Wesen liege; sie behandeln die nosologischen Einteilungen wie eine Konvention, wie nomenklatorische Etiketten; auf Grund

[1]) Urstein arbeitet vorwiegend mit den Erfahrungen anderer. Aber dafür hat er das Verdienst, die Veräußerlichung der rein klinischen Gesichtspunkte am weitesten getrieben zu haben und somit die allgemeine Verwirrung in klinischen Fragen erfreulich erhöht zu haben. Erfreulich: denn wenn die »Klinik« sich immer wieder so ad absurdum führt, werden ihr vielleicht doch einmal die bis jetzt so verächtlich beiseite geschobenen, an der Phänomenologie orientierten theoretischen Gesichtspunkte willkommen sein. Dann wird es wenigstens nicht mehr vorkommen, daß der modernste und hervorragendste unserer Kliniker als Primärsymptom der Schizophrenie die »Lockerung des Assoziationsgefüges« bezeichnet — horribile dictu —; oder daß ein anderer Autor klinischer Riesenwerke als Grundstörung der Katatonie die »intrapsychische Disharmonie« nicht nur nennt, sondern noch mit Stolz als seine größte Entdeckung ausgibt, und folgerichtig in Prioritätskonflikte mit einem anderen klinischen Champion gerät, der nämlich die »intrapsychische Ataxie« entdeckt hat. Beide Forscher, welche hier eine Geistesstörung durch die seelische Disharmonie erklären, welche diese im allgemeinen mit sich bringt, werden die Priorität ihrer Entdeckung doch wohl Fritz Reuter überlassen müssen, der zuerst die Armut von der »Powerteh« ableitete.

reicher aber begrifflich verschwommener Erfahrungen »einigt« man sich über die nosologische Stellung irgendwelcher Verläufe unter dem Gesichtspunkt, ob es statistisch oder »praktisch« zweckmäßig sei, irgendeinen Fall unter diese oder jene »Gruppe« zu bringen. Die Erweiterung der einzelnen nosologischen Abgrenzung zur »Gruppe« ist nur die entschuldigende Ausflucht dafür, daß die Subsumtion der Fälle tatsächlich fast nie glatt aufgeht, — natürlich liegt das nur an der mangelnden Strenge der Abgrenzung unter einem so äußerlichen Gesichtspunkte wie dem ungefähren statistisch häufigsten Verlauf. Selbst unsere besten Kliniker überkommt zuweilen das Bewußtsein der Unwürdigkeit eines derartigen Konventionalismus; man lese etwa Bleulers trocken-ironische Aufzählung der literarischen Meinungen zur Nosologie der Dementia praecox, die in den Worten gipfelt: »Viele Patienten tragen genau so viele Diagnosen mit sich herum, als sie Anstalten besucht haben. . Auch innerhalb der gleichen Schule ist dem einen schon eine Paranoia, was der andere noch eine Melancholie nennt. Die Zwischenformen, die atypischen Fälle, muß man eben durch einen Gewaltspruch irgendwo unterbringen«[1]). Nur begreift sich nicht, warum Bleuler gerade den Kraepelinschen Begriff der Dementia praecox von dieser vernichtenden Kritik ausnehmen will. Er ist ja prinzipiell unter genau so äußerlich-konventionellen Gesichtspunkten gebildet wie die anderen und älteren Krankheitsbegriffe. Daß eine glänzende Intuition hierbei trotz dieser verfehlten Bildungsweise des Begriffs und der Abgrenzung auf eine reale Einheit gestoßen ist, die wir jetzt alle herausfühlen, ändert doch nichts an unserem Urteil über den nosologischen Begriff. Das, was dahinter steht, läßt sich schon noch besser, von vertiefterem systematischem Standpunkt aus begründen. Auf das Wie werden wir die Antwort nicht schuldig bleiben.

Eine Gruppe von Forschern, vor allem Ziehen, machte angesichts dieser Sachlage den Weg der Konventionen über klinische Ablauftypen nicht mit. Allein wenn Ziehen die Kranken nach der vorwiegenden Symptomengruppe klassifiziert und hierfür als heuristische Leitlinien etwa aufstellt: die Symptome sind die Krankheiten, und bei ihrem Wechsel transformiert sich die Krankheit, — so ist das keine Lösung des nosologischen Problems, sondern eine völlige Resignation vor demselben. Wo ist denn bei ihm die Erkenntnis deutlich und begründbar, daß seine »Krankheitsbegriffe« für ein Gesetz des pathogenetischen Geschehens einstehen? — was wir als nosologischen Grundgesichtspunkt gefordert haben. In einer der wertvollsten und reifsten Arbeiten, die den Übergang aus der klinischen in die phänomenologische Periode ankündigten, hat Schroeder hierüber bereits das Wesentliche gesagt[2]).

[1]) a. a. O. S. 226.

[2]) Über die Systematik der funktionellen Psychosen, Gaupps Zentralblatt 1909. S. 903. Nichts ist vielleicht charakteristischer für die Aufnahme, die derartige Bestrebungen nach Vertiefung der Gesichtspunkte in den Kreisen der

Wir haben mit allen diesen Verwirrungen und Konventionalismen der Klinik, die für unsere Absichten relativ gleichgültig sind, nur unter dem einen Gesichtspunkt zu schaffen: daß sie nur darum haben entstehen können, weil niemals die volle und bewußte Konsequenz daraus gezogen wurde, daß das Zustandsbild das Kriterium des Ablauftypus ist und sein muß. Tatsächlich war es das auch in den klinischen Verlaufseinteilungen immer, ohne daß man darauf geachtet oder es gar mit konsequenter Genauigkeit systematisch untersucht hätte. Denn was ist die Kraepelinsche Aufstellung der Endzustände anders als das faktische Eingeständnis, daß unser prinzipieller Satz gilt? Man hat also, freilich sozusagen aus Unachtsamkeit, das Zustandsbild in diese Rolle für die Nosologie eingesetzt. Aber allerdings: niemals auf Grund einer ausreichend genauen Deskription, sondern immer nur in einer verwaschenen Gemeinsamkeit und Verbundenheit mit vielen anderen Zustandsbildern derselben Fälle, wobei man ganz willkürlich bald auf dies, bald auf jenes den Wert legte; bald auf das ihnen allen Gemeinsame, bald auf gewisse affektive Änderungen, bald auf sonstiges sich Veränderndes an ihnen. Um die Differenz der klinischen und der zu fordernden Fragestellung auf eine präzise Formel zu bringen: der psychiatrische Kliniker fragte bisher, liegt im Verlauf ein Hinweis auf die Abfolge künftiger Zustände (Endzustände)? Er sollte fragen, liegt im Zustandsbild ein Kriterium der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Krankheitseinheit — die dann auch das Gesetz des Verlaufes, die Progredienz, innerhalb gewisser Grenzen bestimmt? Nur die letzte Fragestellung genügt der Forderung, nosologische Krankheitsentitäten aufzustellen, die aus ihren Symptomen erkannt werden. Nur so fragt auch die somatische Klinik, die doch sonst das Vorbild der psychischen ist.

Kliniker immer wieder gefunden haben, als dasjenige, was Binswanger (Jahreskurse f. ärztl. Fortbildung. I, 5, S. 44ff.) darüber zu sagen weiß. Wenn Schroeder etwa ausführt, nicht die zerebrale Genese und Lokalisation ergebe ein psychopathologisches Principium individuationis, sondern die psychotischen Phänomene müßten danach eingeteilt werden, »wie sie wirklich sind« — so findet Binswanger diese »Betrachtungsweise« »seltsam anmutend«. Dafür erzählt er Mythologien über die psychophysische Energie und löst »auf Grund unserer Erfahrungen am Krankenbett« (S. 51), wenngleich nur »vorerst« (S. 53), das Problem, ob der psychophysische Parallelismus oder das Kommerzialtheorem richtig sei, zugunsten des ersteren. Und mit solchen Anschauungen soll man sich nun zu verständigen hoffen! Daß er den Begriff des »regulativen Prinzips« in dieser Arbeit Külpe zuschreibt, sei zum Vergnügen des Lesers noch verraten.

Man pflegt gerne das Ziehensche Systematisierungsprinzip der Psychosen seiner logischen Struktur nach mit den Linnéschen botanischen Klassifikationen in Analogie zu bringen und in Gegensatz zu den »natürlichen« Systemen zu stellen. Insofern nicht ganz mit Recht, als der Abstraktionsgesichtspunkt des Linnéschen Systems zwar auch ein willkürlicher ist wie der Ziehens, aber tatsächlich in jedem Falle den Umfang des durch ihn bestimmten Begriffs eindeutig und hinreichend bestimmt, so daß nie ein Zweifel sein kann, ob ein Gegenstand unter ihn fällt oder nicht. Das gilt für die Ziehenschen Klassenbegriffe nicht ganz mit der gleichen Strenge.

Eine Untersuchung, ob die Beantwortung dieser letzten Fragestellung überhaupt möglich ist, kann nur durch die psychologische Analyse der Zustandsbilder gegeben werden. Diese muß freilich von größerer Eindringlichkeit und besserer theoretischer Fundierung sein, als sie es zu klinischen Zwecken bisher war. Die zahlreichen und teilweise sehr wertvollen symptomatologischen Untersuchungen, die es bisher ja auch schon immer gegeben hat, dienten ihr freilich schlecht oder gar nicht. Denn sie gingen fast alle von allgemeinen psychologischen oder hirnphysiologischen Theorien aus, die durch sie bestätigt oder ausgebaut werden sollten.

Die ersten Ansätze zur Beantwortung unserer Fragestellung finden sich, neben der erwähnten Schroederschen Arbeit, in einer Arbeit von Wilmanns[1]) über die Frage, wieweit das Beieinandersein von manisch depressiven und katatonen Symptomen in einem Zustandsbilde einen Rückschluß auf dessen Progredienz zuläßt. Auf ein weit höheres Niveau der Diskussion erhob Jaspers unser Problem in seinen verschiedenen Arbeiten, insbesondere bereits in seiner ersten Arbeit[2]). Er zeigte hier, daß die Disjunktion der »funktionellen« Psychosen in heilbare und unheilbare nur eine äußerliche Konsequenz praktischer Art ist, die für einen inneren Gegensatz einsteht. Entweder nämlich liegt die Psychose im Rahmen der von ihr befallenen Persönlichkeit, sie ist eines Reaktion oder Entwicklung dieser Persönlichkeit, welche nur aus intensiven Strukturveränderungen derselben im Zusammenwirken ihrer psychischen Komponenten erklärt werden kann. Oder die Psychose ist ein Prozeß, eine heteronome Umwandlung der Persönlichkeit durch eine ihrem Wesen fremde, über sie hereinbrechende seelische Neuentwickelung. Kann man beim ersten Typus »das ganze Leben aus einer Persönlichkeitsanlage ableiten«, so gilt für den Prozeßtypus: »Man findet bei der Ableitung aus einer Persönlichkeit seine Grenzen an dem zu einer bestimmten Zeit auftretenden Neuen, der heterogenen Umwandlung«[3]).

Woran erkennt man nun, ob ein bestimmtes Zustandsbild zur ersten oder zur zweiten dieser beiden prinzipiell möglichen Gruppen gehört? Hier ist der Punkt, wo in die psychiatrische Forschung die Phänomenologie einzugreifen hat und in entscheidender Weise klärend und weiterführend zu wirken vermag.

Die Phänomenologie in ihrer psychiatrischen Anwendung könnte prinzipiell ganz unabhängig sein von allen symptomatologischen Diskussionen im Hinblick auf ihre Krankheitszugehörigkeit. Sie könnte das Gebiet des ihr von anderer Seite als krank bezeichneten seelischen Lebens genau so zu erfassen und abstraktiv zu zergliedern

[1]) Zur Differentialdiagnostik der funktionellen Psychosen. Zentralblatt f. Nervenheilkunde. 1907.

[2]) Eifersuchtswahn usw. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. I. S. 567ff.

[3]) a. a. O. S. 612.

versuchen, wie sie dies im Bereiche des Gesunden zu tun vermag. So würde sich ein unbegrenztes Feld von Einzeluntersuchungen eröffnen, die ohne jede Beziehung zu den eigentlichen psychiatrisch-klinischen Aufgaben verbleiben. Es gibt eine Reihe solcher Arbeiten. Zu den besten unter ihnen zählt Schelers Untersuchung über Selbsttäuschungen, Spechts und Hirts Arbeiten zur Phänomenologie der Trugwahrnehmungen, Mayers Studie zur Phänomenologie der Glücksgefühle, die alle in den Bänden der Zeitschrift für Pathopsychologie erschienen sind, und manche andere. Allein es gibt Gesichtspunkte, welche den Wert dieser Arbeiten relativ zurücktreten lassen hinter dem derjenigen phänomenologischen Arbeitsweise, welche sich an den Aufgaben und Zielen der psychiatrischen Gesamtforschung orientiert.

Wir sprachen, um den Wert dieser zweiten Arbeitsweise deutlicher zu machen, bereits davon, daß das phänomenologische Erfassen ohne eine abstraktive Komponente nicht möglich ist, und daß jede Abstraktion den Gesichtspunkt verlangt, unter welchem sie sich als wesensbestimmend und bedeutsam rechtfertigt. Dieser Gesichtspunkt nun ist der des zugrundeliegenden Gesetzes für die betreffende Erscheinungsreihe. Und dieses Gesetz, dessen induktive Bestimmung nicht mehr Aufgabe der Phänomenologie ist, kann beim kranken Seelenleben eben nur bestimmt sein durch die nosologische Artung der Krankheit, in deren Verlauf jenes Seelenleben als Symptom, als reale Folge mit Notwendigkeit auftritt. So ist phänomenologisches Begreifen zwar nicht Begreifen des Symptoms aus dem Gesetz der Krankheit, wohl aber ist es Begreifen des psychotischen Phänomens in seiner Eigenart, und diese Eigenart ist eine symptomatologische Notwendigkeit.

Ein weiterer Gesichtspunkt ergab sich für Jaspers aus der phänomenologischen Angemessenheit unseres Erlebenkönnens pathopsychischer Phänomene. Jaspers[1]) sagt: »Diese sind das Objekt phänomenologischer Untersuchung, die feststellt und vergegenwärtigt, wie sie eigentlich sind. Drei Gruppen von Phänomenen sind auf diese Weise zu gewinnen. Die einen sind von uns allen im eigenen Leben erkannt. Sie sind ebenso beschaffen wie die entsprechenden, normalerweise verständlich bedingten Seelenvorgänge. Nur durch ihre Genese unterscheiden sich die im übrigen völlig gleichen Phänomene der Kranken, z. B. viele Erinnerungsfälschungen. Die zweiten sind von uns als Steigerungen, Herabsetzungen oder Mischungen selbsterlebter Phänomene zu erfassen, z. B. die selige Ergriffenheit mancher akuter Psychosen, die Pseudohalluzinationen, die perversen Triebregungen. Wie weit hier unser verstehendes Vergegenwärtigen geht, auch ohne die Grundlage eigener bewußter Erlebnisse ähnlicher Richtung, das ist eine nicht endgültig zu beantwortende Frage. Es

[1]) Die phänomenologische Forschungsrichtung in der Psychopathologie. Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. IX. S. 399.

scheint manchmal, als ginge unser Verstehen weit hinaus über die Möglichkeit auch nur ähnlichen eigenen Erlebens. Die dritte Gruppe von krankhaften Phänomenen wird vor diesen letzteren durch völlige Unzulänglichkeit für ein verstehendes Vergegenwärtigen ausgezeichnet. Wir kommen ihnen nur durch Analogien und Bilder näher. Und wir bemerken sie im Einzelfall nicht durch positives Verstehen, sondern durch den Stoß, den der Gang unseres Verstehens durch dieses Unverständliche erfährt. Hierhin mögen z. B. alle die ‚gemachten' Gedanken, ‚gemachten' Stimmungen usw. gehören, von denen viele Kranke zweifellos als Erlebnissen berichten, die wir aber immer nur durch diese und ähnliche Ausdrücke und durch eine Reihe von Feststellungen dessen, um was es sich nicht handelt, identifizieren«.

Dieser Gesichtspunkt Jaspers' ist heuristisch von großem Werte gewesen. Er verlegte das Kriterium dafür, ob ein psychisches Phänomen aus den Grenzen einer Persönlichkeit heraus erwuchs oder ihr fremd und aufgepfropft war, ins Nacherlebenkönnen des Beobachters. Dazu sind freilich seine Annahmen über die untrügliche Gewißheit des Verstehens, wie er sie formluiert hat, notwendige Voraussetzungen. Wir haben allerdings diese Annahmen mit gewichtigen Gründen bekämpfen müssen; soll uns nun der Jasperssche Gesichtspunkt heuristisch wertvoll bleiben, so werden wir ihn in bestimmter Weise zu transformieren haben. Davon wird sogleich noch zu sprechen sein.

Jedenfalls: die Problemstellungen klinischer Nosologie spitzen sich auf eine Reihe von Voraussetzungen zu, aus welchen die Phänomenologie — und sie allein — einen Ausweg zu finden berufen ist. Vergegenwärtigen wir uns kurz noch einmal die Bedingungen, welche sie vorfindet. Zunächst ergibt sich aus der klinischen Fragestellung selber, daß die allein weiterführende Aufgabe in der Deskription seelischer Zustände besteht. Der Gesichtspunkt für diese deskriptive Analyse hat zu sein, ob aus diesen Zuständen erkennbar ist, welche von ihnen aus der seelischen Struktur der Persönlichkeit und dem Gesetz des Zusammenwirkens ihrer Eigenschaften restlos erklärbar sind, und welche von ihnen nur durch die Annnahme einer der Persönlichkeit heteronomen psychischen Umwandlung, eines Prozesses erklärt werden können. Dieser Gesichtspunkt soll zugleich die leitende Maxime der phänomenologischen Abstraktionen sein, soweit es sich bei dem psychotischen Material um ein psychotisches Erleben handelt. Als heuristischer Wegweiser war uns Jaspers' Feststellung willkommen, daß unser Nacherlebenkönnen vor gewissen psychotischen Phänomenen absolut versagt.

Was liegt nun näher, als anzunehmen, daß unser Nacherleben gerade vor jenen Phänomenen versagt, welche nicht aus dem Ganzen der Persönlichkeit erwachsen, sondern die spezifischen Merkmale des Prozesses sind? Die Persönlichkeitsfremdheit eines Phänomens, die Ichfremdheit, wird zum Erklärungs-

grund seiner Unverständlichkeit für unser Nacherlebenkönnen, und dieses zum Erkenntnisgrund für das Vorliegen eines psychotischen Prozesses.

Nun ist freilich, wie wir gezeigt haben, die Struktur unseres Nacherlebens etwas so Komplexes und Verschwommenes, daß es gewagt wäre, dieses Nacherleben, so wie Jaspers es will, als objektives Signal für unsere nosologischen Abgrenzungen zu benutzen. Nur zu berechtigt wäre der Einwand, daß wir bei einem solchen Vorgehen dem subjektiven Ermessen unserer Einfühlungsfähigkeit die Entscheidung über ein Problem überwiesen, welches nur eine objektive und wissenschaftlich gesicherte Behandlung verträgt. Wir werden deshalb nicht unser Nacherlebenkönnen zum Richter über den Prozeßcharakter bestimmter Symptome einsetzen, wie das Jaspers getan hat, sondern werden den Prozeßcharakter in der besonderen Struktur der Symptome selber suchen. Denn nur wenn er hier vorhanden ist, kann er zum Anlaß werden, auch unserem Nacherleben Schwierigkeiten zu bereiten.

Die Frage liegt logisch eigentlich sehr einfach. Alles psychotische Erleben ist entweder seiner Struktur nach der Struktur der erlebenden Persönlichkeit adäquat, oder nicht. Im letzteren Fall sprechen wir vom Prozeß. Solche Erlebnisse, welche Anzeichen des Prozesses sind, unterscheiden sich von den aus der Persönlichkeit erwachsenen Erlebnissen durch ihre Persönlichkeitsfremdheit, ihre »Ichfremdheit« im Hinblick auf diese Persönlichkeit. Die erlebende Persönlichkeit erlebt sie in einer ihr fremden Weise. Phänomenologisch sind wir gezwungen, an Stelle der nur theoretisch konzipierbaren Persönlichkeitsformel vorerst auf diese fremde Weise des Erlebens das Gewicht zu legen. Ichfremdheit für das Erleben ist das phänomenologische Kennzeichen von Symptomen des Prozesses. Ichfremdheit nicht für den verstehenden Beobachter, sondern für das erlebende Subjekt selber.

In welchem Verhältnis steht nun dieses Kriterium zu dem Prozeß selber, und wie wird es phänomenologisch bestimmt?

b) Die pathologische Intentionalität.

Es wird uns das nur verständlich werden, wenn wir einige prinzipielle und theoretische Feststellungen machen, die ihrerseits über den phänomenologischen Rahmen hinausgehen. Wir knüpfen dabei an das vorher über den Krankheitsbegriff Gesagte an. Krankheit, so hatten wir ausgeführt, sei das Gesetz der Wechselwirkung zweier Bedingungsreihen. Die eine von ihnen, der normale seelische Organismus, bildet ohne die andere Reihe ebenfalls die in sich geschlossene Einheit eines Gesetzes. Treten innerhalb dieser einen Bedingungsreihe relative oder intensive Änderungen in den Bedingungen ein, so kann ihr Zusammenwirken anders verlaufen; jedoch werden auch dann die

durch diese Bedingungsreihe determinierten Geschehnisse und Abläufe restlos und geschlossen aus ihren Bedingungen bestimmt und gesetzmäßig herleitbar sein. Es wird Nichts geschehen, das nicht aus der vorgegebenen Bedingungsreihe determinierbar wäre. So liegt der Fall bei den psychischen Abläufen, welche dem Wesen einer Persönlichkeit adäquat sind, sei diese Persönlichkeit nun »normal« oder »abnorm«.

Tritt jedoch Krankheit — oder wie wir zuletzt sagten: ein psychotischer Prozeß — in das Bereich unserer Untersuchung ein, so besteht jenes erstgenannte logische Verhältnis: die Wechselwirkung zweier Bedingungsreihen. Und für unsere Erkenntnis liegt dieser Fall so, daß wir das Gesetz dieser Wechselwirkung nicht bestimmen können; wir wissen nur, daß es besteht. Ebensowenig ist uns die hetoronome Bedingungsreihe selber zugängig; höchstens einige nicht wesentliche physisch-ätiologische Hinweise auf sie. Was uns unmittelbar gegeben ist, ist der psychische Effekt jenes Wechselwirkungsgesetzes in seiner ungegliederten Ganzheit. Der Gesichtspunkt unserer Abstraktionen aus diesem vorgegebenen Material kann nun einmal der sein, daß wir das Bestehen des Persönlichkeitsgesetzes zur Leitmaxime erheben. So kommen wir zur Aussonderung all derjenigen psychischen Vorgänge, welche ihrerseits aus Bedingungen determinierbar sind, unter denen solche des Krankheitsprozesses selber noch fehlen. Allein einmal werden wir damit nicht sehr weit kommen, und zweitens kann uns das nosologisch gar nichts nützen. Denn uns liegt doch gerade am Erfassen derjenigen seelischen Züge, welche uns über das Persönlichkeitsgesetz hinaus Anzeichen des Vorliegens eines psychotischen Prozesses sind. Wir haben nun als negative Bedingung der Erkenntnis des Prozeßcharakters von Symptomen das Herausfallen aus dem Persönlichkeitsgesetz. Dies ist uns ein Zeichen dafür, daß eben nicht bloß die eine Bedingungsreihe des psychischen Organismus vorliegt, sondern noch eine zweite in sie eingreifen wird. Wir vollziehen nun diese Abstraktionen unter einem doppelten Gesichtspunkte[1]): einmal im Hinblick auf die das betreffende psychische Einzelgeschehen fundierende Geschehensklasse, der wir theoretisch eine Funktion substituieren. Wir kommen auf diese Weise bis zu abstraktiv nicht weiter generalisierbaren Geschehensklassen, die wir uns theoretisch durch Grundfunktionen und Eigenschaften der Psyche fundiert denken. Auf diese Weise würden wir pathologische Qualitäten irreduzibeler Art aufzufinden in der Lage sein. Dieser Abstraktionsgesichtspunkt genügt aber noch nicht. Denn es ist ja klar: in pathologischen Qualitäten wird sich die Wechselwirkung, deren Erkennungsstücke wir anstreben, zwar notwendig äußern. Diese Qualitäten werden aber immer gene-

[1]) Vgl. hierzu Kronfeld, Das Erleben in einem Fall von katatoner Erregung. Monatsschrift f. Psych. u. Neur. 35, 3, eine ebenso wichtige wie unbeachtet gebliebene Arbeit.

tisch aus ihren Bedingungen determiniert sein. Sie werden also zwar solche gesuchten Erkennungsmerkmale von Prozessen sein; aber als Erklärungsmomente des psychotischen Einzelgeschehens können sie nur vorläufig dienen: sie harren weiterer genetischer Zergliederung. Diese genetische Zergliederung ist also der zweite Gesichtspunkt unserer Abstraktionen. Ihre leitende Maxime ist: Dasjenige, welches unter den gewöhnlichen Ablaufsbedingungen der psychischen Persönlichkeit nicht zustande kommen konnte, ist Prozeßmerkmal. Auch bei dieser Abstraktion handelt es sich noch um eine solche vom Einzelgeschehen aus; aber nicht vom Einzelgeschehen als einem fertigen Ganzen, sondern eben als einem Geschehen, einem Werden, welches anfängt, verläuft und endet. Wir reden vom psychischen Ablauf als einem Ganzen immer in dem Sinne, daß er von der Wahrnehmung an über das Urteil und die verschiedenen anderen intentionalen Vollzüge und reproduktiven Reihen, die im Gefühl, Interesse und Motiv zusammenkommen, bis zur motorischen Auswirkung abläuft. Alles psychische Geschehen ist immer dieses Ganze, und man kann sich, ohne abstraktiv zu künsteln, kein einziges reales psychisches Geschehnis vergegenwärtigen, welches nicht dieses Ganze wäre. In dieser Ganzheit allein ist das Psychische unmittelbar gegeben. Wenn wir nun eine pathologische Qualität genetisch weiter verfolgen, so muß sie irgendeine Stellung in diesem Ganzen haben; etwas muß ihr vorauf gehen. Es kann nun sein, daß sie innerhalb dieses Ganzen so wird, wie ein qualitativ adäquates Geschehen[1]); sie kann aber auch fremd in diesem Geschehen darin stehen; so daß dies Ganze durch sie eine Unterbrechung seiner Kontinuität erfährt, daß sie einen Spalt hinein reißt. Im letzteren Falle sprechen wir von genetischer Irreduzibilität[2]).

---

[1]) Denn es ist denkbar, daß eine besondere Konstellation der Bedingungen einen einmaligen ganz heterologen Effekt erzielen kann.

[2]) Die genetische Erklärung verbleibt hierbei ganz innerhalb des gegebenen psychischen Materiales. Es ist weder als eine konstruktive Genese (im Sinne der »Sejunktion«), noch eine psychophysische (im Sinne etwa der »Diaschise«), noch eine theoretisch-dynamische (im Sinne Freuds) gemeint. Es ist überhaupt nicht eigentlich eine »Erklärung« im Sinne der induktiven Kausalisierung; es ist eine abstraktive Reduktion bis zum »Unerklärlichen« hin.

Man kann das durch diese genetische Reduktion aufgefundene »Spaltungs«-verhältnis des psychischen Ablaufens schizophren nennen und durch diesen Begriff einer unbekannten Gesetzmäßigkeit erklären wollen. Doch kann auch noch anderes an der Psyche »gespalten« sein: die Neigungen und Einstellungen können von den Motiven, die Erinnerungen von dem Wahrnehmungsmaterial, die Sprachlaute von Bedeutungen usw. »abgespalten« sein. D. h. wir erklären uns so, daß eingefahrene und geübte Aufeinanderfolgen und Verbindungen nicht aktuell werden. Das sind aber alles verschiedene »Spaltungen«. Man kann sie unter beliebigen Begriffseinheiten vereinigen; diese sind aber künstlich. Und sinnlos ist es, sie alle durch eine »Assoziationsstörung« allgemeiner Art zu erklären. Dennoch hat der Schizophreniebegriff seinen guten Sinn als einheitlicher Erklärungsgrund für das Auftreten von Primärsymptomen in unserem soeben festgelegten Sinne.

Eine solche weder analytisch noch genetisch (in diesem Sinne) reduzible psychische Gegebenheit nennen wir Primärsymptom des Prozesses. Sie ist primär in dem Sinne, daß über sie hinaus die psychologische Determination in keiner Weise zu gelangen vermag; an ihr zeigt sich mithin das Eingreifen der heteronomen Bedingungsreihe ins psychische Geschehen unmittelbar. Was in diesem psychischen Geschehen durch sie selber partiell determinierbar ist, ist im Verhältnis zu ihr sekundär. Wenn also Bleuler[1]) schreibt: »Die primären Symptome sind notwendige Teilerscheinungen einer Krankheit; die sekundären können, wenigstens potentia, fehlen oder wechseln, ohne daß der Krankheitsprozeß sich zugleich ändert« — so können wir uns praktisch völlig mit dieser Feststellung einverstanden erklären. Prinzipiell freilich würden wir sagen, Primärsymptome im Psychischen seien uns nur als unmittelbare Teilerscheinungen der Krankheit erklärlich; ob und in welcher Weise sie das wirklich sind, ist ein für uns nicht entscheidbares Problem. Was die Sekundärphänomene anlangt, so sind sie zwar partiell von den Primärphänomenen aus determiniert, aber mittelbar und ohne daß diese selber aktuell zu werden brauchen; sie sind aus dem Wesen der krankhaft veränderten Persönlichkeit heraus begreiflich, aber ohne die spezifische Prozeßnote direkt aufzuweisen; nur aus ihrem Zugleichsein mit Primärsymptomen geht ihre Prozeßbedingtheit ebenfalls hervor; an sich braucht sie ihrer Struktur nicht anzuhaften. Nun kann es Prozeßstadien ohne Primärsymptome, nur mit Sekundärphänomenen geben; diese werden dann der Erkenntnis ihres Prozeßcharakters große Schwierigkeiten in den Weg legen (man denke etwa an hypochondrisch gefärbte Anfangszustände von Hebephrenien ohne spezifische Merkmale, und ähnliche Fälle).

Alle diese Festsetzungen lassen sich treffen, ohne bereits in die Phänomenologie hineinzureichen. Nunmehr aber, wo wir uns darauf besinnen, daß der wichtigste, der subjektiv bestimmende und zu allererst gegebene Anteil alles seelischen Ablaufens das Erleben ist — wie wir ausführlich dargetan haben — ist es unsere Aufgabe, an jene allgemeinen Festsetzungen unsere phänomenologischen Folgerungen zu knüpfen. Jene theoretischen Primärsymptome nämlich, soweit sie ein seelisches Erleben sind, müssen die Merkmale ihres Sondercharakters auch in ihrem Erlebtwerden geltend machen. Für die tatsächliche Gegebenheit des Seelischen als Materie unseres Erkennens liegen die Verhältnisse zeitlich umgekehrt: unmittelbar bestehen gewisse Sondercharaktere am primär prozeßbedingten Erleben — wir haben sie als Ichfremdheit zusammengefaßt —; diese irreduziblen Sondercharaktere erklären wir theoretisch — auf Grund unserer prinzipiellen Feststellungen über den nosologischen Krankheitsbegriff und die Be-

[1]) a. a. O. S. 284.

ziehungen seiner psychischen Äußerungen zu ihm — als Anzeichen ihres primären Symptomcharakters.

Damit haben wir die eine unserer beiden Aufgaben gelöst: wir haben die Ichfremdheit als Kriterium des Prozeßcharakters von Symptomen systematisch begründet, und was bei Jaspers noch ein Aperçu einer begriffslosen Intuition war, das nur auf dem verfehlten Wege über eine falsche Theorie des Nacherlebens (Verstehens) einen Schein theoretischer Berechtigung hatte, haben wir im Rahmen wissenschaftlicher Gesamtpsychologie objektiv fundieren können. Uns bleibt nun die zweite der beiden Aufgaben noch kurz zu erörtern: Wie wird diese Ichfremdheit phänomenologisch bestimmt?

Wir erinnern uns daran, daß das primäre Erlebnis etwas psychologisch Irreduzibles, Letztes, aller Individualpsychologie (auch aller dynamisch-Freudschen) Vorauszusetzendes für das betroffene Ich sein soll. Und wir erinnern uns weiter, daß alles Erleben den Charakter der Intentionalität hat. In einem gewissen Sinne können wir von jedem, auch dem normalen Erleben sagen, daß bestimmte Merkmale eines Erlebens »primär« sind. Nämlich diejenigen, die nicht aus einem anderen Erleben hervorgehen, sondern die fundierenden Weisen alles anderen Erlebens sind und dieses genetisch einleiten. Das gilt im normalen Erleben von den individuellen Wahrnehmungen, die in jedem Ablauf als einem Ganzen an der Spitze stehen, und von den abstraktiv nicht weiter zurückführbaren formalen Voraussetzungen möglicher Bewußtseinsbeziehungen auf Gegenstände[1]). Ihr Sein wird nur noch durch die Persönlichkeit als vorausgesetztes Ganzes erklärt und macht deren letzte Fundamente aus.

Mit dem Augenblick aber, wo die Bedingungsreihe »Persönlichkeit« heteronom modifiziert wird durch eine andere unbekannte Bedingungsreihe, wo das Gesetz dieser Modifikation, der »Prozeß« herrscht, müssen zu diesen Primärphänomenen die anderen, die primären Prozeßsymptome, hinzutreten. Ihr Charakteristikum ist gerade, daß sie irreduzibel sind, aber nicht in den Persönlichkeitsfundamenten sich auflösen lassen; und daß sie nicht im Ganzen des psychischen Ablaufes kontinuierlich eingefügt sind, sondern ohne genetisches Vorher dastehen, das sie aus sich heraus zum Eintritt brächte. Wir wissen endlich von diesen psychotischen Primärerlebnissen, daß sie als Erlebnisse eine intentionale Struktur besitzen.

Es muß sich mithin handeln um Weisen einer pathologischen Intentionalität, welche ihrem intentionalen Wesen nach nicht analytisch zurückführbar ist; und deren intentionales Wesen auch genetisch nicht zurückführbar ist. Wir bestreiten also nicht, daß nicht die jeweilige materiale

---

[1]) Wir teilen die Brentanosche Lehre vom letztlich fundierenden Charakter der Vorstellungen für alle anderen Funktionen also nicht, werden unsere abweichende Meinung aber erst im folgenden Bande an zuständiger Stelle begründen.

und inhaltliche Bestimmtheit dieser Intentionen aus früherem Erleben und Erfahren des Kranken herleitbar sein kann (z. B. Freud!) — wir bestreiten nur die genetische Zurückführbarkeit der besonderen Struktur dieser Intentionen, der Seinsweise des in ihnen Gemeinten als Halluzination oder primärer Wahn oder sonstiger intentionaler Vollzug primär-psychotischer Art.

Welche intentionalen Formen als psychotische Primärsymptome in Frage kommen, wird die Phänomenologie in Zukunft erst noch zu suchen haben; wir dürfen hier jedenfalls nichts präsumieren, sondern müssen alles der phänomenologischen Erfassung des psychotischen Erlebens überlassen, so wie es, vom kranken Subjekt aus, seinem unmittelbaren Sein und Erlebtwerden nach wirklich verläuft. Wenn die phänomenologische Forschungsrichtung, welche jetzt in der Psychiatrie erst einige spärliche Keime gezeitigt hat, in künftiger systematischer Arbeit dieses Material sammelt und das eben entwickelte Kriterium an die möglichen abstraktiven Vollzüge aus diesem Material anlegt, so wird sie das eindeutige und wissenschaftlich exakte Verfahren sein, aus jedem psychotischen Zustandsbild seine objektiven Anzeichen immanenter Progredienz mit Sicherheit zu bestimmen. Sie liefert uns damit ein diagnostisches Kennzeichen von größter Bedeutung, welches uns — jenseits der Subjektivität klinischer Konventionen — die Bestimmung des Prozeßcharakters von Abläufen bei funktionellen Psychosen ermöglicht. Dies Kennzeichen mag dunkler verborgen liegen als die somatischen Eselsbrücken unserer sonstigen Diagnostik: es ist sicher und exakt, es ist einsichtig begründbar und zwingend. Der Phänomenologie fällt in Wahrheit die Aufgabe zu, welche die Denkbequemlichkeit der Praktiker so gerne wieder einmal auf die Serologie abgeschoben hätte: die sichere Diagnostik der funktionellen psychotischen Prozesse. Allein, obwohl Kochen, selbst unter den Kautelen Abderhaldenscher Methodik, leichter ist als exakte Abstraktion: so ist die letztere doch die würdigere Aufgabe in einer psychologischen Disziplin, in der Wissenschaft vom menschlichen Geiste.

Es ist keine reine Zukunftsmusik, wenn wir hier der Phänomenologie eine so wichtige und unersetzliche Stelle in der psychatrischen Gesamtforschung zuweisen. Schon gegenwärtig diagnostizieren gerade die besten unserer Kliniker nach dem Kriterium der Ichfremdheit irgendwelchen psychotischen Erlebens. Das zeigt sich nicht nur in ihrem persönlichen Wirken, sondern auch in ihrer Literatur. Ich kann nicht umhin, keine anderen Forscher als Kraepelin und besonders Bleuler hier als unbewußte Phänomenologen in Anspruch zu nehmen. Gewiß sind sie ihrer bewußten Tendenz nach Kliniker. Aber wenn man etwa die Fülle des von Bleuler so meisterhaft erfaßten Deskriptionsmaterials zur Kenntnis nimmt, welches er für die Schizophrenie als besonders spezifisch erachtet, so bemerkt man leicht, daß sein Auswahlkriterium kein anderes war als das der Phäno-

menologie, wenn ihm dies auch nicht bewußt geworden ist. Von den eigentlich phänomenologischen Forschern, wie Jaspers, gilt das natürlich in erhöhtem Maße. Nun ist es freilich ein anderes, jenes Kriterium unklar und unbewußt anzuwenden — etwa in der subjektivistischen Verfälschung, ob ein Symptom nacherlebbar ist oder nicht, — ein anderes, das Kriterium der Irreduzibilität mit Bewußtsein und im systematischen Zusammenhang herauszustellen und durch exakte Abstraktionen zu bewähren. Zumal wo der psychotische Einzelfall in seiner Symptomatologie oft so dunkel und kompliziert ist, daß schon der Tatbestand, von dem abstrahiert werden soll, nicht deutlich umgrenzbar ist. Die systematische Arbeit also bleibt der Phänomenologie im psychiatrischen Gebiete noch zu tun.

Und andererseits darf man von dieser phänomenologischen Arbeit an diagnostischem Gewinn auch nicht zuviel erwarten. In der praktischen Zuspitzung auf den Erkenntnisgrund nosologischer Einheiten vermag sie eben nur das eine zu leisten, daß sie uns die Kriterien des Prozesses bewußt macht. Die Art des Prozesses, sein Wesen, seine Schwere macht sie uns nicht deutlich. Für die letzteren Fragen kommen sicherlich andere Abstraktionsgesichtspunkte in Frage; zwei von ihnen sind die Kraepelinschen der Ursache und des anatomischen Befundes. So darf es uns prinzipiell nicht wundern, wenn wir schizophrene Symptome zuweilen bei organischen Prozessen sehen[1]); als Prozesse, als persönlichkeitsfremde Destruktionen spielen diese phänomenologisch keine andere Rolle als die »funktionellen« Prozesse. Die Differenzierung der Prozesse untereinander ist bis jetzt keine Fragestellung der Phänomenologie. Damit ist nicht gesagt, daß sie dies nicht noch einmal zu werden vermöchte. Vorläufig hat sie heuristische Leitlinien hierfür noch nicht gezeitigt.

Uns liegt jedoch die diagnostische Brauchbarkeit der phänomenologischen Analyse nicht einmal sehr am Herzen. Sie ist uns nur ein Argumentum ad hominem clinicum, der sich diesen Dingen so gerne unter Berufung darauf, daß »für die Praxis doch nichts dabei herauskomme«, entzieht. So bequem soll er es fortan nicht mehr haben. Uns ist der Wert der phänomenologischen Arbeitsweise vor allem darin gelegen, daß sie uns das Seelische in einer Weise restlos erschließen kann, die ihre Grenze nur an den Schranken menschlicher Erkenntnis überhaupt findet, und daß sie es uns erschließt, so, wie es wirklich vom Subjekt aus erlebt, gefühlt, geglaubt, beobachtet, bewertet und beurteilt wird.

Und nun noch ein Schlußwort darüber, welche intentionalen Vollzüge es denn nun im allgemeinen sind, die wir als

---

[1]) Vgl. die schöne Arbeit von Rosental: Über einen schizophrenen Prozeß im Gefolge einer hirndrucksteigernden Erkrankung. Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. XXV. S. 300ff.

primäre Prozeßsymptome aufzufassen haben. Um sie aufzufinden, werden wir uns daran erinnern, welche Klassen intentionaler Vollzüge wir denn überhaupt kennen. Pathologische Intentionalitäten, die ihrer Klasse nach unter diese überhaupt bekannten Klassen fallen, werden einer phänomenologischen Untersuchung am ersten zugänglich sein. Doch ist nicht gesagt, daß sich der Kreis der hier in Frage kommenden Phänomene durch diesen heuristischen Gesichtspunkt ihrer Auffindung erschöpft. Immerhin haben wir so einen gesicherten Grundstock von Materialien zur Entscheidung der Frage ihres Prozeßcharakters. Wir kennen als solche Klassen intentionaler Vollzüge die als Wahrnehmungen sich erfüllenden, die sich in Urteilen und in Gefühlen (Phänomenen der Liebe und des Hasses) verwirklichenden Intentionen. Dem entsprechend kann in jeder dieser drei Klassen eine primäre, prozeßbedingte Störung sich einstellen. Außerdem kann, gleichviel welcher Klasse dies Erleben angehören mag, seine Beziehung zum erlebenden Subjekt gestört sein; die Ichbeziehung des Erlebens kann in irreduziblen pathologischen Qualitäten auftreten. Wir finden nun tatsächlich als die ganz unmittelbar gegebenen, im Vordergrunde des kranken Erlebens stehenden phänomenologischen Tatbestände vor: pathologische Wahrnehmungen, pathologische Urteile, pathologische Gefühle, pathologische »Bewußtheiten« und pathologische Störungen der Ichbeziehung des Erlebens. Auf diese Gegebenheitsgruppen kranken Erlebens hat die phänomenologische Analyse sich zuerst zu erstrecken, um die Struktur derjenigen Tatbestände, die dem Kriterium der analytischen und genetischen Irreduzibilität, der originären Persönlichkeitsfremdheit genügen, von den anderen abzugrenzen, welche aus dem vorgegebenen Wesen der Persönlichkeit restlos fundierbar und genetisch herleitbar sind. Das ist die erste Aufgabe des phänomenologischen Programms in der Psychiatrie.

Dies Programm kann nur durchgeführt werden durch eine größere Reihe sorgsamer Einzeluntersuchungen an der Hand genau beobachteter Zustandsbilder. Es ist bereits in Angriff genommen worden. Freilich ist noch auf keinem dieser vier Gegenstandsgebiete etwas Definitives erreicht. Manches befindet sich noch in allerersten Anfangsstadien[1]).

Es kann meine Aufgabe nicht sein, den gegenwärtigen Stand dieser Forschung auf den genannten vier Gebieten zu präzisieren.

---

[1]) Für die Phänomenologie der Wahnerlebnisse ist eine gewisse Diskussionsbasis bereits verbürgt durch die Arbeiten von Meyerhof, Jaspers und mir (a. a. O.). Die Phänomenologie der Wahrnehmungstäuschungen ist, trotz einzelner guter Bemerkungen von Specht und von Hirt (a. a. O.), über die Diskussion zwischen Goldstein (Archiv f. Psych. 44) und Jaspers (Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. VI, S. 460ff.) noch nicht wesentlich hinausgekommen.

Ganz schlimm steht es um die phänomenologische Literatur der anderen Gebiete; so groß sie ist, so wenig förderte sie bisher ihre Probleme. Hier ist noch reiches Feld zukünftiger Bebauung offen.

Hier ist ja noch alles im Fluß, und jeder neue Untersucher, jede neue Arbeit kann grundlegende Umwälzungen mit sich bringen. An dieser Stelle aber sollte nur das feste Gerüst des methodischen und logischen Unterbaues der Forschung selber gegeben werden, auf das von jeder Einzeluntersuchung, als das Fundament ihrer inneren Berechtigung, immer wieder zurückgegriffen werden kann. Wir werden dies Gerüst im zweiten Bande dieses Werkes mit der materialen Arbeit, wie sie oben skizziert wurde, auszufüllen haben.

Zur Theorie und Logik psychopathologischer Typenbildung und ihres Verhältnisses zur Soziologie, insbesondere Kriminologie.

Vorbemerkung.

Die leitende Fragestellung dieser Untersuchungen bildet die Beziehung deskriptiver und normativer Merkmale in den Klassifikationen psychopathischer Typen, wie sie die Psychiatrie aufstellt. Es ist für den, der die historische Entwicklung dieser Typenbildungen verfolgt, äußerst lehrreich und auffallend, daß soziologische Gesichtspunkte bei ihrer Bildung entscheidend mitgewirkt haben und noch immer mitwirken. Die Berechtigung dazu, soziologische Gesichtspunkte in einer naturwissenschaftlich-psychologischen Deskription wirksam werden zu lassen, und der Umfang dieser Berechtigung muß auf der Grundlage unserer bisherigen theoretischen Ergebnisse gesichert werden. Es ist nun keine Frage, daß es praktische Gesichtspunkte waren, die den kraftvollen Anstoß zu dieser Verschmelzung soziologischer und deskriptiv-psychologischer Maximen erwirkt haben, und zwar waren es die Kriminologie und die kriminologischen Anforderungen an den Irrenarzt, welche in erster Linie dahin drängten.

Das Grundproblem aller Kriminologie, dem auch diese Studie einen geringen Lösungsbeitrag liefern will, ist die unter bestimmten unpsychologischen Gesichtspunkten eingeengte Teilfrage des allgemeineren soziologischen Problems: ob sich Gesetze der Beziehung zwischen psychologischer Artung, Milieu und Lebensgestaltung aufstellen lassen. Typen dieser Beziehung sucht die Kriminologie aufzufinden, und zwar im Hinblick auf ein bestimmtes Tun, welches sie als den Ausdruck dieser Lebensgestaltung auffaßt: das antisoziale. Die Bestimmungsstücke dieses antisozialen Tuns sind letzten Endes immer negative Merkmale, abgeleitet aus den Normen strafrechtlicher Kodifikation. Diese Typen eines Tuns, definiert an den Strafrechtsbestimmungen, und Typen oder Einheiten nur im Sinne dieser Definitionsgrundlage, enthalten nun gar keine Beziehung zu irgendwelchen psychologischen Einheiten, welche die Beschreibung gewinnt und aufstellt. Die Kriminologie soll zwischen diesen beiden methodisch ganz inhomogenen Teilen eine Beziehung stiften, welche beide in besonderen Gesetzen zusammenbringt. Dem Nachdenkenden ist

von vornherein klar, daß sich hier methodologische Fragen von großer Schwierigkeit und Bedeutung aufwerfen, von deren klarer Beantwortung der Erfolg jeder kriminologischen Einzeluntersuchung, ja der Kriminologie selber abhängt, soweit sie über äußerlich-praktische Bedürfnisse hinaus Anspruch auf theoretische und wissenschaftliche Sicherheit erhebt.

Lange Jahre hindurch habe ich in der Erkenntnis der hier vorliegenden Probleme vergeblich in der kriminologischen Literatur um Rat gesucht. Der Eifer des Materialsammelns auf einem wenig beackerten Gebiet überwog hier die methodische und prinzipielle Selbstbesinnung; sogar Meister der Forschung wie Aschaffenburg, welche diese Probleme wohl sehen, überhoben sich bei ihrer produktiven Arbeit ihrer besonderen Behandlung. Allmählich aber ist die Materialfülle so reich geworden, daß die Verarbeitung stockt; nicht das Material, die Gesichtspunkte beginnen zu fehlen und werden immer mehr veräußerlicht.

Da erschien es mir angebracht, meinerseits den Versuch zu machen, den Methodenproblemen der Kriminalpsychologie prinzipiell nachzugehen. Im Zentrum dieser Probleme stand für mich die Frage, wieweit generell das soziale Verhalten zu einem Kriterium psychischer Typik zu werden vermag. Denn hier ist der eine Brückenpfeiler methodisch verankert, der die Brücke tragen soll, die von der psychologisch abgegrenzten Struktureinheit des Täters zu der strafrechtlich abgegrenzten Begriffseinheit des Deliktes geschlagen werden muß. Eine methodische Vorfrage dieses Problems bildet die nach den Geltungsgrundlagen der Begriffe des Normalen und Abnormen, insbesondere des Krankhaften. Eine zweite methodische Vorfrage widmet sich der logischen Struktur psychischer Typenbildung. Als ich vermeinte, auf diese beiden Fragen befriedigende Antworten gefunden zu haben, war die weitere Aufgabe eine methodische Fundierung des zweiten Tragpfeilers der wissenschaftlichen Kriminalpsychologie; der erste stützte den Weg, der als ein Kontinuum von den psychischen Wesenseinheiten zu den Einheiten sozialen Verhaltens führte; der zweite — der sich mir im Begriff der Milieuabhängigkeit darstellte — trug von den Einheiten sozialen Verhaltens hinüber zu den außerpsychischen Bedingungsreihen kriminellen Tuns.

Mit der methodologischen Klärung dieser Sachlage wurde mir gleichsam mit einem Schlage der Charakter der Gesetze klar, sowie die heuristischen Gesichtspunkte und die Fragestellungen, die in der Kriminalpsychologie fruchtbar und bedeutsam sind. Ich habe nun diese Ergebnisse und die dabei entwickelten methodologischen Gesichtspunkte nicht sogleich generell gewonnen, sondern heuristisch mir am Falle der sog. moral insanity sukzessive abgeleitet. Dieser Begriff, von dem man nicht weiß: gehört er in die Psychopathologie, gehört er in die Kriminalpsychologie, stehen seine normativen Merkmale in faßbarer Beziehung zu seinen deskriptiven usw.? — dieser

umstrittenste Begriff des Grenzgebietes mehrerer Disziplinen ist so recht ein Schulbeispiel für die Schwierigkeit der Beziehung des sozialen Verhaltens zur seelischen Struktur. Ist die einheitliche Anomalie des sozialen Verhaltens auf eine einheitliche abnorme Seelenstruktur reduzibel, oder ist sie selber unmittelbar die »Krankheit«, oder ist diese Begriffsbildung unter rein normativen Gesichtspunkten erfolgt und darum deskriptiv nichtssagend, oder ist sie trotzdem psychologisch zulässig oder nötig?

Ich habe es für wichtig genug erachtet, bei meiner Darstellung der methodischen Sachlage von einer exakteren Analyse der im moralischen Schwachsinn enthaltenen Fragestellungen auszugehen.

Freilich darf man auf diesem Gebiet keine Entdeckung neuer Fakten erwarten. Derartiges liegt nicht im Wesen einer kritischen Betrachtung, einer methodologischen Selbstkontrolle. Was diese leisten soll, ist vielmehr eine Sicherung und Fundierung des bisherigen Erkenntnisbestandes und seine Befreiung von Unklarheiten und Äquivokationen. Ihr Ziel ist eine Verwissenschaftlichung des schon Erreichten bis zur Höhe theoretischer Durchbildung. Wir wissen wohl, daß manche Forscher, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben, sich über die in Rede stehenden Probleme ganz ähnliche Gedanken gemacht haben wie diejenigen, die wir in theoretisch einwandfreier Weise auszusprechen glauben; das macht unsere Arbeit nicht überflüssig, sondern nur um so nötiger.

1. Einige Bemerkungen über den Begriff des Krankhaften im Seelischen und die logische Struktur psychopathologischer Typenbildung.

Man hat immer wieder versucht, den Begriff des Krankhaften in der Psychiatrie in irgendeine logische Beziehung zu bringen zu dem Begriff oder den Kriterien der Geisteskrankheit. Es besteht aber dazu kein logischer oder theoretischer Anlaß; und gewiß kein praktischer. Der Krankheitsbegriff der Psychiatrie ist uns einsichtig und deutlich — wir haben genau ausgeführt, in welchem Sinne —, ohne daß wir hierzu den Begriff des Krankhaften benötigt hätten. Umgekehrt aber kann ebensowenig der Begriff des Krankhaften durch den von uns festgelegten Begriff der Krankheit im Psychischen bestimmt werden, mag es sich nun um die pathogenetische, die nosologisch klinische oder irgendeine sonstige Fassung des Krankheitsbegriffes handeln. Man hat wohl gesagt, auch der Krankheitsbegriff involviere in der Psychiatrie die Benützung sozialer Kriterien (Hellpach); und in dieser Hinsicht gleiche er sich dem Krankhaftigkeitsbegriff an. Aber das ist nur dann richtig, wenn man auch alles krankhafte psychische Sein den Kriterien des Krankheitsbegriffes unterstellt, den letzteren also an Umfang aufs stärkste erweitert.

so daß wirklich »Schmerz und Lebensbedrohtheit« nicht bloß zu Anzeichen einer Anomalie, sondern der »Krankheit« überhaupt werden. Aber dazu besteht kein Grund; unsere positiveren und bestimmteren Fassungen des Krankheitsbegriffes vermeiden das Hineinziehen aller derartiger Merkmale, welche dem autologischen Wesen der Psychiatrie in der von uns gegebenen theoretischen Fundierung fremd bleiben müssen. Für den Begriff des Krankhaften dagegen bleiben derartige heterologische Kriterien zwar problematisch, aber möglich, wenigstens im Prinzip; denn seine Stellung im Ganzen psychiatrischer Theorie ist durch unsere bisherigen Untersuchungen noch nicht gegeben.

Man hat jene Beziehung zwischen Krankheit und Krankhaftigkeit ferner dadurch stiften wollen, daß man gesagt hat, krankhaft sei, was zum Ausbruch von Geisteskrankheiten disponiere. Aber mit dieser Bestimmung ist gar nichts anzufangen. Sie ermöglicht nämlich die Erkenntnis des Krankhaften in der Wirklichkeit immer erst dann, wenn sich diese disponierende Fähigkeit aktuell bewährt hat, d. h. zum Ausbruch von Geisteskrankheit geführt hat. Wen dann die Erkenntnis beglückt, daß die Grundlagen für den Ausbruch der Geisteskrankheit in »krankhaften« Dispositionen gelegen waren, dem kann man diese Definition des Krankhaften ja überlassen. Wesentlicher wäre es doch aber, eine Abgrenzung des Begriffs seelischer Krankhaftigkeit zu finden, welche nicht erst post festum anwendbar würde. Ein zweites kommt hinzu: wir nennen in der Psychiatrie gewisse Persönlichkeiten, Charaktere, Typen, Reaktionsformen krankhaft, ganz unabhängig davon, ob auf ihrer Grundlage Psychosen aktuell zu werden vermögen oder nicht. Tatsächlich ist dies bei diesen sogenannten Psychopathien nur für einen Teil der Fälle zutreffend; für einen anderen Teil nicht. Und die Art dieser Psychosen, welche wir als ausgelöste oder reaktive Entwicklungen der Persönlichkeit begreifen, ist eine grundsätzlich völlig andere als diejenigen, welche wir im eigentlichen Sinne unter dem Begriff der Geisteskrankheit, im Sinne des psychotischen Prozesses, verstanden wissen wollen. Wir haben dies an früherer Stelle ausführlich dargetan. Alle jene logischen Regelungen zwischen Symptom und Krankheit, zwischen den verschiedenen Bestimmungsweisen dieses Krankheitsbegriffes usw., die wir an jener Stelle entwickelt haben, gelten nicht für die Psychopathien, die wir ausdrücklich von jenen Regelungen ausnahmen. Das einigende Band aller jener Psychopathien aber ist es gerade, was wir »krankhaft« nennen. Was sagen wir aus, wenn wir irgendeinem psychischen Geschehen diesen Begriff unterlegen?

Als krankhaft bezeichnen wir in ununterschiedener Weise sowohl die gesamte Persönlichkeit, als auch einzelne Vorgänge in ihr, mögen diese nun für sie bestimmend oder belanglos sein, wenn sie nur psychologisch aus ihr herleitbar sind. Wir reden aber auch von einzelnen krankhaften Regungen und Zügen bei einem sonst »gesunden«

Menschen. Auch die Anwendung des Begriffs der Krankhaftigkeit gehorcht also keinem der bisherigen Krankheitsbegriffe. Negativ läßt sich der Umfang des Krankhaftigkeitsbegriffs so bestimmen, daß alles, was nicht auf Krankheitsprozessen seelischer Art beruht, aber auch nicht »gesund« oder »normal« ist, als krankhaft oder abnorm oder psychopathisch bezeichnet wird. Mit dieser negativen Bestimmung ist aber natürlich theoretisch und logisch nichts anzufangen.

Nun ist man zwei Wege gegangen, um mit der Bezeichnung als krankhaft in bezug auf seelisches Geschehen einen wissenschaftlichen Sinn zu verbinden.

Der erste Weg ist der anthropologisch biologische der Richtungen Lombroso, Morel, Magnan. Man supponiert eine geschädigte, funktionsuntüchtige Anlage. Wie man diese im einzelnen für bedingt hält, wird Sache der Einzelforschung. Krankhaft ist dann das seelische Verhalten, weil die Anlage krank ist. So entsteht das logische Fundament für die Geltendmachung des Degenerationsbegriffes.

Allein dieser Weg weist einen doppelten logischen Sprung auf. Erstens schließt man aus der krankhaften Anlage auf die Krankhaftigkeit jenes seelischen Geschehens. Allein auf Grund der angenommenen Krankhaftigkeit des seelischen Geschehens hatte man doch gerade die krankhafte Anlage als Erklärungsgrund erst unterstellt.

Dieser logische Zirkel wird praktisch zuweilen unwirksam dort, wo das seelische Verhalten selber seine Krankhaftigkeit sozusagen sinnfällig demonstriert, wie im Schwachsinn, oder wo die Abweichungen des seelischen Verhaltens bei einem Menschen sich häufen, wie beim Hysteriker. Das ändert aber nichts an der theoretischen Unmöglichkeit dieses logischen Weges.

Zweitens ist der Degenerationsbegriff, wie schon früher erwähnt, nur scheinbar ein rein deskriptiver naturwissenschaftlicher Begriff. In Wirklichkeit ist er der Begriff einer Bewertung, und zwar einer teleologischen Bewertung. Wenn wir von Entartung, Funktionsuntüchtigkeit, Minderwertigkeit reden, so drängt sich dieser normative Charakter schon im Worte auf. Die Berechtigung des Hereinragens teleologischer Normationen in die Deskription muß aber besonders dargetan werden.

Der zweite Weg zur Klärung des Begriffs des Krankhaften knüpft an die Rede von der »Abweichung« des seelischen Geschehens an. Wovon wird abgewichen? Die Antwort ist: von der Norm, vom Normalen.

Normalität kann dreierlei Bedeutung haben:

Erstens kann sie den statistischen Durchschnitt bedeuten. Von dieser Bedeutung aber führt kein logischer Weg zur Gleichsetzung des Außer-durchschnittlichen mit dem Pathologischen. Sie bleibt eine reine Nominaldefinition. Die Lehre Lombrosos, das Genie sei mattoid, ist völlig konsequent auf dieser Basis des Begriffs von Normalität.

Zweitens kann Norm bedeuten: das Vorbild, das Ideal, den Kanon der Forderung, wie beschaffen der Mensch sein soll. Hiervon war schon aus Anlaß der Erörterung des sogenannten Idealtypus in der Wissenschaftstheorie die Rede[1]). Wir untersuchen hier nicht wiederum die Frage nach den Rechtsgründen dieser Norm; wir prüfen nicht wiederum ihren logischen und theoretischen Gehalt. Das ist an der genannten Stelle ausreichend geschehen. Wir fragen lediglich nach ihren praktischen Konsequenzen. Da ist zu sagen: entweder diese Norm im Sinne einer Forderung ist eine ethische, d. h. an sich gültige. Dann wird die logische Gleichsetzung des Krankhaften mit dem Unsittlichen sich nicht vermeiden lassen, und wir langen bei den äußersten Frühzeiten der Psychiatrie an, welche, wie Heinroth usw. Krankheit und Sünde gleichsetzten. Oder jene Norm ist eine teleologische, und da kommt nur die soziale Teleologie in Betracht. Auf einer einsamen Insel gäbe es keine Krankhaftigkeit. Gesellschaftszustände mit ihrem Wechsel entscheiden darüber, was als krankhaft zu gelten hat. Der Krankhaftigkeitsbegriff, und damit der Begriff der Psychopathie, wird logisch relativiert und damit entwissenschaftlicht.

Drittens kann normal bedeuten das Gesetzmäßige, abnorm das Gesetzwidrige. Hier liegt der Einwand nahe: alles Naturgeschehen vollzieht sich gesetzmäßig, mögen wir es nun normal oder abnorm nennen. Daß die Gesetze des Letzteren andere sind als die des Normalen, beweist nichts gegen ihre Gesetzesnatur. Logisch wären wir also nicht weiter als zuvor.

Dennoch ist aus diesem Dilemma ein Ausweg möglich.

Jeder Organismus, jede Individualität ist auflösbar in einen Komplex von Gesetzen ihrer Bildung und Gestaltung — zum mindesten prinzipiell. Um die Begründung hierfür einzusehen, erinnere man sich an das über die Wissenschaftstheorie der Erkenntnis des Individuellen Gesagte. Für unser Problem käme es nun darauf an, die — allerdings zufälligen — jeweiligen materialen Ausgangsbedingungen zu studieren, unter denen der Komplex von Bildungs- und Strukturgesetzen in jedem Individualfall zusammentrifft. Abweichungen müssen immer in diesen materialen Bedingungen des Zurgeltungkommens jenes komplexen Gesetzes begründet sein. Krankhaft wären dann solche Abweichungen der Bedingungen, unter denen das Gesetz, welches als solches bekannt ist und unter dem Kriterium des »Normalen« steht, sich nicht realisiert.

Natürlich ist auch diese Formulierung des Wesens der Psychopathie und des Krankhaften, ganz abgesehen von ihrer Negativität, eine teleologische. Aber diese Teleologie ist keine normative, und sie ist ausfüllbar durch immanente Deskription und Induktion. Wir verbleiben also ganz im Bereich des naturwissenschaftlichen Denkens.

---

[1]) Vgl. S. 222ff. dieses Buches.

Diese Auffassung steht zur normativen Auffassung des Krankhaften insofern gleichartig, als beide mit dem Begriff des Krankhaften den einer geltenden Einheit setzen; mit der statistischen Auffassung des Krankhaften teilt sie das deskriptive Verfahren.

Diese teleologische Formulierung des Krankhaften fügt sich zwanglos in die Variationslehre der Biologie ein. Es gibt Arten. Jede Art hat ihr eigenes morphologisch biologisches Strukturgesetz. Innerhalb einer Art entstehen unter besonderen äußeren und inneren Bedingungen, unter denen dies Strukturgesetz sich realisiert, Übergänge und Abarten. Diese Bedingungen der Anwendung jenes Strukturgesetzes sind in der Biologie ausreichend studiert; die Probleme der Verteilung der Erbmassen, der Mutation, des Mendelismus gehören hierher. Derartige Varianten nun zeigen sich auch beim Menschen, innerhalb einer Rasse sind sie die verschiedenen Konstitutionstypen, die körperlichen und seelischen Abarten. Im Begriff der Abartung liegt jenes teleologische Moment, welches aber rein naturtheoretisch auflöslich und erklärlich wird und die Schranken biologischer Naturtheorie nicht transzendiert.

Letzten Endes kommen wir auf diesem logischen Wege zu den Individualitäten selber; und diese werden dann ihrerseits nach denjenigen Richtungen, in denen ein mehreren gemeinsames Bildungsgesetz, welches von anderen Verwirklichungsweisen des Artgesetzes abweicht, als zugrundeliegend hypostasiert wird, im Wege echter naturtheoretischer Induktion zu Typen zusammengefaßt. Diese Typen fallen mit den Abarten insofern zusammen, als die Abarten nicht mehr teleologisch normiert, sondern naturtheoretisch erklärt werden.

Aber mit diesen Abarten und Typen sind wir an sich noch nicht bei den Entartungen und dem Krankhaften.

Der normative Charakter dieser Begriffe wird sich in keinem Falle ausschließen lassen. Jedoch erfährt er durch die vorangegangene immanent teleologische Fassung des Variantenbegriffes selber eine außerordentlich weitgehende Restriktion. Wir haben offenbar auszugehen von dem Gesetz, welches sich in jenem Typus realisiert, von der Variante, insofern sie eine besondere Verwirklichungsform des Artgesetzes darstellt, von der Funktion, die variiert ist. Die Frage wird sein: ist durch die Variation der Vollzug der Funktion noch in der Weise der sie bestimmenden Gesetzmäßigkeit gesichert? Wenn ja, liegt eine bloße Abartung, wenn nein, liegt eine Entartung vor.

Damit hätten wir dann ein Kriterium des Krankhaften, Anomalen, Psychopathischen für alles seelische Geschehen gewonnen. Dies Kriterium ist zwar ein normatives, der Maßstab der Normation ist aber die immanente Teleologie des Artbegriffes selber und seiner Naturgesetzlichkeit bzw. deren Verwirklichung.

Freilich ist dieses Kriterium sehr schwer zu handhaben. Die praktische Frage wird sein: wann ist für das psychische Geschehen

die jeweilige Eigenart ein Hemmnis, wann nicht? Für viele Fälle mag dies klar sein, praktisch wird es meist auf den Grad der Eigenartung hinauskommen. Sehr viel schwerer wird dies Kriterium anwendbar sein für gewisse Typen, wie den Lügner, den Abenteurer, den Phantasten, bei denen kein klarer abgegrenzter Übergang zu den eigentlich ethisch charakterologischen Normationen vorhanden ist. Grundsätzlich entscheidend ist aber: allein das hier entwickelte Kriterium des Krankhaften ist logisch und theoretisch widerspruchsfrei möglich.

Nach diesen Ausführungen ist auch die logische Struktur der psychopathologischen Typenbildung eindeutig bestimmt. Wir verweisen zunächst noch einmal auf alles dasjenige, was wir an wissenschaftstheoretischen Sicherungen unserer Bestimmung bereits an früherer Stelle geleistet haben. Wir verweisen insbesondere auf die Möglichkeit der Rationalisierung des Individuellen und auf den naturgesetzlich induktiven Weg der Rationalisierung zum Typus. Aus alledem folgt:

Die psychopathologische Artung eines Menschen ist immer psychologisch eindeutig determiniert und durch ein reales psychisches Sondergesetz in allen ihren Auswirkungen in identischer Weise bestimmt. Es liegt hierin kein Widerspruch dazu, daß sie nicht restlos und glatt in einem der psychopathologischen Ordnungstypen aufzugehen braucht, die man landläufigerweise zu trennen pflegt. Daß es zwischen diesen Ordnungstypen Zwischen- und Mischformen gibt, ist allgemein bekannt; ebenso, daß vom einzelnen Typus jeweils Übergänge zum Normalen führen. Eine jede solche Mischform — sie scheine so zusammengesetzt wie sie wolle — ist aber in ihrem Wesen psychologisch ebenso einheitlich und scharf begrenzt wie die eigentlichen Grundtypen. Um das einzusehen, muß man sich den methodischen Weg vergegenwärtigen, der zu dem Behufe der Bildung solcher Typen begangen wird.

Die logische Stellung des geistigen Prozesses, dessen Ergebnis die bekannten und hier vorausgesetzten Typen psychopathischer Persönlichkeiten sind, soll kurz gekennzeichnet werden. Man sagt hierüber nämlich meist, diese Typen beruhten auf »Abstraktionen«. Aber das ist nicht richtig; ebensowenig wie der Normaltypus, der »Gesunde« eine Abstraktion ist — etwa gemäß der statistischen Breite des Vorkommens seiner Eigenschaften, wie man gerne behauptet. Vielmehr wenn man diese Typen bildet, so will man damit ein Gesetz für das Zusammenwirken ihrer seelischen Funktionen ausdrücken und den Begriff dieses Gesetzes kurz bezeichnen. Man kennt dieses Gesetz nämlich nicht so, daß es sich bestimmt und explizit aussprechen ließe; man weiß nur, hinter dem Wesen jedes Typus steht eine Einheit, welche das Ineinander- und Zusammenwirken seiner Abläufe in bestimmter, von anderen Einheiten unterschiedener Weise regelt. Welches diese Einheit ist, vermag man direkt nicht anzugeben; aber man erkennt sie aus ihren Erscheinungsweisen und ihren Wirkungen.

Man kann auch die eine oder die andere ihrer Voraussetzungen innerhalb des psychischen Substrates, auf das sie sich anwendet, direkt erkennen: man kann in der relativen Stärke der psychischen Grundfunktionen selber oder in ihren qualitativen Relationen Besonderheiten erkennen und ähnliches. Gesetze, die für ein empirisches Material gelten, beruhen auf Induktionen. Das gilt auch für die Gesetze der psychopathologischen Artung. Jene Typenbildungen sind genau so Induktionsergebnisse wie es die Gesetze der einzelnen psychotischen Prozesse sind.

Es hat aber natürlich seinen Grund, daß diese Gesetze, welche durch die psychopathischen Typen jeweils bezeichnet werden, in ihren wesentlichen Bestimmungsstücken um soviel ungreifbarer sind als etwa die Gesetze echter Krankheiten, seien diese nun körperlicher oder psychischer Art. Die Krankheitsgesetze sind letzten Endes — d. h. sobald aus einem vollständigen Induktionsmaterial geschlossen wird — genetisch-ätiologischer Art. Bei den bloß nosologisch oder nur klinisch bestimmten Krankheitsgesetzen bleibt die Wissenschaft lediglich dann stehen, wenn die ätiologischen Bestimmungsstücke noch nicht in ihrer Hand sind; wenn die Forschung sie noch sucht. Das bedeutet, daß in solchen Fällen das Induktionsmaterial noch unvollständig ist. Die Aufstellung klinischer Einheiten bedeutet ein Wissen um das Bestehen eines bestimmten eindeutigen Kausalzusammenhanges und die deskriptive Aufzählung aller der Phänomene, die offenbar irgendwie mit ihm zu tun haben; aber weder ist dieser Kausalzusammenhang, dieses Gesetz der Krankheit schon in seinen Bestimmungsstücken erfaßt, noch ist eine Zusammenordnung der unter ihm stehenden Phänomene gemäß dieser Kausalrelation möglich; sie bleibt vorerst eine äußerlich-deskriptive Sammlung. Es werden in dem Chaos der ungeordneten Materie einheitliche Zusammenfassungen versucht. Denn dies — die Auffindung von Gesetzen — ist die Aufgabe der Forschung. Heuristisches Prinzip ist zunächst nur, daß es, soll eine Wissenschaft überhaupt möglich sein, in dieser ungeordneten Materie Gesetze geben muß. So ordnet man klinisch das deskriptive Gleiche zusammen, sei es nach Zustandsbild oder Verlauf. Da nun in der psychiatrischen Materie kein Fall dem anderen gleicht, so muß von dem Besonderen und Zusammengesetzten der einzelnen Individualität immer mehr oder weniger weitgehend abstrahiert werden. Diese Abstraktionen nun, das vorbereitende Hilfsmittel der angestrebten induktiven Forschung, erfolgen gemäß dem Stande unserer Erkenntnis von den Elementen und Funktionen des psychischen Lebens überhaupt. Es ist nun klar, daß der Gesichtspunkt dieser Abstraktionen, welcher aus der normalen Psychologie übernommen wird, willkürlich und irrig sein kann und dem realen Zusammenhang der Phänomene nicht zu entsprechen braucht. Die auf diese Methode aufgebaute Induktion strebt also zwar eine reale Einheit an, ist aber in diesem Streben nicht gegen Irrtum gesichert.

Solche klinischen Einheiten sind im Gebiete der Psychiatrie etwa »die« Paranoia und »die« Epilepsie. Hierher gehören nun auch alle Einheiten psychopathologischer Typenbildung. Bei den letzteren kommt nun aber noch eine zwiefache Schwierigkeit hinzu. Nämlich erstens sind sie pathogenetisch gar nicht, wie die psychotischen Prozelle, verifizierbar. Ihre Pathogenese ist an sich keine einheitliche, auch nicht für den einzelnen Typus. Ferner ist sie vollständig unklar. Und, was das wichtigste ist, auch wenn sie eine bekannte und einheitliche wäre, so wäre sie für das Gesetz des einzelnen Typus völlig belanglos. Für die wissenschaftliche Durchbildung der psychopathologischen Typen kommt es nur darauf an, ihre klinische Einheit zum Range einer nosologischen zu erheben. Warum die Pathogenese dieser Typen eine so nebensächliche Rolle spielt, dies zu begründen bedürfte einer breiten Erörterung über den Konstitutionsbegriff, die hier nicht gegeben werden kann; überdies liegen ihre Ergebnisse für jeden Kenner der einschlägigen Probleme nahe. Die Grundfrage der psychopathologischen Typenbildung ist die: welche Gesetze und Zusammenordnungen psychischen Geschehens bestehen, wenn in den einzelnen Funktionen und ihren Relationen Intensitätsänderungen jeweils vorausgesetzt werden; oder, da wir nicht systematisch, sondern von der Mannigfaltigkeit des empirischen Materials ausgehen: welche Gesetze gelten unter der gemachten Voraussetzung für dieses? Mit der Einführung der genannten Voraussetzung aber entsteht die zweite Schwierigkeit, von der wir sprachen. Denn um zu jenen Funktionen und der für sie oder ihre Wechselbeziehung postulierten Störung zu gelangen, müssen wir abstrahieren. Und zwar abstrahieren in einem ganz anderen und viel weitergehenden Sinne, als wir es bei der Symptomatologie der eigentlichen Psychosen tun müssen. Bei dieser genügt es, jedes Symptom auf seine eigenen funktionalen Wurzeln zurückzuführen. Jede Abstraktion ist ebenso unabhängig von der anderen, wie jedes Primärsymptom es vom anderen ist. Mit anderen Worten: für die Psychosen im engeren Sinne wird keine psychologisch einheitliche Störung der Funktionen gefordert. Das liegt im inneren Wesen des psychotischen Prozesses, der die psychische Kontinuität destruiert. Diese Forderung ist aber für die Psychopathien eine unerläßliche Vorbedingung ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung. In ihr, und in der durch sie veranlaßten psychologischen Abstraktionsweise, ist aber der Schlüssel zur Methode psychopathologischer Typenbildungen zu erblicken. Insofern trifft die landläufige Auffassung, diese Typen »seien« Abstraktionen, nicht allzuweit an der Sache vorbei, wenn sie auch ihr Wesen nicht erfaßt. Denn dieses besteht in der unvollständigen Induktion aus diesem Abstraktionsmaterial auf ein gesetzmäßiges psychisches Sondergeschehen.

Abstraktion ist Vereinfachung. Die Zahl der psychopathischen Individuen ist mannigfaltig, die fundierenden Funktionsanomalien sind systematisch nicht übersehbar. Die abstraktiven Vereinfachungen

werden daher leicht zu weit getrieben, so daß sie der mannigfaltigen Abstufung der wirklich vorhandenen Typen nicht genügen. Das Gesetz jedes Typus ist aber ein nur für ihn gültiges reales Sondergesetz. Man darf auch nicht übersehen, daß Kombinationen und Variationen mehrerer Funktionsanomalien aufeinander treffen können, deren Resultante wiederum ein in sich einheitliches Gesetz besonderen psychischen Ablaufens sein muß. So erklärt sich das Bestehen von Mischformen. Mischformen sind diese nur für die relativ rohe Willkürlichkeit unserer Vereinfachungen und deren Bezeichnung; tatsächlich sind es reale besondere Bildungen in ihrem besonderen Eigengesetz, auf das die Methode unseres Abstrahierens aus anderen Gründen nicht adäquat eingestellt ist. Etwas anders verhält es sich mit den sogenannten Übergängen, die vom Normalen zum einen oder zum anderen Typus führen. Sie erklären sich daraus, daß die Intensität jeder Funktion oder jeder Funktionsanomalie sowie jeder qualitativen Änderung im Verhältnis der Funktionen zueinander nach Graden abstufbar ist.

Wir fassen zusammen: Jeder psychopathologische Typus ist der Ausdruck einer induktiv gewonnenen, gesetzmäßigen realen Einheit. Doch ist das Sondergesetz psychischen Geschehens, das er darstellt, nicht aus seinen konstitutiven Merkmalen in abstracto und theoretisch darstellbar. Zu seiner Vergegenwärtigung, die nur in concreto möglich ist, bedient man sich daher deskriptiver Materialdaten und roher, ad hoc gemachter Abstraktionsbezeichnungen, die eine klinische Verständigung ermöglichen, ohne das psychologisch-theoretisch Wesentliche zu enthalten. Normative Gesichtspunkte finden sich in diesem ganzen geistigen Prozeß nicht; er verbleibt völlig innerhalb der beobachtenden und beschreibenden Psychologie.

2. Paradigmatische Erörterung der theoretischen Probleme des sogenannten moralischen Schwachsinns.

Es wurde im vorherigen festgestellt, daß das deskriptive Material, welches den auf Typenbildung abzielenden Induktionen der Psychopathologie zugrunde liegt, aus den jeweiligen Besonderheiten der psychischen Funktionen und ihrer Beziehungen besteht. Alle direkt beobachtbaren psychischen Phänomene und Erlebnisse erfahren zum Zweck der Zusammenordnung unter ein psychopathologisches Gesetz eine Reduktion auf die Funktionen, durch deren Wirksamkeit und Verbindung sie erzeugt wurden. Für diese Reduktion der Phänomene auf die Funktionen kommen naturgemäß in erster Linie diejenigen Phänomene in Betracht, welche methodisch isolierbar und direkt demonstrabel sind und einen unmittelbaren Index der Leistungsgröße und Qualität der fundierenden Funktion oder Funktionsgruppe bilden. Darüber hinaus aber bildet das ganze

psychische Leben einen — allerdings sehr abgeleiteten und verwickelten — Ausdruck der besonderen Artung seelischen Funktionierens, die im Einzelfalle vorliegt und ihn von anderen unterscheidet. Ein nicht scharf abgrenzbarer Teil dieses psychischen Gesamtseins ist das soziale Verhalten. Setzt man die Abgrenzung psychopathologischer Typen lediglich auf Grund der direkt beobachteten Funktionsarten als bereits vollzogen voraus, so wird auf Grund dieser fertigen Erkenntnis auch eine Unregelmäßigkeit des sozialen Verhaltens aus dem Wesen des betr. Typus heraus verständlich, so indirekt und verwickelt die einzelnen Zusammenhänge auch sein können. Tatsächlich aber ist die Problemlage für die Wissenschaft eine andere: die Typen sind keineswegs vorgegeben, sondern sollen erst noch exakt erfaßt und fundiert werden; und zu diesem Zweck liegt neben dem psychologisch direkt beobachtbaren Material auch der äußere soziale Lebensgang der einzelnen Fälle zur Untersuchung vor. Dieser soziale Lebensgang aber ist nun nicht ohne weiteres einer begrifflichen Fassung und Bearbeitung zugänglich, deren Elemente aus der Psychologie stammen; Abweichungen von der sozialen Norm sind nicht identisch mit Abweichungen von der psychischen Norm; und daraus ergibt sich die methodische Frage, wieweit das soziale Verhalten von Individuen überhaupt Material zum Aufbau psychischer Typen darstellen kann und darf.

Dasjenige Gebiet der Psychopathien, für welches diese Frage am brennendsten ist, ist die sogenannte moral insanity Prichards[1]). Denn an direkt beobachtbaren Funktionsanomalien herrscht hier rechter Mangel; und es ist das soziale Verhalten in einer allerdings ganz einheitlichen und konstanten Besonderheit, welches allein oder doch in überwiegendem Maße das Material zur Aufstellung dieses Typus liefern muß.

Prichard bildete diesen Typus ganz unbefangen und direkt auf Grund des sozialen Verhaltens. Moral insanity bedeutet: Irresein des Verhaltens; im englischen Sprachgebrauch des Wortes moral liegt nicht der engere deutsche Sinn »moralisch«, sondern der weitere des Verhaltens, des Charakters und Benehmens überhaupt. Für Prichard konnte also das äußere Verhalten gleichsam als ein einheitlicher Bestandteil der Seele erkranken; daß die Kriterien des Abweichens von der Norm für das soziale Verhalten durchaus keine psychologischen, sondern eben soziale sind, übersah er; direkt greifbare psychologische Krankheitszeichen brauchten nicht da zu sein: das auffällige soziale Verhalten »ist« das Irresein.

Dieser Begriff hat nun sehr mannigfache Abwandlungen erfahren, an denen sich die prinzipielleren methodologischen Fragen des Zusammenhangs zwischen sozialem Verhalten und psychischem Typus gut verfolgen lassen. Ein Teil der Forscher hat versucht, die Abweichungen des sozialen Verhaltens in ihrer Spezifität aus anthro-

---

[1]) Prichard, Treatise on insanity etc. 1835.

pologisch-somatischen Gesichtspunkten heraus zu fundieren, etwa durch Hereditätsanomalien oder Degeneration oder sonstige »angeborene Anlage« pathologischer Art, und sie so unter ein einheitliches Gesetz zu bringen. Ein anderer Teil hielt mit der Widerlegung dieser Versuche auch die Typenbildung moral insanity für widerlegt. Ein anderer Teil suchte nach psychologisch direkt beobachtbaren Nebenbefunden, die zugleich mit der sozialen Anomalie bestanden; so kam man auf den »Schwachsinn« der moral insanes. Andere Forscher wollten diesen Schwachsinn nur in bezug auf moralische Urteile und Entschließungen wirksam wissen, ohne sich zu fragen, wie Derartiges psychologisch möglich sei, und was das dann für ein »Schwachsinn« sei, den man sonst nicht merke. Immerhin ist hier bereits die Tendenz einer psychologischen Reduktion des sozialen Verhaltens auf psychische Funktionen im allgemeinen deutlich, wenngleich noch nicht recht geklärt. Wieder andere Forscher glauben, Moral bestehe in Gefühlen, und sehen in Gefühlsdefekten die direkte psychische Basis der moral insanity. Andere bestreiten die psychologische Einheitlichkeit des seelischen Gegebenseins von Moral und sind daher Gegner der Typenbildung moral insanity, obwohl, wenn Moral auch nichts psychologisch einheitlich Repräsentiertes zu sein braucht, der Typus des moral insane durchaus eine Einheit sein kann. Andere endlich lehnen die Existenz der Erkrankung »moralischer Schwachsinn« ab, halten aber die Typenbildung deshalb noch nicht für falsch, sondern bestreiten nur ihre Subsumierbarkeit unter die Typenbildungen der Psychopathien. So lehnt Aschaffenburg die Krankheit moral insanity ab[1]), und diagnostizierte in einem bestimmten Falle: »nicht geisteskrank, moralischer Schwachsinn«. Das ist durchaus nicht inkonsequent, wie es vielleicht zuerst scheinen könnte; es legt nur die Frage nahe: Welchen Kriterien gehorcht denn diese Typenbildung, wenn nicht denen der Psychopathologie? Gehören die Kriterien dieses Typus nicht wenigstens teilweise der Psychologie an? Und wohin gehört der Typus, wenn er auf diese Weise den psychopathologischen Typen ausgereiht wird?

Alles das sind nur theoretische Fragen. Für die Praxis genügen Berzes[2]), Antons[3]) und Liepmanns[4]) mehr umschreibende Abgrenzungen des moralischen Schwachsinns; und für die praktisch-forensischen Gesichtspunkte werden einstweilen die Grundlinien maßgebend sein müssen, die Berze in seiner vortrefflichen Studie gezogen hat.

Jedoch die theoretischen Fragen haben auch ihre Bedeutsamkeit, und zwar hier eine gleichsam paradigmatische, indem die Beziehung

---

[1]) Aschaffenburg, Das Verbrechen u. s. Bekämpfung. 1903. S. 164.

[2]) Berze, Über die sog. moral insanity und ihre forens. Bedeutung. Groß' Archiv. Bd. 30. S. 123ff.

[3]) Anton, Deutsche med. Wochenschrift. 1910. Nr. 6.

[4]) Liepmann, Die Beurteilung psychop. Konstitutionen. Ztschr. f. ärztl. Fortbildung. 1912. S. 134ff.

zwischen der Einheit psychischer Artung und Funktionsbesonderheit einerseits, der »Einheit« sozialen Verhaltens andererseits gerade beim moralischen Schwachsinn zu einer besonders problematischen Zuspitzung kam. Wenn daher die theoretische Bearbeitung auch keine neuen Tatsachen zutage fördert, so klärt und vertieft sie doch unser Verständnis der alten. Ich glaube daher an einige der hierher gehörigen Probleme rühren zu sollen, nicht um das fast undurchdringliche Gestrüpp von anthropologischen, psychologischen, ethischen, metaphysischen, psychiatrischen und forensischen Fragen zu bearbeiten, die in der moral insanity zusammentreffen, sondern um die begriffliche Vorarbeit im Hinblick auf das mehrfach präzisierte Problem etwas zu fördern. Was wir hier am moralischen Schwachsinn als an einem praktischen Beispiel durchführen, wird dann in den späteren Kapiteln dieses Teiles ganz abstrakt und prinzipiell in seinem methodologischen Bestande erörtert und begründet.

Zunächst muß man berücksichtigen, daß die Frage nach der Existenz von moralisch Schwachsinnigen durch direkte Beobachtung allein beantwortet werden kann und heute schon eindeutig bejahend beantwortet ist. Das Wesen des moralischen Schwachsinns und seine psychologische Fundierung aber macht neben der Beobachtung noch eine Reihe weitgehender Abstraktionen erforderlich, die sorgsame Kritik verlangen.

Über die Existenz von moralisch Schwachsinnigen kann in der Tat etwas ausgemacht werden, auch wenn diese zweite Frage noch ungeklärt ist; denn hierzu genügen die »hinreichenden Merkmale«, aus denen Gegenstände als einem Begriff zugehörig erkannt werden, auch wenn dieser hinsichtlich seiner wesentlichen und notwendigen Merkmale noch problematisch und dunkel ist.

Ein solches Kriterium, wonach jemand als moralisch Schwachsinniger zu erkennen ist, und das doch außerhalb des psychologischen Tatbestandes im engeren Sinne liegt, hat schon Kurella[1]) angegeben und Longard wiederholt; es ist zugleich dasjenige, welches ganz äußerlich eine Verbrechergruppe umreißt: Die Unverbesserlichkeit. Der in jedem Milieu unverbesserliche Rückfallskriminelle ist in diesem Sinne der moralisch Schwachsinnige, gleichviel wie er sonst konstituiert sein mag. Zweierlei würde diese äußerlich kriminalsoziologische Abgrenzung des moralischen Schwachsinns besagen: einmal, daß ein Mensch dauernd in jedem Milieu dem Gesetz zuwiderhandelt, zweitens, daß er auch durch Strafmaßnahmen nicht beeinflußbar ist. Beides sind direkt am äußeren Verhalten des Betreffenden beobachtbare Tatsachen. Sie sieht der Richter so gut wie der zugezogene Fachmann. Von letzterem will er den Grund wissen, warum das so ist. Dieser Grund, sollte man meinen, könnte nun nur in einheitlichen psychologischen Tatbeständen liegen, welche die Struktur dieser Gruppe als zusammengehörig bestimmen.

[1]) Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers. Stuttgart 1893.

Anstatt aber diesem Problem genauer nachzugehen, schließt man vorsichtigerweise aus dem immer wieder erfolgenden Rückfall darauf, daß das Milieu keine Mitschuld trifft. Und da die Begriffe Milieu und Anlage in vollständiger Disjunktion den Inbegriff sämtlicher Bedingungen sozialen Verhaltens umfassen, so folgt aus dem Ausschluß des Milieus konsequent die »kriminelle Anlage«[1]). Noch ganz in diesem Sinn fragt auch Aschaffenburg[2]): »Worin kann diese Unverbesserlichkeit bei Ausscheidung der körperlichen und geistigen Gebrechen, was wohl in diesem Falle identisch mit Invalidität und Geisteskrankheit ist, worin kann sie anders bestehen, als in der individuellen Veranlagung?«

Die Tatsache der besonderen Anlage kann man dann noch durch weitere indirekte Kriterien stützen: hier findet die Hereditätsforschung und das Problem der Degenerationszeichen eine Stelle.

Bei diesem Stand der Frage zeigen sich deutlich zwei voneinander unabhängige Seiten. Nach der einen ist das Problem scheinbar gelöst, und zwar außerhalb aller Psychologie, mit rein »anthropologischen« Mitteln. Es genügt, die Gleichartigkeit des sozialen Verhaltens — den ständigen Rückfall in Kriminalität — und die Einflußlosigkeit des Milieus darzutun und nebenbei womöglich aus indirekten anthropologischen Faktoren die Wirksamkeit der Anlage zu erschließen. Damit wäre die Gruppe als kriminalanthropologische Einheit umgrenzt. Und doch taucht hinter diesem einen Gesichtspunkt der zweite, psychologische unabweisbar als der wichtigere wieder auf. Die anthropologische Rechnung hat nämlich ein Loch — ganz abgesehen davon, daß sie in ihrer Äußerlichkeit dem wissenschaftlichen Bedürfnis nicht genügen kann. Die Lücke wird sehr klar schon durch Aschaffenburgs Wort »Ausscheidung der geistigen Gebrechen« bzw. der Geisteskrankheit. In der Tat gehört also als negatives Kriterium dieser Gruppe die Ausschaltung geistiger Anomalien und Defekte, die mit solchen Nichtkrimineller identisch sind, zu ihrer Umgrenzung hinzu, und schon damit tritt eine psychologische Fragestellung in den bisherigen Gesichtspunkt hinein; und mit ihr erheben sich auch alle positiven Probleme der psychischen Artung dieser Menschen, und ob da wirklich eine Einheit, ein psychischer Typus vorliegt. Nun könnte man erwidern, letzteres sei gar nicht nötig, und es genüge, jene genannten Kriterien der kriminalanthropologischen Typik in der Hand zu haben. Allein diese tragen nicht weit; gerade die dirkten Kriterien der abnormen Anlage und Heredität finden wir auch bei nicht kriminellen Psychotischen; statistische Häufigkeitsverhältnisse entscheiden nie etwas über den einzelnen Fall; und so bleibt tatsächlich nur der ständige Rückfall als Erkennungsgrund dieser Gruppe übrig. Allein der einzelne Rück-

---

[1]) Kurella, a. a. O. Vgl. auch Sommers Klinik f. psych. u. nervöse Krankh. Bd. VII, 3. S. 267ff.

[2]) a. a. O.

fallskriminelle ist nicht in jedem Milieu, sondern in seinem Milieu unverbesserlich; und wenn wir diese Unverbesserlichkeit dennoch verallgemeinern, so tun wir dies nicht auf Grund der für ihn vorliegenden äußerlich-kriminologischen Tatsachen, die doch zu allermeist nur recht zaghafte Induktionen gestatten sollten, sondern auf Grund des psychischen Wesens und Verhaltens des Einzelnen; und das geht auch den begeistertsten Anthropologen so. Woher denn sonst die Bezeichnung dieser Kriminellen aus Anlage als »moralischer Schwachsinn«? Dadurch, daß der Begriff der Moralität und des Schwachsinns hier auftreten, wird das Bedürfnis nach einer psychologischen Erklärung für die unverbesserliche Rückfallkriminalität zugestanden. Und gleichviel, ob diese Erklärung psychologisch befriedigt oder nicht, so enthält sie doch das grundsätzliche Zugeständnis, daß die »Anlage« bestimmte und einheitliche psychologische Strukturen erzeugt haben muß, und daß diese es sind, von denen das soziale Verhalten in seiner Besonderheit abhängig ist. Es ist nun doch gar nicht einzusehen, warum die Forschung gehalten sein soll, sich an ein in seinem Wesen so nebelhaftes Ding wie die weiter nicht charakterisierbare Anlage zu klammern, um die Einheitlichkeit dieses kriminologischen Typus zu rechtfertigen — oder aufzugeben; vielmehr liegt entweder auch eine psychologische einheitliche Typik vor — dann soll man sie umgrenzen; oder sie liegt nicht vor, — dann soll man versuchen, den praktisch-kriminologischen Typus des unverbesserlichen Rückfallverbrechers in seine psychologisch zugrunde liegenden verschiedenen Typen aufzuspalten. Es ist nicht uncharakteristisch für das Unbefriedigende der anthropologischen Gruppenbildung, daß sie seit Kurella[1]) die Basis für einen Streit über die Zurechnungsfähigkeit derartiger unverbesserlich Antisozialer abgegeben hat. Hier, in diesem Streit, kehren doch notwendigerweise alle die Probleme der psychologischen Klärung und Fundierung dieser Typen wieder, welche die apsychologische Bezeichnung der kriminell Veranlagten ausgeschaltet hatte. In diesem Sinne drückt Aschaffenburgs zitierte Diagnose: »nicht geisteskrank, moralischer Schwachsinn« die ganze Verworrenheit des Gegenstandes trefflich aus.

Ich weiß sehr wohl, daß ähnliche Gedankengänge in der Literatur des Problems der moral insanity nicht neu sind; sie wurden aber im Laufe der Diskussion immer ins Einseitige verschoben. Diese Diskussion endigte für gewöhnlich mit einer mehr oder weniger weitgehenden Verwerfung der somatisch-anthropologischen Forschungsrichtung. In der Tat ist die apsychologische Wendung der Lehre vom moralischen Schwachsinn durch den Forschungsgeist Lombrosos entstanden. Wir erfahren in seinem Werk von der eigentlichen seelischen Struktur seines reo nato immer nur recht summa-

[1]) Kurella, Zurechnungsfähigkeit, Kriminalanthropologie. 1903. Siehe auch Binswanger, Über den moralischen Schwachsinn. Berlin 1905. 9; 34ff.

rische Behauptungen über die Analogien mit dem primitiven Menschen. Es ist selten, daß einmal etwas psychologisch Tiefergreifendes über die seelische Struktur seines ungeheuren Materials geäußert wird — außer der Beschreibung der Handlungen des betreffenden Falles und Angaben wie Reuelosigkeit oder Roheit, welche ihrerseits psychologische Fragen nicht beantworten, sondern aufgeben. Dennoch wäre es völlig verfehlt, aus dieser grundsätzlichen Tendenz, außerhalb des Psychologischen zu verbleiben, auf die Wertlosigkeit dieser Gruppenbildung und der Forschungen, die zu ihr führten, schließen zu wollen. Das ist — zum Teil auf Grund der vorher entwickelten Gedankengänge — ja vielfach geschehen. Aber das Gegenteil ist richtig; nur diese Forschungen allein hielten doch ständig das Wissen um die Existenz von Menschen wach, die kriminologisch wirklich eine besondere Gruppierung erfordern, und stellten damit zwar keine irgendwie geartete »anthropologische« Lösung ihrer Aufgabe zur Diskussion, wohl aber nötigten sie zur Anerkennung des Bestehens einer Aufgabe für die Psychopathologie. Diese kann nicht mit einer theoretisch begründeten Ablehnung über die Tatsache der kriminologischen Sonderstellung dieser Gruppe hinweggehen.

Das Wissen um die Existenz solcher vom Milieu fast unbeeinflußbarer Antisozialer hat in der Tat der Praktiker und Gutachter schon lange gehabt; jeder von uns Psychiatern kennt solche Fälle. Um einige markante Beispiele aus der Literatur herauszugreifen, erinnere ich nur an die Sanderschen Fälle[1]), an die besonders reiche Materialsammlung von Longard[2]), einen Teil der schönen Fälle Baers[3]) und an den neuen, außerordentlich bedeutsamen Fall von Mayer[4]) mit seinen exakten Feststellungen zur Heredität. Wenn ein Forscher wie Kraepelin sich »dem gewaltigen Eindruck nicht entziehen« kann, »den der gleichzeitige Anblick einer größeren Zahl von Zuchthausgefangenen« in diesem Sinne auf ihn gemacht hat, so will das schon etwas für die Existenz des reo nato sagen. Ebenso, wenn Longard den erschütternden Gesamteindruck seiner Fälle in den Worten zusammenfaßt: »Wer als Gefängnisarzt und Gerichtsarzt an einem großen Materiale dem Ursprung des Verbrechertums und der Natur und dem Werdegang des Verbrechers nachgeht, dem drängt sich allerdings, je vertrauter er mit diesen Verhältnissen wird, immer mehr die Überzeugung auf, daß es nicht berechtigt ist, der Lombrososchen Lehre sich so ablehnend gegenüberzustellen, wie dies von vielen Seiten auch heute noch geschieht. Daß es geborene Verbrecher gibt,

---

[1]) Sander-Richter, Die Beziehungen zwischen Geistesstörung u. Verbrechen. Berlin 1886. I u. II der Gutachten.

[2]) Longard, Über moral insanity. Archiv f. Psychiatrie. Bd. 43.

[3]) Baer, Über jugendliche Mörder und Totschläger. Groß' Archiv. XL. S. 103ff.

[4]) Mayer, Moralische Idiotie. Festschrift für Forel, Journal f. Psych. u. Neur. Bd. XIII.

Individuen, welche durch ihre fehlerhafte Anlage instinktiv auch ohne Hinzutritt äußerer ungünstiger Verhältnisse zu einer asozialen und antisozialen Lebensführung gedrängt werden, das ist mir nicht der mindeste Zweifel.«[1])

Ein solcher Zweifel bestand aber lange Zeit, und gerade bei denjenigen Forschern, deren psychologische Tendenz besonders deutlich war. Er richtete sich wider die Berechtigung der psychologischen Begriffseinheit des moralischen Schwachsinns. Man sah ein, daß diese Bezeichnung, solange sie der psychologisch einheitlichen Fundierung ermangelte, ein leeres äußerlich anhaftendes Etikett war, das über das Wesen des betr. Menschen und dessen Beziehung zur Antisozialität gar nichts ausmachte, das also kriminalpsychologisch keinen Fortschritt brachte. Und nun nahm man sich den psychologischen Begriff des moralischen Schwachsinns vor und stellte fest, daß er einen Grund für das Versagen gegenüber moralischen Anforderungen gar nicht enthalten könne, denn um einen solchen Grund zu enthalten, müßte er zur Voraussetzung haben, daß Moralität eine in sich geschlossene psychologische Funktion oder Eigenschaft sei, wie z. B. das Gedächtnis oder die Sinneswahrnehmung. Das sei aber nicht der Fall. Mithin könne es auch keinen Defekt in dieser fiktiven psychischen Funktion geben. Und wenn jemand dauernd unmoralisch handele, so müsse das seinen Grund in seinen übrigen seelischen Fähigkeiten haben und sich auch in ihnen äußern, z. B. als allgemeiner Intelligenzdefekt oder dergleichen. Ein isolierter moralischer Schwachsinn ohne weitere seelische Anomalien sei jedenfalls psychologisch unmöglich.

Es ist, soviel ich sehe, nur Bleuler[2]) gewesen, der in einer sehr bedeutsamen Arbeit diese Argumentation vom Standpunkte der Psychologie aus zu erschüttern versuchte.

Obwohl er zunächst auch die anthropologisch-somatischen Lehren Lombrosos gegen die Angriffe damaliger Kritiker zu verteidigen unternahm — und zwar mit Erfolg —, so war ihm doch klar, daß das Wesen der Lehre vom reo nato in dessen »Auffassung als psychologisch definierte Gruppe«[3]) gipfeln mußte, womit alle anthropologisch-somatischen Fragen, die Lehre von den Degenerationszeichen usw., — gleichviel ob haltbar oder nicht — von »sekundärer Bedeutung« werden mußten. Bleuler gibt auch ohne weiteres zu, daß Moral nichts Angeborenes sei; die moralischen Vorstellungen und die daran geknüpften Gefühle würden erworben, entstammten somit dem Milieu. Er unterscheidet aber von diesen Inhalten und Bestandteilen der Moral, die nicht angeboren sind, die Fähigkeit, sie im Leben verwerten zu können. Diese kann defekt, »und dieser Defekt kann

---

[1]) a. a. O. S. 227.
[2]) Bleuler, Der geborene Verbrecher. München 1896.
[3]) a. a. O. S. 14.

angeboren sein«[1]). »Wer also den Schluß zieht, weil die Moral nicht angeboren ist, deshalb gibt es keinen geborenen Verbrecher, der macht sich der gleichen Erschleichung schuldig, wie der, welcher behaupten wollte, weil die Sprache nicht angeboren sei, gebe es keine geborenen Stummen[2]).«

Ebenso wendet sich Bleuler gegen die Behauptung, es sei psychologisch gefordert, daß ein solcher Defekt sich auch außerhalb des moralischen Vorstellungs- und Gefühlslebens bemerkbar mache und sich nicht hier isoliere. Er behauptet demgegenüber, es gebe »besondere« Funktionen der Hirnrinde, »welche in ihrer Gesamtheit den Charakter und die Moral des Individuums bestimmen«, und diese »können isoliert defekt sein«[3]). Zur Begründung verlangt er von dem Zweifler zuerst den Beweis des Gegenteils. Dann zeigt er ganz richtig, daß Intellekt und Moral unabhängig voneinander in der Höhe ihrer Ausbildung variieren können, kommt darauf zurück, daß eine angeborene Anlage von Fähigkeiten da sein muß, um die moralischen Inhalte erwerben und verwerten zu können, und tut dar, daß diese Anlage nicht die »Intelligenz« zu sein braucht; »es gehört merkwürdig wenig Intelligenz dazu, um sich eine gute Moral zu verschaffen«. Hieraus folgert er dann: »Wir sehen also, daß die Moral sich ganz verhält wie die anderen psychischen Eigenschaften; Gedächtnis, Intelligenz, Gemüt, Phantasie, ästhetische Begriffe und Gefühle, Affekte, Selbstbeherrschung usw. sind ganz unabhängig voneinander . . . Ein Parallelismus in der Entwicklung dieser verschiedenen Eigenschaften ist nur insofern vorhanden, als bei Schädigung des ganzen Gehirns alle inferior sein müssen, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, und als bei starkem Defekt der einen die Wahrscheinlichkeit für Intaktheit der anderen sehr gering ist.« »Wenn nun die Moral unabhängig von den intellektuellen Eigenschaften innerhalb sehr großer Grenzen variiert, so ist nicht abzusehen, warum sie nicht in manchen Fällen, wo der Verstand sich innerhalb der Breite des Gewöhnlichen hält, so tief sinken könne, daß das Individuum . . . Versuchungen nicht widerstehen kann und zum Verbrecher wird. Solche Leute nennt Lombroso rei nati, manche Psychiater nennen sie moralisch Irre oder moralisch Imbezille, moralische Idioten[4]).«

---

[1]) a. a. O. S. 20.
[2]) a. a. O. S. 21.
[3]) a. a. O. S. 21.
[4]) a. a. O. S. 24. Bleuler gebraucht hier, wie wir es auch taten, die Bezeichnungen reo nato und moralisch Schwachsinniger synonym. Das ist ungenau. Ersteres hat den Sinn einer kriminologischen, letzteres den einer psychologischen Einheit; erstere ist normativ, letztere deskriptiv begründet. Praktisch ist die Synonymie deshalb nicht schlimm, weil wir die kriminologische Einheit des reo nato auf die psychologische des ethischen Schwachsinns zurückbeziehen und erklären. Aber beide Begriffe decken sich nicht. Es ist auch ein reo nato denkbar, der durch andere psychologische Defekte zu seiner kriminellen Rolle gekommen ist; ebenso wie nicht jeder moral insane kriminell zu werden braucht. Aber das sind vorwiegend theoretische Bedenken!

Hierzu ist nun folgendes zu bemerken: Zweifellos wäre die Bleulersche Lösung des Problems der moral insanity ebenso endgültig und befriedigend wie sie konsequent ist, wenn sie nur wirklich irgend etwas Positives darüber ausmachte, was Moral ihrem psychologischen Wesen nach eigentlich ist und durch welche »besondere« Funktionen sie bewußt und praktisch verwertbar wird. Leider sagt Bleuler hierüber nichts. Er kommt über bloße gelegentliche Bemerkungen nicht hinaus. Es geht nicht an, daraus, daß der Stand der Intelligenz mit dem »Besitz von Moral« nichts zu tun habe, zu schließen, daß die Fähigkeit zum Erwerb von Moral an eine besondere psychische Funktion geknüpft sei. Bleuler hat freilich recht, wenn er vom Bestreitenden den Beweis des Gegenteils verlangt. Er hat überhaupt in einem großen Teil seiner Behauptungen recht. Doch müßte der Beweis hierfür durch einige theoretische Erwägungen besonders zu führen sein.

Um an Bleulers Analogie anzuknüpfen: Moral ist nicht wie Sprache ein Komplex, der psychologisch auf eine große Reihe einzelner Innervationen und ebenso einzelner kinästhetischer Innervationsbewußtheiten zurückgeht, die ihrerseits mit akustischen Einzelinhalten und den auf sie bezüglichen Bedeutungserlebnissen verknüpft sind; ein Komplex, der in allen seinen Einzelheiten einübbar und vergeßbar ist und dessen Funktionieren überdies an eine Reihe von Hirnapparaten gebunden ist, die den elementaren sensorischen, Verknüpfungs- und Innervationsfunktionen in eindeutiger physiologischer Weise zugeordnet sind.

Eben weil Moral ihrer ganzen Struktur nach etwas völlig Anderes, formal und inhaltlich viel weniger Greifbares und Umrissenes und vielmehr innerhalb der Subjektivität der einzelnen Psyche sich Ausbildendes ist (wobei freilich die objektiven Geltungskriterien der Moral, die hier nicht zur Diskussion stehen, sorgfältig abzulösen sind von der psychologischen Bewußtseinsvertretung und Ausbildung der Moralelemente in der einzelnen Seele) —, darum kann der Bleulersche Vergleich der Amoralität mit den Aphasien niemals mehr bedeuten als ein geistreiches Bild, das uns über den allgemeinen und gewiß von niemand bestrittenen Satz belehrt, daß auch erworbene psychische Inhalte entsprechende angeborene Funktionsweisen zur Voraussetzung haben. Um sich gegenseitig zu verständigen, muß man von den Bedeutungen, die im gewöhnlichen Sprachgebrauch des Wortes Moral ziemlich verschmolzen gemeint sind, einige sorgfältig voneinander trennen.

Zunächst gehört hierzu das objektive Prinzip des sittlichen Handelns überhaupt. Die Begründung und die Kriterien dieses Prinzips sind Aufgabe der praktischen Philosophie und Ethik; und eben dahin gehört auch das Problem der transzendentalen Freiheit als Grund der Möglichkeit, das ethische Gesetz, welches jenseits aller Erfahrung gründet, in der rein empirisch determinierten Seele ausschlaggebend zu machen. Es ist an dieser Stelle überflüssig zu erörtern, wieweit

die transzendentale Kritik dieser Probleme sich empirisch psychologischer Methoden zu bedienen hat.

Hier kommt dieser ganze Begriff von Moral nicht in Frage, sondern vielmehr die beiden folgenden Bedeutungen.

Zweitens ist unter Moral zu verstehen eine Summe von Anschauungen, Meinungen und Werturteilen über das Verhalten des Einzelnen innerhalb der Sozietät und den Wert bestimmter Motive dieses Verhaltens. Eine solche Summe von Meinungen, ohne alle Rücksicht auf die Art ihrer Begründung, bildet sich in jeder sozialen Vergemeinschaftung heraus; sie ist inhaltlich abhängig von der Erfahrung, der psychologischen Artung und Ausbildungshöhe ihrer Glieder, von den in Frage kommenden einzelnen Interessen usw. Infolgedessen schwankt sie zeitlich und örtlich in den einzelnen Verbänden und Kulturkreisen.

Drittens verstehen wir unter Moral die psychische Fähigkeit des einzelnen Menschen, moralischen Antrieben in seinem Handeln Folge zu geben. Die moralischen Antriebe sind hierbei wieder in einem doppelten Sinne begriffen: einmal im Sinne des moralischen Prinzips, zweitens im Sinne der zweiten Bedeutung von Moral. In der Tat besteht nämlich eine bestimmte objektive Beziehung zwischen der ersten und zweiten Bedeutung von Moral, insofern, als das sittliche Prinzip als solches das von aller Erfahrung unabhängige Kriterium der Berechtigung jener empirischen Moralbildungen ist. Denn diese sind nicht zufällige soziale Produkte, unabhängig vom wahren moralischen Prinzip, sondern entstehen unter dem Gesichtspunkt, daß das sittliche Prinzip in seiner apriorischen Allgemeinheit, um innerhalb der einzelnen empirischen Situationen bestimmte Anwendungsmöglichkeiten zu finden, sich aus den Voraussetzungen dieser empirischen Situationen jeweils mit Inhalten beladen muß. Auf Grund dieses Erfordernisses kommt es überhaupt erst zur Bildung von Moral in der zweiten Bedeutung. Und es ist hierbei sowohl klar, wie die sozialen Zustände und Interessen jeweils verschiedene Inhalte dieser Moralbildungen erzeugen können, als auch — besonders wenn das moralische Prinzip selbst nicht hinreichend deutlich im individuellen Bewußtsein der Glieder jener Sozietäten zum Durchbruch kommt — Inhalte entstehen lassen, die mit dem sittlichen Prinzip gar nichts zu tun haben oder ihm gar widersprechen [1]). Dennoch bleibt das sittliche Prinzip das Korrektiv derartiger Moralen. [2])

Vor dem Bewußtsein des Einzelnen — was an dieser Stelle allein interessiert — äußert sich das so, daß er glaubt moralisch zu handeln, wenn er der für ihn herrschenden generellen Moral in seinem eigenen Handeln folgt, ohne Rücksicht auf Schaden oder Nutzen, oder wenn er ihr zuwiderhandelt auf Grund einer Überzeugung davon, daß die

[1]) Strandrecht. Brigantenfrömmigkeit. Jus primae noctis.

[2]) Aus der Verwischung dieses Tatbestandes erklären sich die soziologischen Fundierungsversuche der Moral, welche ihre Norminhalte relativieren, durch **Bentham, Adam Smith, Mill, Guyau** usw.

generelle Moral dem moralischen Prinzip, so wie es ihm bewußt ist, widerspricht. Der Einzelne kann also wider die Moral in der zweiten Bedeutung und doch moralisch in der ersten Bedeutung handeln.

Diese inhaltlich etwas verwaschene und sehr weit umgrenzte Bedeutung wohnt dem Begriff der moralischen Antriebe inne. Es fragt sich für die dritte Bedeutung des Wortes Moral, was es psychologisch besagt, moralischen Antrieben bei seinem Handeln Folge geben zu können. Denn hier liegen die Wurzeln der Moralität des Einzelnen; und ein Defekt der Moralität müßte auch im Sinne von Bleuler ein Defekt in diesen psychologischen Wurzeln sein. Eine psychologisch erschöpfende Antwort auf diese Frage könnte nur aus einer psychologischen Theorie des Entschlusses abfolgen. Wir wollen uns hier aber nicht theoretisch festlegen, soweit ist der Bearbeitungsstand dieser Materie noch nicht gediehen; wir wollen uns mit der Aufzeigung einiger für unseren Zweck hinreichender Merkmale begnügen, auf die Gefahr hin, mit ihnen das eigentliche Wesen der Sache nicht restlos zu treffen.

Unterscheiden wir das Handeln auf Grund von Trieben von dem Handeln nach Antrieben, die ihrerseits als Motive des Handelns im Bewußtsein sind. Sind diese letzteren Antriebe mit einem bestimmten, nicht ohne weiteres anschaulich vorstellbaren Inhalt versehen, so ist ein Bewußtsein von ihnen nur durch Reflexion möglich.

Beim Handeln nach Trieben, wenn man will bei »instinktivem« Handeln, kann der die Handlung bewirkende Trieb oder Impuls auch im Bewußtsein sein; aber stets als unmittelbares Erlebnis, niemals reflektiert; erst nach der Handlung kann dann auf dieses unmittelbare Erlebnis auch reflektiert werden. Der Trieb braucht aber gar nicht ins Bewußtsein zu treten. Wäre nun das reine moralische Prinzip des Guten, welches als apriorischer Begriff gar nichts Anschauliches hat, der Antrieb des Handelns, so wäre dieses eigentlich und absolut sittliche Handeln immer ein solches, dessen Motiv in reflektiertem Bewußtsein gegeben wäre. Für diesen Grenzfall sittlichen Handelns wäre die Aufzeigung der psychologischen Voraussetzungen also klar: das Individuum müßte in der Lage sein, das sittliche Prinzip sich durch Reflexion ins Bewußtsein zu heben, d. h. es bedürfte einer bestimmt ausgebildeten Verstandeshöhe; es müßte ferner imstande sein, dies Prinzip auf eine bestimmte Situation anzuwenden, wozu eine weitere Verstandesarbeit gehört; es müßte endlich imstande sein, dies Prinzip zum Motiv seines Handelns zu machen; d. h. die übrigen Triebe und Antriebe, die auf das empirische Bedürfnis und Gefühlsleben zurückgehen, dürften nicht so stark sein, daß der die Handlung erzwingende Wille nicht stärker wäre, und dieser andererseits müßte von der Reflexion, welche dies Prinzip ins Bewußtsein gehoben hat, zielrichtend geleitet werden können. Wir sehen also hier, bei der eigentlichen und im engsten Sinne moralischen Handlung, eine ganze Reihe psychologischer Voraussetzungen, deren jede, falls sie fehlt, sowohl die Moralität der Handlung in Frage

stellen würde, als auch sich in anderen psychischen Wirkungen äußern müßte. Sind die Instinkte und elementaren Grundtriebe in ihrer Wirkung auf das Willensleben so abnorm mächtig, daß sie den Einfluß der Reflexion paralysieren, so kommen die verschiedenen Formen affektiver Anomalien, der hysterische und epileptoide Charakter, zustande — je nach der speziellen Ausgestaltung des Verhältnisses der Triebe zueinander und deren Art. Ist der Wille abnorm schwach, so ergeben sich manche Typen psychopathischer Haltlosigkeit. Versagt die Reflexion, so müssen sich Schwachsinnsformen ergeben. In keinem Falle entsteht ein spezifischer Moraldefekt; die moralische Minderwertigkeit ist immer nur ein besonderer Ausdruck einer allgemeineren und direkt faßbaren psychischen Anomalie. Die Forderung Berzes[1]), »direkte, aus der Erscheinungsweise des Defektes selber abgeleitete Kriterien« für das Vorliegen eines Moraldefekts als allein maßgeblich anzustreben, kann also gar nicht erfüllt werden; und wir wissen uns mit diesem Forscher einig, wenn er nachweist, derartige Versuche »können kein brauchbares Ergebnis liefern«. Andererseits hat er recht damit, wenn er ausführt, der Schwachsinn (und ebenso die affektiven und Willensanomalien) seien ein »indirektes« Beweismittel, das »fälschlich zum Range eines direkten« für das Vorliegen von moralischem Schwachsinn erhoben werde[2]).

Nun war allerdings der besprochene Fall einer im engsten Sinne und absolut moralischen Handlung nur ein Grenzfall; und wir müssen uns sorgsam vor jeder Schematisierung hüten, sobald wir an die Beurteilung des wirklichen Lebens herantreten. Für dieses ist Moral eben nicht das reine Prinzip, sondern der Inbegriff eines ziemlich komplizierten Konvoluts von Dingen, die wir oben im Umriß dargelegt haben. Diese stehen auch als Antriebe von Handlungen in einem viel unklareren, vielfältigeren und verwischteren Verhältnis zum Bewußtsein, zur Reflexion und zum Handeln, als es das reine Prinzip in unserem Grenzfalle tat. Hiervon muß im folgenden noch einiges in Erwägung gezogen werden.

Das Bewußtsein nämlich um alle jene Meinungen, Wertungsweisen und Motive, deren Summe wir als Moral in der zweiten Bedeutung zusammengefaßt haben, ist in ziemlich weitem Maße unabhängig vom Bewußtsein um das reine sittliche Prinzip. Letzteres kommt freilich immer nur reflexionell zustande. Der erstgenannte Inbegriff von Moral, die Zeitmoral, wie sie im folgenden genannt

---

[1]) a. a. O. S. 128.

[2]) Logisch wäre auch der Fall denkbar, daß das apriorische Moralprinzip in der Organisation des Geistes überhaupt fehlte. Allein mit der Annahme dieser logischen Möglichkeit würde ein unlösbares philosophisch-ethisches Problem gesetzt — dem hier nicht gefolgt werden kann —, und überdies würde das Zutreffen dieser Annahme im einzelnen Falle niemals empirisch entscheidbar sein. Die Diskussion dieser vierten Möglichkeit entfällt daher für den vorliegenden empirisch-psychologischen Zweck.

sei, kann auf mannigfach andere Weise als durch eigene subjektive Reflexion, die ja eine besondere intellektuelle Eigenleistung darstellt, in seinen verschiedenen Bestandteilen ganz oder teilweise bewußt gemacht werden. Wäre das anders, wäre der Erwerb und die Verwertung der Zeitmoral im Leben nicht wesentlich leichter und mehr Individuen zugänglich, als das nur durch eigene geistige Arbeit erzielbare Bewußtsein des Sittengesetzes, — so müßte ausnahmslos bei jedem Menschen beides nebeneinander bestehen. Dann aber müßte konsequenterweise die Zeitmoral einen großen Teil ihres Wertes für den einzelnen Menschen verlieren, da er ja am Wissen um das wahrhaft Sittliche seinen wahren Maßstab allen Tuns und Lassens hätte; und ferner dürfte es dann überhaupt keine Zeitmoral geben, die dem sittlichen Prinzip in irgendeinem Punkte widerspräche. Denn da nach dieser Unterstellung jeder Einzelne um dieses Prinzip ebenso wüßte, wie um die Zeitmoral, so hätte er ja stets die Möglichkeit, deren Inhalt an ihm zu messen und zu korrigieren.

Nun ist das aber zweifelsohne nicht so. Einmal finden wir viele Inhalte der Zeitmoral von verschiedenen geographischen und historischen Kulturkreisen untereinander widersprechend und vom moralischen Ideal verschieden weit entfernt; zweitens aber gibt es nur relativ selten Fälle, wo eine der Zeitmoral zuwiderlaufende Einzelhandlung dennoch subjektiv moralisch bleibt. Wir haben schon oben dargelegt, daß die psychologische Voraussetzung eines solchen als moralisch empfundenen Widerspruchs zur Zeitmoral im Besitze des Bewußtseins um das sittliche Prinzip besteht, dem irgendeine Wertung der Zeitmoral nicht entspricht. Daß solch ein Widerstreit nur relativ selten und nur bei solchen Menschen vorkommt, die im Verhältnis zu der sozialen Gemeinschaft ein besonders hoch entwickeltes geistiges und sittliches Niveau haben[1]), das beweist schon, daß das Bewußtsein des reinen Moralprinzips und seine Betätigung neben und über der Zeitmoral ein Plus an geistiger Leistung erfordert gegenüber der Aneignung und Betätigung der Zeitmoral. Letzteres ist psychologisch wesentlich einfacher. Es bleibt dabei der philosophischen Ethik und Moralkritik überlassen, zu bestimmen, wieweit man bei der Betätigung der Zeitmoral überhaupt von Moralität im strengen Sinne reden darf; wir haben es hier mit den psychologischen Grundlagen einer Betätigung zu tun, welche in der Praxis des Lebens eben auch als moralisches Verhalten bezeichnet wird. Wir stellen nur fest, daß diese psychologischen Grundlagen die Ausbildung der geistigen Funktionen und speziell des selbständigen Denkens weit weniger in Anspruch nehmen, als die absolut sittliche Betätigung auf Grund autonomen Pflichtbewußtseins. In diesem Sinne nannten wir vorhin das absolut moralische Handeln einen psychologischen Grenzfall.

Das Bewußtsein der Zeitmoral ist also dem Einzelnen weit leichter zugänglich. Das hat zwei Gründe. Beide stehen in einer klaren Be-

---

[1]) Friedrich Adlers Mord am Grafen Stürgkh.

ziehung zueinander. Der eine ist die Struktur der Zeitmoral, der andere die Art, wie sie überliefert wird.

Über die Struktur der Zeitmoral soll fragmentarisch nur soviel gesagt werden, als für unsere psychologischen Folgerungen unbedingt wesentlich ist. Da ist zuerst zu berücksichtigen, daß sie eine deutliche teleologisch begründete Tendenz zur Erhaltung des Gemeinschaftsbestandes ist, für den sie gilt, und zwar in der zeitlichen gegenwärtigen Beschaffenheit ihrer Geltung. D. h. sie nimmt inhaltlich alle diejenigen bereits bestehenden Meinungen als Grundlagen ihres Wertes mit auf, die hinsichtlich der Psychologie des Einzelnen ganz zufällig sind und von ihm äußerlich angenommen und befolgt werden müssen, ohne daß sie in irgendeine Beziehung zu seinem subjektiven Wesen zu treten oder gar dessen Ausdruck zu sein brauchen. Und ferner: zur Sicherung der Verbindlichkeit ihrer Inhalte appelliert sie nicht an irgendeine moralische Reflexion des Einzelnen, sondern vorwiegend an eine gefühlsmäßige moralische Gestimmtheit, die letzten Grundes in den sozialen Trieben und Instinkten, dem Schwächegefühl des Einzelnen gegenüber der Masse und dem Wunsch unerschwerter Bedürfnisbefriedigung wurzelt. In diesem Sinne haben die englischen Empiristen schließlich recht, daß sie seit Shaftesbury von »moralischen Gefühlen« reden; bloß daß der altruistische Charakter dieser Gefühle erst ein sekundäres Produkt sozialer Domestizierung durch die Wirksamkeit der Zeitmoral ist. [Über den Ressentimentcharakter dieser altruistischen Bildungen, den zuerst Nietzsche psychologisch erfaßt hat, vergleiche man die vortrefflichen phänomenologischen Untersuchungen Schelers[1]) und Furtmüllers[2]).] Wennglei h dieser ganzen Struktur objektiv ein teleologisches Moment innewohnt, so ist — das braucht wohl nicht erst gesagt zu werden — dasselbe der subjektiven Seinsweise im einzelnen Bewußtsein durchaus fremd; wenigstens in den meisten Fällen. Die gefühlmäßige moralische Gestimmtheit, welche wir als den subjektiven Grund der Verbindlichkeit der Zeitmoral für den Einzelnen erkannt haben, ist ein höchst verwaschenes assoziatives Produkt aus Instinkten, Trieben, Gegenantrieben und den durch den Domestikationsprozeß gesetzten Umbildungen primärer psychischer Faktoren.

Aber das gehört schon zum zweiten Grund der subjektiven Wirksamkeit von Zeitmoral: der Art, wie sie ins einzelne Bewußtsein überpflanzt wird. Auch hiervon soll nur soviel angedeutet werden, als notwendig ist, um die subjektiven Voraussetzungen von Moralität im Sinne der Zeitmoral für unseren Zweck sichtbar zu machen.

Die Zeitmoral wird anerzogen. Die Inhalte ihrer Bestimmungen werden dem heranwachsenden Kinde eingeprägt und die Unterwerfung der Handlungen unter sie durch die Macht der Umwelt,

---

[1]) Ressentiment u. moral. Werturteil. Leipzig 1912. Sympathiegefühle u. Liebe usw. Halle 1913.

[2]) Psychoanalyse und Ethik. München 1912.

Beispiel, Lohn, Strafe und Zwang erreicht. Demgemäß braucht das Wissen um die Inhalte der Zeitmoral beim einzelnen Falle durchaus noch nicht auf reflexioneller Arbeit zu beruhen, sondern kann ein einfacher reproduktiver Akt sein. Auch das Verstehen dieser Bestimmungen braucht sich durchaus nicht reflexionell zu vollziehen; es kann an der Hand anschaulich erlebter Beispiele, die reproduziert werden, an der Hand eigener erfahrener unliebsamer Folgen bei Nichtbeachtung dieser Bestimmungen gegeben sein. Die Inhalte der Zeitmoral können also in einem viel größeren Umfang anschauliche, erlebnisartige und direkt reproduzierte Elemente ins Bewußtsein des Einzelnen treten lassen, als das bei dem Urteilscharakter dieser Inhalte von vornherein zu erwarten wäre. Schon dies ist sehr wichtig zur genaueren Bestimmung der Art des Antriebes bei moralischem Verhalten im Sinne der Zeitmoral. Das Bewußtsein des Antriebs braucht hier durchaus kein reflektiertes zu sein; diese Antriebe sind als unmittelbar bewußt für die Handlung gegeben. Dadurch entsteht eine Analogie der in diesem Sinne moralischen Handlungen mit den instinktiven, besonders bei steter Einübung. Natürlich können auch reflexione le Momente für das Erfassen der Inhalte hinzutreten; aber diese brauchen sich nicht wesentlich über die primitiven Leistungen alltäglicher einzelner Zweckurteile hinaus zu erstrecken. Es handelt sich ja im wesentlichen immer um einfachste Dinge: zu bedenken, ob Schädigungen anderer an Leib und Eigentum durch irgendein Tun entstehen können. Schon aus dieser Bestimmung über die Bewußtseinsart der Inhalte von Zeitmoral ersieht man, eine wie geringe intellektuelle Leistung sie erfordern. Und hieraus würde für den moralischen Schwachsinn in der Tat die Bleulersche Feststellung einer weitgehenden Unabhängigkeit der Moral von der Intelligenz sich ergeben. Mindestens in dem Sinne, daß weitgehender intellektueller Schwachsinn sich dennoch die Inhalte der Zeitmoral zu eigen machen kann; der zweite Teil des Nachweises dieser Unabhängigkeit der Moralität von der Intelligenz: daß nämlich bei relativ genügender Intelligenzentwicklung ein moralischer Defekt bestehen könnte, ist damit noch nicht beantwortet. Hierfür liegt die Entscheidung gänzlich bei den psychologischen Gründen für die Verbindlichkeit der zeitmoralischen Normen.

Bevor wir dies erörtern, seien noch zwei Bemerkungen gestattet. Nämlich erstens glaube ich Berzes Dreiteilung der subjektiven Grundlagen von Moral in »Gefühlsmoral«, »Verstandesmoral« und »Pseudomoralische Hemmungen«[1]) durch die erörterte Zweiteilung ersetzen zu sollen. Diese entspricht faktisch eher dem Wesen der psychologischen Wirksamkeit von Moral. Das Bewußtsein um die Norminhalte, welches Berze als Verstandesmoral bezeichnen würde, ist eben zum größten Teile nicht Funktion des Verstandes. Und soweit dieser dabei beteiligt ist, wirkt er meist in dem, was Berze pseudo-

[1]) a. a. O. S. 137.

moralische Hemmungen nennt, mit. Aber es gehen auch Teile der »Gefühlsmoral« in dieses Bewußtsein mit ein. Auf der anderen Seite entspricht das Anerkennen der Verbindlichkeit dieser Normen durch die moralische Haltung nicht restlos, wenn auch großenteils, dem Berzeschen Begriff der Gefühlsmoral; jedoch kommen auch hier teilweise »pseudomoralische Hemmungen« hinzu.

Zweitens zeigt auch diese theoretische Überlegung wieder, daß dem Begriff der Einsicht in die Strafbarkeit einer Handlung, wie er als Bestimmungsstück des § 56 RStGB. fungiert, nicht die Auslegung einer Kenntnis der Strafbarkeit gegeben werden sollte, wie dies die Entscheidungen des Reichsgerichts zeitweise taten. Denn diese bloße Kenntnis setzt, wie wir nach den obigen Erörterungen sagen dürfen, nur die elementarsten Äußerungen geistiger Tätigkeit voraus, die auch ein sehr schwachsinniges Kind haben kann; sie eximiert also gar nicht diejenigen von der Verantwortlichkeit, die trotz der Kenntnis des Inhalts der Norm keine psychologische Möglichkeit haben, die Verbindlichkeit derselben für das eigene Verhalten zu erfassen und anzuerkennen.

Um nun auf die Gründe der Verbindlichkeit von Zeitmoral einzugehen, so kommen sie in ihrer Gesamtheit ungetrennt zu undeutlichem Bewußtsein; wir bezeichneten das vorher als moralische Gestimmtheit. Die subjektive Seite dieser Gestimmtheit geht uns hier nicht weiter an; objektiv kann man sie in solche Faktoren zerlegen, deren positives Vorhandensein eo ipso zur Geltung der Zeitmoral beiträgt, und zweitens in solche den Triebregungen angehörigen Faktoren, deren Realisierung in irgendeiner sozialen Situation der Zeitmoral widerspräche, die also fehlen oder überwindlich sein müssen, damit die subjektive Geltung der Zeitmoral gesichert ist. Wir werden diese beiden Faktorengruppen als positive und negative psychische Bedingungen der subjektiven Geltung von Zeitmoral bezeichnen.

Die positiven psychischen Bedingungen der Verbindlichkeit von Zeitmoral zerfallen wieder in solche, die innerlich in der Anlage jedes Menschen von vornherein gegeben sind; die Kenntnis der Zeitmoral trifft in ihnen auf präformierte psychische Gebilde, kraft deren sie eine besondere subjektive Bedeutung erlangt, behalten, weiterverarbeitet und für Entschluß und Handlung fruchtbar gemacht wird. Wir bezeichnen sie nicht ganz genau als Gefühlsgrundlagen der Verbindlichkeit von Zeitmoral. Hinzu kommen zweitens äußerlich erzeugte psychische Faktoren, deren Möglichkeit zwar dispositionell gesichert sein kann, ohne daß aber diese Dispositionen irgend etwas Gleichartiges oder auch nur Typisches zu haben brauchen. Erziehung und andere Momente äußerer Einwirkung aktualisieren aus ihnen eine Reihe psychischer Gebilde, welche besonders als Gegenantriebe und Hemmungen im Entschluß wirksam werden. Wir bezeichnen sie daher ebenfalls nicht ganz genau als die Hemmungsgrundlagen der Geltung von Zeitmoral.

Unter die Gefühlsgrundlagen ordnen wir alle diejenigen Momente ein, die man als »soziale Instinkte« zusammenfassen könnte. Hierher gehört der Geselligkeitstrieb Burkes und der alten Engländer. Er entspringt aus den Tendenzen einer möglichst erleichterten und gesicherten Bedürfnisbefriedigung. Hierher gehören auch alle Sicherungen und Ressentiments der Ohnmacht des einzelnen gegenüber der Gesamtheit; aber auch Faktoren wie Bequemlichkeit und Suggestibilität. Psychologisch läßt sich über die subjektiven Weisen des Bewußtseins dieser Gefühlsgrundlagen recht wenig weiter aussagen.

Bei den Hemmungsgrundlagen muß man die durch Erziehung gesetzten von den durch die Umstände der sozialen Situation erzwungenen unterscheiden. Die von der Erziehung geleistete Arbeit besteht im wesentlichen darin, die Kenntnis der zeitmoralischen Normen zu vermitteln und für ihre Beachtung an die Gefühlsgrundlagen in geeigneter Weise zu appellieren. Dadurch werden diese dem Subjekt wichtig und im Entschluß ausschlaggebend. Es handelt sich dabei nicht nur um eine intensive Verstärkung der Gefühlsgrundlagen, sondern um eine Hemmung und Ausschaltung der Triebe und Antriebe, die ihnen entgegenstehen. Welches diese sind, davon ist unten bei den negativen Bedingungen der Geltung von Zeitmoral die Rede. In dem Sinne dieser Hemmungserzeugung ist Erziehung Willensbildung. Das Kind lernt sich zu beherrschen; und zwar indem als Erfolg dieser Willensanspannung das Bewußtsein der Moralität bzw. Legalität seinem Selbstgefühl schmeichelt, den oben angedeuteten Ressentiments huldigt, und endlich indem andere und gleichstarke Wünsche, die nur nicht aktuell waren, durch die Aussicht auf Lohn ideell befriedigt werden; auch wenn dieser Lohn — religiös motiviert — erst im Jenseits verheißen ist oder in der Wertschätzung der Allgemeinheit liegen soll.

Das suggestible Moment gerade der kindlichen Psyche wird durch die Autorität des Erziehers für die Verbindlichkeit der Zeitmoral fruchtbar gemacht.

Hinzu treten im weiteren Leben die Zwangsmittel der Sozietät und insbesondere die Gesetze des Staates. Sie gehen alle nicht auf die Gesinnung, sondern auf die Handlung im Sinne der Zeitmoral aus. Dennoch fördern sie mit dem zeitmoralischen Handeln in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle eo ipso das Bewußtsein und die Anerkennung der Zeitmoral. Sie appellieren vorwiegend an teleologische Momente, besonders an die Furcht. So setzen sie weitere Willenshemmungen, sowohl solche der einfachsten Reflexion in singulären Zweckurteilen, als auch affektive.

Die Strafe, die soziale Ächtung, die Verschlechterung der Lebenshaltung bei Verstößen gegen die Zeitmoral, und umgekehrt die soziale Sicherung und Hebung bei ihrer Anerkennung wirken zugleich mächtig im Sinne der Erhöhung der Gefühlsgrundlagen für die Geltung der Zeitmoral.

Zu den negativen Bedingungen für die Verbindlichkeit von Zeitmoral gehört das Fehlen oder die Unterdrückbarkeit aller Triebregungen, deren Verwirklichung ihr widerspräche. Hierzu rechnen vor allem die sthenischen Affekte, deren Intensität nie größer werden darf als die Resultante der Wirksamkeit der ersten Gruppe. Hierzu rechnet das Selbstgefühl und seine Neigung, sich schrankenlos durchzusetzen[1]), hierzu rechnen ferner die elementaren Triebe bei erschwerter oder verzögerter Befriedigungsmöglichkeit oder bei dispositionell erhöhter Intensität: Nahrungs- und Geschlechtstrieb. Triebregungen, wie Grausamkeit oder Hang zur Lüge, sind erst sekundäre Produkte, Modifikationen primärer Elementartriebe. Z. B. die Grausamkeit eine bestimmte sekundäre Verschmelzung pervertierter sexueller Triebregungen mit sthenischen Grundaffekten, allgemein erhöhter motorischer Erregbarkeit und Derivationen eines irgendwie beeinträchtigten Selbstgefühls, das sich auf einem Umweg entlädt; der Hang zur Lüge das typische Ressentimentprodukt verdrängten Ohnmachtgefühls, welches daher immer mit kritikloser Selbstüberschätzung und berechneter Demonstration der eigenen Wichtigkeit einhergeht; ein asthenisches Gebilde. Zur Aktualisierung solcher Triebregungen ist immer ihre Überwertigkeit gegenüber der ersten Gruppe erforderlich. Das alles ist hier nur insofern wichtig, als zur Entwicklung all dieser Triebe faktisch nur die von uns als primär bezeichnete Triebbasis angenommen zu werden braucht, aus der alle anderen erst hervorgehen. In diesem Sinne gilt Goethes wahrhaftiges Selbstbekenntnis, er fühle in sich die Anlage zu allen Verbrechen, von jedem; wobei nicht geleugnet werden soll, daß die Intensität und die sekundäre Pervertierbarkeit der elementaren Triebregungen dispositionell absolut verschieden und bei einzelnen Menschen in höchstem Maße pathologisch sein kann.

Das Kriterium der Verbindlichkeit von Zeitmoral ist also zwar ein relatives, aber relativ nur hinsichtlich des Verhältnisses dieser Triebregungen zur Gruppe der positiven Bedingungen von Zeitmoral; und insofern ist es durchaus psychologisch bestimmbar.

Was folgt aus diesen Darlegungen für die Möglichkeit und das psychologische Wesen des moralischen Schwachsinns?

Die Frage ist, ob isolierte Defekte in einer dieser Gruppen von Grundlagen der Moralität psychologisch bestehen können. Oder natürlich auch, ob sich isolierte Defekte mehrerer Gruppen zu einer einheitlichen Wirkung hinsichtlich des moralischen Verhaltens verbinden können. Und wichtig ist für die psychologische Begriffsbestimmung des moralischen Schwachsinns noch, daß die Wirkung

[1]) Daß dieses Selbstgefühl ein primäres Triebphänomen ist, habe ich bei ganz schweren Idioten gesehen, die zu keiner psychischen Leistung fähig waren, als sinnliche Eindrücke zu haben, Schmerz zu fühlen, zu essen, zu schlafen und zu onanieren, und die den ganzen Tag dasaßen und bei der Annäherung irgendeines Menschen freudestrahlend auf sich zeigten und unartikulierte Laute ausstießen, solange der Betreffende im Zimmer war.

dieser Defekte auf die Anomalie im moralischen Verhalten die einzige oder doch zum mindesten die weitaus hervorstechendste Folgeerscheinung ihres Bestehens sein muß. Denn sonst hätte die Einengung der Bezeichnung des Defektes als »moralischer« Schwachsinn keine Berechtigung. Nun ist zwar die Antimoralität, die sich aus Defekten in dem psychologischen Unterbau des dargestellten Geltungsfundaments von Zeitmoral ergibt, nur eine zufällige Folge dieser Defekte, die sich z. B., wenn das betreffende Individuum auf einer einsamen Insel lebte, gar nicht geltend zu machen brauchte. Und sie steht insofern im Gegensatz etwa zu den echten psychotischen Prozessen, die auf einer einsamen Insel genau so gut psychotische Prozesse bleiben würden, wie sie es in der Sozietät, in den Anstalträumen und in der Isolierzelle sind. Allein mag die Antimoralität, als Ergebnis eines von immerhin zufälligen äußeren Umständen und Forderungen abhängigen Verhaltens, nicht der unmittelbarste und notwendigste Ausdruck psychischer Anomalie sein: so könnte sie doch im Leben die einzige psychische Folgewirkung derartiger Anomalie sein, die sich außerhalb ihrer überhaupt nicht manifestierte. Und sie muß es sogar sein, wenn anders der Begriff des moralischen Schwachsinns überhaupt einen psychologischen Sinn haben soll.

Und das ist tatsächlich möglich. Freilich: die pathologische Intensität der elementaren Triebregungen, die zu ihrer Unbeherrschbarkeit durch den Willen führt, ist, soweit sie überhaupt isoliert vorkommt, immer auch direkt nachweisbar, jenseits des bloß antimoralischen Verhaltens. Wir denken hier besonders an die Menschen mit gesteigertem Selbstgefühl und Machtwillen, die Eitlen usw. einerseits, die Menschen mit pathologisch gesteigertem und qualitativ perversem Geschlechtstrieb andererseits, von denen wir zunächst hypothetisch unterstellen, daß sie im übrigen normal sind. Von einer grundsätzlichen Antimoralität, einem moralischen Schwachsinn, kann doch in solchen Fällen keine Rede sein; außerhalb der Triebbefriedigung, die natürlich zu »affektiven« Verstößen gegen die Zeitmoral führen kann, können sie durchaus der Zeitmoral unterworfen sein. Und wenn zu dem pathologisch gesteigerten Triebleben noch Anomalien im Zusammenspiel desselben mit dem Gefühls- und Willensleben hinzutreten, so resultieren einige Formen der sogenannten erethischen Imbezillität und Spielarten der epileptoiden Degeneration, deren Folgewirkungen ebenfalls nicht allein auf dem Gebiet des moralischen Verhaltens liegen, sondern direkt als psychische Anomalien in Erscheinung treten. Ähnlich liegen die Dinge da, wo ein gesteigertes Selbstgefühl zugleich mit einer relativen Überwirksamkeit gefühlsbetonter Phantasie- und Begehrungsvorstellungen einhergeht: beim hysterischen Charakter, und, wenn das Selbstgefühl durch Ressentiments verstärkt wird und in anderen Formen auftritt, beim Pseudologisten. Auch hier kann eine fast vollständige Antimoralität im Verhalten die Folge sein; aber sie braucht es nicht

durchaus zu sein, und neben ihr gibt es noch andere, psychologisch unmittelbarere und direktere Erscheinungsweisen dieser abnormen seelischen Strukturen. Und ganz Analoges gilt auch von den Typen der pathologischen Willensschwäche.

Will man also mit dem Begriff des moralischen Schwachsinns wirklich etwas psychologisch Direktes, eine reale psychische Struktureinheit, die auch theoretisch standhält, bezeichnen, so muß man diese Typen alle als ihr zwar mehr oder weniger nahe verwandt, aber doch nicht eigentlich zu ihr hinzugehörig auffassen. Und somit bleibt nur noch das letzte Gebiet psychischer Strukturen übrig, in welchem Defekte ein antimoralisches Verhalten als einziges isoliertes Symptom bei sonstiger völliger psychischer Intaktheit zur Folge haben können: Wir meinen die Gefühlsgrundlagen für die Verbindlichkeit zeitmoralischer Normen. Hier kann in der Tat die Abwesenheit oder qualitative Perversion jener Grundinstinkte, die wir oben an entsprechender Stelle bezeichnet haben, ein solches Bild erzeugen. Und das wäre im eigentlichen psychologischen Sinn moralischer Schwachsinn bei sonstiger Unversehrtheit alles psychischen Lebens.

Als Erster hat wohl Liepmann diesen Sachverhalt klar erfaßt und ausgesprochen. Er unterschied bereits 1908[1]) begrifflich sehr klar, aber freilich ohne genauere Begründung »zweierlei: so etwas wie eine sittliche Farbenblindheit, d. h. ein wirkliches Fehlen aller der Gefühle, auf denen unser sittliches Zusammenleben beruht — dieses wirkliche Fehlen kommt vor, aber ist etwas verhältnismäßig Seltenes. Dabei können die moralischen Begriffe erhalten sein; aber diese Begriffe wecken nichts Gefühlmäßiges in ihnen, sind daher totes Wissen. Nun gibt es aber eine weit häufigere Kategorie von Menschen, . . . die nicht eigentlich aller altruistischen Gefühle entbehren, die es nur dadurch zu keiner Moral bringen, daß ihnen jede Konstanz fehlt . . . Sie sind ein Spielball der Stimmungen, die Rücksicht auf höhere Pflichten läßt sich gegenüber den Leidenschaften des Moments nicht zur Herrschaft bringen«. Ebenso führt Liepmann in einer Veröffentlichung[2]) aus: »Es sagt sich ja von selbst, daß Instabilität, Unstetigkeit, Willensschwäche, Affekterregbarkeit ein Leben der Pflichterfüllung und der Moralität ausschließen. Man denkt aber, wenn man von amoralischen Degenerierten spricht, gewöhnlich an etwas anderes. Man hat die moralischen Kerngefühle, die altruistischen Gefühle . . . im Auge. Es gibt in der Tat eine Anzahl Dégénérés, bei denen diese Gefühle vollkommen fehlen oder wenig entwickelt sind. Das sind die moralisch Anästhetischen. Mit der Zeit hat sich dieser Begriff der moral insanity . . . so eingeengt, daß man dabei nur an die moralischen Monstra denkt, welchen von

[1]) Nach dem mir gütigst überlassenen Stenogramm eines Kollegs.

[2]) Die Beurteilung psychopathischer Konstitutionen. Ztschr. f. ärztl. Fortbildung. 1912. S. 135.

Geburt an jede altruistische Regung fehlt, die sittlich Farbenblinden. Es ist sehr viel darüber gestritten worden, ob es so etwas gibt. Man muß sagen, ganz isoliert ist es selten, meistens sind die Betreffenden auch schwer imbezill, und meist haben sie weitere Züge der Dégénérés, die Instabilität, nervöse Zufälle usw. Aber es sind doch von ersten Autoren Fälle beschrieben worden, bei denen man mit der Laterne besonders nach intellektuellen Mängeln suchen mußte; und diese repräsentieren den geborenen Verbrecher im engsten Sinne; wenn diese Fälle auch selten sind, so ist doch damit prinzipiell die Frage zugunsten einer moralischen Idiotie gelöst.«

Zu ähnlichen Feststellungen kommt auch Anton in seiner schon zitierten Arbeit. Moral insanity beruht auf dem »Mangel derjenigen Gefühle und Gemütsregungen, welche für das menschliche Zusammensein notwendig sind oder durch das Zusammensein erst entstehen«. Freilich liegt ihm der Versuch einer psychologischen Begründung ganz ferne; und er vermischt dieses von ihm abgegrenzte Bereich auch sogleich wieder mit den Gebieten derjenigen Fälle antimoralischen Handelns, welche auf Störungen in den Hemmungsgrundlagen zurückgehen; mit den Defekten imbeziller Erethiker u. dgl.

Erst auf einem solchen Umwege also erfüllt sich die Bleulersche Konzeption mit einem psychologisch möglichen Sinn; und das auch in begrenzterer Weise, als er und alle diejenigen Autoren annehmen, die solche erethischen Imbezillen und hysterischen Charaktere (Longard) und solche Pseudologisten (Delbrück) zu ihr hinzurechnen, bei denen ihr antimoralisches Verhalten besonders oft zu Konflikten mit dem Gesetz führt. Das ist ja psychologisch zufällig. Und will man Persönlichkeiten, die psychisch irgendwie und in ganz heterogener Weise abnorm sind und wiederholt rückfällige Verbrecher, aus praktischen Gründen als moralisch schwachsinnig bezeichnen, so ist psychologisch nichts gewonnen, man muß vielmehr diese Typen aus denjenigen Typen psychischer Struktur, zu denen sie eigentlich gehören, nur auf Grund ihrer Kriminalität ausreihen und zu einer recht willkürlichen Gruppe, nach ganz schematischen Kriterien, zusammenbringen. Auch kriminalätiologisch ist so nichts getan, und man gerät in Gefahr, nur auf Grund der bisherigen Unverbesserlichkeit, auch an der künftigen Unverbesserlichkeit ohne zureichenden Grund zu zweifeln; daß damit wenigstens in einzelnen Fällen ein Irrtum begangen wird, lehrt z. B. ein von mir beobachteter Fall mit völliger Rückkehr zur sozialen Norm, die selbst eine Autorität wie Aschaffenburg für ausgeschlossen erklärt hatte, indem er ihn als moralischen Schwachsinn bezeichnet hatte, nur weil man eben nicht diese psychischen Typen von dem hier abgegrenzten moralischen Schwachsinn im engsten wirklich psychologischen Sinne trennt.

Ob der so zunächst theoretisch abgegrenzte psychische Typus des moralischen Schwachsinns im Leben vorkommt oder nicht, das ist eine rein empirische Tatsachenfrage. Man darf doch nicht vergessen, daß derartige Typenbildungen stets auf unvollständigen In-

duktionen beruhende konstruktive Gebilde sind, zu deren Ermöglichung von einem großen Teil des individualpsychischen Tatsachenmaterials im einzelnen Falle abstrahiert werden muß. Jedenfalls scheint dieser Typus recht selten zu sein[1]) und bei genügend genauer psychologischer Durcharbeitung der fraglichen Fälle sich immer mehr einzuengen.

Ich habe bei der Durchsicht der allerdings nicht genügend klar dargestellten Lombrososchen Fälle kaum einen gefunden, der rein zu ihm paßte. Hingegen entspricht ihm der im Anhang seines Werkes mitgeteilte Fall von Lindau ganz und gar — nur ist dieser leider nicht von einem Fachmann beobachtet und zuverlässig. Von dem Material Delbrücks, Longards und Mayers scheint ein Teil diesen Defekt in den Gefühlsgrundlagen in der Tat aufzuweisen, aber wohl kaum isoliert, sondern verbunden mit hysterischen, pseudologistischen oder erethischen Zügen. Daß hier ein nahes Verwandtschaftsverhältnis bestehen kann, soll nicht in Abrede gestellt werden; das ergibt sich ja auch schon aus unseren theoretischen Festlegungen. Aber diese Verwandtschaft ist keine Identität.

Für die weitere Forschung ergibt sich aus alledem als Forderung und als Maxime der Arbeit die Notwendigkeit psychologischer Spezialisierung dieser Fälle. Heuristisch bleibt der reine Typus des moralischen Schwachsinns, wie wir ihn psychologisch definiert haben, ein Grenzfall, dessen Verwirklichung im lebenden Menschen durch immer genauere Arbeit eingeengt werden soll.

So liegt die rein wissenschaftliche Seite des Problems. Nun besteht aber noch eine Schwierigkeit hinsichtlich der praktischen Anwendung. Berze hat sie treffend formuliert[2]): »Wenn man auch zugeben muß, daß die moral insanes durch ihre fehlerhafte Anlage zum Verbrechertum prädestiniert sind, so wäre doch die Annahme durchaus irrig, daß ein Individuum, das an einem Defekte der eigentlichen Moral leidet, und sei er auch noch so sicher pathologisch, darum schon unbedingt kriminell werden muß, daß das Kriminellwerden gleichsam in allen Fällen das notwendige Ergebnis dieses Defektes ist, ein Ergebnis, gegen welches das Individuum gar nicht ankämpfen kann, wie es ja auch eine durchaus irrige Annahme ist, daß die Moral es ist, was die große Mehrzahl der Menschen hindert, kriminell zu werden.«

Auch psychologisch ist nach unseren Darlegungen nicht unbedingt erforderlich, daß jeder im engsten Sinne moralisch Defekte nun auch antisozial sein muß. Was ihm an Gefühlsgrundlagen für die Anerkennung der Zeitmoral fehlt, vermag er durch sein Urteil und durch die Hemmungsgrundlagen für sein soziales Verhalten durchaus zu ersetzen.

Man kann sogar paradoxerweise behaupten, daß, je klüger und

[1]) Das sagt auch Kauffmann, Psychologie des Verbrechens. 1912. S. 31.
[2]) a. a. O. S. 137.

affektiv ruhiger der moral insane ist, um so weniger er sich sozial verrät.

Er ist in dieser Hinsicht weit weniger gefährdet als diejenigen Typen, deren Hemmungsgrundlagen mangelhafte sind: der erethisch Imbezille und der Hysteriker. Allein diese sind doch im Besitz der Gefühlsgrundlagen von Moral und bleiben daher trotz aller affektiven Verstöße prinzipiell immer zur Moralität und zu sozialem Verhalten erziehbar. Die eigentlichen unverbesserlichen Rückfallkriminellen aus Anlage sind diejenigen, bei denen sowohl die Gefühls- als die Hemmungsgrundlagen pathologisch verändert sind: die erethischen Imbezillen mit eigentlichem moralischen Defekt dabei, also ein Teil der Fälle Longards und der Fall Mayers. Freilich ist da, wo Anomalien der Hemmungsgrundlagen bestehen, immer nur sehr schwer zu sagen, ob und wieweit noch ein Defekt in den Gefühlsgrundlagen der Moralität zugleich besteht, da dieser ja außerhalb der Moralität keinen weiteren Ausdruck findet und die Moralität durch die anomalen Triebregungen hier ohnedies alteriert ist.

Was aber den Berzeschen Einwand anlangt, so folgt daraus in der Tat, daß uns an der Hand des sozialen Verhaltens durchaus nicht alle moralisch Schwachsinnigen erkennbar werden. Indessen muß man doch bedenken, daß den praktischen Anlaß zum Suchen nach derartigen Anlagen nicht die sozial Unauffälligen, sondern diejenigen Rückfallkriminellen geben, deren Antisozialität man sich durch bloße Milieuwirkung gar nicht erklären kann. Die Diagnose macht sich hier durch ein indirektes Verfahren: man schließt anamnestisch alle Milieufaktoren aus und sondert psychologisch die Mitwirkung pathologischer Triebregungen und Urteilsdefekte ab: dann bleibt jene Gruppe übrig, die wir als moral insanity im Sinne einer psychologischen Einheit bezeichnen müssen, ohne diese Einheit doch anders als theoretisch fundieren und praktisch an einem so vagen und vieldeutigen Kriterium wie dem moralischen Verhalten erweisen zu können. Eine direkte psychologische Beschreibung des Defekts und seiner Seinsweisen vor dem Bewußtsein wird uns bei dieser Lage der Sache wohl stets unmöglich sein.

Für die Beurteilung der Zurechnungsfähigkeit dieses Typus wird man von Fall zu Fall entscheiden müssen, wieweit die Ausnutzung der Verstandes- und Hemmungsgrundlagen zu einem vikariierenden Eintreten für den Gefühlsdefekt im sozialen Verhalten hätte führen können.

3. Das soziale Moment als Kriterium psychischer Typik.

Über den Begriff der Reaktivität.

Die bisherigen Erörterungen sollten gleichsam paradigmatisch die Behandlung eines Problems vorwegnehmen, dessen grundsätzliche Bedeutung wir nunmehr in abstracto zu beleuchten haben werden. Zu

diesem Problem gehört als eine Teilfrage die Möglichkeit der Einreihung der verschiedenen psychopathischen Typen in die Kriminologie; das heißt, es ist das prinzipielle Methodenproblem, dessen Beantwortung über die Möglichkeit wissenschaftlicher Kriminalpsychologie entscheidet. Dieses Problem nun ist die Frage nach den Kriterien eines psychischen Typus überhaupt; und zwar in dem speziellen Sinn, wieweit das soziale Verhalten des Menschen ein Kriterium des Typus abzugeben vermag. Wir haben bisher diese Frage als in dem Sinne entschieden vorausgesetzt, daß wir die psychischen Typen im allgemeinen als auf direkten psychologischen Kriterien aufgebaut ansahen und im sozialen Verhalten nur ein zusammengesetztes und indirektes Kriterium des Typus erblickten. Denn das soziale Verhalten eines Menschen ist nicht der konstante Effekt immer gleichartiger Funktionen und Dispositionen, mithin kann das antisoziale Verhalten nicht ohne weiteres als der Effekt von psychologisch konstanter Störung in diesen Funktionen und Dispositionen aufgefaßt werden.

Man muß das Bestehen dieser Störung auch außerhalb des sozialen Verhaltens an direkten psychischen Wirkungen erweisen.

In der Tat würde damit das soziale Verhalten als einziges Kriterium für den Aufbau und die Abgrenzung solcher Typen entfallen. Aber auch als bloßes Kriterium der Subsumtion eines Menschen unter einem Typus wäre es gefährdet. Denn die Bedingungen der sozialen Situation sind niemals wesentlich gleich; mithin läßt sich auch die Reaktionsweise des reinsten psychischen Typus auf die Einwirkungen und Beschränkungen der Sozietät nicht als eine ein für allemal konstante fixieren.

Wäre diese Überlegung richtig, so entfielen Begriffe wie »geborener Verbrecher« oder »Antisozialität« als etwas im psychischen Wesen eines Typus Liegendes oder aus ihm zu Erschließendes.

Derartige Begriffe wären dann nicht solche psychologischer Beschreibung, sondern es wären Begriffe einer Bewertung. Sie dienten nicht zur Klassifizierung bestimmter Arten von psychischer Struktur, sondern vielmehr bestimmter, gleichartiger Verhaltungsweisen gegenüber der Sozietät, die aber weder psychologisch gleichartig fundiert noch motiviert zu sein brauchen und auf durchaus verschiedene psychische Typen zurückgehen.

Wir meinen: ein und derselbe psychologisch-deskriptive Typus — z. B. der Hysteriker, oder der Instable, oder der Epileptoide — könnte sowohl ständig sozial als auch ständig antisozial sich verhalten, als auch bald sozial, bald kriminell sein. Identische Motive können sozial durchaus verschiedenwertige Handlungen hervorrufen; die gleiche antisoziale Handlung kann die verschiedensten psychologischen Grundlagen haben. Ordnen wir die Menschentypen nach ihrem sozialen Verhalten, so ist das Grundmaß dieses Ordnens der Typus der Tat; und zwar gemäß dem sozialen Wert dieses Tattyps. Die

Dinge liegen hierbei also prinzipiell ähnlich wie in der Mehrzahl der strafrechtlichen Kodifikationen, die ihre Materie ebenfalls nach Tatbegriffen einteilen; nicht nach Täterstrukturen. Diese Analogie gilt nicht nur vom Begriffe des reo nato, sondern auch etwa vom Begriffe der Gemeingefährlichkeit; sie gilt aber auch von solchen psychiatrischen Begriffsbildungen, denen man die praktisch-soziale Provenienz nicht so ohne weiteres anmerkt: der »psychopathischen« oder »affektiven« usw. »Minderwertigkeit«, dem Begriffe des »Haltlosen«, der »Puellennatur« usw. Doch besteht natürlich ein großer, wenn auch nur gradueller Unterschied zu den exakten Tatbegriffen der Strafgesetzgebung: es wird hier kein Tattyp in abstracto herausgearbeitet; auch wird keine Einzelhandlung an sich schon immer zur Unterordnung des Täters unter diese Gruppenbildungen führen. Es wird überhaupt nicht, wie in der Strafrechtsprechung, eine logisch exakte Subsumtion der einzelnen Handlung unter einen womöglich definitorisch festgelegten Deliktbegriff vorgenommen. Sondern es ist erforderlich eine statistische Anhäufung gleichartiger Delikte — oder zum mindesten, bei nur einem Delikt, eine besondere Artung und Schwere desselben —, um aus den einzelnen Taten einen Tattyp, aus dem Tattyp eine Verhaltungsweise oder eine Reaktionsform, und hieraus schließlich einen menschlichen Typus abzuleiten und festzulegen. Daß dies unter Umständen gewagt ist, zeigt z. B. die Bildung des Begriffs der Unverbesserlichkeit, wofern damit eine Gruppe kriminalpsychologisch zusammengehöriger Individuen gekennzeichnet werden soll; in den Voraussetzungen dieser Begriffsbildung läuft eine anfechtbare, psychologisch durchaus nicht einheitlich zutreffende Ansicht vom Strafzweck, nämlich über seine bessernde Wirkung, unter.

Man könnte nun zwar fragen, was es denn schade, wenn unsere psychopathologischen Typenbildungen, soweit sie die Kriminologie angehen, nicht rein deskriptiv-psychologisch gewonnen werden, sondern noch Wertmerkmale enthalten, die auf soziologischer Betrachtung beruhen.

Darauf wäre zu erwidern: es kommt auf die Aufgabe an, die man sich stellt. Die Psychopathologie beschreibt Krankheitszustände und Persönlichkeitstypen, welche als psychologische Einheiten, aus dem Gesetz ihrer inneren Struktur, begriffen werden. Wie sich der Einzelne in seiner Umwelt verhält, ist aus dem immanenten Gesetz seines psychischen Typs verständlich, aber dem sozialen Wert nach individuell zufällig, da die in seiner Umwelt liegenden Bedingungen seines Tuns nicht von ihm abhängig sind. Typische Weisen sozialen Verhaltens sind also nicht notwendig psychischen Strukturtypen eindeutig zugeordnet. Die Kriminalsoziologie hingegen stellt Typen sozialen — oder vielmehr antisozialen — Verhaltens auf. Die Norm dieses Verhaltens hat im wesentlichen die negativen Merkmale der strafgesetzlichen Bestimmungen; die Qualitäten der Abweichungsarten von dieser sozialen Norm entsprechen — natürlich nur ungefähr

und mit den oben gemachten Einschränkungen — den im Strafgesetz bestimmten einzelnen Delikttypen oder Gruppen derselben. Diese Delikttypen sind psychologisch zufällig; sie erwachsen durchaus auf der dogmatischen Hinnahme der Einteilung des geltenden Strafrechts, welches man seinerseits aus den politischen und ökonomischen Zuständen der Gesellschaftsordnung herleiten, aber doch wahrhaftig nicht psychopathologisch fundieren kann. Nun kommt die Kriminalpsychologie, welche sich aufs innigste mit der Psychopathologie verquickt, und will für ein bestimmtes Menschenmaterial, das den beiden genannten Betrachtungsweisen unterliegen kann, Einheiten schaffen, deren Merkmale aus beiden Gesichtspunkten in gleicher Weise gewonnen werden. Ein solches Verfahren, welches doch, wie es schon in seinem Namen liegt, einer wissenschaftlich-psychologischen Aufgabe angemessen sein will, läuft Gefahr, daß über den kriminologisch-sozialen Wertmerkmalen die deskriptiv-psychologischen Einheiten verloren gehen können. Es wäre doch bloßer Zufall, wenn sich bei den kriminalpsychologischen Kategorien die sozialen Werteinheiten mit den deskriptiven decken würden.

Um es generell auf eine — nicht ganz exakte, aber zum Verständnis genügende — Formel zu bringen: die kriminologischen Typen verhalten sich zu den psychologischen wie Norm zu Naturgesetz. Die kriminologischen Typen messen soziale Verhaltungsweisen an einer — nur negativ bestimmten und weder psychologisch noch sozial einheitlichen — Norm. Die psychologische Typik ordnet auf Grund beschreibender Beobachtung die seelischen Strukturen nach — nur unvollständig induktiv bestimmten — Einheiten, in denen sie nicht weiter zurückführbare Gesetze seelischen Zusammenhanges sieht. Die Frage ist nun die: Können, unter kriminalpsychologischem Gesichtspunkt, unsere psychopathologischen Typenbegrenzungen ausschließlich auf solcher beschreibenden Beobachtung aufgebaut werden, oder gehen normativ-soziale Bestimmungsstücke notwendig mit in sie ein; und welches ist die Sphäre der Mittelbegriffe, durch deren Bildung jene normativ-soziologischen Einheiten sich den deskriptiv-psychologischen Einheiten zuordnen lassen[1])?

Man muß sich nur die Tragweite dieser Frage für die ganze ein-

[1]) Es ist einigermaßen erstaunlich, wie die Kriminalpsychologie an diesem Problem, von dessen Beantwortung doch ihre wissenschaftliche Möglichkeit in ziemlichem Grade abhängt, bisher vorbeigegangen ist. Man findet bei Homburger (s. u.) und einmal bei Aschaffenburg (S. 8) eine klare Andeutung davon, daß diese Forscher es überhaupt sehen; sonst aber hat es in der doch nicht kleinen Literatur überhaupt keine Stelle! Und auch Aschaffenburg spricht späterhin immer wieder von den »kriminellen Neigungen« seiner Fälle, als ob diese Neigungen etwas psychologisch Einheitliches wären. Das Problem wäre aber gerade, diese Neigungen psychologisch so aufzuspalten, wie wir es mit den »antimoralischen« Tendenzen oben versucht haben. Um grundsätzlichen Erörterungen aus dem Wege zu gehen, beruft man sich gerne auf einen in jeder Weise unzulänglichen Aufsatz Windelbands, der aber gerade die hier in Frage stehenden Dinge nur an der äußersten Oberfläche streift. (Über Norm und Normalitäten. Aschaffenburgs Monatsschr. Bd. III, 1.)

teilende Praxis der Kriminalpsychologie klar machen. Es könnte ja der Begriff des geborenen Verbrechers, des unverbesserlichen Rückfallkriminellen sich halten lassen, nicht als psychologisch gewonnene Deskription, sondern als Ausdruck sozialer Bewertung; nicht als Gesetz für Psychisches, sondern als Norm, gemäß der soziales Verhalten beurteilt wird. Freilich schwankt sein Wertungssubstrat von Milieu zu Milieu, und seine Anwendung auf die seelischen Eigenschaften des Einzelnen täte diesem, in dem Augenblick, wo uns sein Lebenszusammenhang, seine Umwelt und seine Motive genügend deutlich werden, wohl immer irgendwie unrecht — in demselben Sinne unrecht, in welchem von der Subsumtion eines jeden Einzelfalles etwa unter eine strafrechtliche Tatnorm das tiefe Wort gilt: summum jus summa injuria. Jedoch trotzdem angenommen, ein solcher kriminologischer Begriff ließe sich halten: so tritt seine Unvereinbarkeit mit psychologischen Strukturbegriffen klar zutage, sobald ein Mensch, dessen Verhalten den Kriterien dieser Bewertung in stärkstem Maße entsprach, in einem anderen Milieu, ohne sich psychologisch in seinem Wesen oder in seinen Motiven im geringsten zu ändern, dieser Bewertung in keiner Weise mehr unterliegt.

Ergibt sich aber erst einmal die Unmöglichkeit der empirischen Anwendung einer derartigen Bewertung, so entfällt damit auch der Wertbegriff: da er zu praktischen Zwecken geschaffen ist, genügt die praktische Unbrauchbarkeit, um ihn zu zerstören.

Es klafft hier also zwischen der Betrachtungsweise, deren sich die Kriminologie bedienen muß, und derjenigen, welche der Psychopathologie eigentümlich ist, eine tiefe Kluft. Und vergeblich muß scheinbar der Versuch der Kriminalpsychologie bleiben, beide Betrachtungsweisen zu einer Einheit zu verbinden.

Und doch gibt es hier einen methodischen Ausweg. Freilich muß man sich sehr klar über ihn sein und die Tragweite der durch ihn ermöglichten kriminalpsychologischen Arbeit sehr genau übersehen: sonst gerät man in jenes uferlose anekdotische Gerede, welches heute einen Teil auch der guten »kriminalpsychologischen« Literatur ausmacht und das sich neben der exakten Kriminalstatistik eben so wertlos ausnimmt wie die alten anthropologischen Konstruktionen, die auch immer noch umherspuken.

Dieser Ausweg liegt in einer doppelten Erwägung. Einmal nämlich geht die Kriminalpsychologie zwar von empirischen und zufällig abgegrenzten Tattypen aus; allein diese sind doch nicht weniger menschliche Handlungen und als solche Vorwürfe für eine motivierende Psychologie, als beliebige andere Handlungen oder Reizreaktionen. Es ist a priori nicht abzuweisen, daß man die verschiedenen seelischen Verursachungen und Motivationen für diese Tattypen sammeln und vergleichen kann. Und es ist zum mindesten eine mögliche Fragestellung, zu untersuchen, wieweit die Psychologie der Tat zugleich eine Psychologie des Täters ist. Da die Anzahl

der deskriptiv-psychologischen Typen — bei aller individuellen Mannigfaltigkeit der Menschen — doch immer eine begrenzte ist, so wäre es zum mindesten ein wertvoller heuristischer Gesichtspunkt, Parallelen und Zuordnungen wenigstens zu versuchen, die einerseits zwischen diesen psychologisch-typischen Einheiten, andererseits den ihrem Vollzuge nach gleichartigen Delikten, oder den gleichartigen Motivationen kriminellen Handelns, oder den zu Delikten führenden objektiven Situationen bestehen. In diese Linie zielen auch die Einteilungen der Kriminellen, welche Aschaffenburg[1]) und die Internationale Kriminalistische Vereinigung[2]) geben; letztere erfüllen freilich insofern nicht gerade eine kriminalpsychologische Aufgabe, als sie zur Feststellung der Gefährdung der Rechtssicherheit seitens ihrer einzelnen kriminellen Typen nicht beschreibende, sondern normative Kriterien benutzen: nämlich die Bewertung der Fähigkeit, sich einzuordnen, sich Gesetzen zu unterwerfen, sich auf Strafen hin zu bessern — als ob diese »Fähigkeit« etwas psychologisch Einheitliches wäre.

Ein zweiter Weg könnte von der beschreibenden psychopathologischen Typik ausgehen, indem er deren Besonderheiten am Einfluß der sozialen Umwelt prüft; indem er also quasi das Milieu als ein kompliziertes Reagens benützt, an welchem jeder psychopathologische Typ einmal das Zusammenwirken seiner Sonderzüge beim sozialen Verhalten demonstriert und zweitens zugleich seinen sozialen Wert bemessen läßt.

Es ist aber nicht verbürgt, daß die Befolgung dieser beiden heuristischen Leitlinien zu irgendwelchen generellen Feststellungen führt; wenigstens nicht zu solchen, die von anderer Struktur und minder zufälliger Geltung wären als die kriminalstatistischen, die dabei den Vorzug größerer Exaktheit haben. Denn das Milieu, das wir als Reagens für die Persönlichkeitsartung benützen, ist nichts Konstantes und Homogenes, und um die Varianten des Einzelfalles und seine Fehlerquellen auszugleichen, sind ja die statistischen Methoden erfunden worden.

Ebenso auf der anderen Seite: die Verschiebungen von den Tateinheiten zu den Motiveinheiten, von diesen zu den Einheiten des sozialen Verhaltens überhaupt und von diesen zu den Tätertypen gehorchen keiner Regel. Es spricht also nichts dagegen, wenn die Kriminalpsychologie versucht, diese beiden Wege zu gehen; aber es ist höchst fragwürdig, ob sie dabei zu irgendeinem Ziele zu kommen vermag.

Und wenn man sich gerade in die besten der hierher gehörigen Werke der kriminalpsychologischen Literatur der letzten Jahre vertieft, so wird einem diese Aussichtslosigkeit erschreckend deutlich.

Welch eine Fülle sorgsam zusammengetragenen Einzelmaterials

---

[1]) a. a. O. S. 167.
[2]) Mitteilungen derselben. Bd. VI. S. 582.

ist etwa in den Arbeiten Moelis[1]), Baers[2]), von Grabes[3]), Grubles[4]), Homburgers[5]), und vieler anderer Forscher angehäuft! Und wie wenig ist davon im eigentlichen Sinne kriminalpsychologisch verwertbar! Entweder es handelt sich vorwiegend um die psychiatrische Diagnostik oder forensische Begutachtung der einzelnen Fälle und ihre äußerliche Zusammenordnung nach klinischen Gruppen, wobei alle tieferen Zusammenhänge zwischen psychischer Artung und sozialer Haltung nicht herausgearbeitet, sondern schon vorausgesetzt werden oder an sich evident sind, je nach dem einzelnen Falle (Siefert[6]), Wilmanns[7]), Rüdin[8]) usw.). Oder es werden direkte kriminalsoziale Gesetzbildungen auf psychologischer Basis intendiert. Hierbei aber kommt es nur zu zahlenmäßigen Zusammenfassungen, die bisweilen einen gekünstelten Charakter tragen, von Begriffen, die gar keinen theoretischen oder gar psychologischen Unterbau haben, hinter denen oftmals ein Prinzip wissenschaftlicher Induktion vermißt wird, die vielmehr alles Problematische als gelöst vorwegnehmen. In allen diesen gewiß wertvollen großen Arbeiten ist das Bleibende statistisch errechnet und macht etwas über Spielarten der Milieuwirkung aus. Die psychologische Verknüpftheit der Persönlichkeitstypen mit ihrem Milieu wird in keine Regel gebracht, höchstens einmal an Einzelfällen, die in der Luft hängen, illustriert. Es geht dann gern die Rede, man arbeite für die Praxis; und das trifft auch z. B. auf Moelis oder Sander-Richters Werke voll zu; — oder man wolle ja auch nur Material für eine künftige Forschung sammeln. Aber eine wesentliche Anbahnung und Fundierung dieser Forschung wird gar nicht erst versucht. Oder man behauptet, wie Longard, daß eine Gruppe besonders gefährlicher Verbrecher aus Anlage auch kriminalpsychologisch eine Einheit bilde; und muß sich gefallen lassen, daß Baer auf Grund einer ganz ebenso trefflich beobachteten gleichartigen Gruppe jugendlicher Mörder diese kriminalpsychologische Einheit leugnet. Oder man publiziert, wie von Grabe, sein schönes Material, um dann die Frage, ob es eine deskriptive kriminalpsychologische Einheit der geborenen Puellennatur gäbe, unentschieden zu lassen und nur vor dem nichtssagenden Degenerationsbegriff[9]) der Psychopathologie eine Verbeugung zu machen.

---

[1]) Moeli, Über irre Verbrecher. Berlin 1888.
[2]) Baer, Über jugendl. Mörder u. Totschläger. Groß' Archiv. 11. S. 103ff.
[3]) v. Grabe, Prostit., Kriminal., Psychopath. Groß' Archiv. 48. S. 135ff.
[4]) Gruble, Die Urs. der jugendl. Verwahrlosung und Kriminal. Berlin 1912.
[5]) Homburger, Lebensschicksale geisteskr. Strafgefangener. Berlin 1912.
[6]) Siefert, Über die Geistesstörungen der Strafhaft. Halle 1907.
[7]) Wilmanns, Zur Psychopathol. des Landstreichers. Leipzig 1906.
[8]) Rüdin, Über d. klin. Formen d. Gefängnispsychose. Allgem. Zeitschr. f. Psych. 18. S. 447ff.
[9]) Wir haben die Verwertung des Entartungs- und Degenerationsbegriffes für die Kriminalpsychologie bisher mit guten Gründen vermieden. Ohne restlos den ablehnenden Standpunkt Kauffmanns (a. a. O. S. 23ff.) zu teilen, meinen wir doch, daß es für psychologische Zwecke, wie schon Angiolella (Aschaffenburgs

Doch besteht die Möglichkeit, durch Einschiebung eines prinzipiellen psychologischen Gesichtspunktes den beiden gekennzeichneten Forschungsrichtungen einer möglichen Kriminalpsychologie wirklichen Rückhalt zu geben. Dieser Gesichtspunkt läßt sich umschreiben als das Problem der Reaktivität.

Man kann sich nämlich fragen, wieweit denn überhaupt, nicht bloß unter kriminalpsychologischem Gesichtspunkt, die deskriptiven psychopathologischen Charaktere durch direkte psychische Merkmale abgegrenzt sind; wieweit nicht soziale Kriterien zu ihrer Abgrenzung mitbenutzt werden. Bei der Stellung dieser Frage handelt es sich um den Begriff der sozialen Kriterien nicht im Sinne einer Normation, sondern in deskriptivem Sinne, als Merkmale sozialen Verhaltens, deren Oberbegriff die Reaktion auf Reize überhaupt ist. Die Voraussetzung psychopathologischer Forschung bleibt bei dieser Fragestellung bestehen: daß jeder Typus eine deskriptive Einheit sein muß; die Frage aber ist, ob diese Einheit der Beschreibung zugänglich ist, ohne daß man auf die soziale Verhaltensweise als Index der Reaktivität zurückzugreifen braucht.

Denkt man beispielhalber an den Typus des Rentenkampfhysterikers, so ist klar, daß seine soziale Rolle und Einordnungsart, als wesentlicher Ausdruck seiner Reaktivität, das direkt beherrschende Kriterium seiner psychologischen Einheitlichkeit ist. Neben diesem kommt das psychologisch unmittelbar erhältliche Material kaum in Frage. So wie er abgegrenzt ist, müßten es nun auch die kriminalpsychologischen Typen im engeren Sinne sein!

In die organischen Psychosen, in die Dementia praecox und in manche psychopathologischen Typen (z. B. die Zyklothymen) geht sicher kein soziales Merkmal mit ein. Ist das aber bei allen Typen so?

Wie kann z. B. ein erethisch Imbeziller überhaupt einheitlich beschrieben werden, ohne daß man den sozialen Maßstab seiner besonderen Art von Außerdurchschnittlichkeit heranzieht? Daß dahinter eine auch direkt greifliche psychologische Einheit steht, das »fühlt« man zwar, aber objektiv darstellen kann man sie nicht. Die deskriptive Charakteristik auf Grund direkter psychologischer Kriterien mag eine Forderung der Psychopathologie bleiben. Ob sie in jedem Falle erfüllbar ist, ist zweifelhaft. Aber für die Kriminalpsychologie besteht sie nicht. Erblickt man im sozialen Verhalten unter den einzelnen sozialen Handlungen auf Grund sorgsamer Individualpsychologie den Ausdruck der besonderen Reaktivität eines psychischen Typus, so ist ein bestimmter psychologischer Gesichtspunkt für die Kriminalpsychologie gewonnen.

Das soziale Verhalten fungiert dann nämlich in doppelter Be-

Monatsschrift. I, S. 207) ausgeführt hat, lediglich darauf ankommen dürfte, ob er mit einem bestimmten psychologischen Sinn erfüllt ist oder nicht. Er dient nun aber, wenigstens zurzeit, nicht als Erkenntnismittel, sondern als Verschleierungsmittel psychologischer Tatbestände, das immer da angezogen wird, wo die psychologische Bearbeitung derselben versagt oder unzulänglich wird.

deutung. Erstens ist es das normative Substrat der wertenden Kriminologie, deren Normgründe — wie oben ausgeführt — im geltenden Strafrecht und im sozialen Ganzen liegen. Zweitens ist es der deskriptiv zugängliche Ausdruck einer psychologischen Einheit, der Reaktivität, die wir im Wege psychologischer Untersuchung auf Wesens- und Artungsgrundlagen psychischer Typen, die ihrerseits deskriptiv unterscheidbar sind, gesetzmäßig zurückbeziehen können. Damit, und damit allein, ist die Brücke geschlagen zwischen den soziologischen und den psychologischen Arbeitsweisen der Kriminologie; damit erhält die Kriminalpsychologie ihr eigentliches Arbeitsfeld: die verschiedenen Weisen sozialen Verhaltens, soweit sie der adäquate Ausdruck der Reaktivität psychologischer Einheiten sind. Damit, daß wir den Reaktivitätsbegriff hier besonders herausheben, vollziehen wir gewiß nichts Neues. Aber das ist auch nicht unsere Absicht. Nicht um neue Fakten handelt es sich ja in diesen Methodenfragen, sondern um wissenschaftliche Sicherung und Fundierung der alten.

Und so vielfach über den Begriff der psychopathischen Reaktivität geschrieben worden ist, so ist doch für die Kriminalpsychologie bisher fast nichts herausgekommen, wenn man von der Psychologie der Haftpsychosen und einigen anderen mehr psychopathologischen Einzelfragen absieht, die nur zufällig auch von kriminalpsychologischem Belang sind. Unabhängig von solchen Spezialproblemen hat Birnbaum[1]) ihn jüngst in eine logisch eindeutige Beziehung zu den Begriffen der Konstitution und der seelischen Eigenart gestellt; und Homburger[2]) hat ihn zuerst in klarer und einwandfreier Weise für kriminalpsychologische Fragestellungen schlechthin aufgenommen, allerdings nur in einem kleinen Teilgebiete seiner Arbeit.

Homburger definiert Reaktivität als Aktivität im Verhältnis zu psychisch wirksamen Geschehnissen; er unterscheidet an ihr eine qualitative Richtungskomponente und eine quantitative Stärkekomponente; beide wirken in der Reaktion, der jeweiligen Einzelhandlung, zusammen. Homburger erkennt klar, »daß die Reaktivität eines Individuums ein Ganzes ist, ein relativ Abgeschlossenes, Einheitliches, somit auch ein relativ Konstantes und Berechenbares«[3]). Sie erwächst aus dem Verhältnis der im Entschluß jeweils zusammenwirkenden verstandesmäßigen und affektiven Faktoren. Entsprechend der Art, wie dieses Verhältnis konstitutionell präformiert ist, hält die Richtung der Reaktivität gewöhnlich eine »Hauptorientierungslinie« inne. Jedoch kann jenes Verhältnis ein labiles sein — wobei wieder die Art der Labilität auf psychologische Einheiten zurückführbar ist: — dann ergibt sich eine bestimmte Abwegigkeitsbreite in der Richtung der

[1]) Birnbaum, Der Konstitutionsbegriff in der Psychiatrie. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 2. S. 520ff.
[2]) a. a. O. S. 148ff.
[3]) a. a. O. S. 149.

Reaktivität. Die Stärke der Reaktivität ist ebenfalls das Ergebnis mehrerer Umstände, deren einer in der auslösenden äußeren Ursache des Reagierens liegt. Die anderen sind rein psychischer Art. Auch der erstere ist natürlich bis zu einem hohen Grade von der seelischen Artung des Menschen abhängig, auf den er trifft.

»Alle diese Faktoren sind quantitativ variabel und umschließen in ihren graduellen Abstufungen eine unendliche Reihe (?) mannigfaltiger Zusammenordnungen . . . Innerhalb einer weiten Exkursionsbreite stellen sie die Fähigkeiten und Möglichkeiten dar für eine geordnete und stetige Existenz ohne Kollision mit den bestehenden Rechtsnormen. In ihren Auswirkungen treten sie, in beweglicher Distanzierung (?) zu einem idealen Durchschnittstypus, zu mehr oder weniger umschlossenen, mehr minder festgefügten Verbänden zusammen, den Individualitäten und Charakteren. Ihr Verhalten nennen wir dann normwidrig, wenn sie den Anforderungen der Einfügung in den sozialen Zusammenschluß und der Betätigung innerhalb desselben widerstreben, sie verneinen, bzw. ihnen vorübergehend oder dauernd nicht zu genügen vermögen[1].«

Am letzten Satze ist interessant und bedeutsam, mit welcher intuitiven Sicherheit der Autor das Wesentliche der kriminalpsychologischen Typenbildung erfaßt hat: ihren Wertcharakter. Die Verbände von »Individualitäten« und »Charakteren«, also die Typenbildungen, sind noch rein deskriptiv gewonnene psychologische Formgruppen der Reaktivität.

Unter dem Gesichtswinkel ihrer »Einfügung in den sozialen Zusammenschluß« tritt sogleich der Normbegriff auf. Die deskriptiv gewonnenen Reaktivitätstypen brauchen keine weitere Umformung zu erfahren; sie bilden unmittelbar die Einheiten des Subsumtionsmaterials unter diesem Normbegriff. Sie gehen direkt als Elemente in die normative Bearbeitung der Kriminalpsychologie über. Homburger vermeint zwar mit der Bewertung als normwidrig nichts gerade Kriminalpsychologisches zu sagen; er denkt allgemeiner an den Begriff des Pathologischen. Diese Behauptung ist irrig und dürfte aus dem schon als fehlerhaft bezeichneten Aufsatz Windelbands hergeleitet sein. Der Begriff des Pathologischen ist ein Normbegriff nur im Sinne einer immanenten Teleologie des psychischen Geschehens. Der teleologische Gesichtspunkt aber kann und muß sogar für jede vortheoretische Deskription ausgeschaltet werden. Auch bei solch einer rein deskriptiven Bearbeitung müssen die Kriterien des Pathologischen schon implizite vorhanden sein. Ihre Unterstellung unter einen normativen Krankheitsbegriff entspringt aus einer irrigen Ansicht über das Wesen der Wissenschaft von individuellem psychischen Geschehen. Das zeigt sich auch an Homburgers Behauptung über den normalen Durchschnittstyp. Aber, was hier allein wichtig ist: für die kriminalpsychologische Betrach-

[1]) Homburger, a. a. O. S. 154.

tungsweise gilt durchaus, was Homburger für die psychopathologische schlechthin aufgestellt hat. In seinen zitierten Ausführungen liegt der wahre Grund der Möglichkeit von Kriminalpsychologie; hier liegen die Sicherheiten wie die Grenzen ihres wissenschaftlichen Anspruchs.

Es ändert an dieser Sachlage nichts, wenn für eine große Reihe von Typen das direkt deskriptive Fundament heute noch keineswegs zureicht, sondern stets aus dem sozialen Verhalten ergänzt werden muß; ja daß die Bildung einiger Typen — wie z. B. des moralischen Schwachsinns und anderer — einzig und ausschließlich auf das letztere basiert werden kann, weil direkte psychologische Kriterien für diese Typen fehlen. Denn diese Frage der Erkennbarkeit ist keine prinzipielle Frage des Sachverhalts. In solchem Falle wird man das Tatsachenfundament, wie wir es getan haben, aus dem beobachteten sozialen Verhalten rückschließend konstruieren müssen. Jedenfalls bleibt es heuristisches Prinzip dieser Forschung, daß eine reale psychologische Einheit da sein muß, wenn man die Berechtigung haben soll, Typen zu bilden. Das Zusammenordnen nach dem zufälligen äußeren Schicksal ist unpsychologisch, und nur wo die äußere Lebensführung der Ausdruck einer einheitlichen Reaktivität ist — mag diese auch nicht direkt faßbar sein, z. B. beim moralischen Schwachsinn — ist sie gestattet.

Wir wollen ferner an dieser Stelle nicht in eine Detailuntersuchung darüber eintreten, ob Homburgers zwei Bestimmungsstücke der Reaktivität psychologisch erschöpfend sind: die verstandesmäßigen und die affektiven Abläufe. Wir wollen nur generell sagen: Reaktivität ist der Inbegriff der psychologischen Bedingungen des Handelns, des Sichverhaltens. Dies ist, wie wir schon an dem besonderen Beispiel des moralischen Verhaltens erörtert haben, abhängig von der Art, wie reflexionelles Zweckbewußtsein, reaktive Affekte, Interessen, Triebe, gefühlsmäßige Reminiszenzen usw. den Willen beeinflussen.

Neben den beiden Komponenten Homburgers muß also zum mindesten noch der Wille in seiner besonderen Eigenart in Rechnung gestellt werden (Beeinflußbarkeit, Willensschwäche usw.). Aber auf die absoluten Verhältnisse der einzelnen Funktionen kommt es hier nicht so sehr an: da auch Homburger betont, daß die Reaktivität einen einheitlichen und abgeschlossenen Charakter habe, so handelt es sich dabei um das Ergebnis der präformierten Beziehung zwischen den Funktionen. Reaktivität ist die Resultante des Funktionszusammenhanges, im Hinblick auf die Handlung als psychischen Effekt.

Eine Reihe von Formen der Reaktivität hat man deskriptiv zusammengestellt, und zwar nach ihrer Hauptrichtung oder »Hauptorientierungslinie« im Sinne von Homburger. »Man spricht in diesem Sinne von konstitutioneller Verstimmung, von sanguinischer und phantastischer Minderwertigkeit, pathologischen Schwindlern,

Haltlosen, von hysterisch-exzentrischen, paranoiden und epileptoiden Typen.

Die Gruppencharakteristika besagen, daß solche Individuen vorwiegend in dieser Richtung eingestellt sind, ohne daß Ausschläge in anderem Sinne ausgeschlossen wären. Wie es Psychopathen gibt, welche affektbetonte Ereignisse nahezu stets und von Anfang an mit depressiver Verstimmung beantworten, verfallen andere in unmutige, zornige, selbst gewalttätige Erregung und schlagen dann vielleicht später in depressivem Sinne um. Nun ist die Lage aber gewöhnlich derart, daß der affektive Charakter eines Ereignisses eine in gleicher Richtung orientierte Persönlichkeit besonders affiziert, so daß zwischen Ursache und Wirkung eine innere Übereinstimmung besteht, welche nicht erst in komplizierten psychologischen Zwischenvorgängen zu suchen ist, sondern ganz unmittelbar zutage tritt[1]).«

Die angegebenen Einteilungen sind zunächst solche von deskriptiv unterscheidbaren Charakteren, wenn man will, von psychopathischen Typen. Ein wesentliches Merkmal dieser Unterscheidung aber, bei einigen das allein entscheidende Merkmal, bildet ihre verschiedene Reaktivität. Diese ist das Ergebnis des jeweils verschiedenen Ineinandergreifens der psychischen Grundfunktionen. Letztere sind an sich nicht überall direkt beobachtbar, sondern müssen zum Teil rekonstruiert werden. Dies ist eine Aufgabe der Psychopathologie, deren Lösung zum Teil noch in weiter Ferne steht. Aber das geht uns an dieser Stelle nichts an. Direkt beobachtbar ist jedenfalls die Reaktivität, spezifisch wie sie jeweils ist; und diese direkt beobachtbare spezifische Konstante liefert uns den oftmals entscheidenden Anhaltpunkt für die Trennung psychopathologischer Typen voneinander, auch da, wo wir die Möglichkeit exakter begrifflicher Determinierung des Charakters aus seinen funktionalen Grundlagen noch nicht besitzen. Das soziale Verhalten endlich ist ein Index für die Reaktivität, an dem sie auch dann noch beobachtbar ist, wenn andere unmittelbarere, etwa experimentelle Reize versagen, weil sie qualitativ nicht speziell genug abstufbar sind. Es ließe sich zwar die Möglichkeit denken, daß es einer differentiellen Psychologie gelänge, experimentelle Reizvarianten von solcher Feinheit auszuarbeiten, daß durch sie die einzelnen typischen Reaktionsformen ebenfalls nach allen Richtungen hin unterschieden werden können. Aber tatsächlich ist das noch nicht der Fall; und da steht uns das soziale Verhalten als vielseitigste und komplexeste Ausdrucksart typischen menschlichen Reagierens auch für unsere deskriptiven Zwecke allein zu Gebote.

Dies soziale Verhalten nun läßt sich nach seinen verschiedenen Weisen noch unter einen anderen Gesichtspunkt bringen: den der kriminologisch-sozialen Norm. Und damit ist die Grundfrage, die

[1]) Homburger, a. a. O. S. 150.

am Eingang dieses Kapitels gestellt wurde, hinreichend beantwortet: inwiefern das soziale Moment zum Kriterium psychologischer Typik zu werden vermag. Diese Frage war uns identisch mit der nach der wissenschaftlichen Möglichkeit von Kriminalpsychologie. Was den rein methodischen Gesichtspunkt anlangt, so liegen für den psychologischen Teil dieser Frage nunmehr keine Schwierigkeiten mehr vor. Es besteht eine Kontinuität von den kriminologisch abgeteilten Formen sozialen Verhaltens bis zu ihrer Fundierung durch den zugehörigen deskriptiven psychologischen Typus. Ob aber eine kriminologisch-normativ ausgebildete Einheit sozialen Verhaltens auch eine deskriptiv einheitliche Basis hat, das entscheidet sich danach, wie weit sie der Index einer psychologisch typischen Reaktivitätseinheit ist. Und das ist direkt beobachtbar. Ist das soziale Verhalten der Ausdruck einer solchen psychologisch einheitlichen Reaktivität, so muß es als kriminalpsychologisches Ausgangsmaterial angesetzt werden, ohne einer weiteren Zurückführung zu bedürfen. Ist es das nicht, so muß es auf die verschiedenartigen Reaktivitätsgrundlagen zurückbezogen werden, denen es in gleicher Weise entsprechen könnte. Das geschieht einmal durch die Analyse der jeweiligen Reaktionsbedingungen, d. h. des Milieus, zweitens von der Seite der Individualpsychologie her.

Daraus folgt z. B., daß der Begriff der kriminellen Neigung kriminalpsychologisch keine Stelle hat. Es folgt ferner z. B., daß der Begriff des phantastischen Schwindlers eine kriminalpsychologische Einheit bildet. Es folgt endlich, daß der Begriff des Affektverbrechens, wenn er auch noch keine endgültig formulierte kriminalpsychologische Einheit ist, doch sicherlich in solche Einheiten aufspaltbar ist, je nach den Reaktivitätstypen, denen die kriminologischen Arten des Affektdelikts adäquat sind. Möglicherweise bleibt hier ein psychologisch nicht glatt subsumierbarer Rest. Und endlich, um auf den Begriff des geborenen Verbrechers zurückzukommen, von dem wir ja ausgegangen waren, so liegen die Verhältnisse hier so: er ist ganz zweifellos keine kriminalpsychologische Einheit, insofern wir bei der oben durchgeführten psychologischen Analyse verschiedene und verschiedenartige psychische Typen fanden, die zu dem gleichen sozialen Verhalten führen konnten, aber nicht zu führen brauchten; dennoch ist er als eine solche kriminalpsychologische Einheit brauchbar, wenn man ihn auf zwei dieser Gruppen zurückführt: den moralischen Schwachsinn (ohne Gefühlsgrundlagen) und den erethisch Imbezillen (ohne Hemmungsgrundlagen der Verbindlichkeit von Zeitmoral).

Beide Typen sind zwar charakterologisch verschieden strukturiert; aber der Effekt der verschiedenartigen Strukturen, soweit er sich in der Reaktivität äußert, ist der gleiche.

Über den Begriff der Milieuabhängigkeit.

Nicht ganz so klar, wie der methodische Weg jetzt sein dürfte, welcher vom sozialen Verhalten zum menschlichen Typus führt, ist der andere, welcher vom sozialen Verhalten zu den Tattypen geht. In den Tattypen steckt noch ungegliedert und unberücksichtigt das persönliche Moment von Täter und Motiv und das Milieumoment von Situation und objektiver Bedingung. Im sozialen Verhalten hingegen, wofern es auf die Einheiten gebracht ist, von denen bisher die Rede war, und die für die Kriminalpsychologie erforderlich sind, spielt das Milieu die Rolle einer praktisch zu vernachlässigenden Konstanten. Und um die Einseitigkeit dieses Gesichtspunktes auszuschalten und das Milieu in die ihm zukommende ätiologische Rolle einzusetzen, ohne doch kriminalpsychologische Errungenschaften aufzugeben, ist es notwendig, die kriminalpsychologischen Einheiten des Verhaltens in ihrer Beziehung zum Milieu schlechthin zu untersuchen. Wir führen sie unter dem vergleichenden und einheitlichen Gesichtspunkt ihrer Milieuabhängigkeit zusammen. Es sei von vornherein bemerkt, daß der Begriff der kriminalpsychologischen Reaktivität und der Begriff der Milieuabhängigkeit einander nicht entsprechen. Aber freilich steht die Art der Milieuabhängigkeit in psychologischer Verknüpfung mit der Reaktivität. Mehrere verschiedenartige Reaktionsformen können sich in bezug auf Art und Grad der Milieuabhängigkeit gleich verhalten. In den Arten der Milieuabhängigkeit haben wir den direkten kriminalätiologischen Faktor rein herausgearbeitet. Seine psychologischen wie seine kriminalsozialen Anteile sind beide mittelbarer Art und in dem Medium einer dritten, direkt ätiologischen Betrachtungsweise aufgegangen, die ihrerseits dabei aus rein deskriptivem Material gewonnen ist. Von dieser Begriffsbildung, die in der gegenwärtigen Kriminalistik noch nicht die ihr gebührende methodische Rolle spielt, sondern meist als unwesentlicher Teil der Kriminalpsychologie abgehandelt wird, soll im folgenden einiges Wenige gesagt werden.

Der Vorteil, der durch die Anwendung des Begriffs der Milieuabhängigkeit in dem von uns gemeinten Sinne erzielt würde, bestünde unseres Erachtens besonders darin, daß der Unklarheit ein Ende gemacht würde, die in dem bisherigen Begriffe der exogenen Ursache liegt. Der Unterschied der exogenen von den endogenen Momenten ist zwar theoretisch klar, bereitet aber in seiner Anwendung große Schwierigkeiten. Die Tatsache, daß jemand in erhöhtem Maße durch exogene Reize bestimmbar und beeinflußbar ist, ist ihrerseits doch nicht exogen, sondern endogen präformiert. Hier liegt ätiologisch eine kaum behebbare Bedenklichkeit für die sogenannten reaktiven Psychosen und pathologischen Reaktionen. Denn auch wenn man diese gemäß obiger Erwägung nunmehr durch vorwiegend endogene Faktoren bedingt betrachten würde, so wäre wiederum der zeitlich

bestimmte Ausbruch der Psychose (in der Haft, nach einem Unfall), ihr besonderer inhaltlicher Typus und ihr Verlauf jeweils ganz unerklärt. Man kann ja natürlich von Fall zu Fall abzuschätzen versuchen, mit welchen Stärkegraden exogene und endogene Faktoren miteinander oder besser ineinander wirken; und so geht man ja auch meist vor. Aber hierbei kommt die gesetzmäßige Notwendigkeit und Einheit dieses Ineinanderwirkens nicht zum Ausdruck. Und daher lassen sich auch keinerlei Gesetze über diese Wechselwirkung aufstellen, was doch erstes Erfordernis einer Kriminologie wäre. Daß ein reizbarer Mensch tatsächlich nur gereizt ist, wenn das Milieu ihn reizt, und daß theoretisch ein Milieu denkbar wäre, in dem der reizbarste Mensch niemals gereizt wäre, dies ist trivial. Was aber folgt daraus an gesetzmäßiger Beziehung zwischen exogenem und endogenem Faktor? Doch nur die trivialen und dabei nicht einmal ohne weiteres vereinbaren Sätze ‚daß das Milieu immer »schädlich« ist, und daß jemand, der gereizt ist, wenn es ein anderer noch nicht wäre, wohl besonders reizbar sein muß. So naiv dieses Beispiel eines Schlußverfahrens klingt, so muß man doch sagen: viel mehr hat man in diesem Gebiet bisher nicht ausgerichtet. Und doch besteht eine gewisse Möglichkeit hierzu. Einmal darin, daß, wie wir schon ausführlich dargestellt haben, die Reizbarkeit in diesem Beispiel ohne alle Rücksicht auf die äußeren Anlässe, unter denen sie sich äußerte, aus der Reaktivität in dem von uns definierten Sinn als aus ihrem psychologischen Gesetz begriffen wird. Auf diese Weise würde erklärt, warum ein bestimmter psychischer Typus gerade gereizt reagiert, nicht etwa traurig oder lachend oder phantastisch. Zweitens aber muß ebenso gesetzlich begriffen werden, was für Faktoren nach Qualität und Art eine Reaktion erzwingen. Und zwar nicht absolut: denn da dürfte es überhaupt keinen einzigen Reiz geben, der nicht psychisch irgendwie wirkte; und bei der Mannigfaltigkeit äußerer Reize und psychischer Strukturen käme da überhaupt nichts Überschbares oder gar Gesetzmäßiges heraus. Vielmehr gilt diese Frage in einer mehrfach eingeengten Bedeutung: von den Reizen kommt nur derjenige Komplex in Frage, der durch das soziale Zusammenleben in seinen gegenwärtigen ökonomischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Formen umrissen wird; dieser allerdings vor jeder bestimmten Gliederung, welche dieKriminalstatistik an ihm vornehmen muß. Hinzu kommt aber noch die besondere jeweilige Reaktivität selber in ihrer psychologischen Bestimmtheit. Nur dann ist Aussicht auf Gliederung und damit auf Gesetzmäßigkeit gegeben. Das Problem der Milieuabhängigkeit kommt also auf die Frage hinaus, wie die Reaktivitätsformen in einem als ungefähr gleichartig vorausgesetzten Milieu sich qualitativ und quantitativ aktualisieren; es ist identisch mit der Frage der exogenen Bestimmbarkeit für die vorausgesetzten Reaktivitätstypen, aber nicht der Bestimmbarkeit schlechthin, sondern nur so weit sie das soziale Verhalten anlangt. Diese Bestimmbarkeit hat nicht nur, wie es zuerst scheinen könnte,

Grade — die etwa der Leichtigkeit entsprächen, mit der die einzelne Reaktivitätsart sich realisiert; denn das würde ja nicht wesentlich über den Reaktivitätsbegriff hinausführen; sondern diese Bestimmbarkeit hat auch qualitativ verschiedene Arten — denn einmal erfordert jede Reaktivitätsform ihrer eigenen Qualität nach verschiedene und andere Milieubedingungen, um wirksam zu werden. Zweitens aber darf man nicht vergessen, daß der Zweck dieser ganzen Erwägungen ein kriminologischer ist. Hiernach handelt es sich nicht um jedes beliebige soziale Reagieren, sondern um ein solches, das Verstöße gegen — freilich apsychologisch fundierte — Normen enthält oder mittelbar nach sich zieht. Solche Verstöße sind nur möglich, wenn vom Gesichtspunkte des Milieus aus ihr Gegenteil ebenso möglich wäre, aber im realen Falle nicht eingetreten ist. Diese erklärungsbedürftige Tatsache bedingt ja unsere Fragestellung. Es muß dann also so sein, daß es im Wesen bestimmter Milieusituationen liegt, qualitativ eigenartige Reaktivitätsformen zu qualitativ divergenten Reaktionen zu veranlassen.

Hieraus folgt: die Arten der Milieuabhängigkeit ergeben sich einmal aus den Arten der Reaktivität, welche nur mit bestimmten Milieureizqualitäten adäquat reagieren: zweitens aus den Arten der Milieureize, die zu einer antisozialen, beziehungsweise normwidrigen Reaktion besonderer Reaktivitätsqualitäten bedürfen. Diese beiden Gesichtspunkte durchdringen sich in unserem Begriff der Milieuabhängigkeit. Man könnte prinzipiell daran denken, jeden dieser beiden Gesichtspunkte rein für sich herauszuarbeiten. Aber damit käme man zu Grenzbegriffen, die ihrerseits keine Realität haben: vom Milieugesichtspunkte aus, unter Vernachlässigung seiner Bezogenheit auf Reaktivitätsformen, käme man zum Begriff von Milieusituationen, die unter allen Umständen antisoziale Reaktionen erzwingen, oder solchen, die solche unter keinen Umständen bedingen; beides sind irreale Konstruktionen; und für das, was zwischen diesen beiden Extremen liegt, fehlte jedes Kriterium der Gliederung. Genau die gleiche Konstruktion ließe sich auch vom Gesichtspunkt der Reaktivitätsform machen, führte jedoch bei Vernachlässigung der Milieusituation ebenfalls zu fiktiven Gebilden: nämlich einem unter allen Umständen und prinzipiell immer antisozialen Reagieren einerseits, zu seinem Gegenteil andererseits. Für das Dazwischenliegende gibt es überhaupt keine Einteilung außerhalb des Milieugesichtspunktes: denn wenn ein Reaktivitätstyp sich »bald« antisozial verhält, »bald« nicht, so liegt bei identischem Typus die unterscheidende Bedingung im Milieu. Weil derartige theoretische Gebilde fiktiv sind, und weil auch tatsächlich ihr Bildungsgesichtspunkt ein unnatürlicher ist, darum gehen wir eben bei der Bestimmung der Milieuabhängigkeit von dem Gesichtspunkt der verschiedenen Beziehungsqualitäten zwischen Reaktivität und Reak-

tionsform aus, die sich durch die Zwischenschaltung der Milieubedingungen ergeben. Wir vermeiden aber hierbei die Schwierigkeit, die exogenen Faktoren direkt neben die endogenen zu stellen, weil uns durch diese Fragestellung das unlösbare Problem, welcher Bedingungsreihe gesetzmäßig der Vorrang zukommt, entsteht.

Diese logischen Bestimmungen ließen sich noch viel genauer und in größerer Breite entwickeln; indessen glauben wir an dieser Stelle darauf verzichten zu sollen. Uns liegt mehr daran, innerhalb des so gewonnenen Begriffs der Milieuabhängigkeit noch eine qualitative Unterscheidung vorzunehmen, die praktisch von unmittelbarerer Wichtigkeit ist als die prinzipiellen Entwicklungen.

Man wird rein deskriptiv mehrere Arten von Milieuabhängigkeit unterscheiden können, wenn man als deren äußeres Kennzeichen vorwiegend das Verfallen in Antisozialität benützt. Bei der ersten Art wird das Individuum — als eine passive, sozusagen amorphe, plastische Masse — von jedem Milieu und Milieuzufall ständig und bis auf die formalen Fundamente herab um- und neugebildet. Die zweite Art der Milieuabhängigkeit erstreckt sich nicht auf die Gesamtheit psychischer Bildung, sondern nur auf bestimmte und begrenzbare Weisen seelischer Tätigkeit und sozialen Verhaltens. Und diese sind auf Charakteranomalien und -unstimmigkeiten zurückzuführen, die zwar präformiert sind, aber latent und inhaltleer verbleiben könnten, wenn nicht das Milieu sie zugleich aktualisierte und mit jeweils besonderen Inhalten und Merkmalen versehen würde. Die dementsprechenden besonderen Folgewirkungen sind also zwar reine Milieuwirkungen, und sie sind auch je nach dem Milieu von einander völlig verschieden: und dennoch eignet ihnen eine gemeinsame formale psychische Basis, deren Existenz vom Milieu unabhängig ist, so fest verankert ihre Funktionsmöglichkeit an der Voraussetzung des auslösenden Milieus ist. Diese besondere psychische Basis bleibt auch trotz aller Milieuwirkungen unverändert bestehen. Bei einer dritten Art von Milieuabhängigkeit ist die Möglichkeit gegeben, daß — die psychische Basis sei sonst wie sie wolle — der Einfluß des Milieus niemals ein so großer wird, daß nicht andere den Willen bestimmende Faktoren stärker wären. Hiernach ist eine Konstanz des sozialen Verhaltens gewährleistet, welche auch in einem sozial schädlichen Milieu das Zustandekommen antisozialen Verhaltens verhindert. Und diese Konstanz ist nicht ein Effekt äußerer Furcht, sondern der adäquate Ausdruck des psychischen Wesens dieser Menschen, soweit dasselbe innerhalb der Sozietät reagiert.

Es gibt natürlich Übergänge zwischen diesen drei Gruppen. Aber an sich sind sie durch bloße Beobachtung unterscheidbar. Daß sie bestehen, liegt an den jeweiligen Besonderheiten der ihnen zugrunde liegenden Reaktivitätsformen, speziell an der Art, wie sich diese im sozialen Verhalten aktualisieren. Diese Arten der Milieuabhängigkeit lassen sich also zwar nicht auf psychologische Einheiten, nämlich auf solche der Reaktivität, zurückbeziehen; aber das Aktualitätsmoment

der verschiedenen fundierenden Reaktivitätsformen ist für jede Gruppe im Effekt jeweils das gleiche.

Für die dritte Gruppe ist dieser Nachweis am leichtesten zu führen. Zu ihr gehört die Mehrzahl der sozial lebenden Menschen. Wie verschieden diese in ihrer seelischen Konstitution auch sein mögen, immer sind sie vor einem Hineingleiten in antisoziales Verhalten durch diese ihre Konstitution geschützt; wider ihre natürliche Resistenz in dieser Beziehung vermag auch ein schädigendes Milieu nichts. Es soll dabei gar nicht verkannt werden, daß tatsächlich die Mehrzahl der Menschen nicht nur hierdurch, sondern zugleich auch durch ihre ökonomische Lage und ihre sonstige äußere Situation vor dem Rechtsbrechertum bewahrt bleibt; das hindert nicht, daß diese Resistenz — auf so verschiedene psychologische Einheiten sie zurückführbar ist — als gemeinsamer Reaktivitätseffekt hinzukommt und ein besonderes Merkmal bildet, während auch ein günstiges Milieu die Angehörigen der beiden anderen Gruppen nicht vor Rechtsbruch zu bewahren braucht. Natürlich gilt all dieses nicht absolut; diese Resistenz gegenüber dem Milieu, soweit es zur Antisozialität führen könnte, kann verschieden Grade haben, und Gelegenheits-, Not- und Affektdelikte treffen auch bei diesem Typus der Milieuabhängigkeit wohl einmal zu. Aber vom Einzelfall aus gesehen, hat die Kriminalität dieser Gruppe nichts mit dem Wesen der Charaktere zu tun, die ihr angehören.

Ein wenig schwieriger liegen die Verhältnisse schon bei der erstgenannten Gruppe von Milieuabhängigkeit. Ihre Einheit liegt in der abnorm großen exogenen Bestimmbarkeit der Reaktivität, und zwar in ihrer qualitativ allseitigen Bestimmbarkeit. Es ist keine einheitliche »Hauptorientierungslinie« der Reaktivität da, oder wenn eine da ist, so sind doch die Milieumomente von stärkerer richtungbestimmender Kraft. Das kann auf verschiedenen Anlageanomalien beruhen, mögen wir diese nun als Suggestibilität oder als Willensschwäche oder als gefühlmäßige Gleichgültigkeit und Stumpfheit oder als torpiden Schwachsinn voneinander trennen. Die Form der Milieuabhängigkeit, die als gemeinsamer Effekt dieser verschiedenartigen psychischen Strukturen und ihrer Verbindungen herauskommt, ist die der Haltlosigkeit. Der Begriff des Haltlosen oder Instable ist also kein im engeren Sinne psychopathologischer, sondern ein auf verschiedene psychopathologische Einheiten zurückgehender Mischbegriff, der erst dann möglich wird, wenn der Begriff der Milieuabhängigkeit als Einheit vorausgesetzt wird. Die Kriminalität dieses Typus hat bei aller Vielseitigkeit auch das eine gemeinsame Merkmal, welches aus der besonderen Art der Milieuabhängigkeit folgt. Sie ist reines Milieuprodukt. Zu den aktiven energischen Verbrechern gehört dieser Typus niemals, oder doch nur innerhalb einer verbrecherischen Gemeinschaft, einer Bande, und auch da nie als Führer.

Am verwickeltsten liegen die Verhältnisse bei der zweiten Art von Milieuabhängigkeit, die wir unterschieden haben. Bei ihr liegt eine

elektive Abgestimmtheit von besonderen Milieusituationen mit besonderen einzelnen psychischen Zügen vor, gleichviel ob diese für das Wesen des Typus, dem sie angehören, belangvoll sind oder nicht. Es ist klar, daß sich hier eine große Zahl von graduellen Unterstufen dieser Milieuabhängigkeitsart ergeben muß, je nach der Zahl und dem Charakter der Milieusituationen, denen jene Reaktivitätszüge besonders entsprechen, und je nach der Intensität dieser Züge und ihrem Vorwiegen in der Gesamtreaktivität. Wenn man dies Wechselverhältnis nach seiner psychologischen Seite hin verfolgt, so findet man auch hier keinerlei Einheit. Aber man kann doch Gruppen von Zusammengehörigem umschreiben, die den gleichen Aktualitätseffekt der Reaktivität herbeiführen. So werden es, um bei primitiveren Funktionen zu beginnen, Triebanomalien besonderer Art (z. B. sexuelle) sein, deren Wirksamkeit durch besondere Reize der Umwelt geweckt und mit Inhalten versehen wird. Auch allerlei andere dispositionelle Faktoren sind denkbar, deren Aktualisierung an besondere Milieuzustände und Zufälle gebunden ist. Bei komplizierteren psychischen Strukturen — und das ist das Häufigere — kommen vor allem jene besonderen Anomalien der Funktionen und Funktionszusammenhänge in Frage, deren Aufwendung das Ich in der Umwelt bei irgendeiner besonderen Gelegenheit braucht, um sich — und sei es nur vor dem eigenen Selbstgefühl — durchzusetzen. Geltungsbewußtsein, Erfolgsfreude und auch ganz elementare Funktionslust sind anfangs der Lohn, später das Motiv zur Weiterentwicklung dieser Züge; und die Umwelt und jene »besondere Gelegenheit« setzt Richtung und Besonderung jener Entwicklungen. Unter sehr vielen anderen Gruppen gehören auch diejenigen hierher, deren Kriminalität durch ein besonderes äußeres Erleben provoziert wird: Michael Kohlhaas und Schillers »Verbrecher aus verlorener Ehre«. Daß beim realen Einzelfall die geschilderte Wechselwirkung noch komplizierter liegt, daß primitivere und verwickeltere Strukturen sich verbinden, daß gegen ethische und andere Gegeneinflüsse des Milieus abgewogen wird: dies alles mag für unsere generelle Umschreibung außer Anschlag bleiben. Der Art nach bildet jedenfalls das Aktualitätsmoment all der hierher gehörigen verschiedenartigen Reaktivitätstypen eine Einheit, die allerdings graduell abstufbar ist. Hierher gehören die meisten Psychopathien ihrer Kriminalität nach, insbesondere ein großer Teil der hysterischen und pseudologischen Charaktere.

Damit wäre das Problem dieser Untersuchung, das Verhältnis der psychopathologischen Typenbildung zu soziologisch-kriminologischen Gesichtspunkten, Normen und Merkmalsbildungen, soweit geklärt, als dies eine grundsätzliche logische und theoretisch-immanente Bearbeitung zu erreichen vermag. Auch auf diesem Gebiet der Psychiatrie kann materiale Forschung nunmehr als gesichert und abgegrenzt gelten.

Jakob Friedrich Fries und die psychiatrische Forschung.

Fries hat sich über psychiatrische Fragen nur an einer einzigen Stelle seines vielbändigen Lebenswerkes geäußert, nämlich im zweiten Bande der psychischen Anthropologie[1]). Hier allerdings drängen sich wichtige theoretische und ärztliche Fragestellungen eng aneinander. Will man — ohne sich auf die prinzipielle Bedeutung der Friesschen Untersuchungen einzulassen — ein Urteil über die historische Einordnung seiner psychiatrischen Leistungen in die Geschichte unserer Wissenschaft gewinnen, so ist es notwendig, sich einige Daten zum Vergleich zu vergegenwärtigen. Da ist das Wichtigste: Esquirols großes Hauptwerk erschien erst 1838. Lediglich seine Dissertation war in der damaligen Literatur von maßgebendem Einfluß. In der deutschen Forschung aber herrschten Männer wie Reil, Hoffbauer und Heinroth. Letzterer hatte auch auf viele Einzelurteile von Fries starken Einfluß. Es war also zu jener Zeit die bekannte Kantische Forderung aus seiner Anthropologie, die Psychiatrie tunlichst den Philosophen zuzuweisen, durch die Stellungnahme der Ärzte selber in hohem Grade verwirklicht. Die somatologische Opposition war zur Zeit, als Fries seine psychiatrischen Ansichten niederschrieb, noch nicht hervorgetreten; das Hauptwerk ihres geistigen Führers Jacobi erschien erst 1844. Soweit sie sich in der damaligen Literatur bereits geltend machte, stand sie auf denkerisch recht tiefer Stufe. Bezüglich des Wesens der Geistesstörung herrschte die »philosophische« Erklärungstendenz: der Begriff der Geisteskrankheit wurde ethsch-religiös bestimmt.

In jener eigenartigen und dunklen Zeitepoche der Psychiatrie äußerte nun der Nichtpsychiater Fries Gedanken, welche denen der damaligen Fachleute weit vorauseilten; Gedanken, deren erstes Auftauchen in der psychiatrischen Fachliteratur wir erst sehr viel später, 1855 bei Spielmann und dann bei Griesinger, wiederfinden. Für diese Gedanken müssen wir verschollene Prioritätsansprüche Fries' geltend machen. Wir erfüllen damit eine historische Pflicht, ohne der gewaltigen Lebensleistung insbesondere eines Griesinger damit den geringsten Abbruch tun zu wollen.

Die psychiatrischen Stellungnahmen von Fries sind in mancher Hinsicht fast verblüffend. Fries widerlegt und klärt die Lehren

[1]) Jena. 1. Aufl. 1820. 2. 1837.

Heinroths, des psychiatrischen Meisters der damaligen Zeit. Er betont den rein symptomatologischen Charakter der psychischen Krankheitsabgrenzungen. Er betont weiter die Notwendigkeit der Annahme ihrer somatisch-ätiologischen Basis. In gewisser Weise erkennt er bereits die Unterscheidung organischer und funktionaler Geistesstörungen. Er versucht Unterscheidungen der psychischen Symptome in ursprüngliche und abgeleitete, primäre und sekundäre — freilich ohne diese Termini zu gebrauchen. Klar erkennt er die Sonderstellung der Psychopathien. Vor allem aber strebt er bereits danach, von symptomatologischen zu nosologischen Einheiten zu gelangen. Letzteres freilich ist ihm nicht gelungen; überhaupt ist vieles von seinen Ausführungen im einzelnen falsch. Wir wissen nichts darüber, ob Fries über ausreichende klinische Erfahrungen verfügte. Sollte dies nicht der Fall gewesen sein, so bleibt seine theoretische Intuition auf unserem Fachgebiet um so erstaunlicher. Jene Irrtümer im einzelnen werden künftige Forschergenerationen auch der unsrigen mit Leichtigkeit nachweisen können. Nicht auf sie kommt es an; sondern auf die prinzipielle Seite des methodischen Eingestelltseins der Forschung. Und hier finden wir bei Fries, 40 Jahre vor dem Wirken Griesingers, eine zwar vielfach noch verschleierte, dennoch aber deutliche Anbahnung moderner Fragestellung.

Wir wissen heute viel zu wenig mehr von der psychologischen Systematik und symptomatologischen Theoretik jener »philosophischen« Ära der Psychiatrie, in der Fries lebte. Wir beurteilen einen Heinroth nur zu leicht ausschließlich nach seinen ethisch-theologischen Grundauffassungen der Geisteskrankheiten, und nach deren seltsamer dämonologischer Formulierung. Wir übersehen leicht seine außerordentlichen Leistungen im einzelnen. Wir tun dies, weil seine Grundauffassung uns Heutigen wie eine unverständliche Abirrung des Geistes vorkommt. Daß dies aber so ist, liegt nicht nur an diesen Grundauffassungen eines Heinroth; es liegt auch darin, daß wir kaum mehr fähig sind, uns deren innere Gründe klar ins Bewußtsein zu heben. Und daß wir dies nicht mehr können, ist nur eine Folge unserer ausschließlich klinischen und konventionalistischen Einstellungen. Jene alten Psychiater aber wußten noch, was wir kaum mehr fühlen: die ungeheure Metapher, welche genau genommen in der Übertragung des medizinisch somatischen Krankheitsbegriffes auf Psychisches liegt. Diese Metapher können wir uns aber an mehreren Merkmalen des Krankheitsbegriffs selber demonstrieren.

Der Krankheitsbegriff der somatischen Medizin ist entweder der pathogenetische, oder der klinisch nosologische. Beiden Krankheitsbegriffen ist gemeinsam, daß das Verhältnis von Symptomen und fundierendem Organprozeß ein, wenigstens im Prinzip, theoretisch einsichtiges ist. Die ausgebildete Theorie dieser Einsicht in die Beziehung von Symptom und Krankheitsprozeß ist ja

gerade der pathogenetische Inbegriff, das »innere Gesetz« der betreffenden Krankheit. Es kommt oftmals vor, daß dieses Gesetz selber in seinen einzelnen Bestimmtheiten noch nicht bekannt ist, daß wir aber gleichwohl empirische Anhaltspunkte dafür haben, sein Bestehen anzunehmen: dann sind die Merkmale des nosologischen Krankheitsbegriffes gegeben.

In der Psychiatrie nun ist das Verhältnis des Symptoms zur ätiologisch somatischen Basis grundsätzlich niemals ein einsichtiges. Schon Spielmann hat diese Wahrheit klar formuliert an die Spitze seiner Diagnostik gestellt. Die Abhängigkeit bestimmter psychischer Veränderungen von bestimmten körperlichen Veränderungen ist zwar konstatierbar, aber nicht erklärlich. Der Krankheitsbegriff und die Krankheitseinheit der Psychiatrie im Einzelfalle kann daher niemals über die nosologisch ätiologischen Kriterien hinauskommen; die pathogenetische Bearbeitung derselben ist restlos nicht möglich. Auch was im Einzelfalle Symptom ist, und warum ihm der symptomatische Charakter innewohnt, ist aus pathogenetischen Gründen nicht einsichtig.

Aber wir müssen noch weiter gehen: Selbst die nosologisch-ätiologischen Fragestellungen sind für einen großen Teil des psychiatrischen Forschungsgebietes gar nicht anwendbar. Man denke etwa an die abnormen Charaktere, die Neurosen und Psychopathien, die Grenzzustände und die theoretischen Rätsel des Hysteriebegriffes. Es gibt keine theoretische Brücke zwischen zwei Krankheitsbegriffen, wie etwa »Gicht« einerseits, »pathologischer Lügner« andererseits. Der eine, Gicht, ist der logischen Struktur nach ein echter nosologischer Krankheitsbegriff. Was aber ist der der pathologischen Lüge für ein Krankheitsbegriff? Und was von dieser gilt, gilt von der Hysterie und den Psychopathien und so weiter. Wenn wir in diesen Fällen von »Krankheit« reden, müßte uns die Metaphorie dieser Redeweise viel deutlicher sein, als sie es tatsächlich ist.

Diese Psychopathien sind nun zunächst rein deskriptive Ordnungstypen. Das begriffliche Problem dessen, was an ihnen Krankheit ist, haftet an der Struktur dieser Typenbildung selber. Klar ist, daß diese Typenbildung nicht bloß deskriptive Durchschnittsstrukturen und Reaktionsweisen aufstellt; sie nimmt vielmehr für sich in jedem Einzelfalle den Charakter einer gesetzmäßigen Einheit in Anspruch. Nur der Grad der Ausbildung dieser Einheit an der lebendigen Realität des Einzelfalles kann schwanken. Diese gesetzmäßige Einheit aber ist faktisch bei den meisten Typenbildungen unserer Grenzzustände nicht deskriptiv gewonnen, nicht nach Erklärungsgesichtspunkten theoretischer Art orientiert; sondern sie ist von Wertbestimmungen, von normativen Gesichtspunkten durchsetzt. Dies ist logisch so, wenn wir es praktisch auch nicht gern wahrhaben wollen und die Relativität unserer Wertungen nach allen möglichen teleologischen und sozialen Zufallskriterien voll begreifen. Logisch bleibt darum doch bestehen, daß Begriffe wie Minderwertig-

keit, Schwachsinn, Demenz, Psychopathie, ja selbst der Begriff des Abnormen Ausdrucksformen eines Wertens sind. Es ist ein Zukunftproblem unserer Forschung, diese normativen Gesichtspunkte durch theoretische und deskriptive allmählich zu ersetzen. Vererst bleiben die Maßstäbe dieser Wertung fundiert in irgendeiner relativistischen sozialen oder kriminologischen — oder auch in einer ad hoc erfundenen anthropologisch-biologischen Teleologie. Täuschen wir uns doch nicht darüber, daß unser Degenerationsbegriff selber im Grunde ein Wertbegriff ist, der nur deshalb deskriptiv aussieht, weil er in der somatischen Medizin eine beobachtbare und objektiv registrierbare pathologisch-anatomische Analogie besitzt. Im Psychischen fehlt ihm diese Basis.

Jene Metaphorie des logisch theoretischen Gehaltes der psychiatrischen Krankheitskriterien besteht also tatsächlich; und wenn jene alten psychiatrischen Denker den Krankheitsbegriff aus dem Körperlichen heraus an die frisch eroberte psychiatrische Materie herantrugen, so hatten sie jene Metaphorie klar erfaßt. Jene Metaphorie ist der eigentliche und wahre Grund zu Kants Forderung, den Medizinern die Beurteilung psychiatrischer Fälle zu entziehen und sie den Philosophen vorzubehalten. Ebenso klar erkannten jene alten Psychiater die Sonderstellung der Psychiatrie in bezug auf die ätiologische Fragestellung und das normative Moment psychiatrischer Einheitsbildungen. Aus dieser Erkenntnis aber erwuchs der Zeitirrtum jener ganzen damaligen Forschungsrichtung: Beide Momente, das ätiologische und das normative, wurden für psychisches Geschehen miteinander verbunden, dieses wurde durch jenes erklärt, und zwar ethisch. Für diese Erklärung ergab die theoretisch geforderte Willensbestimmtheit alles psychischen Geschehens, wie sie die rationalisierende Psychologie des klassischen Idealismus hypostasierte, den Ausschlag. So wurden Sünde und Schuld bei Reil, Laster und gewucherte Leidenschaften in der Dissertation Esquirols und bei Ideler, Auflehnung gegen den Naturzweck bei Hoffbauer, Besessenheit vom Bösen bei Heinroth zu den Bestimmungsstücken des Wesens geistiger Erkrankung. Logisch und theoretisch spielten jene Bestimmungsstücke dieselbe Rolle, welche heute der Degenerationsbegriff spielt. Jene moralischen Konstruktionen wurden also gleichsam durch eine biologische ersetzt. Nur unter diesem Gesichtspunkte lassen sich die alten Psychiater überhaupt verstehen.

Aus dieser Richtung konstruktiver Befangenheit ragte nun Fries einsam heraus. Zur Grundauffassung eines Heinroth bemerkt er: »er hat, wie es leider bei uns so gewöhnlich geworden ist, sich metaphysisch wieder einigen neoplatonischen Abstraktionen anvertraut und dadurch die Glaubenslehre . . . in die wissenschaftlichen Vorstellungsarten eingemengt. So fingiert er sich, daß der Geisteskranke in die Gewalt eines bösen Geistes gegeben sei. Allein dies altherkömmliche Bild steht dem Arzte nicht wohl an. Böse Geister sind

Dinger, die man nicht sehen kann . . . und Nießwurz, Brechweinstein und Karlsbaderwasser sind wunderliche Waffen gegen Geister.« Trotz dieser kaustischen Kritik fährt Fries aber mit Recht fort: »Doch ist es fast ungerecht, dieses Heinroth gegenüber auch nur zu erwähnen, da die Ausführung der Lehre bei ihm von diesen Fehlern ganz frei bleibt.«

Aber nicht bloß die zufällige Torheit der Konstruktion böser Geister — die ganze »philosophische« Behandlung der psychiatrischen Problemstellung wird von Fries verworfen. Gegen die Kantische Forderung, daß die psychologischen Lehrer der philosophischen Fakultät und nicht die Lehrer der medizinischen Fakultät als psychiatrische Sachverständige fungieren sollten, sagt der Kantschüler: »diese Meinung teile ich aber gar nicht mit ihm . . . Männer von klarem Geiste, welche die Gelegenheit haben, vielfältig und ausdauernd die Leiden und Sorgen der Menschen teilnehmend zu beobachten . . . teilnehmende Ärzte, welche ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf diese Seite gerichtet haben, werden hier am richtigsten zu urteilen vermögen.« Und noch bedeutsamer sagt er an anderer Stelle: »Die meisten Beobachter wollen Geisteskrankheit nur zu einem psychischen Leiden machen, bei dem die organischen Fehler erst Folgen der Seelenstörung sein sollen. Dies wird aus metaphysischen Voraussetzungen so bestimmt, und ich fürchte, auch im Leben nach diesen gedeutet. Ich getraue mich doch noch zu behaupten, daß jede wahre Geisteskrankheit ein Unglück und nicht eine Verschuldung ist.«

Die Stellung des Psychologen in der psychiatrischen Forschung grenzt er grundsätzlich folgendermaßen ab: »Der Psycholog kann mit seinen Hifsmitteln nur die psychischen Krankheitssymptome beschreiben und unterscheiden, aber das eigentliche Wesen, die Einheit des ganzen krankhaften Zustandes ist wohl immer somatisch begründet und nur von ärztlicher Beurteilung. . . . Die Krankheit selbst besteht im tiefsten Grunde doch in einem körperlichen Übel, mit dessen Hebung sie allein gründlich geheilt werden kann, während sie mit bloß psychischen Erleichterungsmitteln eigentlich nur verdeckt wird, wenn von wahrer Geisteskrankheit und nicht nur von ethischer Verwilderung oder Verkümmerung die Rede ist.« Fries will mit den letzten Worten also die ethisch Verwilderten und Verkümmerten von den wahren Psychosen abgrenzen; und zu diesem Zweck stellt er folgende Alternative auf: Entweder »sie sind . . . nicht geisteskrank. Es wäre also unrichtig, darum allein (weil sie ethisch verwildert sind) ihre Zurechnungsfähigkeit für aufgehoben zu erklären«. Oder »für dies Letztere muß doch noch etwas Eigenes hinzukommen . . . ein unglückliches psychisches Ereignis, welches organisch-körperlich begründet sein möchte«. Fries sucht also auch bei den Psychopathen, sobald ihre Besonderheit wirklich die Breite der charakterologischen Normalität überschreitet, dispositionelle, konstitutionelle körperliche Faktoren.

Immer wieder betont er, der Philosoph, diese organische Basis

des Psychotischen, ohne aber hinsichtlich der Artung desselben der empirischen Forschung konstruktiv vorzugreifen, wie dies, trotz seiner Warnungen, lange nach ihm noch Jacobi und Flemming in oft recht törichter Weise taten. Fries unterscheidet angeborene und erworbene, heilbare und unheilbare, ununterbrochene und periodische Geistestörungen, und hält sich mit dieser Unterscheidung wohl an Esquirol. Überall aber intendiert er bei seinen Unterscheidungsversuchen klare nosologische Krankheitsformen. So finden sich in seiner Darstellung neben vielem Falschen vereinzelte überraschende Bemerkungen: »Es finden sich Krankheiten geistiger Schwäche und Zerrüttung, zu denen die Anlage offenbar ererbt ist, wiewohl sie nicht von der Kindheit an bestehen, sondern erst in einem reiferen Alter ausbrechen.« Oder er spricht von unheilbaren Demenzen, und nennt da als Beispiel »Blödsinn, der auf langandauernde heftige Krampfkrankheiten folgt« und »solchen, der die Folge langanhaltender Trunksucht ist«. Von den periodischen Formen sagt er unter anderem: »Der Arzt muß bei vielen Formen der Krankheit, deren Paroxismen nach langen Zwischenzeiten wiederkehren, darin äußerst vorsichtig sein, daß er den Kranken nicht für zu früh genesen halte.« Diese Ausführungen werden nicht nur um ihrer Richtigkeit willen, sondern vor allem als Beweise dafür wiedergegeben, daß die grundsätzliche Fragestellung in all diesen Beispielen durchaus auf nosologisch-klinische Einheiten gerichtet ist. Dies ist im Jahre 1820 gewiß etwas Erstaunliches.

Fries läßt sich, dieser grundsätzlichen Einstellung entsprechend, sogar auch auf ätiologische Gesichtspunkte ein. »Exaltation, Depression, Wahnsinn, Verrücktheit, Melancholie, Blödsinn . . . sollten dies wirklich die Formen der Krankheit selbst und nicht nur ihrer psychischen Symptome sein? Ich zweifle sehr. Es sind damit wohl größtenteils nur psychische Symptome unterschieden. Eine rein geistige Erkrankung der Vorstellungskräfte kann ich mir nicht denken. Ich würde nur von psychischen Krankheiten sprechen, bei denen uns das körperliche Leiden noch unbekannt geblieben ist, welches ihnen zugrunde liegt.« Und ferner: »Mir scheint alles darauf anzukommen, daß das die Krankheit eigentlich konstituierende Übel richtig von den veranlassenden Ursachen unterschieden wird.« Letztere können körperlich oder psychisch sein; ersteres aber, das konstituierende Moment, ist nichts anderes als jenes, welches wir heute mit der Bezeichnung des endogenen Faktors, oder der Disposition, meinen. Fries selber benutzt sogar schon den Terminus Disposition in einer noch heute gültigen Weise: »Veranlassungen, welche in einem Fall schnelles Eintreten der Geisteskrankheit zur Folge hatten, gehen in anderen Fällen ohne Gefahr vorüber. Es muß also zu solchen Veranlassungen erst noch eine ungünstige Disposition im Kranken hinzukommen, durch welche die Krankheit selbst bestimmt wird, und diese wird zuletzt immer eine körperliche sein. Als solche wird sie . . . ihren Sitz im Nervensystem haben,

und darum werden wir die Krankheit selbst immer als in einem Hauptleiden der Nerventätigkeit begründet anzusehen haben.«

Den Begriff der Disposition finden wir freilich schon bei Kant in der Anthropologie. Aber wie verzerrt ist er dort in seinen psychiatrischen Anwendungen gegenüber diesen ganz modern anmutenden Ausführungen von Fries. Jene Ausführungen erscheinen uns Heutigen zwar als fast selbstverständliche Grundwahrheiten unserer Disziplin. Man bedenke aber, was ich schon mehrfach betonte, daß sie hier im Zeitalter der dämonologischen Spekulation über Geisteskrankheit, 40 Jahre vor Griesinger, in ihrer noch heute gültigen Formulierung ausgesprochen werden, und zwar von einem Philosophen! Es scheint mir dies ein in unserer Literatur ganz einzigartiges Faktum zu sein.

Was nun die »veranlassenden Ursachen«, oder wie wir heute sagen würden, exogenen Momente anlangt, so nennt Fries hier neben manchem Falschen »Verletzungen des Gehirns, Druck auf das Gehirn, fehlerhafte Beschaffenheit desselben, Andrang des Blutes nach dem Gehirn, fortdauernde schwächende Einwirkungen durch langwierige Fieber, Blutungen, Krämpfe, Trunkenheit«. Ferner findet sich bei Fries als exogenes Moment besonders genannt: »Metastasen von anderen Krankheiten, besonders Hautkrankheiten, auf das Gehirn.« Für diese merkwürdige Behauptung, welche Fries nicht näher belegt, muß wohl in der zeitgenössischen medizinischen Literatur irgendeine Quelle bestanden haben. Es ist jedenfalls kaum anzunehmen, daß damit eine Andeutung des Lues-Metalues-Problems bei ihm schon vorweggenommen sei, welches erst später zu der großen Entdeckung von Falret und Baillarger geführt hat.

Der Zweck dieser Darlegungen ist zu zeigen, wie sich überall in Fries' psychiatrischen Darlegungen eine strenge Innehaltung des nosologischen und ätiologischen Standpunktes geltend macht. Bei ihr verbleibt Fries auch in der deskriptiven Einzeldarstellung der geistigen Störungen. Bei dieser aber weiß er sehr genau, daß er bestimmte nosologische Bilder noch nicht zu geben vermag, sondern nur Symptome und Symptomgruppierungen. Auch mit diesem Wissen ist er seinem Zeitalter um eben die 40 Jahre voraus, welche bis zum Auftreten Griesingers vergingen. »Wollen wir nun zur Unterscheidung bestimmter Krankheitsformen übergehen, so müssen wir zuerst auf unsere Behauptung zurücksehen, daß jede nur psychologische Beschreibung dieser Übel eigentlich zur psychischen Semiotik der Krankheitslehre gehört, indem die geistigen Krankheitserscheinungen nicht das Ganze, nicht die Einheit der Krankheit selbst sind, sondern nur Anzeigen des krankhaften Zustandes gewähren. Wir beschreiben zunächst nur psychische Symptome der Krankheit und haben diese von dem Ganzen der einzelnen Krankheit wohl zu unterscheiden. Es werden in dem krankhaften Zustand eines Menschen oft die verschiedenartigsten psychischen Symptome . . . miteinander wechseln, aber die Krankheit selbst bleibt im letzten

Grunde dieselbe und für ihre Einheit werden wir nur körperliche Bestimmungen zu geben vermögen. Im entgegengesetzten Fall werden . . . psychisch fast dieselben Erscheinungen der völligen Geistlosigkeit bestehen und die Krankheit selbst wird doch in verschiedenen Fällen sehr verschieden sein.«

Die Ausführung dieser psychiatrischen Symptomatik bei Fries bietet nun des Eigenen nicht allzuviel. Es ist für den Ausbildungsstand der psychiatrischen Symptomatik vielleicht bezeichnend, daß damals von Pinel bis Griesinger ein wesentlicher symptomatologischer Fortschritt sich eigentlich nicht anbahnte. Nur der eine Unterschied besteht: daß was Griesinger und vor ihm Fries und Spielmann eben nur für Symptome hielten, war jenen anderen Forschern mehr oder weniger unmittelbar die Krankheit selber.

Es wird daher an dieser Stelle auf die symptomatologischen Einteilungen Fries nicht näher eingegangen. Eins jedoch an ihnen ist neu: nämlich Fries' Versuch, die einzelnen Symptome durch psychologische Abstraktionen auf primäre Wurzeln zurückzuführen, welche ihrerseits mit psychologischen Mitteln nicht weiter reduzibel sind, sondern als letzter, unmittelbarer Ausdruck der Störung selber, als psychotische Primärsymptome, zu gelten haben. Dieser Reduktionsversuch der Symptome bei Fries ist auch als ein Gesichtspunkt für die moderne phänomenologische und deskriptive Symptomzergliederung von hoher Bedeutung. Fries trennt drei symptomatologisch verschiedene Gruppen von psychischen Veränderungen: Störungen der sinnlichen Anregung, Störungen des unteren Gedankenlaufes und Störungen des oberen Gedankenlaufes oder der willentlichen Aktivität.

Die Störungen der sinnlichen Anregung zu allem psychischen Geschehen sind heute, genau so wie Fries es intendiert hat, ein Gebiet besonderer phänomenologischer Forschungseinstellung: das unmittelbare Erleben der Außenwelt sowie der inneren eigenen Vorgänge, die Halluzinationen und verwandte Gebilde gehören hierher.

Die Störungen des unteren Gedankenlaufes würden wir heute als die mnestisch-assoziativen bezeichnen. Unsere moderne Psychologie gerade auf psychiatrischem Gebiet war bis vor ganz kurzem freilich nicht daran gewöhnt, die Friessche Trennung in unteren und oberen psychischen Ablauf mitzumachen. Sie fundierte alles geistige Geschehen rein assoziativ. Ob mit Recht oder nicht, das zu untersuchen kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Tatsache ist jedenfalls, daß seit einigen Jahren nicht nur die Psychologen, sondern auch schon einzelne namhafte psychiatrische Forscher in der psychologischen Symptomatik neben und über die Assoziationspsychologie die Psychologie der aktmäßigen, intentionalen psychischen Abläufe stellen. Und es ist einem Forscher wie Berze hoch anzurechnen, daß er als erster die Priorität von Jakob Friedrich Fries in dieser Hinsicht offen anerkannt hat. In seinem Werk »Die primäre Insaffizienz der psychischen Aktivität (1914)«[1]) sagt er: »Jakob Friedrich Fries unterschied schon drei Stufen der Aus-

bildung des menschlichen Geistes: sinnliche Anregung, unterer Gedankenlauf, oberer Gedankenlauf. Zum gesunden Geistesleben ist nach Fries erforderlich, daß die Selbstbeherrschung den unwillkürlichen Assoziationen (unterer Gedankenablauf) überlegen bleibt, damit nicht Traum das vernünftige Urteil und niedere Begierde die vernünftige Handlung verdränge.« Das Wesen und der Maßstab der Geistesgestörtheit sei, »daß die Kraft des oberen Gedankenlaufes gebrochen sei, oder, wie es bei anderer Gelegenheit heißt, daß die Kraft der Selbstleitung der Gedanken geschwächt oder vernichtet wird und daher der untere Gedankenlauf sich der Herrschaft des oberen entzieht oder denselben ganz beherrscht. Wir deutschen Psychiater haben es daher, nebenbei bemerkt, durchaus nicht nötig, auf die Unterscheidung zwischen einem »psychisme supérieur« und einem »automatisme mental« als eine Entdeckung der »französischen Autoren« hinzuweisen, wie dies seitens einzelner Psychiater in der letzten Zeit geschehen ist. Was Fries als die »Kraft der Selbstleitung« bezeichnet, ist die psychische Aktivität; der »obere Gedankenlauf« nach Fries ist unser »Gedankenablauf«; der »untere Gedankenablauf«, die »unwillkürlichen Assoziationen« nach Fries sind unsere »Assoziationsabläufe.«

So greift auch die moderne Forschung bereits wieder vereinzelt auf Fries' psychiatrische Leistung zurück, und ist sich dabei teilweise auch schon seiner Priorität bewußt.

Nicht nur Berze, auch Meyerhof hat[2]) diesen Schritt auf Fries zurück in mannigfacher Hinsicht bereits getan. So einmal in seiner Ausbildung der psychologischen Theorie psychotischer Symptome, sodann aber auch in seiner generellen Enwicklung eines psychologischen Kriteriums der Zurechnungsfähigkeit. Diese hat Fries ebenfalls aus seiner Lehre vom oberen Gedankenlauf abgeleitet, ähnlich wie Berze es schon dargestellt hat. Das Kriterum der Zurechnungsfähigkeit liegt in der Unterdrückung der Herrschaft des oberen Gedankenlaufes.

An einzelnen Stellen der Friesschen Darstellung erscheint es sogar zeitweise so, als habe Fries den Unterschied der organischen und der funktionellen Psychosen bereits zum Ausdruck bringen wollen. Fries trennt nämlich »körperliche Geisteskrankheiten, bei denen die Veranlassung des geistigen Leidens im Körper sehr bestimmt erkannt wird«, und »wahre Geisteskrankheiten, in denen nicht zu bestimmt eine körperliche Krankheit als Ursache des geistigen Leidens erkannt wird«, — obwohl sie, wie wir sahen, grundsätzlich von Fries vorausgesetzt wird. Indes ist diese Stelle etwas vieldeutig, und wir wollen daher nicht mit Sicherheit behaupten, daß Fries diesen Unterschied wirklich schon formuliert hat lehren wollen.

---

[1]) S. 217ff.

[2]) Beiträge zur psychologischen Theorie der Geistesstörungen. Göttingen 1910.

Aus dem Vorgetragenen geht wohl hervor, daß die Grundlagen psychiatrischen Denkens, welche auch heute noch in unserem Forschungsgebiet grundsätzlich nicht überholt sind, sich bei Jakob Friedrich Fries als erstem Denker mit einer Deutlichkeit und Klarheit ausgesprochen finden, welche alle seine psychiatrischen Zeitgenossen in keiner Weise besitzen. Und es erscheint als eine Pflicht historischer Gerechtigkeit, diese bisher fast völlig unbekannte Tatsache der Vergessenheit zu entreißen und diesem großen deutschen Denker auch in der Geschichte unserer Fachwissenschaft zu der ihm gebührenden Stellung zu verhelfen.

Aber nicht nur diese historische Aufgabe stellt uns das psychologisch-psychiatrische Werk von Fries. Darüber hinausgehend haben alle Abschnitte des vorliegenden Buches, welches von den Grundlagen der Psychiatrie als Wissenschaft handelt, an das denkerische Gesamtwerk Fries' als unseres philosophischen Führers anknüpfen müssen. Logik, Wissenschaftslehre, deskriptive und dynamische Theorie des Psychotischen und die Methodologie der psychologischen Induktionen, so wie sie im voranstehenden entwickelt worden sind, fanden in dem philosophischen, erkenntniskritischen und psychologischen Lehrgebäude von Jakob Friedrich Fries ihr Fundament, ihre Ausgangspunkte, ihre Maßstäbe und ihre Begründungen. Neben der historischen Rolle, welche Fries in der Psychiatrie spielt, wird also die prinzipielle und systematische Bedeutung seines Gedankenwerkes für den Fortschritt der Psychiatrie zu wahrer Wissenschaft von unvergänglicher Bedeutung sein. Dafür sollen die Blätter dieses Buches zeugen.

Namenregister.

Aall 163.
Abderhalden 95, 417.
Ach 105, 349, 350, 374.
Adler 101, 111, 188, 287.
Albrecht 141.
Allen 15.
Allers 94.
Alzheimer 92, 93.
Angiolella 460.
Anton 433, 452.
Apelt 46, 272, 388, 391.
Aristoteles 34, 47, 107, 142, 167, 193, 227, 321, 339.
Arndt 98, 189.
Aschaffenburg 240, 253, 422, 433, 435, 436, 452, 457, 459.
Avenarius 25, 204.

Bach 94.
Bacon 258, 272, 388.
Baer 437, 460.
Baillarger 398, 479.
Bain 149.
Baldwin 18.
Beattie 43.
Beneke 14, 37, 39, 41, 67, 103, 381, 385.
Bentham 441.
Bergmann 128, 142, 161, 226, 227, 375.
Bergson 111, 135, 154, 193, 203, 260, 261, 283, 336, 351, 360, 366.
Berkeley 204, 365.
Bernays 130.
Berze 139, 170, 171, 174, 249, 433, 443, 446, 447, 453, 454, 480, 481.
Bielschowsky 93.
Binswanger 408, 436.
Birnbaum 96, 97, 399, 462.
Biunde 352.
Bleuler 98, 99, 145, 161, 182, 188, 257, 289, 293, 294, 295, 298, 299, 300, 301, 302, 401, 405, 407, 415, 417, 438, 439, 440, 442, 446, 452.
Boltzmann 272.
Bonhöffer 96, 97.
Brentano 107, 108, 119, 128, 131, 132, 133, 138, 146, 148, 150, 157, 158, 172, 174, 189, 205, 206, 208, 209, 270, 277, 319, 321, 339, 340, 341, 342, 344, 347, 367, 369, 370, 371, 372, 373, 377, 378, 379, 390, 395, 416.
Brodmann 93.
Bühler 104.
Bumke 94.
Burke 448.

Claßen 141.
Clifford 352.
Cohen 19, 28.
Cohn, J. 111.
Comte 105, 326, 371.
Cornelius 109, 155, 331.
Crusius 33.

Darwin 352.
Delbrück 452, 453.
Demokrit 73.
Descartes 73.
Dilthey 104, 211, 283, 315, 316, 317, 318, 319, 329, 359.
Dittmar 238.
Dodge 104.
Driesch 140, 227, 228.
Drobisch 103.

Ebbinghaus 104.
v. Economo 93.
Einstein 129, 130, 131.
Emanuel 95.
Erdmann 104, 352.
Esquirol 89, 396, 473, 476, 478.
Exner 90.

Falret 398, 479.
Fankhauser 142.
Fechner 171, 276, 333, 355.
Feuerbach 59.
Fichte 37, 39, 40, 41, 81, 122, 139.
Fischer, K. 28, 32.
Flechsig 93.
Flemming 116, 478.
Forel 292.
Forster 95.
Fortlage 103.
Frege 29.
Freud 109, 111, 172, 177, 188, 287, 289, 290, 291, 293, 294, 295, 297, 298, 299, 300, 383, 392, 414, 416, 417.
Freundlich 129.
Fries 2, 13, 21, 28, 37, 39, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 53, 54, 55, 61, 62, 64, 65, 74, 77, 78, 80, 86, 120, 123, 127, 128, 131, 139, 158, 159, 240, 266, 267, 329, 341, 387, 389, 391, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482.
Furtmüller 445.

Gaupp 407.
Geiger 110, 283, 350, 353.
George 48.
Goethe 1, 72, 79.
Goldstein 419.
v. Grabe 460.
Grafe 94.
Gregor 96.
Griesinger 89, 90, 99, 113, 116, 238, 239, 240, 243, 264, 398, 405, 473, 474, 479, 480.
Groos 353.
Gruhle 401, 460.
Gudden 93.
Guyau 441.

Hamilton 77, 78, 148.
v. Hartmann 167, 171, 178, 179, 180.
Hauptmann 93.
Hecker 90.

Hegel 37, 41, 59, 64, 67, 72, 79, 86, 122, 311.
Heinroth 89, 154, 239, 258, 396, 426, 473, 474, 476, 477.
Held 93.
Hellpach 149, 170, 171, 173, 174, 175, 177, 242, 423.
Helmholtz 75, 76, 199, 272.
Henry 131.
Herbart 70, 76, 103, 149, 152, 153, 154, 155, 156, 163, 333, 348, 352, 370, 397.
Herz, M. 33.
Hirt 101, 174, 410, 411.
Hoche 401, 406.
Hoeffding 334.
Hoefler 341.
Hoffbauer 89, 239, 396, 473, 476.
Homburger 96, 457.
Hume 15, 44, 56, 67, 142, 204, 272, 334.
Husserl 29, 76, 101, 108, 109, 110, 111, 119, 124, 133, 138, 139, 146, 148, 150, 158, 174, 283, 294, 306, 311, 314, 319, 321, 325, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 360, 361, 362, 363, 369, 376, 377.

Jacobi 57, 78, 240, 473, 478.
Jahnel 93.
James 18, 25.
Jaspers 101, 115, 168, 196, 224, 276, 351, 359, 360, 381, 382, 383, 384, 394, 401, 409, 410, 411, 412, 416, 418, 419.
Ideler 476.
Joerger 96.
Isserlin 94, 240, 253, 299.
Jung 100, 188.
Justschenko 247.

Kafka 95.
Kahlbaum 90, 400.
Kauffmann 94, 453, 460.
Kant 2, 13, 14, 15, 17, 19, 20, 21, 23, 28, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 41, 42, 45, 54, 56, 65, 67, 69, 72, 73, 74, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 120, 121, 122, 127, 128, 129, 131, 133, 136, 137, 139, 142, 143, 148, 149, 159, 162, 167, 168, 173, 192, 204, 205, 207, 213, 221, 228, 232, 236, 244, 254, 258, 266, 267, 271, 272, 278, 301, 315, 326, 348, 371, 379, 381, 388, 476.
Kieser 239.
Kirchhoff 196.
Kleist 94, 399.
Knauer 94.
Kraepelin 8, 89, 90, 91, 92, 93, 97, 98, 99, 240, 245, 400, 404, 405, 407, 408, 417, 418, 437.
Kretschmer 101.
Kroner 199, 200.
Krüger 110.
Külpe 104, 105, 109, 119, 349, 371, 408.
Kurella 434, 435, 436.

Lange 95.
Leibniz 56, 67, 81, 171.
Lewandowsky 289, 294, 295.
Liepmann 9, 94, 433, 481.
Lindau 453.
Linné 157, 395, 408.
Lipps 19, 22, 26, 29, 30, 103, 105, 110, 152, 161, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 176, 177, 178, 206, 283, 306, 311, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 329, 331, 332, 341, 342, 350, 352, 353, 356, 357, 359, 373, 384.
Locke 67, 75, 139, 272, 317, 324, 334, 370.
Lombroso 425, 437, 438, 439, 453.
Longard 434, 437, 452, 453, 454, 460.
Lorenz 96.
Losskij 360.
Lotze 3, 103, 143, 148, 149, 291, 339, 340, 353.

Mach 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 104, 119.
Magnan 399, 425.
Maimon 81.
Marbe 104, 349.
Marcus, E. 22, 23, 24.
Martius 96, 143.
Marty 108, 128, 150, 259, 279, 340, 341, 344, 345, 395.
Marx 47, 59, 60.
Mauthner 18.
Mayer 410, 437, 453, 454.
v. Meinong 22, 24, 86, 108, 111, 150, 155, 158, 283, 331, 337, 340, 341, 344, 349.
Mendel 96.
Messer 104, 107, 109, 150, 339, 341, 362.
Meyerhof 120, 123, 152, 207, 371, 385, 403, 419, 481.
Meynert 90, 398.
Mill 67, 105, 142, 148, 272, 388, 441.
Mirbt 46.
Moebius 154, 155, 158.
Moeli 96, 460.
Monakow 182.
Morel 399, 425.
Munk 93.
Mühlestein 55.
Müller, G. E. 104, 107.
Müller, J. 76.
Münsterberg 111, 137, 203, 205, 283.

Nasse 240.
Natorp 22, 23, 29, 118, 119, 137, 138, 145, 203, 205, 283, 342.
Nelson 7, 9, 13, 15, 19, 20, 21, 23, 24, 25, 27, 29, 30, 32, 35, 36, 37, 41, 42, 47, 49, 52, 53, 76, 109, 131, 156, 208, 232, 234, 235, 236, 266, 306, 361.
Neumann 98.
Newton 72, 129, 144, 388.
Nietzsche 445.
Nissl 92, 93.
Nonne 95.

Österreich 101, 110.

Pasteur 119.
Pfänder 103, 283.
Pfahl 94.
v. d. Pfordten 150.
Pilzecker 104.
Pinel 480.
Platon 50, 73, 167, 363.
Poincaré 25, 272.
Poppelreuter 381.

Prandtl 103, 352, 353, 354, 355, 356.
Prichard 432.

Ranke 93.
Ranschburg 163.
Reichardt 95.
Reid 43.
Reil 89, 239, 473, 476.
Reinhold 37, 38, 39, 41 42.
Reiss 97.
de Rémusat 20.
Renouvier 161.
Richter 437, 460.
Rickert 9, 22, 25, 26, 111, 119, 129, 168, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 225, 226, 260, 261, 283, 296, 303, 324, 336, 359.
Rieger 94, 250, 251, 252.
Romanes 352.
Rosenstein 289, 290, 291, 294, 298, 299, 301.
Rosental 418.
Roux 143.
Russell 146.
Rüdin 96, 460.

Sander 437, 460.
Scheler 103, 110, 221, 283, 350, 352, 357, 358, 359, 360, 362, 384, 385, 410, 445.
Schelling 37, 41, 57, 64, 69, 81, 111, 122, 200, 308, 362.
Schilder 101.
Schiller 18, 25.
Schleiden 46.
Schlick 129.
Schlömilch 46.
Schmid 46, 123, 128, 135, 137, 139, 394, 397.
Schneider 1, 141.
Schopenhauer 72, 161.
Schröder 97, 407, 408, 409.
Schulz 163.
Schüle 90, 116.
Schumann 104.
Selz 204.
Semon 174, 180.
Shaftesbury 445.
Siefert 96, 460.
Sigwart 198.
Simmel 18, 25, 111, 194, 195, 260, 261, 283.
Smith, Ad. 441.
Sommer 94, 95, 435.
Spearman 110.
Specht 101, 410, 419.
Spencer 67.
Spielman 113, 114, 116, 405, 473, 475, 480.
Spielmeyer 93.
Spinoza 74, 75.
Stahl 58, 59, 60.
Stärcke 289, 292, 294, 299.
Stern 110, 353.
Störring 371.
Strauß 59.
Sträußler 93.
Stumpf 104, 108, 119, 146, 338, 348, 349.

Thomas von Aquin 107, 339.
Tomaszewski 95.
Trendelenburg 32.

Urstein 98, 406.

Verworn 142, 143, 161, 180.
Vischer, R. 103.
Vogt 93.
Volkelt 353.

Wahle 172.
Wassermann 95.
Watt 105.
Weber, E. 94.
Weber, M. 111, 223, 224, 225, 261, 283.
Wernicke 90, 94, 115, 189, 357, 398, 400.
Westphal 90, 105, 114, 238, 240, 398.
de Wette 46.
Whewell 272, 388.
Wilmanns 96, 409, 460.
Wirth 104.
Windelband 66, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 119, 192, 199, 457, 463.
Witasek 108, 341, 354.
Wolff 56, 149.
Worringer 103.
Wundt 75, 102, 103, 104, 106, 107, 110, 119, 137, 149, 153, 154, 155, 156, 204, 205, 206, 208, 319, 348, 350, 352, 370, 397

Ziehen 90, 104, 106, 109, 119, 339, 407, 408.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.